ARENA

Preis des Jahrgangs M. 13.—

.. Jahrgang, Heft 1

Preis 1 Mark

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe



Deutsche Verlags-Anstalt

Berlin Stuttgart Leipzig

Inhalt des ersten Heftes

Text:

Einschaltbilder:

Selbständige Textbilder:



Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

„Der Monat"

Jahrgang 1905/06

Erster Band

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

I. Band. 1905–1906. Heft 1–5

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Biographien. Porträts

Aus hohen Kreisen

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Natur

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Kunst

Baukunst

Bildnerkunst

Malerei

Gemälde

Zeichnungen

Mehrfarbige Reproduktionen

Kunstgewerbe. Naturaufnahmen

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Heilwissenschaft und Gesundheitspflege

Rechtskunde und Sozialwissenschaft

Militär und Marine

Sport, Jagd und Mode

Theater

Poesie

Literatur

Humoristische Ecke

Aus aller Welt

Handschriften-Beurteilung

Schach

Für müßige Stunden

Briefmappe



Rosenzeit

Nach dem Gemälde von Gabriel von Max (München)

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

I

Schmaleningken!

Der kleine Raddampfer bog in den Winterhafen ein. Die Pfeife heulte. Es war die erste deutsche Station am Memelstrom. Wenig zurück, wo hinter sumpfigen Wiesen Kiefernwald zum Wasser heranzog, lag schon das heilige Rußland.

Ein Spätnachmittag im September mit milder Sonne und weichen Schatten. An solchen Tagen ist die Ebene so schön.

Das Schiff hatte es eilig. Der armselige Flecken hielt es auch nicht lange. Während der graubärtige Kapitän an der Bordverkleidung gähnend lehnte, wurden ein paar leere Schnapsfässer die sandige Uferböschung hinabgerollt; ein riesiger Sack schwankte unter einem grobsträhnigen Littauer Kopfe auf Deck.

„Na, nu macht 'n bißchen schnell, Mannchen!" — Das breite Ostpreußisch des Schiffers wurde aber sofort geschmeidig, als ein Herr jetzt auf das Landungsbrett trat. — „Guten Tag, Herr Graf — guten Tag, Frau Gräfin — guten Tag, gnädiges Fräulein... Die Herrschaften wollen schon zurück?"

„Ja, ja, ja," erwiderte der Herr etwas nervös, mit einem leichten Griff nach dem Hut. „Warum habt ihr eigentlich immer solche Riesenverspätung hier? Wir sind schon seit zwölf Uhr in dem Nest." Und er wies nach dem einfachen Gasthof auf der Uferhöhe, wo zwei magere Steppenpferde mit wirrer Mähne und unstetem Auge vor einem schmutzbedeckten Wagen bewegungslos standen.

Der Kapitän machte ein pfiffiges Gesicht: „Der Herr Graf wissen ja: auf der russischen Seite regulieren sie den Strom nun einmal nicht ordentlich. Stromaufwärts haben wir darum im Herbst immer zu wenig Wasser. — Man kommt beim besten Willen nicht vorwärts!... Und dann hatten wir auf der Herfahrt auch noch Schimkes an Bord. Das sind die Flößer, Frau Gräfin, die nach Rußland zurückgehen. Das Schiff gestopft voll. — Das ist eine Bande! — schlimmer als das Vieh. Die sollte die Frau Gräfin mal essen sehen. Zehn Kerls brocken sich Zucker und grobes Brot zusammen in einer Schüssel, und dann gießen sie einen Patscheimer mit Memelwasser drauf, und dann fährt alles mit Holzlöffeln rein. Und ein Geschmatz und ein Kreuzgeschlage! Und was sie sonst noch für nicht zahlende Passagiere mitgehen lassen..." Der Kapitän kraute sich in nicht mißzuverstehender Weise sein dickes Haar.



Johannes Richard zur Megede

Der Graf räusperte sich darauf, die Gräfin sagte: „O Gott!" — Das gnädige Fräulein aber lachte ungeniert.

„Nun, alles glücklich an Bord? — Dann ziehen Sie die Brücke weg!"

In dem Augenblick kam ein junger Mensch rasch die Böschung herabgeschritten: „Halt, ich will noch mit!"

„Na, dann beeilen Sie sich!"

Der Ankömmling sprang auf Deck, machte eine hastige Bewegung nach der Oekonomenmütze, als wenn er grüßen wollte, tat's aber im letzten Moment doch nicht, sondern ging leichtfüßig an den andern vorüber ins Vorderschiff.

„Na, das scheint auch so ein duschackiger Kerl zu sein! ... Hat die ganze Zeit über bei den russischen Pferden gestanden, als wenn er noch nie so was gesehen hätte ... Und dann kommt er noch beinahe nicht mit!" sagte der Kapitän ingrimmig.

Von den gräflichen Herrschaften hatte nur das gnädige Fräulein dem halblauten Monologe zugehört. Sie sah dem „duschackigen Kerl" nach. Er stand jetzt am Schornstein und schaute wieder zurück nach den Pferden — eine schlanke, sehnige Reiterfigur, sonnenverbrannt, mit krausem, aufgedrehtem Schnurrbart. ‚Wahrscheinlich Inspektor,' dachte sie. ‚Aber hübscher Kerl . . .'

Dann begann die Maschine zu arbeiten, das Schiff schwankte und bekam endlich ächzend mäßige Fahrt. Die drei Stunden Verspätung konnte es ja doch nicht mehr einholen.

„Modeste! Kaffee — willst du oder willst du nicht?" klang es vom Hinterschiff. Graf und Gräfin hatten es sich dort an einer Glaswand bequem gemacht.

Das gnädige Fräulein folgte zögernd dem Ruf. Sie war gar nicht begierig auf den Schiffskaffee und auf die Gesellschaft von Schwager und Schwester noch weniger. In monatelanger Einsamkeit auf einem russischen Gute hatte sie sich mit den beiden fast zu Tode gelangweilt. Es war nicht Mangel an verwandtschaftlichem Gefühl — es war ihre Natur so, daß sie die Legitimität langweilte . . . Ja die Legitimität! — Wie sie so bei den beiden saß, stumm, geistesabwesend, hatte sie darüber ihre ketzerischen Gedanken. Die Legitimität erschien ihr alt, langweilig, verbraucht — die Illegitimität jung, hübsch, von überschäumender Lebenskraft. Die Legitimität saß neben ihr, war ihre Schwester und hieß jetzt: Erika, Gräfin von Arsil, eine aus der Form gegangene ältere Blondine mit losem Korsett und unvermeidlichem Schildpattlorgnon. Der Gatte, ein mit schwerem Geld gekaufter Edelmann, schlank, brünett, sehr Aristokrat, eine angezüchtete Liebenswürdigkeit im schmalen, feingefältelten Gesicht eines routinierten Vierzigers. Die vor wenigen Jahren erst geschlossene Ehe war leidenschaftslos glücklich. Das Gefühl hatte sogar bis zu einem Sohne gereicht — legitim, temperamentlos wie die Eltern . . . Die Illegitimität stand noch immer neben dem Dampferschlot, trug eine Oekonomenmütze und zeigte über dem schneeweißen Stehkragen einen kräftigen braunen Nacken. — Der Zufall wollte es, daß Modeste zwischen den beiden saß, der Legitimität näher, der Illegitimität ferner, was auch ihren Gedankenkreisen im Augenblick entsprach.

Sie stand unentschlossen zwischen den beiden — sie war ja noch so jung!

Modestes Familiengeschichte war nicht übermäßig verwickelt. Sie hießen Lindt und waren eine längst anerkannte Parvenüsfamilie vom Rhein. Der Vater hatte sein Geld in Knochenmehl gemacht — viel Geld — und in gesetzlich nicht anfechtbarem Wucher. Durch beides hatte er intime Beziehungen zur Landwirtschaft gewonnen und auch ein gewisses Interesse für den Stand. Denn dieser Emporkömmling war im Grunde seines Herzens konservativ, ein Freund altadliger Traditionen, dazu von jenem Erwerbsehrgeiz, der da sagt: In jeder Branche gibt's was zu verdienen. Er reiste daher lange im Osten umher, zum Vergnügen scheinbar, in Wahrheit, um Güter anzusehen. Und wie alle klugen Leute fand er auch, was er wollte: ein Ordensschloß der Deutschherren, feudaler Besitz, tief drin in Litauen, zwar von Hypotheken überlastet, aber der zeitweilige Schloßherr war sein Geschäftsfreund und Schuldner. Er zog also dem Manne, der auch ohnedies nicht zu retten gewesen wäre, ohne Härte oder Hast die Krawatte zu und erwarb das Gut in der Subhastation zu einem Spottpreise. Das geschah vor zwanzig Jahren. Die Frau — aus guter Familie — und zwei Töchter brachte er mit. Die Jüngste, Modeste, wurde auf dem Schlosse geboren. Sie war also schon durch den Geburtsort die feudalste und der Liebling des Vaters. Die Gegend weigerte sich anfangs, den Mann anzuerkennen, wenigstens das blaue Blut erwiderte zwei seiner Einladungen regelmäßig durch eine einzige. Aber da der Neuling anständig verbohrte Gesinnungen zeigte und seinen Geldbeutel nur den kleinen Mann fühlen ließ, durfte er endlich passieren. Die älteste Tochter wurde zur rechten Zeit auf den Markt gebracht. Baron sollte der Schwiegersohn mindestens sein — aber kein Hungerleider. Dazu war der Alte auch jetzt noch zu sehr Kaufmann. Der Edelleute fanden sich viel — sogar ein Kürassierleutnant aus dem Westen, der aber kläglich Fiasko machte, als es ans Schuldenbeichten ging. Kurz vor Toresschluß tat es der Aeltesten ein deutsch-russischer Graf an — auch Habenichts, bei dem aber mildernd die Neunzinkige wirkte und ein nebelhafter Erbonkel in Warschau . . . Die Zweite, Frieda, fand nicht einmal den Baron. Das war nicht ihre Schuld. Der Alte war durch die vielen mißlungenen Verlobungen der Aeltesten in Mißkredit bei den Heiratskandidaten gekommen . . . Die Jüngste, der star, empfand dabei einen häßlichen Triumph. Die Schwestern haßten sich.

Bei dieser Schwester waren Modestes Gedanken gerade jetzt. Nein, die Legitimität war doch das einzig Wahre! Schon um diese Schwester zu ärgern, mußte sie ja verständig heiraten. Ob sie den Zukünftigen nun liebte oder nicht — aber vornehm, dreimal vornehm sollte er sein. Und bald, bald! Nicht so töricht lange warten wie die älteren Schwestern, die in aussichtslosen Liaisons Jugend und Gefühle verzettelt hatten. Diese Vorstellung erhitzte sie. Und als hätte der leise Herbstwind, der über das schmutzige Deck strich, ihr Haar verwirrt, holte sie einen Taschenspiegel mit gleichgültiger Bewegung heraus. Sie schaute lange in das Glas.

Sie dachte nicht an die Frisur. Sie dachte, daß es ohne Schmeichelei ein kleiner, feiner Kopf war, den sie erblickte. Schmale Lippen, blasse Augen, die runde Stirn von hellblondem, zierlichem Kraushaar überzittert. Und weiß die Haut und weich die Linien. Die Nase war freilich nicht schön — zu klein — aber pikant mit den rosigen, etwas lüsternen Flügeln. Und die paar leichten Sommersprossen — bah! Ein Reiz mehr, wie sie jetzt so wissend lachte, was eine Familieneigentümlichkeit war ... Und was das kleine, trübe Glas nicht zeigte, und was ihre scharfen neunzehnjährigen Augen so gut sahen: — die schlanken, vollen Glieder, die graziöse Hüfte, die auch unter dem festesten Korsett sich so anmutig bog. Modeste stand auf, machte einige Schritte vorwärts und hatte ganz das Gefühl, als wenn ihr alle Augen auf dem Schiffe folgten und aufleuchtend sagten: Was ist die doch gut gewachsen, und wie hübsch geht sie auf schmaler Sohle! ... Nein, ein solcher Körper mußte ja Karriere machen ...

Und mit saugender Nüster schaute sie ins Leere, in die Zukunft, wo der Briefverkehr mit ihrer Schwester Frieda ein sehr lebhafter sein sollte. Sie sah sogar sehr deutlich die Kuverts:

Ihrer Hochgeboren
Frau Gräfin von ...

mit einem verschwimmenden Namenszuge.

Und dagegen wieder:

Fräulein
Frieda Lindt
Wohlgeboren.

Das Wohlgeboren würde sie der Schwester nicht um die ewige Seligkeit erspart haben. — Modeste war in diesem Augenblick kalt legitim auch im Gesicht. Und doch war illegitimer als alles, daß ihr Auge niemals einem Männerblicke auswich.

Die schleppende Stimme der Schwester weckte sie aus dem ehrgeizigen Traume. „Willst du nun eigentlich deinen Kaffee austrinken oder nicht, Modeste? Alles fällt voll Fliegen. Nimm sie doch heraus!"

Modeste drehte sich herum und erwiderte spitz: „Fliegenkaffee kannst du allein trinken, Erika!" — Und wie sie das Ehepaar jetzt sah, vor der Herbstkühle hinter der Glaswand zusammengekauert — sie mit der Geizfalte um den welken Mund, er an der längst ausgegangenen Zigarre ziehend —, da fiel ihr wieder ein, was sie bei diesem ersten russischen Besuche schon am zweiten Tage trotz aller Ehrfurcht für Grafenkronen gedacht hatte: ‚Wenn das die Ehe ist — um Gottes willen! — da muß man ja mit dem ersten besten Stallknecht durchgehen! Und wenn das Elternglück heißt, so eine talgige, blutarme Schlafmütze als Thronfolger zu haben, so einen, den man erst kneifen muß, bis er Leben bekommt und schreit, wie dieser Dagobert Axsil — nein, nein, lieber ...' Und sie hatte eine ganz unerhörte Konsequenz dabei gezogen.

Darauf ging Modeste auf Deck spazieren. Dieser sinkende Herbsttag war doch zu schön, um ihn ganz zu verträumen ... Die Ebene und der Strom — sie liebte beide. Lange stand sie über Bord gelehnt. Und die Ebene zog vorüber, so weit, so ruhig — Wiese und Wald und einsame Häuser und weidende Pferde. Mit purpurner Glut lag die untergehende Sonne darüber. Die Kiefernstämme glänzten, das Grün schimmerte hell. Aber das warme Licht trog — es war schon Herbst. Jedoch Modeste ließ sich gern belügen. Es lag so viel köstliche Einsamkeit, so viel schwermütige Trauer über der Flur. Wiesenduft strömte herüber und Harzgeruch und Wasserdunst. Zwischen nickenden Weidengebüschen floß der ruhige gelbe Flachlandstrom. Die Kielwelle rollte auf grauen Sand, Kähne tanzten, ein flachshaariger Junge warf flache Steine nach dem Schiff und schrie ein littauisches Wort. Und die Sonnenlichter wurden breiter und schwerer, und die Schatten zogen nach. Das Ufer erhob sich zu welligen Hügeln. In den Fenstern einer Schneidemühle blitzte die rote Sonne. Riesige Holzflöße lagen im Strom mit wilden Gestalten am rohen Steuer; die Stämme schaukelten behaglich, ein Hund bellte. Der Kapitän schrie einem Floßführer zu, und der Mann drohte zurück.

Das Schiff legte bei. Auf lang streichendem Hügel eine Stadt in Waldgrün gebettet, mit rotschimmerndem Ordensschloß. Es war Ragnit. Ein schweres Boot schwankte heran und brachte einen kurländischen Baron mit einem Schafbock. Aus der Kajüte war jetzt ein dicker Mann heraufgekommen, eine Art Verwalter, und dienerte: „Guten Tag, Herr Baron."

Der Baron tippte nur an seine russische Mütze. Modeste aber, die viel Sinn für das Komische hatte, fand diesen alten hochmütigen Edelmann mit seinem Schafbock äußerst pläsierlich. Sie trat darum auch näher heran, als sich die beiden, Herr und Verwalter, unterhielten. Die Unterhaltung enttäuschte sie etwas, sie galt nur landwirtschaftlichen Maschinen. Der Baron, ein kluges, scharfes Gesicht ohne Güte, paffte dazu ganz kurze russische Zigaretten mit riesigem Mundstück. Wenn er die letzte wegwarf, stand auch schon sein Verwalter mit einem Streichholz bereit. Der Baron aber dankte nie für den Dienst. Wohl eine halbe Stunde lagen sie vor dem Nest. Schmierige Säcke ohne Zahl kamen an Bord. Das war langweilig, der Schafbock eigentlich noch das Interessanteste. Darum ging Modeste auch an seinen Käfig heran und steckte die Spitze des Sonnenschirmes durch die Holzstäbe nach dem Tier, das in charakteristischem Stumpfsinn dalag. Bei dem Schafbock fand sie

auch den „duschackigen Kerl“ wieder, der inzwischen unten gewesen sein mußte. Er trat vor der Dame sofort höflich zurück.

„Fahren Sie nach Tilsit?“ fragte Modeste dreist.

„Jawohl.“

„Und da bleiben Sie?“

„Nein.“

„Also Sie wollen noch weiter?“

„Jawohl.“

„Na, wir haben auch noch verschiedene Stunden Wagenfahrt vor uns.“

„Ich auch.“

Modeste sagte darauf lächelnd: „Vielleicht wollen Sie am Ende auch nach Barginnen wie wir?“

„Jawohl.“

„Nach Schloß oder Dorf?“

„Schloß.“

Modeste sah den hübschen jungen Menschen mit Interesse an. Dann lachte sie hell auf: „Jetzt will ich Ihnen auch sagen, wer Sie sind. Sie sind der neuengagierte Inspektor Romeit von uns. Ich bin das Fräulein vom Schloß.“

Inspektor Romeit zog mit eckiger Höflichkeit die Mütze: „Ich dachte mir das gleich, gnädiges Fräulein.“

Nun verstand auch Modeste das Zögern vorhin und den Griff nach dem Hut. Der gewisse bäurische Trotz, der in seiner Art lag, und die Scheu vor den Schloßherrschaften — das ärgerte sie und schmeichelte ihr zugleich. Sie war im Begriff gewesen zu sagen: „Kommen Sie doch hinüber zu uns, wir sitzen da an der Glaswand.“ Denn es schien sonst ein Mensch von Manieren zu sein. Schnell überlegte sie sich's anders. ‚Inspektoren! Die muß man sich immer etwas vom Leibe halten, sonst werden sie frech. Inspektoren sind Schwefelbande, sagt Papa immer ... Schade! Wenn man ihn näher besieht, hat er gar nichts Unfeines, eher das Gegenteil.‘

Und endlich sagte sie mit kurzem Kopfnicken: „Wir werden wohl in Tilsit in demselben Wagen fahren, wenn nicht Papa einen Einspänner für Sie geschickt hat. Adieu!“

„Adieu, gnädiges Fräulein!“

Und daß Herr Romeit womöglich noch steifer wiedergrüßte, tat ihr eigentlich wohl.

Indessen hatten sich die gräflichen Herrschaften mit dem Baron angefreundet. Modeste horchte auf das Gespräch, ohne nahe heranzugehen. Die gewöhnliche Herbstunterhaltung: Hühnerjagd, Landwirtschaft. Das machte eben der gleiche Stand, die gleiche Lebenssphäre der Herren. Aber während der Graf immer wieder auf die Hühnerjagd zurückkam, ohne Eifer, obgleich es seine einzige Passion war, sprach der Baron scharf und angeregt von landwirtschaftlichen Fragen: „Ich arbeite jetzt so viel wie möglich mit Maschinen. Passen Sie auf, die Leute werden uns in Rußland auch noch knapp. Der Zuzug vom Lande nach unsern baltischen Seestädten ist schon jetzt sehr bedeutend. Unsereiner muß die Augen recht groß aufmachen, sonst wachsen ihm die Verhältnisse über den Kopf. Wer garantiert uns, daß der große Weltkrach nie eintritt? Der kleine ist bei der Landwirtschaft ja schon in Permanenz erklärt — in Deutschland, bei uns, ja sogar in Amerika.“ — Dagegen ihr Schwager: „Ja, ja ... man schränkt sich ja auch ein, wie man kann. Uebrigens was Sie von Rübengütern in Posen vorhin sagten, ist vollkommen richtig — was es da für Hühner gibt! Ich reise im September immer der Jagd wegen zu meinem Schwiegervater nach Deutschland ...“ — „Ich nicht!“ antwortete der Baron trocken. „Wenn zugesät wird, muß ich dabei sein. Es kann einem sonst ganz gut passieren, daß so ein Inspektor allein ganze Schläge unbestellt läßt. Ich bin nur wegen einer Drillmaschine hier, die ich mir bei Verwandten angesehen habe und die ich, weil sie vorzüglich funktioniert, gleich mit nach Kurland nehmen werde.“ Von Zeit zu Zeit ging dem Baron im Eifer der Unterhaltung die Zigarette aus. Dann sprang der dicke Verwalter von der andern Seite des Decks mit den Streichhölzern herbei und erntete einen kaum bemerkbaren Dank der kühlen grauen Augen.

Zuletzt begann der Graf zu frösteln: „Kalt heute abend. — Ich denke, man verfügt sich langsam in die Kajüte.“

„Ja gern,“ antwortete der Baron. „Aber wir aus dem Lande der Wölfe sind doch eigentlich lächerlich empfindlich.“

Die Herrschaften erhoben sich ... Als die Schwester Erika an Modeste vorüberkam, flüsterte die ihr zu: „Weißt du, wer der junge Mann da drüben ist? Unser neuer Inspektor.“

„Ach was! Wie hast du denn das 'rausbekommen?“

„Ich habe ihn selber gefragt.“

„So! Macht er einen gemeinen Eindruck oder nicht?“

„Ja und nein. Etwas Bauer.“

„Wenn er nur tüchtig ist! Es war doch recht gut, daß Papa den alten Biesenthal endlich hat abschieben können. So 'n alter Mann mit einer Menge Kinder! ... Die Geschichte mit der Buchführung war ja eigentlich nicht der Rede wert — selbstverständlich nur ein Vorwand für Papa. Aber es ist ganz richtig! So 'n alten Krippensetzer kriegt man ja sonst immer wieder aufs Gut. Wo ist er eigentlich jetzt, Modeste?“

„Ich weiß nicht. Auf Rosen wird er vermutlich nicht gebettet sein. Aber das geht uns doch nichts an.“

Wie die Schwestern so leise miteinander flüsterten, sprang bei beiden der Lindtsche Familienzug scharf hervor: die größten Herzlosigkeiten mit gleichgültigem Lispeln zu sagen.

In die Kajüte wollte Modeste nicht mit. Sie haßte die verbrauchte Luft da unten und verstand nicht, wie man an einem Septemberabend schon frieren konnte. Ihrem jungen frischen Blut tat die Kühle wohl. Sie blieb also oben, aber sie setzte sich ein wenig abseits, weil ihr die Füße in den zu schmalen Lackschuhen vom langen Stehen brannten.

Die Sonne war gesunken. Mit lastendem Fittichschlage zog die Herbstnacht heran. Stromnebel stiegen empor, milchig weiß. Sie legten sich über das raunende Weidengebüsch längs des Ufers — über die Wiesen — über den Wald. Die Kielwelle rauschte schwer, tückisch blinkte das Wasser. Es wehte kühl und feucht. Modeste machte die Mantelknöpfe auf. Es lag so viel unerbittliche Jugend in der Nachtluft ... Der Dampfer fuhr eiliger. Wieder tauchten rechts und links Flöße auf — schwarz, riesig, geheimnisvoll; der Mann am Steuer wie ein graues Gespenst. Auf einigen hatten sie Feuer angemacht. Die rote Lohe schlug durch die Nacht und malte seltsame Bilder auf den stillen, dunkeln Strom, auf die geduckten Weiden ... Wenn das Schiff jetzt lautlos auf den Grund sänke? — Es war alles so tief und stumm und lastend rings umher. Modeste wurde nicht müde, ins Wasser zu starren. Die große Poesie der Ebene ging ihr auf, und der Nacht. Die Brust wurde ihr so weit, und sie atmete tief. Was wußte die Legitimität da unten in der Kajüte von Nacht und Jugend und ehrgeizigen Träumen!

Modeste hätte die ganze Nacht so weiterfahren können. Ihr tat es fast leid, als hinter dem Waldhügel des Rombinus, wo die alten Litauer ihren Heidengöttern opferten, rosiger Lichtschimmer den Nebel durchdrang. Er kam näher und näher. Türme tauchten auf — erhellte Fenster — zuletzt eine Eisenbahnbrücke, deren schlanke Umrisse in der Luft zu schweben schienen. Tilsit. — Auf der Kajütentreppe hörte sie den leicht schleppenden Tritt ihres Schwagers. Die Schwester ward sichtbar im Schal, vermummt, eine unförmige, fröstelnde Masse ... Modeste schüttelte sich ordentlich vor Grauen. Nein, eine solche Legitimität würde sie töten! Lieber jung sein, genießen und hinterher meinetwegen verkommen.

Neben dem Schafbockkäfig tauchte eben eine Gestalt auf. Es war der Inspektor Romeit. Auch er hatte die ganze Zeit stumm auf Deck gesessen — und Modeste hatte an ihn gar nicht mehr gedacht.

An dem Landungsplatze hielt schon der Lindtsche Wagen — ein altes viersitziges Vehikel mit schweren Federn. Bevor die Schwestern einstiegen, tuschelten sie noch miteinander.

„Soll er mit in dem Wagen sitzen, Erika?"

„Ach, Unsinn, Modeste! Auf dem Bock natürlich. Man muß solche Leute erst gar nicht auf Gedanken bringen."

Sie ratterten durch die neblige Stadt. Ein Dragoneroffizier grüßte. Dann rollte der Wagen auf weißer, endloser Chaussee landeinwärts. Der Graf auf seinem Rücksitz allein war in schlechtester Laune. „Konnte euer Vater nicht wenigstens den geschlossenen Landauer schicken? Man friert ja tot in der offenen Karrete!" Und mürrisch wickelte er sich in seinen dicken Offiziersmantel.

„So?" fragte die Gräfin gleichgültig zurück. Niemand fand es natürlicher, daß man tags im eleganten Landauer, aber nachts in der ausrangierten Chaise fuhr, selbst wenn man darin fror. Sie war ihres Vaters beste Tochter. Modeste aber schlug verächtlich die Klappen ihres Sportpaletots zurück. Frierende Männer! Das war nie ihr Geschmack gewesen. Der Inspektor da oben auf dem Bock fror nicht; der saß so ruhig und gerade in seinem Lodenjackett, und der weiße Kragen leuchtete über dem schlanken, kräftigen Rücken. Sie beide froren nicht ... Der gleichmäßige Trab der Tiere, das Schwanken der Federn machten die Insassen allmählich müde. Die Gräfin gähnte, der Graf sank in sich zusammen. Auch Modeste fing an zu blinzeln. Wie im Traum glitt ihr die Gegend vorüber — gelbe Stoppelfelder, schwarze Brachen, Kartoffelland mit dürrem, herbe duftendem Kraut. Ein schiefer Mond lag darüber. Zuweilen sprang der Umriß eines schlafenden Hauses scharf hervor, ein einsamer Baum schüttelte sich schlaftrunken. Oder eine weidende Kuh hob sich von dem tiefen, grauen Horizont groß und unbestimmt wie ein Schemen ab. Eine Postkutsche kam vorüber mit zwei elenden trottenden Schimmeln und einem nickenden Postillon. Modeste hatte das helle Licht schon lange vor sich herschwanken gesehen und schläfrig gegrübelt, ob es ein Stern oder ein Irrlicht sei. Jetzt, da sie es wußte, schloß sie befriedigt die Augen. Wenn sie aber durch tote Dörfer fuhren — das Rollen des Wagens klang dann hohler zwischen den Gebäuden, und der dumpfe Anschlag von Hofhunden wurde laut —, rieb sie sich das verschlafene Gesicht und suchte die Gegend zu erkennen. Dann war sie auf Augenblicke ganz wach und ihr Blick von häßlicher Nüchternheit. Der Graf war noch tiefer zusammengesunken und fröstelte im Schlaf — aber der schlanke, kräftige Rücken vor ihr auf dem Bock blieb immer gleich gerade und unbeweglich ... Sie kamen durch ein halbes Dutzend Dörfer. Und immer wieder fuhr Modeste auf, und immer wieder sah sie dasselbe Bild: immer zusammengesunkener der eine, immer gerader der andre. Sie war zu träge, um darüber bestimmte Gedanken zu haben, sie fühlte leisen Ekel

und matte Bewunderung zugleich ... Warum mußte der eine Graf sein und der andre Inspektor? — Umgekehrt wäre so viel natürlicher gewesen ... Das flog ihr aber nur so vorüber wie im Traum.

Die gaukelnden Bilder wollten in einem ruhigen Schlaf verrinnen — da wurden die Pferde plötzlich unruhig und schnaubten. Ein andres Gefährt mußte dicht hinter ihnen sein. Gleich darauf auch ein kurzes Peitschenknallen, um zu avertieren. Der Lindtsche Kutscher ruckte an den Leinen und lenkte nach rechts, den Ungeduldigen vorüberzulassen. Modeste bog sich neugierig aus dem Wagen. — Es war ein ihr wohlbekanntes Gefährt. Hoher, grüner Jagdwagen, zwei weitausgreifende Trakehner Rappen davor. Der Herr fuhr selbst. Hinten eine kohlschwarze Livree mit hohem Kokardenhut, die Arme über der Brust gekreuzt. Sie jagten vorüber — es war nur ein Moment — grußlos der Herr, unbeweglich der Kutscher. Modeste wollte sich über die Unhöflichen ärgern. Ja, das war e r — an jedem Bekannten vorbei, Kopf geradeaus, die Peitsche hoch, wie es eben seine Laune war! Aber gerade diese Rücksichtslosigkeit imponierte ihr heimlich.

Auch die Gräflichkeiten wurden halb wach. „Wer war das, Erika? — Wohl kein Bekannter von euch? Sonst wäre er doch nicht so unhöflich vorübergerast. Sahst du vielleicht, Modeste? ..."

Modeste schwieg, als wenn sie schliefe. Dabei sah sie auf einmal völlig frisch geworden mit leuchtenden Augen ins Weite. Was sie heute während der ganzen Fahrt über ihre Zukunft phantasiert hatte, verdichtete sich hier im Moment zu einem sehr verständigen Entschluß. Wozu in die Ferne schweifen? — Sie hatte in dem unhöflichen Herrn ihren Zukünftigen erkannt. Da war die Legitimität und auch noch etwas Jugend — von beiden genug, um sie glücklich zu machen. Die distinguierteste Livree und die rassigsten Fahrpferde, soweit ihr Landverkehr reichte ... Daß sie an den Mann nie ernstlich gedacht hatte! Freilich, sie kannte von ihm eigentlich nur die langen Nägel und den launenhaften Hochmut. Wer aber kannte eigentlich mehr von ihm? — Niemand. Er war ihnen allen in der Gegend ein Fremder. Jetzt wollte Modeste ihn besser kennen lernen. Und sie murmelte zwischen den zusammengepreßten Zähnen seinen Namen:

„Xaver Cajetan Falkner von Oed, freier Panierherr zu Eyselin!" Sonst hatte es ihr immer unheimlich fremd und vornehm geklungen — es lag am Mann. Jetzt klang es ihr plötzlich so vertraut, als hieße sie selbst schon so.

Als das schwere Massiv des Ordensschlosses aus der uferlosen Ebene hervortauchte, winkte sie grüßend mit den Augen hinüber. Sie hatte sich in der ganzen Zeit weder nach Vater noch Mutter noch Schwester gesehnt — aber heute liebte sie die Heimat wirklich, weil die ihr ja das legitime Glück bringen sollte. Der Wagen fuhr in den Schloßhof. Dumpf und feudal dröhnten die alten Mauern den Hufschlag zurück ... Modeste wußte, was sie wollte. Der Inspektor war ihr völlig entschwunden. Sie sah ihn eigentlich erst wieder, als er behende vom Bock herabsprang, den Damen aus dem Wagen zu helfen. Der Graf war ganz steif geworden und fror noch immer. Was interessierten sie die beiden Männer? ...

Sie überlegte jetzt, ob der Auserwählte Dienstag zur Hühnerjagd kommen würde — er war gar nicht Jäger. Oder dann wenigstens zum Diner — eingeladen war er sicher ... Noch beim Auskleiden murmelte sie vor sich hin:

„Modeste, Freifrau von Oed!" Sie tat es sehr vorsichtig. Denn die Schwester Frieda beobachtete von ihrem Bett aus argwöhnisch die Jüngere, der die ermüdende Nachtfahrt so frische Wangen und so blanke Augen gemacht hatte.

II

Die Jagdgesellschaft war gleich nach Tisch vorgefahren — vorläufig nur die Jäger mit fermen Hühnerhunden, riesigen Flintenfutteralen und kleinen Koffern zur Dinertoilette.

Modeste überließ den Empfang gern den Schwestern. Herr von Falkner hatte auch zugesagt für den Abend. Seiner war man jedoch nie sicher. Der reitende Bote mit der Absage im letzten Augenblick galt als seine Spezialität. Modeste, obgleich sie unerträgliche Migräne gehabt hatte und zur großen Freude ihrer Schwester Frieda nicht einmal zum Festessen erwartet wurde, schlich dennoch um vier Uhr aus ihrem Turmzimmer ins Freie hinunter.

Der Nachmittag war klar, kühl, die Luft so durchsichtig, daß man den Kirchturm der fernen Kreisstadt deutlich erkennen konnte. Im Park sanken die ersten bunten Blätter leise raschelnd auf die frisch geharkten Kieswege. Von Zeit zu Zeit klangen Schüsse, aber sehr ferne — die Jäger hatten wohl ein dezimiertes Volk bis an die äußerste Gutsgrenze verfolgt. Modeste, noch im Morgenkostüm, mied die breite Lindenallee, wo auf grüner Bank die hellen Sommerblusen ihrer Schwestern leuchteten. Sie ging hinaus aufs Feld. Was sie während jener Nachtfahrt in Herzensangelegenheiten beschlossen, kam ihr heute kindisch und übereilt vor. Ihre Vorstellung sah den Auserwählten nur unklar. Dennoch erwartete sie sein Kommen mit nervöser Spannung.

Schloß Barginnen lag stumm und mittelalterlich im scharfen Herbstlicht. Ein schwerer, alter Backsteinbau mit zwei jäh vorspringenden Flügeln, der linke von einem eckigen Burgfried gekrönt. Hohe Stockwerke, aber häßlich niedrige Fenster. Die Vorfahrt ein tiefes Mauertor, in dem die Steintreppe zur Wohnung emporführte.

Ringsum der Park, nicht groß, aber uralte Föhren drin, die bis zum Burgfried emporragten. Auch Rasenplätze mit spärlichen Blumenbeeten, verschlungene Wege — die dunkle Allee mächtiger Linden führte von der nahen Chaussee bis zum Schloß. Die Wirtschaftsgebäude lagen abseits, hinter einem Wäldchen schlanker, weißer Birken versteckt. Unregelmäßige alte Gebäude aus Feldsteinen aufgemauert, mit kleinen Luken und Schindeldach. Aber in unheimlicher Länge und Mächtigkeit dehnten sich die Scheunen, aus geflicktem Holz. Noch weiter drüben begannen die Insthäuser — Lehmbaracken, verwahrlost, schmutzig, wie es Litauer Art. Hühner gackerten da, und angepflöckte Schweine grunzten. Modeste kehrte um, weil der Geruch von Jauche und Vieh aufdringlich und gemein heranzog.

Am Birkenwäldchen lag auch die Inspektorwohnung — ein kleiner weiß getünchter Bau. Die niedrig gelegenen Fenster des Wohnzimmers waren weit geöffnet. Modeste schaute keck hinein. Herr Romeit war wahrscheinlich nicht zu Hause. Aber wenn auch — sie hatte die naive Herrenüberzeugung, daß Inspektoren doch eine andre Art Menschen seien, deren Negligé ihr nicht einmal peinlich sein konnte. Auf dem plumpen Schreibtisch erblickte sie ein aufgeschlagenes Buch: Der Tierarzt fürs Land. Daneben lag ein halb aufgerolltes Bandmaß — in der Pferdegegend ein unbedingt nötiges Requisit. Im Hintergrunde das steinharte Wachstuchsofa und fichtene Stühle — auf einem ein halb geleertes Glas Buttermilch ... Unter solch lastender Balkendecke, in einer Atmosphäre von Kalkdunst und Stiefeltran hausten diese Leute jahrelang. Der Hofmann mit dem klappernden Schlüsselbund der erste Morgengast — dann Knechte, die den Ziehschein wollten, oder klatschende Instweiber — wohl auch ein hübsches Scharwerkmädchen zuweilen, die, wenn sie in die Backen gekniffen wurde, dazu lachte. Und was für Düfte mitzogen von Stall und Schweiß und schmutzigen Körpern! Ob solche Menschen in solcher Umgebung auch einmal die Liebe überfallen konnte — die echte, die immer Verschwendung ist und von der nur die Dichter wissen? ...

Modeste mußte bei diesem Gedanken lächeln. — Liebe? — Sie hatte ja selbst keine Ahnung von dem Gefühl. Und eigentlich sollte sie das mit neunzehn Jahren doch schon durchgemacht haben. ‚Liebe — Liebe' ... Und sie dachte an die Sperlinge, die liebestoll in den Dachrinnen piepsten, an die gurrenden Tauben im Wald, an die plumpen Schäkereien in der Küche, die sie zuweilen belauscht hatte. Das verstand sie alles gar wohl. Das waren die Sinne, der Trieb. — Aber das große Gefühl? — Wer besaß es? — Besaß es überhaupt einer? ... Und dabei war sie sich darüber ganz klar, daß Naturen wie die ihre eigentlich nur des Triebes fähig waren und wohl daran taten, wenn sie den in der Konvenienz der Ehe vernünftig verrinnen ließen. Dennoch bäumte sich in ihr etwas gegen diese Konvenienz auf — selbst wenn diese Konvenienz Xaver Cajetan Falkner von Oed hieß und noch Jugend genug besaß zur Liebe ... Modeste wurde nachdenklich. Vermochte sie denn überhaupt irgend etwas auf dieser Welt mit dem uneigennützigen, starken Gefühle zu lieben — oder kam das bei ihrer Sorte erst mit dem Kinde? ...

Sie war weit ins Feld gegangen, während sie so träumte, und ohne es zu wollen, den Jägern nach. Die Herren sah sie wohl. Aber sie waren noch viel zu weit zum Gruß. Sie blickte ihnen nach, wie sie über die Stoppel schritten hinter den wedelnden Hunden. Die Jagd interessierte sie wenig. Dennoch blieb sie stehen ... Aber es ereignete sich nichts. Und als sie so die blassen Augen über die uferlose Ebene hinschweifen ließ — nichts als gelbe Stoppel und helle Wiesenflecken und welkendes Rübenkraut, weiter hinten die dunkle Linie der Staatswaldung — da wußte sie, daß sie doch etwas liebte. Das war eben diese uferlose Ebene, wo das Auge müde wurde vom Schauen über fahle, weite Herbstflächen, oder sich ängstlich an jeden Baum klammerte, an jedes kümmerliche Gebüsch. Den Fetzen Eichenwald, der sich im Osten fast heimtückisch heranschob, bis fast ans Gut, begrüßte sie wie eine Oase ... Und gerade die Ebene, wie sie jetzt war, so groß, so dunstig, so schwer, liebte sie. Sie liebte sie mehr als Wald und Schloß, weil sie ihr doch eigentlich Heimat war, Jugend, weil mit jedem einsamen Haus, jedem Baum, jeder Gebüschgruppe sie irgendeine Erinnerung verband, nach der sie sich auch in der Fremde sehnte, wie nach etwas Lebendigem. Das Gefühl war Modeste nicht immer da. Wo Vergnügen winkte, schwand es sofort. Im Winter haßte sie sogar diese tote, riesige Schneefläche, über welche die Raben mit lautem Flügelschlage dahinzogen. Aber heute war es stärker als je, weil sie ihre Erinnerungen in Rußland so lange und so nutzlos entbehrt.

Die Jagd kam näher. Ihr scharfes Auge unterschied den einzelnen genau. Die Herren waren wohl schon etwas müde und schritten langsam, die gespannte Flinte unter dem Arm. Den Grafschwager vorne sah sie am deutlichsten. Er ging auf so aristokratisch ausgemergelten Beinen, und mißvergnügt ging er auch. Ja, ein Aristokrat war er, aber ein sehr matter ... Zuweilen standen die Hunde — die Herren hielten bewegungslos. Dann ging das Rebhühnervolk in schnarrendem Fluge auf, rasche Schüsse krachten und schwer flatternde Vögel fielen herunter ...

„Such! ... Apporte! ...“ Die Herren waren jetzt so beschäftigt, daß sie Modeste im Eifer gar nicht bemerkten. Nur einer, der ganz hinten ging

und scheinbar selten zu Schuß kam, zog die Mütze. Es war Herr Romeit. Er war der frischeste von allen, und Modeste fand seinen federnden Schritt für einen Inspektor fast zu elastisch. Wenn er auch eine andre Menschensorte repräsentierte, etwas war doch dran — der Mann.

Auf dem Rückwege begegnete sie in der Lindenallee den Schwestern — Die Gräfin faul, Frieda pikiert über die gesund gewordene Modeste. Auch sie war der blaßblonde Lindt-Typus, aber die zehn Jahre mehr markierten sich häßlich scharf neben Modestes Jugend. Die Schwestern wußten das beide.

„Na, du bist ja schnell wieder gesund geworden, Modeste . . . Wenn's Vergnügen gibt.“ . . .

„Ja, wahrscheinlich, Frieda! In meinem Alter überwindet man so etwas noch schnell.“

„Dummes Ding!“

„Was hast du eigentlich, Frieda? Bist du zufällig verrückt geworden? . . .“

„Ach, du weißt ganz genau . . .“

Modeste wußte allerdings ganz genau. Die leiseste Anspielung auf das Alter traf da drüben wie ein giftiger Pfeil. Die ältere Schwester zuckte stets dabei zusammen — und eine ganze, lange, traurige Geschichte lag darin, von getäuschter Hoffnung, siechem Ehrgeiz. Seit neben der welkenden die knospende Jugend emporwuchs, brannte dieser heimliche Zwist. Die Jüngere hatte längst und lächelnd begriffen. Und mit der kleinen Grausamkeit ihres Geschlechtes und ihrer Jahre schnellte sie den Pfeil oft und unnötig. Zuweilen tat's ihr leid, sie wollte begütigen, aber gerade dabei bäumte sich der andern Stolz zischend wie eine Natter auf. Modeste zuckte die Achseln. Wenn Frieda den Krieg absolut wollte — um so besser . . . Aus weichem Holz war keine Lindt! Darum hatte sie stets ein herausforderndes Lächeln parat. Auch heut. Es war ein böses Lächeln.

So gingen die Frauen schweigend weiter durch den Lindengang bis zur Chaussee. Wo, zwischen gelber Stoppel und welkendem Kartoffelkraut, der schmale Streifen Eichenwald sich herüberreckte wie ein dunkler Arm, lag in der Ferne ein Gut. Ziegeldächer leuchteten, die weiße Front eines Herrenhauses ragte aus herbstlichem Grün. Man sah selten so klar wie heute.

Gräfin Erika hob das Stiellorgnon: „Das ist doch Eyselin?“ lispelte sie.

Die Schwestern nickten.

„Wer hat es jetzt eigentlich?“

Sie waren alle stehen geblieben und schauten hinüber.

„Der Falkner . . . Du weißt doch . . .“ antwortete Frieda endlich.

Aber der älteren Schwester schien die Gräflichkeit starke Verheerungen im Gehirn angerichtet zu haben. Sie lächelte und schüttelte das schlecht frisierte Haupt . . . „Falkner — Herr Falkner — das könnt ihr wirklich nicht verlangen!“

„Aber Erika — er heißt doch Falkner von Oed, freier Panierherr zu Eyselin!“

„Ach so! . . . Ach so!“ . . . Das gräfliche Gedächtnis stärkte sich rasch. „Ja, natürlich! . . . Ihr habt mir ja von ihm geschrieben . . . Wie ist er eigentlich? Erzähle doch lieber von vorn.“

Frieda berichtete, was sie wußte: Früher Gardekavallerist in Potsdam — dann Weltbummler — jetzt Majoratsherr auf Eyselin. Sechsunddreißig Jahre alt, unverheiratet. Besondere Merkmale: Hochmütig und unbeliebt. Das klang wie die Personalien eines Reisepasses.

Die Gräfin wurde trotzdem warm: „Aber Eyselin ist ein Riesengut, und der alte Baron muß doch viel Privatvermögen hinterlassen haben . . . Ich habe gar nicht geahnt, daß der noch irgendeinen Verwandten hatte.“

„Der Onkel und der Neffe sollen sich auch kindisch geliebt haben!“ kommentierte Frieda hämisch.

„Das ist ja nebensächlich,“ fuhr die Gräfin fort . . . „Aber Kinder, das ist doch 'ne Partie, 'ne großartige Partie!“ . . . Sie lispelte ganz begeistert.

Frieda kniff die blassen Augen zusammen. „Hier ist man andrer Ansicht. Er paßt der Gegend nicht!“

Modeste, die scheinbar interesselos mit dem Absatz allegorische Figuren in den Chausseestaub gezeichnet hatte, wandte sich jäh um. „Sag lieber: die Gegend paßt ihm nicht!“ korrigierte sie scharf.

Darauf Schweigen.

Die Gräfin Schwester hob noch einmal das Lorgnon, schaute lange und seufzte leicht. Dann gingen sie alle zurück und plauderten Gleichgültiges. Im Schloßportal zögerte die Gräfin einen Moment, lächelte fein und faßte Frieda zärtlich um die Taille: „Komm noch einmal in den Garten! Ich habe dir etwas zu sagen.“

Modeste sah ihnen nach. Sie begriff. Und halblaut murmelte sie: „Wenn ihr mich für so dumm haltet! . . .“ — Sie wußte, daß ein Eheprojekt im Werden, und sie hatte nicht übel Lust, den Schwestern nachzurufen: „Der Jakob wird sich für die Lea schönstens bedanken!“ — Daß sie die Rahel der Familie, war ihr gewiß.

Modeste ging hinauf ins Turmzimmer, um sich anzuziehen. Dort hausten die Schwestern. Ein großer, dumpfiger Raum mit kleinen Fenstern. Es roch nach Mandelkleie und Patschuli, und ein leichter Moderhauch schwebte über allem. Modestes Toilette dauerte nie lange. Der Lackschuh — das Atlaskorsett — die paar leichten Striche mit der Brennschere — das Kostüm rasch übergestreift. Und was sie dann im hohen Stehspiegel sah, war immer hübsch. Es lag an der frischen Jugend, den schlanken Formen . . . Heute ging es langsam. Sie saß lange vor dem Spiegel. Das tat



Spottvögel

Nach dem Gemälde von Theodor Kleehaas (München)

sie überhaupt gern, sich am eignen Reiz eitel zu sonnen. Auch Gedanken zogen mit ... Warum man sie hier oben eigentlich beide zusammenpferchte — sie, die nichts verband? Natürlich der Geiz, weil man im Winter kein unnötiges Zimmer heizen wollte. Töricht! — Für ein Fuder Holz ein Leben voll Qual, Neid, Schadenfreude. Zwei Pferde zusammengespannt, die nicht zusammengehörten — ein junger, schöner Renner neben einem alten, nervösen Gaul. Modeste dachte das Oftgedachte: Warum haßten sie sich eigentlich? Aber Grübeln lag nicht in ihrer Natur. Der Haß war ja auch schon so alt! ... Nur das eine fühlte sie heute stärker als sonst: Los! Heraus! Sie sehnte sich aus der dumpfen Enge in frische Weiten. Die Fenster waren geöffnet, müde Sonnenlichter spielten, die Fichtenkronen nickten, der Herbsthauch rieselte ins Gemach mit schwerer Kühle, fauligem Duft. Wie gestern auf dem Strom wollte sie diese Herbststimmung einspinnen, aber ihre Jugend erhob sich dagegen. Sie wollte nicht verkommen in diesem ewigen, trostlosen Herbst des Schlosses. Sie stand auf. Frieda kam noch immer nicht ... Wenn der jetzt Erika das unfehlbare Rezept mitteilte zum Männerfang? ... Ob es überhaupt eins gab? ... Dann lächelte Modeste. Sie ging gerade am Spiegel vorbei. Und halb bekleidet wie sie war, hob sie lässig die weißen, schlanken Arme, streichelte liebevoll den vollen Hals, den Nacken ... Arme Frieda! — Wenn ich will — wenn ich ernstlich will, wo bleibst du! ...

Und die Schwester mit ihrer welken Jugend tat ihr nicht leid. Ein Windhauch zog herein. Das Blondhaar zitterte, über den Nacken rann's kühl. Da wurde sie plötzlich mutlos. Was hat's eigentlich für einen Sinn, mit all dem Reiz der Jugend, suchen zu gehen, statt gesucht zu werden? — Und warum jetzt gerade und diesen hochmütigen Falkner von Oed, den niemand kannte? Was reizte sie an ihm eigentlich? ... So dumm! — Ihr war ganz klar, daß sie nicht einen Schatten von Zuneigung für diesen Fremden empfand — nur kindische Eitelkeit, leerer Hochmut ... Und dennoch — sie wollte ihn, sie wollte ihn ganz gewiß! Dabei kroch ihr ein Grauen über den Körper, ein Ahnen, daß mit diesem häßlichen Begehren sich ihr Schicksalsfaden zog — unsichtbar, unzerreißbar. Es war ein eigen Gefühl.

Im Zimmer unten wurde es laut. Die Jäger zogen sich dort zum Diner um. Modeste lehnte sich neugierig aus dem Fenster, zu horchen. Halblautes Gespräch — das Glitschen der Seife — ein wiehernd belachter Witz. Sie wußte, wie Herren bei der Jagdtoilette sich unterhalten. Einer guckte jetzt heraus und hinauf zu ihr — ein häßlicher Graubart, eine stumpfe Glatze. Modeste fuhr rasch zurück. Er mußte ihre nackten Arme gesehen haben. Das war ihr eine widerliche Empfindung. Frieda kam noch immer nicht. Modeste zog sich rasch an — das schwarze, hochgeschlossene Moireekleid.

War es ungewisse Scham, ein keusches Fühlen? Oder lehnte sich ihre Jugend auf gegen eine häßliche Schau ihrer Reize, einen unwürdigen Markt, dem sie dennoch entgegenging?

Modeste stieg hinunter. Auf der Treppe begegnete sie Frieda. Die blieb verwundert stehen und sagte: „Ganz schwarz? Trauerst du um einen verflossenen Liebhaber?"

Modeste zuckte geringschätzig die Achsel: „Das tätest besser du, um einen nie vorhandenen."

Und sie lachten beide hell und höhnisch auf. So verkehrten sie immer.

*

Auf dem riesigen Fliesenflur mit dem Kalkdunst und den Prunkschränken liefen geschäftig die Mädchen umher. Die Türen zum Speisesaal standen offen. Eine lange, weiße, nüchterne Tafel, die Stühle steif, die Herbstblumen in der Jardiniere trist. Herr Lindt klapperte mit Weinflaschen, und seine Gattin prüfte, den Kneifer auf der Nase, die Tischkarten und rückte hier und da einen Stuhl zurecht. Modeste schaute neugierig ins Zimmer. Sie hatte Feste gern, sie liebte Glanz, Fröhlichkeit, Wärme. Aber sie wandte sich sofort enttäuscht ab. Barginner Feste! — Ueber denen lag immer etwas von Kühle und Geschäft. Doch es paßte zu Lindts, vor allem zu den Eltern. Er: ein schlanker, steifer Sechziger, glatt rasiert, ohne Runzeln, mit kleinen stechenden Augen — am Gehrock das Ordensband. Sie: klein, zierlich, ganz grau, mit anmutigen Bewegungen, mit einem ruhigen Lächeln. Sie lebten beide sehr glücklich — zwei magere, würdige Menschen, korrekt, geizig, ohne Herz. Modeste trat zu ihnen, auch kühl, auch lächelnd. Der Vater sah von einer Weinetiquette auf und nickte. Die Mutter sagte halblaut: „Leutnant von Häwel führt dich. Es ist dir doch recht, Modeste?" — Sie antwortete rasch: „Aber natürlich, Mama" — und schielte nach Friedas Platz, wo für Herrn von Falkner gedeckt war. Sie waren also auch im Komplott, die Eltern.

Dann ging sie wieder. Die Alten sahen ihr nach, wie die schlanke, schöne Gestalt lässig über den dämmerigen Flur schritt zu den Gesellschaftsgemächern hinüber. Es war eine große Flucht weiter, niedriger Räume; die Einrichtung etwas dürftig, mit dem leichten Moderparfüm eines alten Schlosses. Gewissermaßen die gute Stube des Bürgers ins Herrenhaus getragen. Ein glücklicher Einfall. Der Geiz hatte hier die Lindts vor der Protzerei bewahrt. Modeste liebte diese Zimmer nicht — so ohne Eigenart, ohne Gemütlichkeit, nur die Luft schwer und feudal. Im letzten blieb sie. Es war ein Eckgemach, hell, klein; durch die Lindenallee des Parkes schaute die weite,

östliche Ebene hinein. Früher Erikas Boudoir, mit roten Plüschsesseln, einer gebrannten Truhe und einem wackligen Mahagonischreibtisch; an der Wand Photographien, auf einem Bücherbrett ungefährliche Klassiker, wie aus Zufall der Grafenkalender dazwischen. Es war die Familienbibel der Lindts. Modeste lächelte und nahm das dicke kleine zerlesene Buch. Diesmal blätterte sie nicht nach den Arsils. Der gräfliche Ast der Falkner von Oed interessierte sie mehr. — Ein absterbend Geschlecht mit seltsamen Vornamen, die Töchter Klosterfrauen im Münsterland, der junge Majoratsherr der einzige Mann, aber unvermählt. Darunter die Notiz: Ueber den älteren Ast siehe im freiherrlichen Kalender 1893 ... Das freiherrliche Taschenbuch gab's bei Lindts freilich nicht. Modeste fühlte den Hohn. — Es rann ihr warm über den Rücken. Nicht etwa Scham. Von der Lindenallee klang nämlich das Rollen eines herrschaftlichen Wagens. Er! — Und eine trunkene Freude überkam sie plötzlich ... Wenn sie nun gefiele ... und wenn ... und wenn ... Modeste Falkner von Oed, Freie Panierherrin zu Enselin! —

Und hier auf demselben Fleck wollte sie stehen mit Erika und Frieda und ihnen klarmachen, daß der freiherrliche Ast der Falkner von Oed älter und vornehmer, als jeder gräfliche ... Das Rollen klang näher.

III

Sie hatte das Gefühl: „er" müsse es sein. Sie stand auf. — Ein Mietswagen mit mageren Kleppern. Der weiße Mützenstreif der 25. Dragoner leuchtete aus dem Fond. Es war wahrlich zum Lachen! — Der dicke Major und Bezirkskommandeur, der grundsätzlich nur zum Schüsseltreiben kam und von dem Modeste in übermütiger Laune einmal gesagt hatte: Sie könne nie begreifen, daß er unverheiratet sei, denn er beanspruche doch überall den Raum einer größeren Familie. In der Tat hatte der Brave nur eine Geliebte, die Uniform seines Regiments — und der war er treu.

Modeste ging sofort zum Fauteuil zurück. Wenn Träume in der Wirklichkeit so ausschauen! — Es kamen noch andre Wagen. Sie aber schaute geflissentlich nicht mehr auf, obgleich es nur einer leichten Biegung des hübschen, blonden Kopfes bedurft hätte. Sie blieb lieber gedankenlos sitzen, während sich die Gesellschaftszimmer nebenan schon füllten. Sprechen, Lachen, ein klirrender Sporn. Sie wäre am liebsten so den ganzen Abend geblieben — träge, stumm, vergessen. Es war wohl der Herbst, das dumpfe, schwere Rieseln, das sie umfing mit müder Dämmerpoesie.

Draußen stieg der Mond auf. Sein Gespensterlicht kroch durchs Zimmer. Sie hielt einen Augenblick die Hände vor die Augen. Sie taten ihr weh. — Als sie die Hände wegnahm, hing der Mondschein gerade weich blickend auf einem Bild. Eine Photographie, eine verblaßte, alte in einer verlorenen Ecke. Das Bild starrte so tot und doch so hell, daß Modeste es ansehen mußte. Sie kannte es nur zu gut und verachtete es nur zu sehr. Aber es hatte seine Geschichte. An diese Geschichte mußte sie denken ... Ein schöner, regelmäßiger Frauenkopf, die roten Lippen weich, wie geöffnet zum Kuß, aber die Augen groß und tief. Ein Bild, bei dem man nach dem Original fragt. Aber die Lindts fragten danach nie. Es war die Schwester ihres Vaters, als junge Frau dem Manne, den Kindern davongegangen, ohne Reue, ohne Scham, der Liebe folgend, die sie bei Nacht und Nebel aus dem Hause trieb — verdorben — gestorben später, man wußte nicht einmal, ob in einem Bett oder auf Stroh. Lindts war diese Frau wie der Fleck auf der Ehr'! ... Aber als Modeste so hinstarrte, widerwillig, mit gefalteter Stirn und zusammengekniffenen Augen, da senkte sich der tiefe, leidenschaftliche Blick der Verfemten in den ihren und gleißte in eisiger Verachtung. Und Modeste fühlte, wie diese Augen langsam Macht über sie gewannen, sie zwangen, besiegten ... Strahlte ihr da von der Sünde das große, einzige Gefühl entgegen, die Liebe, die keine Moral kennt, weil sie die Moral selbst ist? Oder wollten sie diese Augen nur warnen vor einem ganzen Schicksal, das die halben Menschen niemals zu tragen vermögen? — Das Bild verblaßte. Der Mond war höher gestiegen.

Modeste stand auf. Sie lächelte hochmütig: „Schicksal? Was ist Schicksal? Man liest davon in Büchern — und es sind allemal Toren." ... Ein Tor aber war der Stern von Barginnen wahrhaftig nicht ...

Sie ging sehr ruhig in den Salon hinüber. Das künstliche Licht floß ihr entgegen — ihr Licht.

Die Gesellschaft war bereits versammelt. Bis auf die Lindtschen Damen nur Herren. Modeste trat unter sie wie immer, keck, sicher, elegant — freudig empfangen als die junge Königin dieses alten Schlosses. Sie streckte in lässiger Kameradschaft allen die Hand hin. Den alten Herrn, der diese Hand küssen wollte, zwang sie fast aufs Knie und lächelte dazu.

„Wird bald gegessen?" fragte sie kurz.

„Es wird schon gemeldet werden, liebes Kind!" verwies der alte Lindt würdevoll. Sie sah sich im Kreise um. „Ach, Ihr erwartet noch jemand!"

„Allerdings, liebes Kind!"

„Na, auf den Falkner von Oed könnt ihr noch lange warten, lieber Papa!"

„Und werden auch warten, liebes Kind!"

„Ich hätte lieber nicht gewartet." Sie zuckte gleichgültig die Achseln. Dann setzte sie sich auf einen Hocker und zupfte die Fransen der Tischdecke zurecht.

Ihr Tischherr, der Leutnant von Häwel, gesellte sich zu ihr. „Ich werde den Vorzug haben, gnädiges Fräulein."

„Ich wünschte, den hätten Sie schon jetzt!" — Als der junge hübsche Herr, den sie noch als großen Jungen kannte und an dem ihr eigentlich nichts interessant war wie ein falscher Augenzahn, der mit zu seiner Offiziersequipierung gehört hatte — sich mit einer liebenswürdigen Eloge tiefer zu ihr beugte, sagte sie gelangweilt: „Ich habe Hunger, reellen Hunger, Herr von Häwel! Den möchte ich mir nicht mit Süßigkeiten vorher verderben."

Herr von Häwel trat darauf steif zurück: „Bitte untertänigst um Verzeihung, gnädiges Fräulein."

Modeste aber zupfte ihre Fransen ruhig weiter.

Die Gräfin Axsil spielte unterdessen auf ihrem Sofaplatz mit dem Stiellorgnon, die Mutter Lindt lächelte verbindlich, der alte Knochenmehlhändler aber ging mit der Uhr ungeduldig auf und ab. Frieda schielte nach der Tür. Indessen standen die andern Herren im Halbkreis umher — eine lebhafte Debatte, der Graf Axsil mit höflicher Interesselosigkeit folgte.

Es waren ungefähr ein halbes Dutzend Herren: Der Bezirkskommandeur, dann Herr von Roden, ein alter wackliger Edelmann mit einem töricht gutmütigen Vogelgesicht, bekannt unter dem Spitznamen: Die siebenzinkige Ahnensuse. Unzählige törichte Geschichten von ihm kursierten. Vor allem ein Depeschenwechsel mit dem Kreiswundarzt: „Knecht das Bein gebrochen. Was tun?" — Der Arzt depeschierte zurück: „Wo Bein gebrochen?" — Darauf die Ahnensuse prompt: „Direkt hinter dem Schafstall." — Modeste konnte sich seitdem keinen Schafstall mehr ohne Herrn von Roden vorstellen.

Weiter ein adliger Gutsbesitzer aus dem Mecklenburgischen, sehr behäbig, sehr liebenswürdig, ein früher erfolgreicher Kurmacher der Gräfin Axsil ... Außerdem die drei Kletteraffen — Herr von Falkner sollte sie so getauft haben. Der schwarze Barbarossa: vom jüngsten Adel, schöner Mann. — Die „Wühlmaus", klein und rasch, mit den aufgesträubten Schnurrhaaren und den Augen eines Nagers. — Die „Ziege", so genannt, weil sie beim Lachen meckerte. Alle drei vorzügliche Landwirte, wohlhabend, ehrgeizig, an der gesellschaftlichen Kletterstange hängend wie die Affen und fest entschlossen, die höchsten Ehren zu erringen. Bei Lindts standen gerade sie im wohlverdienten Ansehen. Der alte Ehrenmann vom Rhein war selbst viel zu sehr Parvenü, um nicht wie sie die willige Wetterfahne für jeden Wind von oben zu sein.

Dann ein bekannter Viehzüchter, krummer Riese, gutmütig, von schlechten Manieren; aber selbst durch den dichtesten Weinnebel hindurch sahen diese verschwommenen Trinkeraugen den geringsten Fehler an Kalb oder Stier. Sein Freund, ein Herr Eller, kleiner grauhaariger Gutsbesitzer mit schlauen Augen und beißendem Witz, der in dieser Gesellschaft wohl nur deswegen so wohl gelitten war, weil er so wenig zu ihr gehörte. Modeste kannte ihn von Kind auf und liebte ihn sehr.

Ein dicker Referendar und der bürgerliche Bezirksadjutant waren Modeste höchst gleichgültige Zugvögel.

„Aber Herr von Roden," sagte der dicke Referendar eben, „warum in aller Welt sollen denn eigentlich die Reserveoffiziere bei den Leibkürassieren weniger vornehm sein als bei den Königshusaren? Vielleicht weil Bülow da steht? Bülows gibt's wie Sand am Meer!"

Der alte Edelmann lächelte. „Rangliste!"

Graf Axsil reichte höflich den etwas abgegriffenen Band herüber: „Bitte!"

Die siebenzinkige Ahnensuse setzte umständlich den Klemmer auf. „Sehen Sie, Herr Referendarius: Von — von — Graf ... selbstverständlich ..." Darauf legte er den Klemmer kopfschüttelnd beiseite: „Augen werden wirklich schwach."

Der dicke Referendar bemächtigte sich des Bandes und rief sofort triumphierend: „Aselmeyer steht da, einfach Aselmeyer!"

„Ja, stimmt, Aselmeyer, einfach Aselmeyer!" ... bestätigte Herr von Roden. „Aber das ist ja auch ganz nebensächlich, nicht wahr, meine Herren?"

Die drei Kletteraffen nickten stumm, der dicke Referendar aber sagte revolutionär: „I wo nebensächlich!" —

Da klopfte ihm der alte Eller freundlich auf die Schulter und sagte im breitesten Litauisch: „Ja, lieber Freund, da kennen Sie unsern Herrn Baron hier ganz richtig. Dem ist das gar nicht egal — im Gegenteil! Der fragt später noch mal im Himmel die sämtlichen Erzengel nach ihrem Stammbaum ... Das muß auch so sein!" ... Und zu dem krummen Riesen gewendet: „Nicht wahr, Wagner, du hältst bei deinem Rindvieh doch wahrhaftig auch auf Stammbaum!"

Die Herren lachten, lächelten, schwiegen, wandten sich ab. Herr von Roden aber sah sich töricht im Kreise um und lächelte mit.

Modeste hatte am lautesten gelacht und am schnellsten aufgehört. Sie liebte die derbe litauische Art sehr. Aber wie sie so über die ganze Gesellschaft hinsah mit dem hellen, scharfen Blick, dem jede Gutmütigkeit fehlte, da zuckte sie plötzlich innerlich zusammen. Sie durfte den Adel nicht verlachen — sie nicht! — Dabei fragte sich der kluge Kopf zugleich: Ist das hier nun eigentlich der Adel oder nur sein Phantom?

— Nein, das war wahrhaftig der Adel nicht, der dieses Ordensschloß erbaut, der bei Tannenberg bis zum letzten Atemzug geblutet! Das war sein Zerrbild, diese Ahnensuse, ein Hohn auf seine Geschichte ... Wenn der letzte Schloßkomtur von Barginnen jetzt hier eingetreten wäre, er hätte laut auflachen müssen über diese Epigonen, deren Blut sich verdünnt bis zur höflichen Gleichgültigkeit der Arsils, dem greisenhaften Dünkel der Rodens! — War alles Schatten geworden, wie diese Tradition selbst? Oder gab's noch das echte adlige Blut, das so gut und so blau war, daß es sich niemals mit dem brennendroten der Lindts mischen konnte? — Und sie schaute unwillkürlich nach der Tür — fast ängstlich. Wenn dieser heiß ersehnte Falkner von Oed jetzt hereintrat und wenn er dieses blaue Blut besaß, was konnte er jemals ihr sein, was sie ihm?

Es waren unklare Gedanken, die ihr da vorüberzogen. Mädchensehnsucht nach dem Unbekannten, Mädchenscheu vor dem Unbekannten.

*

Der Panierherr von Eyselin kam übrigens nicht.

Herr Lindt klappte den Deckel der Remontoiruhr vorsichtig zu: „Luise, ich dächte." —

„Ja, gewiß, Fritz!"

Der als Diener frisierte Gärtner stand zwischen den Portieren der Tür unbeweglich wie eine Pagode. Frau Lindt blinzelte ihm mit den Augen zu, und der bäurische Bursche blinzelte naiv zurück.

Modeste lachte, daß ihr die Tränen in die Augen traten. „Strauß, es soll gegessen werden! Sie sollen melden!" rief sie. „Ach, Kinder, es geht doch nichts über wohlgeschulte Dienstboten!"

Die Paare ordneten sich. Die Mutter mit Herrn von Roden, die Gräfin mit dem schwarzen Barbarossa und so weiter. Frieda sah sich verlegen um. Herr von Häwel zögerte absichtlich. Modeste, die das merkte und sich als star jede graziöse Ungezogenheit gestattete, rief der Schwester zu: „Ehre, wem Ehre gebührt — ich trete dir Herrn von Häwel feierlich ab. Ein kurzer Arm, ein langes Schwert ... Du weißt ja." Und noch ehe jemand diese kecke Diversion hindern konnte, ging sie rasch auf den alten Eller zu: „Kommen Sie, Ellerchen, ich engagiere Sie! ... Aber Sie müssen mir dafür auch alle Neuigkeiten erzählen, die in den drei letzten Monaten in der Gegend passiert sind!"

Der kleine alte Herr schmunzelte und rieb seinen ruppigen Schnurrbart galant an Modestes Hand. „Alles, gnädiges Fräulein — ja noch mehr, wenn's möglich wäre ... Sie sind doch das reizende Marjellchen geblieben, das Sie immer waren!"

Das Essen exquisit, die Stimmung feierlich.

Modeste saß sehr weit unten und schien sehr lustig. Der Diener Strauß stieß ein Weintablett um und goß gleich darauf mit verhängnisvoller Sicherheit der Gräfin Arsil die Fischsauce in den Rückenausschnitt. Während die Dame entsetzt aufsprang und die Gesellschaft nicht recht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte, klang die Stimme des Mecklenburgers markiert behäbig durch die bange Stille: „Meine gnädigste Frau, ich ziehe unter allen Umständen die Brust dem Beine vor."

Der alte Eller, ein großer Vokativus, flüsterte darauf pfiffig dem krummen Riesen zu: „Nicht wahr, das kommt drauf an, Wagner?"

„Na, ob's drauf ankommt, alter Otter!" grinste der.

Als die Gräfin etwas leidend wieder erschien, hielt Herr Lindt das Sektglas bereits in der Hand: „Meine Herrschaften, es freut mich sehr, Sie hier alle so frisch und munter begrüßen zu dürfen! Zwar der Landwirtschaft geht's hundeschlecht, aber der Jagd ist's dafür um so besser gegangen. Und ob ich auch selbst nur ein alter Krippensetzer bin, der alles jüngeren Leuten überlassen muß, auf dem Hof wie auf dem Feld, so reichen meine schwachen Augen doch noch so weit, um aus der Schußliste erkennen zu können, daß fünfundachtzig Hühner zur Strecke gebracht sind. Gepudelt hat keiner. Wer den alten Rebhahn 'runtergeholt hat, weiß ich nicht, doch will ich zu des Herrn Referendars und des Herrn Leutnants Jägerehre annehmen, daß ihn der eine von rechts, der andre von links totgeschossen hat. Jagdkönig ist ..." Herr Lindt suchte nach seinem Klemmer.

„Der Jagdkönig ist nicht da!" rief der Referendar.

„Aber er ist wirklich nicht da, Papa," bemerkte halblaut der Graf.

Herr Lindt räusperte sich kräftig: „Jagdkönig ist — mein lieber Schwiegersohn, der Graf Dagobert von Arsil. Horridoh! Joho!"

Die Gläser klangen.

*

Aber Graf Arsil erhob sich gleich darauf und schlug leicht an den Kelch: „Herr Inspektor Romeit ist Erster mit zweiunddreißig Hühnern; erst viel später komme ich mit siebenundzwanzig. Da ich aber den Herrn leider nicht in unserm Kreise erblicke, denke ich in seinem Sinne und dem aller Jagdteilnehmer zu handeln, wenn ich mein Glas leere auf das Wohl der Damen und des Hauses Lindt!"

„Na, das sind Leute!" brummte der alte Eller und fuhr sich mit einer komischen Geste über den grauen Kopf. „Laden den Jagdkönig nicht mal ein!" ...

Modeste, die ein sehr scharfes Ohr hatte, fragte darauf zum Vater herüber: „Warum ist Herr Romeit denn nicht hier, Papa?"

„Weil der Inspektor in die Wirtschaft gehört, liebes Kind! Wenn er nachgesehen hat, ob die Pferde auch gut abgefüttert sind und die Ställe

abgeleuchtet, wird er schon kommen. Ich hab's ihm wenigstens freigestellt."

„Aber an so 'nem Tag, Herr Lindt!" rief der alte Eller dazwischen. „Die Bullen werden doch nicht gleich krepieren, wenn Ihr Beamter eine halbe Stunde früher Feierabend macht ... Junger, einfacher Mensch! Wann hat der denn sonst Gelegenheit zum Jagdkönig und zum Jagddiner?"

Darauf antwortete der alte Lindt gewichtig: „Alter Freund, wenn Sie sich Ihre Beamten für die Jagddiners halten, ich halte mir meine für die Wirtschaft."

Der alte Eller schwieg. Die Kletteraffen lächelten verständnisinnig. Der Mecklenburger sagte: „Darf ich Ihnen das Kompott noch einmal reichen, Frau Gräfin?"

Der Graf aber hüstelte leicht. „Ich jage sonst nicht mit Inspektoren — aber wenn schon, denn schon!"

Darauf nickte Herr Lindt nochmals befriedigt. „Lieber Dagobert, das war alles reiflich überlegt. Zehn Schützen schießen eben mehr wie neun. Kaufmännisch stimmt die Rechnung auf den Punkt. Warum soll ich also den jungen Menschen, der gut schießt, nicht mitgehen lassen? ... Strauß, trippen Sie nicht immer beim Eingießen!"

Modeste sah und hörte und wußte nicht, wem recht geben. Daß Herr Romeit schlank und hübsch war, fiel bei ihr ins Gewicht — sonst empfand sie als echte Lindt. Doch ihr Nachbar schien verstimmt.

Nach einer Weile sagte der alte Eller wie von ungefähr: „Ich war übrigens auch Inspektor, gnädiges Fräulein, ehe ich die Pachtung vom Baron übernahm ..."

„Aber, Ellerchen, das ist doch ganz was andres, und dann ist's doch schon so lange her!"

„Aber ich war doch Inspektor!" wiederholte er widerhaarig. „Wenn einer im Zuchthaus gesessen hat vor fünf oder fünfzig Jahren, das kommt doch auf eins heraus ... Ich schätze Ihren Herrn Vater ungeheuer hoch, aber so was bost mich. Der Mensch kann doch nicht erst beim Baron anfangen!... Wissen Sie, ich habe gewiß was übrig für vornehme Leute. So 'n alter, echter Edelmann — Hut ab! ... Aber da macht vorher schon der Roden die Dammeligkeit, kann Aselmeyer auf einmal nicht mehr lesen, weil kein ‚von' davor steht — und jetzt kommt Ihr gutes Papachen ... Aeh! Aeh!" Er schlug indigniert mit der Hand in die Luft. „Ich bin bei dem alten Baron in Eyselin in der Wirtschaft gewesen als Eleve. Das war doch gewiß 'n vornehmer Mann! 'n Kribbelkopf sonst und ein ‚Bos' auf den Neffen, der es jetzt hat! ... Da muß übrigens was dahinter gesteckt haben ... Denn sagen Sie selbst: den Sohn von seinem leibhaftigen Bruder, den erklärt man doch nicht schon in der Windel für 'n Taugenichts! ... Aber die Brüder sollen immer so stehen bei den Falkners. — Dabei ein Gentleman der ‚Alte' durch und durch, wie der Junge auch! ... Der Alte — das heißt er war fünf Jahre älter als ich — nannte mich immer Kleinerchen. 'n großer stattlicher Herr übrigens ... Und da war der Rendant mal krank, ich mußte die Gelder einkassieren für die Ziegelei — ich, 'n Jung' von achtzehn oder neunzehn Jahren und 'n Leichtfuß obendrein. Und es stimmt und stimmt mit dem Geld immer nicht, weiß der Deiwel! Ich geh' also flugs zum ‚Alten' und sag': ‚Herr Baron, nehmen Sie mir die Ziegelei ab, ich komm' mit dem Geld nicht zu Rand.' — Und da sieht er mir erst so scharf ins Gesicht und dann faßt er mich so unters Kinn und sagt: ‚Kleinerchen, regen Sie sich deswegen nur nicht auf! Daß es mal nicht stimmt, das kommt in den besten Geschäften vor. Aber was mir die Hauptsache ist, Sie sind ein anständiger Mensch! Und anständige Menschen müssen sich anständig untereinander behandeln. Geben Sie mir die Belege!' — Und ratsch, ratsch! die Papiere mitten durchgerissen, nach dem Diener geklingelt: ‚Da, Ferdinand, verbrennen Sie das hier auf der Stelle!' — Und zu mir: ‚Na, Kleinerchen, stimmt nu die Rechnung?' — Dabei reißt er mich beim Ohr und sagt: ‚Aber 's nächstemal sehen Sie gefälligst weniger auf die hübschen Marjellens und ein bißchen mehr in die Kontobücher!' ... Na, wissen Sie, gnädiges Fräulein, für so 'n Prinzipal lass' ich mir 's Fell lebendig abziehen, noch heut!"

Modeste hörte ihm lächelnd zu. „Ich höre Sie furchtbar gern erzählen, Ellerchen — und Litauisch sprechen Sie!"

„Warum sollt' ich eigentlich nicht? 'n alter litauischer Bauer wie ich."

Modeste sah ihn von der Seite an. „Und der Junge? Ich meine, der jetzige Baron Falkner?"

Der alte Eller zuckte die Achseln. „Unsteter Mensch. Mehr weiß ich auch nicht. Jedenfalls fliegen die Groschens nur so! Klug ist aus dem nicht zu werden ... Aber giftig kann der Kret sein! — Ich habe neulich mal zugesehen, wie er auf 'n Knecht losging ... Sonst ein äußerst liebenswürdiger, feiner Herr! Aber stimmen tut da nicht alles. Ob's so 'ne delikate Angelegenheit mit Damen ist — Sie verzeihen schon, gnädiges Fräulein — es mögen auch vielleicht alte Leutnantsschulden sein. Jedenfalls ein ewiges Gejackel nach der Bahn und nach der Post. Und fahren tut er wie der leibhaftige Satan. Die Trakehner Rappen immer weiß vor Schaum, wenn sie in den Stall kommen ..." Er blinzelte Modeste pfiffig an. „Na, wie wär's, gnädiges Fräulein? Die Güter grenzen — alles da. Ja, wenn nicht wär'! ... Bildhübsche junge Frau, wo er auf Zügel gehen muß ... Tut ihm wahrscheinlich recht not!"

Modeste hielt ihm die Hand auf das Sektglas: „Sie sind beschwipst, Ellerchen! Sie kriegen keinen Tropfen mehr. Und wenn ein Mensch das hörte — diesen Wahnsinn! . . . Auch nicht im Traum . . .“ Sie war doch etwas rot geworden.

Der alte Vokativus schlug resigniert mit der Hand in die Luft: „Und wenn's wär', würden Sie mir die Wahrheit erst recht nicht sagen! Ich kenn' doch die Welt . . . Die Jungen beschwipsen sich an der Phantasie, die Alten am Buddelchen. Ein kleiner Schwipps — so oder so — gehört zum Leben von Zeit zu Zeit — es darf nur um Gottes willen kein großer daraus werden. Denn danach gibt's Katzenjammer.“

Modeste, der der ganze törichte Eitelkeitstraum wieder auflebte, sah scheinbar interessiert über die Tischgesellschaft weg, die ihr so gleichgültig war. Er ließ ungern in sich hineinsehen, der Stern von Barginnen.

Beim Eis entstand leichte Unruhe. Die Gäste sahen nach der Tür, und Herr Lindt erhob sich steif.

Zwei Herren traten in kurzen Zwischenräumen ein. Der Inspektor Romeit. Er trug einen Taillenrock und Lackstiefeletten und bewegte sich linkisch wie ein Arbeiter im Sonntagsstaat. Modeste ärgerte sich innerlich, wie der junge Mensch so unentschlossen und mißgelaunt an der Portiere stehen blieb. — Dann ein mittelgroßer, fast stutzerhaft eleganter Herr: verschlossenes Gesicht, fast rasiertes Haar, im starren Dunkelauge das Monokel. Es war Falkner von Oed; in der Erinnerung schwebte er ihr weit hübscher und aristokratischer vor. Er ging an Herrn Lindt, der ihm würdig entgegenkam, mit einem flüchtigen Händedruck vorüber zur Hausfrau.

„Verzeihen, Gnädigste — ich komme eben aus Königsberg. Der Zug hatte leider über eine Stunde Verspätung.“

Die Dame lächelte und reichte ihm verbindlich die Hand, die er aber nicht küßte.

Herr Lindt stellte feierlich vor. „Die übrigen Herrschaften, Herr Baron, kennen Sie ja wohl schon — hier mein Schwiegersohn: Graf Arsil, meine Tochter: Gräfin Arsil . . . Liebe Erika, es ist unser Gutsnachbar, der Majoratsherr auf Eyselin.“

Die Gräfin verbeugte sich mit ihrem gewinnendsten Lächeln.

Auch der Inspektor war zögernd näher gekommen.

„Und hier, meine Herrschaften,“ fuhr der Knochenmehlhändler etwas weniger feierlich fort, „Sie kennen ihn ja fast alle: Herr . . .“ —

Die Gräfin, die das Lorgnon fallen gelassen hatte und einen besonders lieben Nachbar vermutete, holte zu einem halben Courknix aus.

„Herr — Inspektor Romeit!“

Da zuckte die Dame sofort zurück und nickte nur ganz von oben herab.

Falkner von Oed, der sich sehr höflich vor dem Inspektor verbeugt hatte, fragte gleich darauf: „Wo ist der Jagdkönig? Bei dem möchte ich mich noch vor allem entschuldigen.“

„Der da!“ rief der alte Eller über die Tafel weg und zeigte nach dem Inspektor.

Herr von Falkner reichte dem Herrn die Hand. „Ich gratuliere, Herr Romeit. Selbst bin ich beinah' gar nicht Jäger . . . Uebrigens,“ fügte er mit beflissener Liebenswürdigkeit hinzu, „kennen wir uns schon par distance. Ich habe Sie, vorgestern glaube ich, auf dem Felde gesehen. Sie ritten einen Braunen, der vorn nicht mehr recht 'rauskam, aber Sie nahmen ihn beim Sprunge über den Graben ganz famos zusammen.“

„Herr Baron,“ lispelte der Alte, „wollen Sie vielleicht die Güte haben, neben dem Grafen Arsil Platz zu nehmen! Es hat sich alles etwas verschoben . . . Lieber Romeit, suchen Sie sich einen Platz da unten! Der Diener wird gleich noch ein Kuvert einschieben.“

Der Inspektor nahm ohne sonderliche Freude nahe bei Modeste Platz, die ihn aber kaum ansah. Er kam ihr so über die Maßen plebejisch vor — auch die dunkel verbrannte Hand unter der weißen, losen Manschette. Sie begann darum mit dem alten Eller weiterzusprechen, aber oberflächlich, zerstreut. Ihre Gedanken waren bei dem Panierherrn von Eyselin. Er saß so weit von ihr, das stumpfe, harte Profil sagte so wenig. Dabei fiel ihr ein, daß einer gesagt hatte, dieser Falkner von Oed sei ein großer Verführer gewesen, sei es noch jetzt. Der Glaube wurde ihr schwer. Auch als sie ihn sprechen hörte . . . Die Gräfin Arsil hatte sich seiner nämlich angenommen.

„Es gibt auch Grafen von Oed, Baron?“

„Zu dienen, Gräfin — mein älterer Bruder, der Chef der Familie.“

„Aber das ist ja sehr interessant,“ flötete Erika.

Die kühle Antwort: „Nein, Gräfin, das ist gar nicht interessant! Er hat fünf Minuten vor mir das Licht der Welt erblickt — das ist sein einziger Vorzug.“

„Nicht wahr, Sie sind Westfale?“

„Allerdings.“

„Sie wären wohl auch lieber in Westfalen geblieben, Baron?“

„Kaum, Gräfin. Seit meiner Fähnrichszeit bin ich nicht mehr dort gewesen. Wer aus dem Münsterland ist, der will allerdings meistens nicht heraus — und wer heraus ist, will meistens nicht wieder herein . . . Uebrigens wundervolle Herrensitze. Nur daß leider der Horizont grundsätzlich über diesen Herrensitz nicht hinausgeht!“

„Das ist aber sehr merkwürdig!“ lispelte die Gräfin.

„Es ist wie überall auf dem Lande.“

Da mischte sich Frieda ins Gespräch. „Nicht wahr, Sie lieben das Land auch nicht besonders?"

„Wenigstens kenne ich keinen Lokalpatriotismus, gnädiges Fräulein", antwortete der Panierherr. „Ich verstehe weder Litauisch noch Ostpreußisch, gnädiges Fräulein. Mich verbindet hier mit dem Lande also nichts, ausgenommen vielleicht einige Nachbarn." Er nahm den Eislöffel und begann zu essen.

Graf Arsil hatte derweilen seinen neuen Nachbar mit augenfälligem Interesse gemustert. Endlich fragte er verbindlich: „Sie lieben den Süden mehr, Baron?"

„Den liebe ich allerdings mehr! In dem litauischen Winter friert mich immer nach ... See und Süden."

„Sie waren oft dort?"

„Sehr oft."

Der Graf lächelte. „Dann glaube ich Sie auch bestimmt wiederzuerkennen, Baron. Sie waren im Winter 95 in Cannes?"

„Das kann sein."

„O, man beschäftigte sich sehr viel mit Ihnen, Baron!"

„Das glaube ich weniger. Ich wüßte wenigstens nicht, warum ..."

„Und wenn es nun im Zusammenhange mit der sogenannten Löwin der Gesellschaft gewesen wäre?"

„Die Sie kennen, Graf?"

„Nein, die ich leider nicht kenne, lieber Baron."

Falkner von Oed zuckte darauf die Achseln. „Sie tun mir wirklich viel zu viel Ehre an! Gerade in dem Winter habe ich ganz außerhalb der Gesellschaft gelebt ... Aber vielleicht verwechseln Sie mich auch mit meinem älteren Bruder; er ist ein sehr frommer Mann — und wie viele fromme Leute jenseits seines Bischofssprengels zuweilen recht weltlich. Uebrigens kann ich ihm auch unrecht tun. Wir haben uns in zwanzig Jahren nur zweimal, und zwar ganz flüchtig gesehen."

Graf Arsil verbeugte sich höflich. „Dann irre ich mich eben ... Es war übrigens ein großes Kompliment für Ihren Doppelgänger, dies Gerede!"

„Gönnen wir es ihm, lieber Graf," schloß Herr von Falkner süffisant.

Aber der Gatte von Erika Lindt, der in seinem Leben nichts mehr geliebt hatte als die Weiber und die Jagd, dachte vergebens hin und her, in welchem Botschaftspalais, ob in Petersburg oder Paris, er das sprechend ähnliche Medaillonbild dieses Mannes gesehen hatte — und zwar in einem Boudoir und an einem verschwiegenen Platze.

Modeste hatte mit bebender Aufmerksamkeit gelauscht. Die große Welt, nach der sie sich so oft gesehnt, stieg ihr wieder auf. War er ein großer Verführer?

Die Schwester Frieda, die nach dem ersten Anlauf schon das Hoffnungslose erkannt hatte, begann darauf mit dem Leutnant von Häwel zu flüstern und zu kichern. Sie gab sich gern ganz frei und am liebsten vor ganz jungen Herren. Zum Nachtisch wurde noch der kleine Dagobert vorgeführt. Der Gräfin-Mutter traten die Rührungstränen in die Augen, als der Knabe auf einem Steckenpferd um die Tafel trabte: Ganz Graf, wie sie meinte, in Wahrheit aber von den steifeckigen Bewegungen des alten Lindt ... Der alte Eller schlug sich mit der Hand auf das Bein und rief lachend: „Vollkommen wie's Großpapachen, Frau Gräfin!"

Herr von Falkner fügte ohne Wärme hinzu: „Allerdings sehr Herr Lindt."

Gräfin Arsil, die so neunzinkig fühlte, wie ein Schwarzer mit einem englischen Zylinder weiß, lispelte darauf mit Hauteur dem Kindermädchen zu: „Bringen Sie doch den jungen Grafen zu Bett, Natascha!" — Das Eheprojekt ließ sie endgültig fallen ob solcher Taktlosigkeit.

Der Großvater Lindt aber erhob sich, und als frommer Mann, der seinen Sarg und seine Leichenpredigt schon seit Jahrzehnten bestellt hatte, sprach er ein langes Dankgebet. Er hatte vom Himmel sonderbare Vorstellungen, der alte Knochenmehlhändler.

*

Modeste war enttäuscht. Ohne sich viel mit Händedrücken zu befassen, war sie in das kleine Eckzimmer zurückgekehrt, wo jetzt eine einsame Stehlampe brannte. Sie warf sich in den Plüschsessel, die Hände hinter dem Kopf geschlossen, und sah ins Licht. Ein Traum zerflattert. — Träumen wir einen andern! ... Aber Träume sind wie der Tod; wenn man sie ruft, kommen sie niemals.

Aus dem Salon zirpten ein paar leicht angeschlagene Klaviertakte. Frieda würde singen, der Mecklenburger würde sie begleiten. Jetzt wühlte sie wahrscheinlich unter den Noten, ließ sich bitten. Komödie bei beiden. Er sehnte sich nur nach dem Spieltisch, sie nur nach dem neu einstudierten Lied. Wenn ein dreißigjähriges Mädchen vorsingt, will sie immer einen Mann fangen.

Dann dachte Modeste wieder an Herrn von Falkner, diesen kühlen, selbstbewußten Menschen, an dem eigentlich nur die Vergangenheit interessant schien. Denn eine Vergangenheit hatte er! ... Ob er wirklich einmal der Geliebte einer ganz großen Dame gewesen war? ...

Im Rauchzimmer nebenan sammelten sich die Herren bei den Spieltischen. Herr Eller rief im breitesten Litauisch: „Kinder, nu aber die Karten! Man wird ja ganz dammelig bei der ewigen

Sitzerei ... Nicht wahr, Herr Baron, die Modeste ist doch ein reizendes Marjellchen? ... Wie wär's denn? ... Junger Herr wie Sie! Die hübschen Weiber halten nicht mehr wie gern still, wenn's keiner sieht. Freilich, wenn so 'n Mamachen zur unrechten Zeit um die Ecke schielt — das Geweimer!"

Modeste hörte nicht, was Herr von Falkner antwortete, aber sie fühlte das heiße Rieseln der Scham und lehnte sich weiter im Fauteuil zurück.

Nebenan trat Herr Lindt ein. „Jetzt aber 'ne Zigarre und 'nen Schnaps, meine Herren! ... Ich kann Ihnen die ‚Africana‛ sehr empfehlen und den rigaischen Pomeranzen, Herr Baron." Er rieb sich vergnügt die Hände, ganz jovialer Hausherr. — Leiser meinte er zu Herrn Romeit: „Nehmen Sie aber aus der flachen Kiste — es ist 'ne gute Inspektorenzigarre — und sorgen Sie für Bier! Wenn der Strauß nicht mit dem Einschenken gerät, springen Sie zu!"

Herr Romeit murmelte etwas und verschwand ohne die Inspektorenzigarre.

Einen Augenblick Stille, wo die Herren ihre Plätze auslosten. Man hörte das Glitschen des Kartons auf den Mahagonitischen. Die Kletteraffen fanden sich wie verabredet zusammen mit Herrn Lindt; zu Herrn Eller gesellten sich der krumme Riese und der dicke Referendar. Herr von Falkner hatte refüsiert. Er ging den Läufer des Rauchzimmers langsam auf und ab mit leichtem, leisem Schritt. Modeste sah den Schatten gleiten. Sie hatte dabei das unangenehme Gefühl eines Schuljungen, der beim Lauschen nicht ertappt sein möchte. Das Zimmer zu verlassen war jetzt zu spät. —

Das Bier schäumte, der Zigarrenrauch floß in trägen Wolken herüber. In dem Spiegel konnte Modeste einige Spieler erkennen: den alten Eller, der, die Zigarre in der Mundecke, mächtig paffte — den krummen Riesen, der schon stier blickte —, den dicken Referendar, der schmunzelnd nach dem Bierglas griff. Zuweilen brummte der Riese, der Referendar schüttelte den Kopf, der alte Eller aber rief lustig: „Was heißt gut spielen? — Karten ist die Hauptsache! — Sehen Sie das Spiel hier! Und wenn die Bank von England geht ... Ich will zeitlebens als Pinscher mit abgeschnittenen Ohren 'rumlaufen, wenn ich da nicht Schneider mach'!" ...

Als er aber durch die List des Referendars verloren, warf er die Karten mißmutig hin: „Ach, Kinder, das ist doch kein Spiel! Nicht ein lumpiges Carreau lassen einen diese Gnieskes gewinnen! Und dann freuen sie sich auch noch wie die Spitzbuben, wenn ein anständiger Mensch verliert. Nicht wahr, Wagner?"

Der krumme Riese antwortete phlegmatisch: „Du spielst ja aber auch wie 'n Schwein! Und wenn du das nächstemal so dammelig schabberst, schneide ich dir die Ohren glatt 'runter."

Darauf der alte Eller mit komischer Gottergebenheit: „Na, schneid, schneid, mein Sohn, ich halt' still wie 'n Lammchen ...! Dafür schneide ich dir nachher auf der Heimfahrt die Kehle ab, oder ich gurgle dich so lange an der Krawatt', bis du blau bist und mir all mein Geld freiwillig zurückgibst und dein eignes dazu. Ich geh' jetzt auch unter die Krawattenfabrikanten — ja, ich tu's!"

Dann tuschelten die drei zusammen und lachten und zeigten nach dem alten Lindt, der ihnen den Rücken zukehrte ...

Modeste kannte das Renommee ihres Vaters nicht.

Eben setzte Frieda drüben zu einem Jensenschen Lied ein — und Herr von Falkner stand plötzlich vor dem Stern von Barginnen.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein."

„O bitte!" Sie zeigte nach einem Fauteuil.

„Gern. Sie sitzen schon lang' hier?"

„Ich bin erst im Augenblick gekommen," log sie.

„Durch die Luft?"

„Ja, wahrscheinlich durch die Luft!"

Sie sprachen beide gedämpft, damit die Spieler es nicht merkten.

„Ihre Schwester singt viel?" fragte er höflich.

„Ja, leider!" antwortete sie.

„Sie singt aber hübsch ..."

„Genau so, als wenn man eine Katze in den Schwanz kneift."

„Ich habe noch nie Katzen in den Schwanz gekniffen, gnädiges Fräulein."

„Dann versuchen Sie es einmal, Baron!"

Herr von Falkner lächelte: „Sie lieben sich gegenseitig nicht?"

„Nein, wir lieben uns gar nicht!"

„Das ist schade."

„Das weiß ich nicht mal, Baron ... Uebrigens lieben Sie ja Ihren älteren Bruder auch nicht!"

Er beugte sich zu ihr herüber: „Steht zwischen Ihnen und Ihrer Schwester ein Fideikommiß von mehr als zwanzig Gütern? Und hat Ihre Schwester, als sie mündig wurde und damit schwer reich — an demselben Tage, wo auch Sie einundzwanzig wurden und arm waren wie eine Kirchenmaus, gesagt: ‚Ich fühle nicht die geringste Verpflichtung, deine Schulden zu bezahlen, obgleich ich's könnte!‛"

„Aber Sie haben Ihre Schulden schließlich doch bezahlt?" sagte Modeste dreist.

„Allerdings, gnädiges Fräulein. Aber wenn Sie's durchaus wissen wollen, mit einem Wuchererdarlehen, gegeben auf das Vermögen meines Onkels hier, der mich sicher enterbt hätte, wenn es irgendwie gegangen wäre ... Wissen Sie, was Wuchererzinsen sind? — Nun, ich weiß es."

„Aber jetzt sind Sie doch reich, Baron?"

Er zuckte nur die Achseln. „Wollen wir uns all unsre Geheimnisse schon am ersten Tage erzählen?"

„Warum nicht? Man weiß ja nicht, ob man sich überhaupt zum zweiten Male sieht!"

„Ich hoffe es wenigstens." Er sah das hübsche Mädchen mit seinen kühlen dunkeln Augen lange an. „Wissen Sie, daß ich Sie kaum wiedererkannt hätte, gnädiges Fräulein? Was sind Sie hübsch geworden! — Es klingt banal — aber warum soll ich nicht einmal Ihr Spiegel sein, von dem Sie sich dasselbe doch sonst so gern täglich sagen lassen?... Als ich ins Zimmer trat, fiel mein erster Blick instinktiv auf Sie... auch später... Sie werden es nicht bemerkt haben. Die Menschen, die ich ansehe, die sehe ich scheinbar gar nicht an — und umgekehrt. Es ist nur Sache der Uebung..."

Modeste war rot geworden. Vielleicht witterte sie den großen Verführer, vielleicht ließ nur die Eitelkeit ihre Pulse schneller schlagen.

„Ach, sprechen wir doch von etwas anderm, Baron!"

„Ihr Ernst? — Glaube ich nicht! — Hübsche Frauen hören immer am liebsten von sich selbst ... Und damit Sie sehen, wie aufmerksam ich Sie beobachtet habe und wie genau ich Sie kenne, obgleich unsre letzte Begegnung Jahre zurückliegt und Sie mich damals gar nicht beschäftigten — Sie sind eine sehr ehrgeizige junge Dame geworden. Sie möchten Karriere machen! Sie haben noch in dieser Stunde daran gedacht."

„Sie reden Unsinn, Baron!" wehrte Modeste hastig.

„Nein, ich rede gar keinen Unsinn!... Freilich, ob Sie Karriere machen werden?... Ich weiß nicht mal... Sie heißen Modeste. Ein hübscher, seltener Name... Sie wissen vielleicht, daß bei dem lippeschen Thronfolgestreit eine Modeste von Unruh eine große Rolle gespielt hat?... Sie hat erst lange nach ihrem Tode Karriere gemacht, die Arme! Das heißt, ihre Nachkommen werden auf einem deutschen Throne sitzen, trotzdem der kommandierende General in Münster den kleinen Lippes im Kinderwagen die prinzliche Ehrung von der Hauptwache versagt hatte. Kommandierende Generale gehen — vielleicht ist der schon gegangen. Aber kleine Fürsten bleiben — und zwar die kleinsten am längsten... Nun, ich wünsche Ihnen, meine Gnädigste, daß diese Modeste hier die große Karriere schon bei Lebzeiten macht!" Er verbeugte sich artig.

Modeste lachte geschmeichelt.

Er aber fuhr fort: „Aber glauben Sie deswegen um Himmels willen nicht, daß eine große Karriere mit dem Glück irgend etwas zu tun hat! Die sie nicht gemacht haben, behaupten freilich, sie sei das größte Glück; die sie aber gemacht haben, behaupten umgekehrt, es sei das größte Unglück."

„Ich verstehe Sie nicht, Baron."

Er war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab mit denselben leichten, leisen Schritten.

„Soll ich Ihnen etwas raten, gnädiges Fräulein? Hören Sie nie auf mich!"

„Warum sagen Sie mir das eigentlich?"

„Weil ich genau weiß, daß Sie dann um so mehr auf mich hören werden."

Modeste kniff die Augen zusammen: „Ich verstehe. Man muß sich vor Ihnen hüten!"

„Vor mir?" Er lachte kurz und trocken... „Ja, ich bin allerdings gefährlich, aber leider nur — mir selbst. Und wenn Sie einen größeren Don Quichotte auf dieser Welt frei 'rumlaufen gesehen haben, so lasse ich mich hängen!"

Modeste war gleichfalls aufgestanden. Mit der eignen Lindtschen Keckheit fragte sie: „Und dieser Löwin, von der mein Schwager sprach, wären Sie niemals gefährlich gewesen?"

Herr von Falkner mochte ein guter Schauspieler sein, aber er verfärbte sich bei den Worten doch, und seine Augen bekamen einen stechenden Glanz. „Diese Dame ist eine Phantasie Ihres guten Schwagers. Aber selbst wenn sie es nicht wäre, so bitte ich Sie dringend, diese Dame nie mehr in unsre Unterhaltung zu mischen... Ich bin ein Narr und war ein Narr, und die Dame könnte es Ihnen vielleicht am besten bezeugen..." Er wechselte wieder zum Konversationston hinüber: „Aber so weit sind wir ja leider noch nicht, daß Phantome etwas bezeugen könnten..."

Modeste schwieg.

Herr von Falkner sah nach der Uhr.

„Verzeihen Sie einen Augenblick! Ihr Herr Romeit nebenan macht Miene aufzubrechen, und ich möchte ihn gern sprechen. Er sieht mir aus, als habe er viel Pferdeverstand. Er soll sich mal meine Fohlen ansehen. Eine Remonte kann ich selbst beurteilen, ein Fohlen nicht... Wenn Sie sich übrigens für Pferde interessieren, ich habe mir Ungarn angeschafft — Vollblutjucker. Ihre litauischen Schinder laufen mir nicht genug — und ich verlange von meinen Kutschpferden zuweilen das Unmögliche."

Er ging zurück in das Rauchzimmer, wo Herr Romeit mit finsterer Miene in einer Ecke saß. Modeste hörte den Baron einfach und liebenswürdig mit dem Manne sprechen — so ganz anders sprechen, als er es mit ihr getan.

Nach einer Weile kam Herr von Falkner wieder. „Nun muß ich mich auch von Ihnen verabschieden, gnädiges Fräulein. Bei Ihren Eltern entschuldigen Sie mich wohl. Ich erwarte ein Telegramm zu Hause."

„Ja natürlich, wenn Sie fort müssen," antwortete Modeste steif.

„Ja, ich muß wirklich. Mein Wagen wartet bereits."

Er gab ihr die Hand und wollte gehen. In

der Tür blieb er stehen und zeigte auf die verblaßte Photographie. „Wer ist das?"

„Irgendeine entfernte Verwandte, die uns aber nichts angeht."

Er nahm das Bild von der Wand und trug es ans Licht. „Eine schöne Frau ... Ihnen übrigens nicht die Spur ähnlich ... Trotzdem haben Sie einen gemeinsamen Zug ..." Und als Modestes Lippen verächtlich zuckten: „Es ist pur sang, gnädiges Fräulein, pur sang!"

*

Noch spät nach Mitternacht schlich Modeste hinunter in das Eckzimmer. Die Gesellschaft war längst gefahren — nur der schale Biergeruch und der ekle Tabaksqualm füllten die dunkeln Zimmer. Sie nahm das Bild noch einmal von der Wand. „Nein — das Schicksal dieser Frau nie — nie!"

Dann öffnete sie das Fenster und schaute hinaus in den müden Herbst. Der Moderhauch umwitterte sie, die bange Stille umfing sie. Es war wie ein Alp. Und ohne sich klar zu werden, daß sie doch den tiefinnersten Wunsch ihres Herzens aussprach, murmelte sie: „Ich möchte ein Schicksal, ein ganzes Schicksal."

Sie hatte das Schicksal gewünscht — sie sollte es haben.

Hieß es Falkner von Oed?

IV

Regentage kamen. Die litauische Ebene schwamm in Nebeln. Das Ordensschloß starrte aus dem Grau wie eine Ruine. Der Graf versuchte auf Jagd zu gehen, aber die Hühner lagen fest in dem feuchten Klee; den Hunden wurde die Nase stumpf beim Suchen. Herrn Romeits brauner Setter, der einst dem Jagdkönig so trefflich vorgestanden hatte, strich wie schuldbewußt hinter seinem Herrn durch die Felder. Der neue Inspektor nahm seine Pflichten unhöflich ernst. Auch als ihn der Graf einmal um den Hund ersuchte, erwiderte sein Besitzer ruhig, daß er seine Juno niemals aus der Hand gebe. Erika fand den Refüs empörend. „Inspektorenfrechheit!" Ihr Gemahl gab Herrn Romeit dagegen recht: „Es ist sein Hund, und ich würde in seinem Falle wahrscheinlich ebenso abgelehnt haben." — Frieda klimperte den ganzen Tag auf dem Klavier und sang mit ihrer passierten Stimme. Modeste langweilte sich.

Der Kampf der Schwestern tobte häßlicher als je.

Zur Dämmerung fand sich die Familie in dem einfachen Wohnzimmer zusammen. Ein spärliches Kaminfeuer knisterte, der niederströmende Regen draußen gab die Begleitmusik. Die ungleiche Gesellschaft saß um den Tisch herum. Herr Lindt kam aus seinem Arbeitszimmer heraufgestelzt, das genau wie ein Kontor eingerichtet war: Ein Schreibtisch, ein Drehstuhl, ein Geldschrank. Der alte Knochenmehlhändler hätte wohl lieber allein dort die Kurse studiert, aber der Gedanke an eine unnötige Lampe trieb ihn herauf. Die Mutter und die Gräfin erschienen spät. Erika hatte das Haus durchstöbert nach allen möglichen und unmöglichen Dingen für den kleinen Dagobert. Die Alte, die sich schwer von den Sachen trennte, war argwöhnisch mitgegangen ... Während Herr Lindt mit Schlafrock und Pfeife den Rauch einsog wie ein Patriarch, blätterte Graf Arsil in einem alten Gartenlaubenkalender. Zuweilen stand er auf und klopfte ans Barometer.

Dann sagte Modeste hoffnungsvoll: „Morgen wird's sicher schön!"

Frieda antwortete bissig: „Wahrscheinlich! Falb hat dir wohl persönlich telegraphiert?"

„Laß doch die ewige Zankerei!" lispelte die Gräfin.

So ging es den ganzen Abend hin und her mit häßlichen Sticheleien bis zum Abendbrot, das im Gegensatz zu den Prunkdiners äußerst einfach und kärglich war.

Zuweilen fühlte Modeste Gewissensbisse wegen der ewigen Szenen, zuweilen nicht.

*

Eine Woche später nach dem Regen, der alle Hoffnungen weggeschwemmt hatte, drängte der Graf zur Heimfahrt. Der star allein brachte die Geschwister nach Tilsit aufs Schiff. Das hübsche Mädchen winkte mit dem Taschentuch, bis die Personen auf Deck auch ihren jungen Augen verschwammen. Dann ging sie seelenvergnügt in eine Konditorei und lud noch einen kleinen Vetter, der sich auf der Quarta des Gymnasiums plagte, zu Schokolade und Kuchen ein. Geizig war sie gar nicht. Das gab ihr manchmal zu denken, denn zu Lindts gehörte der Geiz, wie zum Teufel der Pferdefuß. Und während die beiden wie zwei rechte Kinder in Schlagsahne und Baisers schlemmten, bis der Junge beklommen sagte: „Ich glaube, mir ist schon übel," wunderte sich Modeste innerlich, daß sie so gar keinen Schatten von Sehnsucht nach den Abgereisten empfand. Sie kamen, sie gingen, ein blasses Erinnern blieb zurück. Auch nach Hause sehnte sie sich nicht. Konnte sie sich überhaupt sehnen? ... Und doch gab es in diesem Innern warme, ja heiße Regungen — ein dumpfer Trieb nach Liebe, Glück. Das war aber immer draußen, in Barginnen verdorrte alles schnell.

Als sie zurückfuhr, fegte ein scharfer Herbstwind die letzten Regenwolken. Modeste lehnte sich aus dem geschlossenen Wagen und wäre am liebsten auf den Bock zum Kutscher geklettert — so sehr zog es sie aus der dumpfen Enge in die freie Weite. Und dieser Zug wurde stärker, immer stärker. Wohl eine Meile vom Schloß stieg sie aus und ließ die alten Pferde allein weitertraben. Der Wind war zum Sturm geworden. Und wie

die welken Blätter von den Chausseebäumen im Tanze wirbelten und rauschten, jauchzte sie zu dem tollen Spiel. Ihre Augen glänzten. Sie schaute aus wie die Jugend selbst.

Vielleicht war sie doch keine Lindt.

V

Noch einmal lohte purpurn der Herbst.

Modeste war früh aufgestanden. Ueber dem Park lagen noch Morgennebel — die Fichtenkronen schwammen in weichem, flatterndem Gewölk. die Blutbuchen im matten Tauglanz, der gelbe Kies feucht schimmernd. Von den Bosketts sanken leise raschelnd die welken Blätter. Aber die Astern blühten und leuchteten. Das alte Schloß schaute verschlafen aus warmem, nassem Moderhauch. — Von dem Gutshofe her tönte das Summen der Dreschmaschine. Männer, die Säcke trugen, schwatzende Mädchen. Der Geruch nach Stall und Arbeit.

Modeste hatte in dem Park promenieren wollen, aber sie ging in den Hof. Den Hof hatte sie seit Monaten kaum betreten — jetzt in der Morgenstimmung zog das Landkind das Land ... Von der Küche schauten sie dem Fräulein nach. Sie trug eine Jockeimütze und gelbe Schuhe.

Aus dem alten niedrigen Pferdestall wurden eben die aufgeschirrten Arbeitspferde geführt: „Hoh! Hoh! Warscht Judsche!" ... Es war der träge, stockende Schritt alter Arbeitstiere. Die Knechte unwirsch, in schmierigen Jacken, trappenden Klotzkorken — Litauer, mit der schwülen Witterung von Fusel und Schweiß. Das Fräulein sah die Tiere und die Menschen vorübergehen — sie kannte den ungelenken Gruß, den scheuen Blick — und dankte hochmütig wie stets. Dennoch heimelte es sie an.

Dann trat sie selbst neugierig in den leeren Stall. Ammoniakgeruch, fauliges Stroh, in der Ecke ein altes Pferd mit müdem Kopf, leise zuckender Haut. Modeste schlug dem Tiere vertraulich auf den Rücken. Es rührte sich nicht — nur ein Spatzenschwarm flatterte piepsend aus der Stalltür.

Der Hofmann schaute hinein und grüßte.

„Wie geht's Eurer Frau, Hofmann?"

„Ach, gnädiges Fräulein, da geht's nicht zu best! In der Doktorapotheke haben sie mir gesagt, ich möchte mir nur keine Hoffnungen machen. Die Lungen sind weg ... Sie liegt jetzt immer ganz still, aber sie gahrt genau so, wie 'n dämpfiges Pferd. Ich wollt' ja auch schon nichts sagen. — Aber die Marjell hat deswegen den ganzen Sommer nicht in die Arbeit gehen können ... 's war 'ne schöne Ernte. Die Ferkel sind mir auch alle krepiert."

„Wie ist eigentlich der neue Inspektor?" fragte Modeste kurz.

Der Mann lächelte breit und kraute sich mit dem Mützenschirm hinterm Ohr: „Bische scharf. Gibt alles immer selbst 'raus auf dem Speicher."

„Das wird wohl auch nötig sein, Hofmann!" Sie grüßte leicht und ging weiter.

Am Schafstall schaute sie durch die geöffnete Halbtür. Der muffige Wollgeruch schlug ihr entgegen. Zwischen den Hürden drängten sich die stumpfen Tiere und blökten leise. Tauben gurrten oben in dem braunen Holzgebälk. Der Schäfer stand schwatzend mit dem Schmied. Die beiden Männer bemerkten sie nicht. Der Schäfer in alten, schiefgetretenen Hausschuhen, ein grünes Käppchen auf dem Kopf, mit einem Schlächtermesser fuchtelnd, sagte gerade gemütlich: „Wißt Ihr, Schmied, wenn ich am Morgen mein Pfundchen Schnaps nicht haben sollt', da geh' ich gleich lieber direkt in den Hofteich. Morgens 'n Pfundchen und mittags 'n Pfundchen und abends 'n Pfundchen — und wenn mal was drüber ist ... 'n guter Kornus schadt nie was!"

Modeste rief dazwischen: „Na, vielleicht schadet's Euch doch mal was, Schäfer!"

Der Schäfer wandte sich bestürzt um — ein fettig-fahles Trinkergesicht, ein struppiger Ziegenbart. Er sprang mit einem dummschlauen Verlegenheitslächeln herzu. „Ach, gnädiges Fräulein, das war ja man so dammelig geredt! Wann trinkt unsereiner mal 'n Schnapschen? — Bei Hochzeiten und bei 'ner guten Leich' ... Die Leich', das ist ja auch ein schönes Vergnügen."

Modeste, die eine kleine Schwäche für den Schäfer hatte, weil er der Spaßvogel des Gutes war und ihr einmal als Kind ein Paar zierliche Klotzkorken geschnitzt hatte, drohte lächelnd mit dem Finger: „Ich rieche ja den Schnaps bis hierher!"

Sie wollte nach dem Kuhstall hinüber. Ein Wagen mit Grünfutter stand davor, und die Tiere brüllten dumpf. Als Modeste, gewandt von Stein zu Stein springend, auf dem schlechtgepflasterten Hofe bis zur Tür gekommen war, trat ihr Herr Romeit entgegen. Er trug einen hellgrauen Samtanzug und hohe Reitstiefel, die Plüschmütze tief im Nacken. Mit seiner geschmeidigen Sicherheit sah er fast elegant aus. Er wollte tief grüßend vorübergehen, zugeknöpft und schweigsam wie stets. Modeste war stehen geblieben: „Sind Sie's oder sind Sie's nicht?" fragte sie lachend.

„Ich bin's schon, gnädiges Fräulein."

„Und warum so fein?"

Er wippte mit dem Reitstock gegen die Fußspitze. „Ich muß nachher hinüberreiten zum Herrn Baron von Falkner."

„Und wohin wollen Sie jetzt?"

„Nach dem Vorwerk. Ich habe mir das Pferd dahin bestellt."

Von der Ebene her blies frischer Morgenwind. Modeste überlegte einen Augenblick. „Gut, ich gehe mit."

„Aber ich muß noch einen Umweg machen zu den Pflügern am Eichenwald ..."

„Da gehe ich eben auch mit! ... Sie meinen, es wäre zu schmutzig?" Sie lachte. „Sie denken wohl überhaupt, ich wär' 'ne zimperliche Stadtjungfer? Ich bin aber genau so vom Land wie Sie ... Und wenn meine gelben Chevreauschuhe hier fleckig werden, so habe die Unbequemlichkeit nicht ich, sondern mein Stubenmädchen."

Sie gingen an den Arbeiterwohnungen vorüber mit den blinden kleinen Fenstern, dem eigentümlichen Parfüm von grobem Brot und Torf — dem Leutsgeruch. Aus der Tür starrten schmutzige Kinder. Modeste sah kaum hin. Ein struppiger Hund fuhr heiser bellend hervor. Herr Romeit drohte mit dem Reitstock. — Am Ende des Dorfes lag die Schule, ein behäbiger Backsteinbau mit großen Scheiben, in einem freundlichen Garten. Drinnen plärrten die Kinder, und die undeutliche Gestalt des Lehrers bewegte sich langsam zwischen den Bänken. Diese neue Schule war Lindts ein Aergernis. Fast zehn Jahre hatte der Kampf mit allen Mitteln zwischen Patron und Schulmeister gewährt. Der Schulmeister war Sieger geblieben — und der alte Knochenmehlhändler, der schon wegen der Steuern gern stöhnte, behauptete, daß der Bau ihn arm gemacht habe und krank. Jetzt ärgerten ihn wieder die Bienenkörbe hinter dem Staketenzaun, und die gelben Strohpuppen schienen ihn herausfordernd anzusehen.

Modeste runzelte die Stirn. „Er ist ein alter Sozialist, der Lehrer!"

„Mir schien er ein sehr verständiger Mann," antwortete Herr Romeit ruhig.

Modeste ärgerte sich. Denn seit der neuen Schule hatte selbst der Gruß zwischen den Lehrertöchtern und dem Schloßfräulein aufgehört, obgleich sie als Kinder immer miteinander getollt.

Die freie Ebene lag jetzt vor ihnen — weit, mächtig, vom Morgentau überhaucht. Gelbe Stoppeln, mißfarbenes Kartoffelkraut hüben. Mitten hindurch die weiße Chaussee, um deren Bäume noch der Nebel flatterte. Schwarze stumpfe Brachen neben jungem, grünem Klee drüben. Alles gerahmt von der meilenweiten Linie der fernen Staatsforst und dem leuchtenden Stück Eichenwald. Es duftete schwer, wie es nur im Herbst duftet: nach Erde und Stoppeln. Die Sonne hing rot verschleiert über dem Eichenwald. — Sie gingen einen schmalen Feldweg. Das feuchte Gras näßte Modestes Schuh. Sie merkte es nicht. Sie sog gierig die Herbstluft ein. Es war so ein starker Duft, der von Winter und Tod erzählt, aber auch wieder von Auferstehung und Frühling. Sie schritt leicht neben dem jungen hübschen Menschen, dessen schweigsame Höflichkeit sich immer gleich blieb.

Auf Augenblicke schien's, als gehörten die beiden zusammen.

„Sind Sie Kavallerist gewesen?" fragte Modeste kameradschaftlich.

„Nein, Infanterist."

„Hat's Ihnen gefallen beim Militär?"

„Ja und nein. Ich war Einjähriger in Goldap, und der Kompagniechef mochte mich gern leiden. Bis zum Vizefeldwebel hab' ich's auch gebracht. Mehr wollte ich nicht. Für unsereinen, der wahrscheinlich immer Inspektor bleiben wird, hätte der Reserveoffizier gar keinen Sinn. Die meisten Prinzipale nehmen grundsätzlich keine Reserveoffiziere zu Beamten."

„Warum eigentlich?"

„Wegen der Uebungen, gnädiges Fräulein, und ..." Ueber das offene, energische Gesicht glitt ein Schatten. „Und weil die Herren dem ‚Herrn Leutnant' das nicht sagen dürfen, was sie unsereinem sagen dürfen."

„Gott, so hochmütig!" rief Modeste und schaute mißbilligend auf ihren Begleiter.

„Hochmütig nicht! Ich hätte auch gar keinen Grund dazu. Mein Vater ist nur ein kleiner Besitzer, und ihm wurde das Einjährigenjahr schon schwer genug ... Aber wenn man sich abgerackert hat in der Wirtschaft und getan, was man konnte, dann soll man sich auch noch ruhig gefallen lassen, daß einen der Prinzipal vor allen Leuten 'runterreißt ... Es geht, wie gerade die Laune steht ... Einmal soll ich sogar gestohlen haben." Die Zornader schwoll ihm. „Ein Chef hat mir auf dem Felde bei der Ernte vor allen, die es hören wollten, gesagt: ‚Inspektoren und Hofleute stecken immer unter einer Decke, weil sie Spitzbuben sind.' ... Wir waren beide zu Pferde, und die Staker standen ringsum. Da bin ich auf ihn losgeritten und habe geschrien: ‚Herr, ich reiße Sie vom Gaul und würge Sie ab, wenn Sie noch ein Wort sagen.' Und ich hätte ihn abgewürgt! Aber die Leute warfen sich dazwischen."

Modeste dachte an ähnliche Aeußerungen ihres Vaters und verspürte ein gelindes Grauen. Dennoch stieg ihr eine widerwillige Hochachtung auf.

Herr Romeit fuhr mit mehr Ruhe fort: „Ich wäre beinah' deswegen ins Gefängnis gekommen — beinahe. Aber der Richter sagte noch zum Schluß, daß solche Prinzipale zu den Ausnahmen gehörten hoffentlich, und Ehre, Ehre sei wie beim Herrn, so beim Knecht ... Ich war damals gerade vom Militär gekommen und außer Uebung, jetzt bin ich viel phlegmatischer geworden. Wenn's mir gar nicht paßt, schnür' ich mein Bündel und lasse lieber den ganzen Gehalt im Stich ... Es gibt viele Gauner in unserm Stand, aber dafür können doch die andern nicht. Und die Prinzipale sind auch selbst schuld ..."

„Dann sind Sie also nicht gern Inspektor?"

„Nein, Inspektor gewiß nicht, gnädiges Fräulein!"

Darauf ruhte die Unterhaltung lange. Herr Romeit mochte fühlen, daß er zu offen gesprochen hatte — Modeste, daß sie zuviel angehört. Sie bogen zu dem Eichenwaldfetzen ein. Die Blätter raschelten, ein Hase sprang auf und setzte in sonderbaren Kapriolen durch das feuchte, harte Waldgras. Ein rotes, kaltes Leuchten lohte zwischen den Stämmen. Es war nur ein Moment. Dann sank die Sonne wieder zurück in ihren herbstlichen Dunst... Bei den Pflügern blieben sie stehen. Die schweren Ochsenjoche furchten die fettglänzende Scholle — die mächtige Stirne gesenkt, der Schritt schwankend. Der Mann am Pflug schrie heiser. Dennoch ging alles gemächlich, ohne Hast. Die Tiere zogen an, die Stoppel brach. Wie Brodem stieg der Herbstgeruch auf, dumpf, herb, daß er Modeste fast betäubte. Ein Geruch voll geheimnisvoller innerlicher Kraft, die wohltat wie eine Verheißung. Modeste fühlte diese Kraft und starrte auf die schwarze Erde, der sie entstieg ... Aus den Tiefen steigt's!...

Sie gingen wieder weiter, aber stumm. In dem Augenblicke hätte Modeste auch kein Wort gewünscht. Der alte Zwiespalt war ihr wach geworden zwischen Sein und Schein, der unbewußte Kampf, der eigentlich unser ganzes Leben ausmacht. Die Scholle liebte sie, und in die Ferne strebte sie ... Sie durchquerten rasch den schmalen Waldgürtel. Als sie heraustraten, hatte die blutige Herbstsonne, die immer wieder aus dem Dunst sich herausrang und immer wieder im Dunst versank, sich endlich ganz frei gemacht. Mit einem tiefen, bösen Leuchten flutete sie über die Ebene, kalt, klar, voll herber Schönheit und Majestät. Die roten Dächer des großen litauischen Dorfes blitzten aus der Ferne, der Kirchturm zeichnete sich scharf am Horizont — die Stoppel ringsum gelbleuchtend, endlos ... Und die stumme, gewaltige Purpurwelle rollte weiter. Der Altweibersommer, der die Brachen überspann, schimmerte silbrig, das Kartoffelkraut duckte sich trübselig... Und die Welle rollte weiter und weiter über Wald und Feld, Baum und Haus, die scheue Monotonie der uferlosen Ebene versenkend in ein Meer von Licht ... Weit, weit drüben, wo Erde und Himmel ineinander wuchsen, verschwamm sie zu einem schmalen leuchtenden Streif. Das zuckte, gleißte, als vermählten sich die Wogen des Lichts mit den Wogen des Meeres, und die Brandung rauschte Hochzeitsmusik.

Die hellen freundlichen Gebäude des Vorwerks tauchten auf in nächster Nähe — ihr Reiseziel. Herr Romeit wollte etwas sagen, aber Modeste schüttelte hastig den Kopf. Dann schaute sie wieder den Lichtwogen nach, wie sie dahinrollten, die Ebene so heiß, so leidenschaftlich umarmend. Aber es war ja Herbst und das Leuchten kalt ... Und es ist etwas Wunderbares um die Sonne im Herbst, etwas Tiefernstes, Heiliges — die siechende Natur in der großen, kalten Umarmung schauernd. ... Und der Wind hub an — erst raunend, flüsternd, weich singend, wie im Lenz — dann klingend, klagend — bis er endlich mit scharfem Schrei der Lichtwoge nachglitt wie ein Schatten. Die Blätter tanzten, die Gräser duckten sich, sein kalter Hauch erfüllte die große Weite, und aufheulend schien er jetzt die wehrlose alte Natur unerbittlich züchtigen zu wollen, die er einst im Prangen des Sommers so warm gekost ... Modeste schaute und schaute. Es war wie damals auf dem Schiff — aber stärker, viel stärker..! Ja, sie liebte sie leidenschaftlich, diese östliche Ebene, ob jung, ob alt. Hier fühlte das flache Weltkind tief, gut war sie selbst. Und das schöne Geschöpf, das nicht Vater, nicht Mutter liebte, nicht die Schwestern, nur sich — hier fühlte sie es fremd, fast beklemmend, wie sie machtlos wurde, Kind, gegenüber der großen reinen Heimatsliebe, die ihr emporstieg aus dem Brodem der Scholle, die sie umfing mit dem Tosen des Herbstwindes, die ihr wundersam herüberleuchtete auch von dem Purpursaum des Horizonts.

Herr Romeit hatte immer nach den Roßgärten hinübergeschielt, am Vorwerk. Die jungen Pferde rupften da unwirsch die arme herbstliche Grasnarbe, sahen schweifschlagend auf, weideten weiter... An einer tiefen Stelle, wo noch eine Wasserlache stand, wälzte sich ein großer Sommerrappe mit wild ausgreifenden Hufen, daß der Schmutz ringsum hoch aufspritzte. — Die beiden kamen näher, schauten über den Drahtzaun — die Frau gleichgültig, nur im Vorübergehen, der Mann voll Interesse, die Arme verschränkt... Die Tiere hörten auf zu weiden, schnaubten, jagten heran, stoben davon auf dumpf dröhnendem Boden, neugierig und furchtsam zugleich, wie tollende Kinder. Der Sommerrappe wälzte sich gemächlich weiter. Wie so das Rudel mit stolz gehobenem Kopf und fliegender Mähne dahinglitt, war es ein frisches Bild von überschäumendem Jugendmut, schwellender Kraft.

Modeste, die noch unter dem Herbstbann stand, fragte ohne Interesse: „Sind das alles Dreijährige?"

„Nein, nur zwei, gnädiges Fräulein, sonst Jährlinge. Es ist nicht viel, was? Die Remonten habe ich schon in den Stall genommen ... Hoh! Hoh!" rief er gleich darauf zu dem ausgebleichten Sommerrappen hinüber und wehte mit dem Taschentuch. „Das ist nämlich ein zurückgebliebener Vierjähriger. Die Kommission hat ihn nicht genommen wegen eines Augenfehlers. Ein Jammer ... Sie müßten ihn mal austraben sehen." Er kroch gewandt durch den Drahtzaun. Das Rudel stutzte einen Augenblick, floh dann wiehernd weiter. Auch der Rappe hielt inne, wurde langsam hoch und sah sich verwundert um. „Ja, laufen sollst du!" rief Herr Romeit und wehte stärker mit dem

Taschentuch. Das Tier besann sich, fing an zu traben, erst schwer, unlustig, dann flüchtig, federnd, bis endlich sich der schlanke, schöne Körper zu einem weitausgreifenden Galoppsprung streckte. So schoß er an dem Rudel der Jüngeren vorüber, sie im Augenblick überholend. „Haben gnädiges Fräulein gesehen?“ fragte Herr Romeit, „das sind Gänge!“ Die Augen glänzten ihm und die Wangen waren ihm heiß, als er wieder durch den Zaun zurückkroch.

Modeste sah etwas verwundert auf den Mann, dem jede Bewegung schmiegsam geworden war und sicher, wie dem Ringer beim Kampf: „Haben Sie wirklich so kolossales Interesse für Pferde?“

„Ob ich's habe!“ Die Zunge war ihm auf einmal gelöst. „Jeden Tag, wo ich nicht auf einem Pferde gesessen habe oder wenigstens ausgefahren bin, kommt mir wie verloren vor. Wenn wir exerzierten und auf demselben Platz die Kavallerie ihre Remonten anritt, war ich immer ganz wild. Ich kam aus dem Tritt, der Hauptmann schimpfte — das war mir aber ganz egal... Ach, gnädiges Fräulein können ja gar nicht wissen, wie das ist! — Ich hätte darum auch nie etwas andres werden wollen als Landwirt, ich hätte es gar nicht können. Ich wäre verrückt geworden hinter dem Ladentisch oder im Bureau ... Ich muß Litauen und Pferde haben!... Und wenn ein Prinzipal auch noch so genörgelt hat, ich gehe zu meinen Remonten und habe alles vergessen ...“

Modeste war eine Lindt, kühl, skeptisch, trotz ihrer Jugend. Und doch war hier der verwandte Zug — das warme Fühlen, das auch ihr von Zeit zu Zeit das nüchterne Leben vergoldete.

„Aber ich verstehe gar nichts von Pferden Herr Romeit! ... Ich weiß, was ein Trakehner und was ein Litauer ist und daß unsre Kutschpferde vorn nicht mehr 'raus können — das weiß ich auch ... Aber sonst... Als Mädel bin ich wohl aufs Feld geritten mit dem Gespann, auf dem Nebenpferd beim Knecht, und wenn der Leiterwagen so klapperte, habe ich immer gedacht: ‚Wenn du jetzt 'runterfällst, so bist du geliefert unter den schweren Rädern.‘ Vom Felde auf dem vollen Fuder fuhr ich viel lieber zurück. Und da ging's mir allerdings nie schnell genug ... Natürlich bin ich stets als Junge geritten und ohne Decke. Es muß zum Tollachen ausgesehen haben, wenn ich so hin und her schwankte ... Nachher habe ich's wohl noch einmal mit dem Milchpferde versucht. Mir ist, als wär' es heute, als der alte Rappe vorne stolperte und ich über den Kopf weg in den Chausseegraben flog ... Das war, glaube ich, das letztemal ... Papa wollte nicht; ich hatte auch keine besondere Lust ... Freilich, wenn man Sie hört, sollte man denken, reiten gehöre so unbedingt zum Leben, wie die schmutzige Nase zum Dorfkinde ... Jetzt wär's wohl auch zu spät. — Außerdem — eine alte Mähre will ich nicht, eine gute kriege ich nicht. Wozu soll ich mich also aufregen?“

„Aber gnädiges Fräulein m ü s s e n reiten lernen!“ beharrte er. „Ich kann mir schwer denken, daß eine Dame auf dem Lande nicht mit Passion reitet.“

„Ich fahre Rad, Herr Romeit, das ist jetzt viel moderner.“

„Ach, Rad, gnädiges Fräulein! Das ist so was Städtisches. Kommt man an einen Sandweg oder einen Graben, muß man absitzen — und da fängt auf dem Pferde doch das richtige Reiten erst an ... Wenn gnädiges Fräulein wollen“, fuhr er vertraulicher fort, „ich besorge Ihnen schon 'n Pferd. Sehen Sie, der Sommerrappe da hat nur ein ganz winziges Fleckchen auf dem Auge, das gar nichts schadet — aber Verkaufswert hat er eben darum nie ... Er hat wohl auch 'n bißchen weichen Rücken. Aber daß gerade das Blutpferd ins Gespann geworfen werden soll und sich tot arbeiten für die drei faulen andern, weil es zu edles Blut hat — nein, das möchte ich nicht! ... Ich reit's Ihnen zu — das kann ich schon — Und Sie werden sehen, was das für 'n Vergnügen ist im Sommer! Denn reiten lernt man eins, zwei, drei — und Sie haben, wie alle Damen, eine leichte, weiche Hand, was viel ausmacht, gerade bei jungen Tieren.“

Modeste lächelte. „Und inzwischen?“

„Nehmen gnädiges Fräulein meinen Inspektorbraunen! Er soll schon früher als Damenpferd gegangen sein, in Bussardshof, sagt der Kämmerer.“

„Bussardshof? Das könnte nur Judith von Bussard gewesen sein ... Die darf übrigens nicht mehr reiten.“ — Sie war kühler geworden: „Also kurz und gut, Herr Romeit, es wäre ganz schön, aber es geht wirklich nicht!“ Sie waren derweil in die Nähe des Vorwerks gekommen. Modeste zeigte auf ein gesatteltes Pferd, das ein Knecht im Kreise führte. „Da ist ja schon Ihr Brauner, Herr Romeit.“ Schnippisch fügte sie hinzu: „Sie sollten längst fort sein! Der Baron liebt, glaube ich, das Warten nicht. Grüßen Sie ihn von mir! Ich werde hierbleiben und zusehen, wie Sie abreiten ... Ist's mit der Reitkunst wirklich so weit her?“

„Das habe ich nie behauptet.“

Sie ärgerte sich über seine kurze Art. „Doch Pisang!“ murmelte sie. Das häßliche Herrengefühl war ihr wieder wach geworden — der Parvenuhochmut, der plebejische Bruder des Aristokratenstolzes.

„Man soll sich doch mit solchen Leuten nie einlassen!“ Der ganze Spaziergang wurde ihr leid. Dennoch blieb sie stehen und sah, wie Herr Romeit langsam aufstieg und langsam durch den Hof trabte, ohne sich umzusehen. Hinter der Scheune kam der schlanke Reiter wieder in Sicht,

und im langen Galopp flog der Braune den schnurgeraden Sandweg nach Eyselin entlang.

Modeste stand eine lange Weile nachdenklich. Dabei fiel ihr Blick auf den linken Chevreauschuh, der arg beschmutzt war. „Das wäre so was für Frieda!" dachte sie, „den ganzen Tag hörte die Rederei nicht auf wegen meiner Unordnung ... Ich bin nicht unordentlich, ich bin nur jung!" Und die Herbstsonne strahlte und der Herbstwind pfiff. Es war kühl — der reine Hauch in Licht und Luft, den das Alter haßt, weil er sein welkes Blut erkältet, und den die Jugend liebt, weil unter ihm das Blut heißer wallt. Modeste wanderte weiter. Das Vorwerk mied sie. Das war auch ein Lindtsches Schmerzenskind. Denn den alten Lindt hatte das Rheuma zum erstenmal gezwickt in jener Nacht, als die vollen Scheuern niederbrannten.

Den ganzen Vormittag strich Modeste allein durch die Felder, vor sich hinsingend, träumend. Als sie ein verspätetes Maßliebchen jenseit des Grabenrandes erblickte, sprang sie mit raschem Sprunge hinüber. Darüber versank auch der rechte Fuß im lehmigen Boden. Die Blume vergaß sie. Für wen sollte sie eigentlich auch Maßliebchen zupfen? — Ihr Herz war so ganz frei! ... Aber den Schuh betrachtete sie mit philosophischen Gefühlen. „Siehst du, mein Herzchen, so lange hast du dich rein gehalten — jetzt machst du's noch schlimmer wie dein linker Bruder. Was schmutzig werden soll, wird's doch! — Die dumme Frieda ... Jetzt gehe ich erst zu Papa und bin furchtbar nett mit ihm, und dann mag die alberne Marjell zu Mama klatschen, soviel sie will — recht bekomme ich doch!" ... Sie sah sich nach allen Seiten um. In der Gegend kannte sie sich nicht mehr aus. Zwar dort drüben lag das große Kirchdorf, auch der Schornstein der Barginner Dampfziegelei lugte — aber es war hier alles so viel bäurischer, die breiten Lehmwege zerfahren, die spärlichen Weiden vermorscht. Männer kamen hinter ihr, schwankend, mit blöden Augen, einer schrie und winkte. Die litauischen Fuselgefühle kannte sie vom eignen Gute zur Genüge. Fern leuchtete der weiße Streif der Chaussee wie ein Retter. Auf den ging sie zu. Nicht schnell. Fliehen lag nicht in ihrer Natur. Und ein Mädchen, das läuft, reizt die rohen Sinne erst recht.

Modeste erreichte die Chaussee in dem Augenblick, wo sie den heißen Schnapsatem eines Burschen im Nacken fühlte.

„Na, was stehst nicht, Marjell, wenn man dir ruft!" Die Stimme lallte, das gedunsene Gesicht leuchtete stier.

Modeste drehte sich um: „Was wollt Ihr von mir?!" Ihr war nicht wohl zumute. Da ratterten zwei Wagen vorüber — Bauern. Der zweite hielt. Ein vierschrötiger Mann drohte mit der Peitsche. „Was geht dich das Fräulein an? Lorbaß! — Du bist ja besoffen wie 'n Schwein — mach, daß du heimkommst!"

Der Bursche lallte zurück: „Ich besupe? Na, wart!! ..." Aber der Trupp trollte sich doch schimpfend über die Chaussee weg.

Modeste dankte. Der Bauer griff an die Mütze und fuhr weiter. — Jetzt wußte sie auch, wo sie war, eine Stunde von Eyselin, anderthalb Stunden von Haus. Der Richtweg schien näher, aber sie blieb vorsichtig auf der Landstraße. Eine litauische Chaussee, gerade, endlos, von tödlicher Monotonie. Wenig Menschen — es war bald Mittag. Ein Trödelwagen mit ausgemergeltem Pferd — der Jude grüßte devot ... Der Weg schien dem Stern von Barginnen schrecklich lang. Dieselben dürren Bäume, dieselben gelben Sandhaufen, dieselben weißen Kilometersteine. — „Wenn ich ewig Chaussee gehen sollte, ich würde rettungslos stumpfsinnig!" murrte sie ... Endlich tauchte etwas Schwarzes auf. Ein fauchendes Ungetüm — die Dampfwalze. Streckenarbeiter mit Gießkannen, zwei Reiter. Die Pferde tänzelten und schnaubten, wollten offenbar nicht vorüber. Herrn Lindts Braunen erkannte sie sofort. Der Fuchs war ihr fremd. Der Herr mit dem hellen Sattelzeug und den glänzenden Sporen konnte aber nur Herr von Falkner sein. —

Sie war ganz nahe herangekommen. Aller Augen hingen an den Reitern. Die Dampfwalze stand, der Führer schaute interessiert heraus.

„Herr Baron müssen das Pferd ruhig zurückreiten und dann im leichten Galopp vorbei. Meiner ist sehr bodenscheu. Aber es geht ganz gut. Sehen Sie!" ... Herr Romeit setzte sich im Sattel zurecht, schnalzte mit der Zunge. Die Stute sprang zögernd an, stutzte, folgte aber dann willig dem Schenkel.

Herr von Falkner rief ihm nach: „Sie haben gut reden! Ihre Stute ist ein ausgerittener Schinder und mein Fuchs fünfjähriges Vollblut. Aber ich will's auf die Manier versuchen ..." Darauf kurz zum Maschinisten: „Pfeifen Sie los!" Er nahm die Schenkel fest, und in den Bügeln stehend, vornübergebeugt wie ein Rennreiter, gab er leicht die Sporen. — Die Dampfpfeife pfiff schrill. Der Fuchs stieg kerzengerade und wollte sich überschlagen. Die Leute schauten ängstlich. Darauf verstummte die Dampfpfeife wieder, das angstvoll schnaubende Pferd kam zum Stehen. — „Sie sollen pfeifen!" rief der Reiter herrisch. „Es ist mein Genick, das ich riskiere, und nicht Ihres!" — Die Maschine fauchte, der Pfiff schrillte. Modeste sah, wie der Fuchs ansprang, wild, kopflos, gleich darauf im rasenden Satze wegbrach und, ausgleitend, den Chausseegraben mit seiner zitternden, zuckenden Masse füllte. — Die Leute schrien auf, auch Modeste stürzte zur Stelle. Aber der Reiter war nicht gestürzt — er mußte noch im letzten Moment

die Bügel losbekommen haben — und stand neben dem Tier. Ihn schien nur das Pferd zu kümmern, das, von Schaum und Schmutz bedeckt, angstvoll wiehernd aufzukommen suchte.

„Laßt ihn zufrieden!“ rief er den Leuten zu, „er wird schon allein hoch . . .“

Einen Moment später stand der Fuchs wirklich, zu Tode erschöpft, den Kopf mit dem zerrissenen Zaumzeug gesenkt, der Körper unter dem verschobenen Sattel bebend, naß. Von den geschundenen Knien sickerte Blut.

Herr von Falkner schaute finster. „Führen Sie ihn ein paar Schritte!“ Einer der Leute sprang hinzu; langsam, fast kriechend passierte das apathische Tier die Walze. — „Er markiert nirgends,“ sagte sein Reiter nach einer Weile. „Bloß Schreck wahrscheinlich. Also wird's wohl auch nicht zum Sterben gehen . . . Aber bringen Sie ihn nach Eyselin und sagen Sie dem Herrn Oberinspektor, daß nach dem Roßarzt telegraphiert wird, und zwar sofort. Und nun weg!“ Er schlug dem Tiere noch einmal leicht auf die Kruppe, dann wandte er sich zu Herrn Romeit, der sofort zurückgaloppiert war und jetzt etwas verdutzt dabeistand. Herr von Falkner lachte gezwungen. „Nicht der Rede wert! Es gibt leider Leute, die nie verständig werden, und zu denen gehöre ich . . . Nun läßt sich natürlich der Hengst ein gutes Vierteljahr auch nicht mehr mit dem Sattel in die Nähe kommen, ohne mir die Box zu zerkeilen . . . Uebrigens, das gebe ich Ihnen schriftlich: von Pferden und was drum und dran hängt, verstehen Sie mehr wie ich! . . . Jetzt aber haben Sie wohl die Güte, wieder aufzusitzen und nach Hause zu reiten, sonst schimpft wahrscheinlich der alte Herr in Barginnen. Grüßen Sie den Gentleman — oder grüßen Sie ihn auch lieber nicht! . . . Ihnen jedenfalls meinen herzlichsten Dank und daß Sie sich die Proposition noch einmal überlegen!“

Herr Romeit verbeugte sich und saß nachdenklich auf.

Modeste war in den Hintergrund zurückgetreten, im Schutz der Dampfwalze. Sie hätte sich jetzt am liebsten versteckt. Der Ton, in dem ihres Vaters Name genannt wurde, war gar nicht nach ihrem Geschmack. Aber im letzten Moment sah sich Herr von Falkner noch einmal um und bemerkte sie.

„Sie hier, gnädiges Fräulein?“

„Ja . . . ich habe gesehen . . .“

„‚Das war kein Meisterstreich, Oktavio‘, dachten Sie gewiß?“

„Ich dachte gar nichts . . .“

„Sind Sie ganz allein?“

„Allerdings . . .“

„Nun, dann werde ich mit Ihrer Erlaubnis Sie wenigstens bis in die Nähe Ihres Schlosses begleiten.“

„Wenn Sie durchaus wollen.“

„Durchaus — nicht, gnädiges Fräulein. Aber ich habe vollauf Zeit . . . Ich lebe ganz englisch. Der Lunch liegt bereits hinter mir, und bis zum Dinner sind's noch sieben Stunden.“ Artig fügte er hinzu: „In Litauen gibt's Langeweile und Schmutz die Fülle — aber wenig Geist und noch weniger schöne Frauen . . . Ich war gestern mal zur Abwechslung in Gumbinnen. Morddragoner, Idiotenchaussee: damit ist alles Interessante in dieser Regierungshauptstadt erledigt. Auch sonst ein merkwürdiges Land, Ihr Litauen, oder unser Litauen, wenn Sie wollen. Pferdeland. Selbst bei den Menschen werden hier die Knochen höher geschätzt als die Gehirnmasse.“

Modeste war diesem süffisanten, nachlässigen Konversationston nicht gewachsen und schwieg. Sie kam sich selbst ein wenig litauisch vor mit ihren schmutzigen gelben Schuhen.

Ein Stück waren sie schweigend gegangen, als Herr von Falkner stehen blieb. Der Purpurschein der Herbstsonne lag wieder über der weiten Ebene. „Geht's Ihnen vielleicht ebenso wie mir? — Ich muß hier immer an die Wüste denken . . . Dieses Landschaftsbild hat in der Tat etwas von der Wüste. Nichts, wo das Auge wirklich ausruhen könnte — nur Weite, Weite . . . Dazu eine eigentümliche Samumsstimmung. — Aber die Wüste liebe ich, Litauen gar nicht . . . Ich ziehe es doch vor, in der Sahara zu verbrennen, als in diesem Osten zu versimpeln . . . Es sind nicht meine Leute hier. Sind's Ihre Leute?“

Modeste fragte darauf nur kurz: „Waren Sie lange in der Wüste, Baron?“

„O ja. Aber die Wüste ist durchaus nicht für jeden, ebenso wie Litauen . . . Ich bin sonst sehr Gesellschaftsmensch — in der Wüste habe ich gelernt, mir selbst die Gesellschaft zu sein . . . Die beste, wie ich mir einreden möchte, die schlechteste, wie ich aber weiß. Im übrigen steht ja der Satz fest, daß die sogenannte beste Gesellschaft immer die schlechteste ist. Die Männer brutal oder feige, die Frauen konventionell und feige auf jeden Fall. Gesindel! Aber von diesem Gesindel vermag man sich eben nicht zu trennen. Man liebt den Schmutz nicht an den Fingern, aber man verehrt ihn bei den Herzen . . . Können Sie mir als Frau vielleicht das Rätsel lösen: warum die äußerlich reinsten Menschen so oft innerlich die schmutzigsten sind?“

„Das verstehe ich nicht, Herr von Falkner. Ich verstehe Sie überhaupt nicht . . . Ich will Sie auch gar nicht verstehen.“

Er schlug mit der Reitgerte in die Luft: „Dann sind Sie genau in derselben Lage wie ich, meine Gnädigste . . . Kennen Sie sich?“

„Natürlich!“

Er lächelte. „Bleiben Sie bei dem Glauben! . . . Tut Wunder.“



Freundliche Kritik. Nach dem Gemälde von Franz Simm (München)

(Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung)

Auf einem Feldwege, aber schon sehr fern, kam Herr Romeit auf seinem Braunen wieder in Sicht.

„Gefällt mir gut, der junge Mensch," meinte Herr von Falkner. „Offen, ehrlich, mit einem Zusatz von Enthusiasmus und Bockbeinigkeit, die ihm beide ganz gut stehen ... Sonst Mann, vernünftiger Mann, macht seinen Lebensweg, vielleicht mit Scheuklappen, aber macht ihn ganz gewiß ... Das war mein erster Eindruck von ihm neulich bei Ihnen ... Ich gebe viel auf erste Eindrücke. Halte ihn auch sonst für tüchtig in seinem Beruf. Habe ihm proponiert, er möchte zu mir kommen. Wer so viel auswärts ist wie ich, braucht anständige Beamte. Mein alter ‚Ober' wirtschaftet mir, in allen Ehren, doch zu sehr in seine eigne Tasche ... Eigentlich wechsle ich ungern, bin zu bequem dazu, zu gutmütig. Alle sogenannte Gutmütigkeit heißt natürlich besser Feigheit. — Ist dann die große oder kleine Szene, mit der so eine Kündigung einsetzt, glücklich vorüber, ist auch mein Interesse für den Mann vorüber ... Kurz und gut — es ist eine kleine Gemeinheit, die ich vorhabe. — Bei Ihrem Herrn Vater bekommt Herr Romeit achthundert Mark, ich habe ihm fünfzehnhundert proponiert. Anständige Leute soll man anständig bezahlen ... Jedenfalls wäre es für diesen Achtundzwanzigjährigen ein solcher Glücksfall wie für uns der Kohinur. — Aber wenn Sie etwa glauben, daß der Mann freudestrahlend zugesagt hat ... Im Gegenteil. Will nicht! ... Und das hat mir eigentlich am besten an der ganzen Affäre gefallen ... das heißt" — er sah Modeste eigentümlich lächelnd ins Gesicht —, „wenn nicht eine gewisse junge Dame in einem gewissen Gehirn gewisse Verwirrungen angerichtet haben sollte ..."

„Bei einem Inspektor? — Ich danke."

„Aber ich bitte Sie, mein gnädiges Fräulein, können Sie irgendeinen jungen Mann auf der Welt hindern, eine schöne Frau zu lieben? Nehmen Sie an, ich wäre bei Ihnen Inspektor. Meinen Sie ernstlich, ich würde mir dann meine Gefühle vorschreiben lassen?"

„Ja Sie!"

„Ja ich! ... Meine Gnädigste, da kommen wir wieder auf unsre sogenannte beste Gesellschaft. Den Grafen liebt man nicht — aber man heiratet ihn; den Hauslehrer liebt man — aber man heiratet ihn nicht. Und das nennen Gräfinnen Moral."

„Ach, Herr Baron, reden Sie doch nicht wieder so!" unterbrach Modeste spitz. „Ich werde weder unsern Inspektor lieben noch Sie heiraten."

„Sehr vernünftig!" bestätigte er, „wenigstens was mich anbetrifft ... Uebrigens" — er zeigte mit der Reitgerte nach dem noch deutlich sichtbaren Reiter —, „er reitet ausgezeichnet! Reiten Sie? Ich habe Sie wenigstens noch nie zu Pferde gesehen."

„Ich reite allerdings nicht," antwortete Modeste ärgerlich.

„Aber das sollten Sie! Es gehört beinahe zu Ihrer Figur. Sie müssen sich brillant im Sattel machen ... Kennen Sie nicht das arabische Sprichwort: ‚Das Paradies der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde, in der Gesundheit des Leibes und am Herzen des Weibes?' ... Wenn Sie einen Lehrer brauchen — moi!"

„Sie würden ein schöner Lehrer sein, Baron!" scherzte Modeste.

„Ja, ein schöner Lehrer," wiederholte er zerstreut. Er sah nach der Uhr. „Bei Damenreiten fällt mir ein, daß Fräulein von Bussard auch wieder anfangen will ... Gut, daß ich daran denke! ... Ich habe mich heute zum Frühnachmittag in Bussardshof angesagt ... Leben Sie wohl, mein gnädigstes Fräulein."

„Adieu, Baron, und vielen Dank."

Modeste bog in den Feldweg ein, den Herr Romeit soeben geritten. Die Hufspuren waren noch ganz frisch. Sie hätte sich so gern umgesehen, ob Falkner von Oed ihr vielleicht nachschaue .... ‚Er gefällt mir doch!' dachte sie. ‚Er ist so ganz anders als die andern Leute hier. Was er eigentlich meint, das weiß man nie. Und gerade das reizt — ja gerade das! ... Ich möchte für mein Leben gern reiten können ... Das wäre hübsch, wir zwei! Frieda stürbe, glaube ich, vor Neid ... Aber Papa tut's ja doch nicht.' —

Mit dieser trüben Gewißheit trat sie in den Schloßpark. Frieda kam ihr entgegengelaufen; die matten Augen lachten.

„Weißt du das neuste, Modeste? — Neujahr gehe ich auf ein ganzes Vierteljahr nach Königsberg, darf Gesangstunden nehmen, in einer Pension wohnen."

„Was ist denn eigentlich los?" fragte Modeste kopfschüttelnd zurück.

„Ach, du bist ja doch nur neidisch!"

„Was los ist: habe ich gefragt, Frieda."

„Nun, Papa hat doch in der Lotterie gewonnen! Vor einer Stunde kam die Depesche."

Modeste war entschlossen: jetzt oder nie. Sie ging sofort in Herrn Lindts Arbeitszimmer: „Liebster, bester Papa, nun mußt du mir auch einen Herzenswunsch erfüllen!" Und sie trug ihr Anliegen in sehr beweglichen Worten vor.

Herr Lindt verdrehte die Augen und hielt sich instinktiv die Taschen zu. „Ein Pferd für dich allein? Das geht weit über meine Verhältnisse! ... Und wer soll dir das Reiten beibringen?"

„Der Inspektor auf seinem Braunen — und die zurückgebliebene Remonte reitet er mir unterdessen zu."

„Die mit dem Augenfehler?“ fragte Herr Lindt milder.

„Ja die, gerade die, Papa!“

Der Augenfehler entschied. „Wir werden sehen, liebes Kind,“ lispelte er. Und vielleicht zum ersten Male seit Jahren umarmte die Tochter den Vater voll Dankbarkeit und Glück, bis der Alte, ganz gerührt von der eignen Güte, nur noch flüstern konnte: „Ich kann eben keinem Menschen etwas abschlagen. Ich bin zu gut — viel zu gut!“

*

Seitdem longierte Herr Romeit regelmäßig jeden Tag den Schwarzbraunen an dem Birkenwäldchen. Die lange Peitsche knallte, das schnaubende Tier galoppierte unwillig im Kreis. Modeste stand oft dabei.

„Sie werden ihn nicht klein bekommen, Herr Romeit!“

„Und ich werde ihn doch klein bekommen, gnädiges Fräulein.“

In der Art des Mannes lag eine zielbewußte Sicherheit, der sie nicht immer zu widersprechen wagte.

„Er zäumt sich schon ganz nett bei,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Gnädiges Fräulein dürfen nur nicht ungeduldig werden ... Und sehen Sie jetzt, wie er sticht und lang austrabt! — Die Knochen wie Stahl und die Sehnen goldklar ...“ Er wippte mit der Peitsche. „Und die Sprunggelenke! Es muß ein wahres Vergnügen sein, mit dem Gaul zu springen ... Er wird Ihnen jede Jagd neben dem besten Hunter aushalten ... Jetzt markiert sich die Sattellage noch etwas scharf — aber wenn er erst mehr auf den Rippen hat ... Es wird wirklich ein Staatspferd!“ Er sprach sachlich und doch warm und begleitete jedes Wort mit einem leicht surrenden Schwingen der Peitsche. Das Pferd wieherte und versuchte im Sprunge auszubrechen. Da traf es unerbittlich der kurze, strafende Schmiß — Es war ein hübscher Anblick, wie sich allmählich die Bewegungen rundeten, glatt wurden, regelmäßig, bis endlich der federnde Trab eines Zirkuspferdes herauskam. Modeste sah voll Interesse zu. Diese konsequente Dressur war ihr etwas Neues, regte sie an. Sie begann unter diesem Lehrer erst das Pferd zu verstehen: die guten, die schlechten Linien des Körpers, die Fehler, die Vorzüge des Ganges. Sie bewies auch hier ein nüchternes Auge, einen scharfen Blick.

„Ich bin doch nun vom Lande,“ meinte sie einmal kameradschaftlich, „und ich versichere Sie, Herr Romeit, ich habe bis jetzt bei einem Pferde höchstens zwischen Schimmel und Rappe unterscheiden können, oder wenn eins auf allen vieren struppiert war ... Es ist eigentlich eine Schande, wie dumm und interesselos man durchs wirkliche Leben läuft.“

„Gnädiges Fräulein haben an so viel andres zu denken,“ entschuldigte er höflich.

„Viel andres? — Das wäre eine gemeine Lüge! ... Waren Sie einmal in Rußland, Herr Romeit?“

„Nein.“

„Na, da können Sie von Glück sagen.“

Weiter gingen die Vertraulichkeiten nicht. Der Hofmann kam und bat um den Speicherschlüssel.

„Ich komme selbst,“ antwortete Herr Romeit kurz. Und zu Modeste gewandt: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich muß noch Hafer herausgeben.“

„Sie sind aber höllisch gewissenhaft!“

„Das muß man sein.“

„Dann werde ich Sie jetzt regelmäßig kontrollieren,“ scherzte sie.

Ein Knecht führte das Pferd weg. Modeste und Herr Romeit schlenderten zusammen über den Hof.

Der Speicher lag etwas zurück im Hofkarree, ein gedrungenes Steinhaus mit vergitterten Luken im ersten Stock. Die Tür unten stand offen. Der lahme Stellmacher hauste da, inmitten eines tollen Gewirrs von alten Rädern, Leiterbäumen und unordentlich geschichtetem Schirrholz. Der blondbärtige Mann, die unvermeidliche Pfeife in der Mundecke, raspelte gerade emsig und ohne aufzusehen über einer neuen Radspeiche. Der feine säuerliche Geruch nach frisch geschnittenem Eichenholz quoll durch die Moderluft des alten Gerümpels.

„Ist der Mensch eigentlich brauchbar?“ fragte sie halblaut.

„Das sind sie hier alle, wenn man ihnen auf die Finger sieht.“

Dann stiegen sie die Speichertreppe hinauf. Das riesige Vorhängeschloß quietschte. Drinnen ein weißgedielter großer Raum — eine staubige Halbdämmerung — und der weich-kräftige Geruch nach reifem Getreide. In sorgsam geglätteten Haufen lagen unzählbar die hellen, rundlichen Körner des Weizens, der graudunkelnde, schmale Roggen; eine Ecke füllte, hochgetürmt, der schlaubige Hafer. Alles zierlich abgeschrägte Vierecke. Auf jedem ein phantastischer Zirkel in die Körnerflut geschrieben. Die plumpe Holzschaufel, die das tat, lehnte noch an der Wand.

Modeste beugte sich über den Weizen und ließ eine Handvoll in goldig schimmerndem Bogen zurückrinnen. „Ich war lange nicht hier oben,“ sagte sie, „und es ist doch ein starker, schöner Geruch, den ich als Kind so gern mochte.“

„Es ist der schönste Geruch für mich, den 's gibt, gnädiges Fräulein, noch schöner als der Erdgeruch,“ sagte er warm.

„Ja, ja,“ meinte sie nachdenklich, „das mag schon stimmen. Sie sind ja auch Landwirt ...“

Dann richtete sie sich langsam auf. „Aber sagen Sie mal, Herr Romeit, genügt Ihnen das? Sehnen Sie sich nicht nach etwas anderm? Nach mehr?"

„Nein."

„Sie sind eben noch nicht draußen gewesen, Herr Romeit."

„Nein."

„Es muß doch weit Schöneres geben!"

„Ich glaub's nicht recht, gnädiges Fräulein."

Da lachte sie. „So eingekapselt sind Sie also schon?"

Er zuckte die Achseln. „Unsereiner hat den ganzen Tag zu tun. Und nach dem Abendbrot bin ich regelmäßig so müde, daß mir sogar die Zeitung aus der Hand fällt." Er lächelte. „Da kommt man nicht auf ehrgeizige Gedanken."

Modeste blickte an dem Mann vorüber durch die verstaubten Speicherluken ins Freie. Eine rote Sonne glühte kalt über der Ebene. — Sie verstand den Mann doch nicht!

Draußen auf der Holztreppe klappten Klotzkorken: der Hofmann und zwei Knechte, die Hafer zu holen kamen. Während die Säcke gefüllt wurden und von der Wage auf krumme Rücken schwankten, sagte das hübsche Mädchen mit einer absichtlichen Gleichgültigkeit: „Sie waren doch neulich in Eyselin, Herr Romeit — wie gefällt Ihnen die Wirtschaft dort?"

„Ganz gut, gnädiges Fräulein."

„Versteht der Baron was von Pferden?"

„Ja."

„Viel?"

Herr Romeit wartete, bis die sackbeladenen Rücken herausgeschwankt waren, und antwortete dann: „Nein."

„Na, das werden Sie ihm auch nicht ins Gesicht gesagt haben!"

„Ins Gesicht allerdings nicht, gnädiges Fräulein. Aber ich habe ihm wenigstens gesagt, daß die Fohlen, die er selbst ausgesucht hat, meiner Ansicht nach wenig taugen."

„Da wird er Sie in Zukunft wohl nicht mehr konsultieren!"

„Das weiß ich nicht, gnädiges Fräulein. Aber so viel weiß ich, daß er ein Herr ist, der auch Tadel verträgt von unsereinem ... Er ist überhaupt ein sehr höflicher Herr und gar nicht stolz — viel weniger als sämtliche bürgerliche Prinzipale, die ich bis jetzt gehabt habe, und auch als die adeligen Herren, mit denen ich in der Provinz zusammengekommen bin. Er hat mich zum Glase Sekt eingeladen und mir die beste Zigarre angeboten — unsereiner wird in dem Punkt wahrhaftig nicht verwöhnt! Ich kann auch nur sagen, daß er ein sehr kluger Herr sein muß, der sich unheimlich schnell in unsre Provinzverhältnisse eingelebt hat, obgleich er doch nicht von Hause aus Landwirt ist. Er hat mir so verschiedene Fragen vorgelegt, daß ich dachte: ‚Donnerwetter, der weiß doch, worauf es ankommt!' Aber ..."

„Aber?" fragte Modeste scharf.

„Ja, gnädiges Fräulein, was soll ich sagen? — Es liegt ihm doch wenig an unsrer Landwirtschaft."

„Mögen Sie ihn sonst?"

Herr Romeit zögerte lange mit der Antwort: „Er ist keiner aus unsrer Provinz."

In dem Augenblick fühlte das Schloßfräulein sehr deutlich, daß ihre Neugier zu weit gegangen war. Die hochmütige Solidarität mit der Aristokratie und der großen Welt stieg ihr auf. Sie fragte darum etwas von oben herab: „Sind Sie fertig hier, Herr Romeit?"

„Jawohl."

Sie gingen. Unten blieb Modeste eine Weile vor der Schirrkammertür stehen. Durch eine Oeffnung im Hofkarree schaute die Ebene herein: weit, klar, in rotes, böses Licht getaucht. Die Wüste fiel ihr ein und was ihr Herr von Falkner davon erzählt. So mochte die Sahara ausschauen, ehe der Samum sich erhebt. Und wieder begann sie magisch die Ferne zu locken und die große Welt.

*

Am nächsten Tage begann die Reitstunde. Es war ein freier Platz bei der Scheune. Im Anfang gefiel der Unterricht Modeste gar nicht. Der Lehrer zeigte eine sehr kurze, energische Art, die von seiner eckigen Höflichkeit sonst bedenklich abstach. „Zügel nicht so krampfhaft fassen, gnädiges Fräulein! — Leicht sitzen! — Lassen Sie ihn doch ruhig austraben! ... So werden Sie nie reiten lernen." Er verzog dabei keine Miene und war ganz Despot. Wenn er nun aber gar mit der Peitsche knallte und der Braune mit gespitzten Ohren zu einem unregelmäßigen Galopp ansprang, faßte Modeste ängstlich in die Zügel und verspürte eine starke Neigung, den Pferdehals hilfesuchend zu umklammern. Darauf rief Herr Romeit fast ärgerlich: „Kopf hoch, gnädiges Fräulein! Das hilft nichts ... Was wollen Sie eigentlich mit der Hand so weit vorne in den Zügeln?"

Sie war nicht empfindlich, aber diese kurze, befehlende Art eines Untergebenen schien ihr ein Uebergriff. Sie wollte ihm das auch immer sagen. Jedoch wenn sie dann abgestiegen war und einige Minuten mit dem Gefühle herumwankte, als begäben sich die Füße auf ganz eigentümlich selbständige Pfade, von denen der übrige Körper nichts wußte, war sie anfangs wie betäubt in dieser linkischen Unbehilflichkeit, und dann mußte sie regelmäßig lachen über sich selbst.

„Ja, nehmen Sie mich nur scharf 'ran, Herr Romeit!" sagte sie in einer plötzlichen Wallung von Dankbarkeit und Erkenntnis.

„Ich muß wohl, gnädiges Fräulein, sonst dauert's Ewigkeiten ... Und wenn einer, wie ich, beinahe zu Pferde auf die Welt gekommen ist, ist es ihm unbegreiflich, daß es noch Anfänger gibt."

„Meinen Sie, daß ich Angst habe?" fragte sie rasch.

„Es scheint wenigstens."

„Nun, so sage ich Ihnen, Herr Romeit, es mag ein unsicheres Gefühl sein — aber richtige Angst auf keinen Fall!"

Einmal — es war am Ende der ersten Woche — zeigte sich der Braune stutig und versuchte rückwärts zu treten.

„Na nu, das fehlte gerade noch!" rief Herr Romeit unwillig. Die lange Peitsche schwirrte, und das Tier begann zu steigen. Es dauerte nur einen Moment, doch das völlig ratlose Fräulein klammerte sich an die Mähne.

„Ja, wenn Sie wirklich jetzt noch Angst haben!"

Das Pferd stand.

„Ich Angst?" rief sie zurück. Und in derselben Sekunde zuckte die Reitgerte pfeifend auf die Hinterhand. Der Braune tanzte auf dem Fleck. — Ein zweiter Hieb — und das Tier schoß in Karriere davon. Die junge Reiterin schwankte dabei im Sattel wie eine Puppe.

Herr Romeit rief durchdringend: „Die Peitsche weg! Die Peitsche weg!" — und stürmte in langen Sätzen hinter dem Durchgänger her.

Diesmal lief's noch gut ab. Aber als der Lehrer seine unbotmäßige Schülerin endlich auf sehr tiefgründigem Sturzacker einholte, wo der Braune nicht mehr mittat, war er vollständig atemlos. „Wie konnten Sie nur, gnädiges Fräulein? Wie konnten Sie nur? Es war doch wahrhaftig nicht schlimm gemeint!"

Modeste lächelte etwas mühsam. Sie war todblaß. Der Lodenhut war ihr vom scharfen Ritte bis in den Nacken gerutscht. „Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich keine Angst habe ... Ich mag nicht viel taugen — aber feige — niemals!"

Sie sprach die Wahrheit. Das eitle, vielleicht schlechte Geschöpf kannte in der Tat die gemeine Feigheit nicht.

Zuweilen sah auch Herr Lindt dem Unterricht zu, sehr steif und kritisch, obgleich er sein Lebtag nie auf andern Gäulen als auf Kontorstühlen geritten hatte.

„Verstehen Sie denn wirklich etwas vom Reiten, lieber Romeit?" fragte die ölige Stimme verschiedentlich. „Ich möchte nicht gern, daß gleich zu Anfang alles verpfuscht wird."

„O, er versteht schon seine Sache, Papa!" rief Modeste vom Sattel herüber, während Herr Romeit mit einem dunkelroten Schimmer im Nacken sich abwandte.

„Na, das freut mich, lieber Romeit ... Aber Sie wissen doch," lispelte der alte Knochenmehlhändler wieder, „daß unter solchen kleinen Amüsements die Außenwirtschaft nicht leiden darf?"

„Ich war heute vormittag zweimal auf dem Vorwerk."

Herr Lindt nickte befriedigt. „Das ist recht. — Im übrigen auch 'ne gute körperliche Uebung für so 'nen jungen Menschen, wenn er sich die Beine mal ordentlich ausläuft... Nachher können Sie mir das Speicherbuch bringen."

Herr Romeit verbeugte sich steif.

„Es stimmt doch hoffentlich alles? — Ich kontrolliere Sie ja eigentlich so gut wie nie. Das muß Ihnen ein ganz besonderer Sporn sein ... Was Sie zuletzt gesät haben, lieber Romeit, gefällt mir, nebenbei gesagt, gar nicht. Und wie mir der Hofmann eben sagt, frißt das Viehzeug einen ja arm. Romeit, Romeit, wo soll das hin? Die Pferde sind zum Arbeiten da und nicht zum Mästen — außerdem sind die Tage schon sehr kurz, und damit muß man rechnen. Ziehen Sie auf meine Verantwortung ruhig per Gespann zehn Pfund ab! Die Tiere laufen nicht zu ihrem Privatvergnügen 'rum, die sollen sich ebenso sauer und ehrlich ihr teures Futter verdienen, wie ich mir mein kümmerliches Brot auf diesem von allen Inspektoren gleichmäßig schlecht bewirtschafteten Gute. — Da ist einer wie der andre: Wo es ihm nichts kostet, wird unsinnig eingepfropft."

Herr Romeit stand in verbissenem Schweigen.

„Ist das Wirtschaftsgespräch nun glücklich fertig, Papa?" rief Modeste und ritt im Schritt heran.

Herr Lindt nickte wieder sehr würdig: „Jawohl, liebes Kind." — Darauf ging er ab, langsam und würdevoll, wie's einem Schloßherrn zukommt.

Herr Romeit machte zugleich eine Bewegung mit der Peitsche, die höchst unnötig war, wenn sie nicht zufällig in gedanklichem Zusammenhang mit Herrn Lindts Kehrseite stand.

Modeste, die alles angehört hatte, wunderte sich über diese Predigten längst nicht mehr. Inspektoren haben ja bekanntlich ein so dickes Fell! Aber die Bewegung mit der Peitsche gab ihr zu denken. — Es mußte doch unter diesen Leuten anständige Menschen geben, Männer mit wirklichem Ehrgefühl, und vielleicht war das einer von denen.

Sie schieden heute beide auffällig rasch und ohne die hippologischen Gespräche, die sonst unfehlbar der beendeten Reitstunde gefolgt waren. Er half ihr aus dem Sattel und ging weg, und sie hatte heute besonders herablassend gegen ihn sein wollen.

Im übrigen nahm das Reiten auch nach dieser Inspektorlaune seinen ungestörten Fortgang. Am Ende der zweiten Woche kam das sehnsüchtig er-

wartete Reitkostüm aus Königsberg: schwarzes Kleid und schwarzer Zylinder. Als Modeste sich und den neuen Dreß zum erstenmal neugierig im Stehspiegel des Turmzimmers betrachtete, war es ihr eine eitle Freude, wie vornehm das schmucklose Schwarz ihr zu Gesicht stand. Die schlanken, schönen Glieder so geschmeidig, von dem weichen Stoff mehr markiert als kaschiert. Der Reithut mit dem Schleier saß keck auf dem flimmernden Kraushaar. Als sie durch den Park zum Reiten ging, schauten ihr die Mädchen aus dem Souterrain bewundernd nach, und auf dem Wirtschaftshof starrte sie ein Dorfjunge grußlos an, wie eine Erscheinung. Sie fühlte ihren Reiz selbst, und die biegsame Gestalt hob sich anmutiger.

Herr Romeit erwartete sie, das Pferd am Zügel, pünktlich wie immer. Eigentlich hatte sie sich auf seine Bewunderung besonders gefreut, auf die ungelenke Eloge, die sie wirklich verdiente. Aber der Mann blieb stumm. Beim Aufsitzen fragte Modeste darum spitz: „Nun, gefall' ich Ihnen nicht so?"

„O gewiß, gnädiges Fräulein." Mehr sprach er nicht. Er schien zerstreut und sah immer an ihr vorüber.

‚Er ist doch ein Bauer!' dachte sie.

Der Unterricht war überhaupt lascher geworden in den letzten Tagen, und mancher Fehler entging dem Lehrer — heute besonders. Modeste ließ sich absichtlich gehen, und der Braune verfiel unter ihrem heimlichen Sporn in einen argen Dreischlag. Es war ein Kardinalfehler — sie wollte den Mann ärgern. Er sah auch das nicht. Da ward sie des Reitens müde. Als er ihr die Hand zum Abspringen hinhielt, wie gewöhnlich, fühlte sie durch die dünne Sohle des neuen Reitstiefels hindurch, wie diese Hand vibrierte — und es war doch eine braune, sehnige, gar nicht nervöse Hand. Der Mann stand gebückt. Erst als sie aus dem Sattel glitt, hob er den Kopf. In seinem hübschen Gesicht lag etwas eigentümlich Gespanntes, und die grauen Augen schauten fahl, mit einem winzigen flackernden Leuchtpunkt ganz hinten. Er erschien ihr auf einmal fremd.

„Was ist Ihnen, Herr Romeit?"

„Wie meinten gnädiges Fräulein?" Die Stimme kam aus einer trockenen Kehle.

„Was Ihnen ist?" fragte sie lachend laut.

„Nichts, gnädiges Fräulein." Er nahm das Pferd am Zügel, und Modeste ärgerte sich wieder.

Sie gingen zusammen nach dem Stall. Da sagte er auf einmal stockend und doch hastig: „Gnädiges Fräulein müssen mir versprechen, niemals wieder Ihr Leben so in Gefahr zu bringen wie neulich, wo der Braune durchging. Sie hätten wirklich stürzen und im Bügel hängen bleiben können ... Ich wollte das gnädigem Fräulein schon lange sagen."

Modeste sah ihn groß an. „Sie sind ein merkwürdiger Mensch! — Wenn ich mir den Hals breche, ist es doch nicht Ihr Hals, lieber Herr Romeit."

„Ich meinte auch nur," antwortete er zögernd. — „Und es wäre doch ein furchtbares Unglück."

„Wir wollen's darauf ankommen lassen, lieber Herr Romeit. Unkraut verdirbt nicht." Aber sie reichte ihm doch freundlich die Hand.

Begriff sie in der Tat, daß auch die größte Eloge über ihr Reitkleid ihrer Eitelkeit nicht so schmeichelhaft hätte sein können, als diese ungelenke Angst um ihr junges Leben!

(Fortsetzung folgt)

Aphorismen

Von

G. Bieler

Einem Schriftsteller.

Aengstlich klügeln, grübeln, bildern,
Schwitzend vor Mühseligkeit,
Hunderttausend Flocken schildern ...
Guter, sage doch: Es schneit!

•

Der Aermste kann nur gewinnen.

•

Das ist der Fehl am besten Rat:
Daß ihn ein andrer geben tat.

•

Des Baumes Schatten labt die Flur,
Doch er muß Sonnenglut ertragen:
So weiß auch der nur Trost zu sagen,
Der selbst den Drang der Not erfuhr.

•

Besser schlichten als richten.

•

Das Leben ist eine Heimfahrt.

•

Der eine dient der Zeit, der andre bedient sich der Zeit.



Alberta von Puttkamer

Kaiserin Adelheid

Von

Alberta von Puttkamer

Kanossa reckt sich trotzig auf ins Blaue,
Vom Felsensöller in die welsche Aue
Späht eine Stolze hin mit dunkelm Blick;
Fürstlich gegürtet rauschen die Gewänder,
Die Stirn umreifen breit Rubinenbänder,
Der Königsschleier weht ihr im Genick...

Der Schwarzgelockte dort auf schlanken Rossen,
Die Herrschermiene wie in Erz gegossen,
Das ist der wilde König Berengar!
Im goldnen Ringelhaare der Germanen
Führt, ihm genüber, Otto seine Fahnen,
Und alpenher drängt jauchzend nach die Schar...

Der Fürstin, die Kanossa hält gefangen,
Wie leuchten ihr so lebensrot die Wangen,
Denn einer naht, der sie erlöst vom Bann!
Sie hat ihn gegen welschen Zwang gerufen,
Sie bot ihm von verwaisten Thrones Stufen
Die Krone und ihr lachend Leben an.

Hei, wie der Deutschen Speere leuchtend schwingen!
An welschen Schildern ihre Schwerter klingen
Wie tiefer Glocken rasches Sturmgeläut'.
Die Kräfte rührt's empor zu Trotz und Siegen,
Und Rosse stürzen, wilde Locken fliegen,
Und mancher Blick in lohem Hasse dräut...

Und die Italier weichen hin zum Walde —
In blut'gen Blumen steht die ganze Halde,
Der trotz'ge Berengar liegt todeswund.
Und als die sterngestickten Nebel sinken,
Schaut Otto von Kanossa drüben winken
Die lebensstolze Fürstin von Burgund...

Er reißt sein Roß empor — die Brücken fallen,
Er stürmt mit seinen Mannen in die Hallen,
Er hat die wundervolle Frau ersiegt —
Die stolz in Sehnsucht deutsche Kraft gerufen,
Er führt sie von Kanossas Felsenstufen
Weithin, wo seine Heimat leuchtend liegt...

Und sie trug Sonne in die deutschen Weiten,
Sie durfte neben drei Ottonen schreiten,
Des großen Otto herrliches Gemahl.
Sie sah in Rom die Krone ihn ersiegen,
Sah ihres Sohnes Kaiserfahnen fliegen
Und führt' den Enkel hin zum Krönungssaal.

O dreimal sel'ge Frau! Aus reichem Leben
Hast du drei Kaisern Glück und Kraft gegeben,
Und zweie hat der Tod vor dir geraubt;
Der dritte mit dem jubelnd-jungen Blicke,
Den führtest du zu mächtigem Geschicke —
In Stolz und Demut beugt er dir sein Haupt...

— — — — — — — — — — —

Zu Selz im Elsaß fallen Silberflocken,
Doch tiefrer Schnee deckt noch die Frauenlocken,
Die spät der Tod berührt mit sachter Hand.
Der dritte Otto kniet zu ihren Füßen —
Zwei tote Kaiser schaut sie winkend grüßen —
Da geht sie lächelnd ein ins Sonnenland...

32

Bühnenkünstlerin und Ehefrau

Von

Adele Hindermann

Ob das zu vereinigen ist?

Eine bekannte Tageszeitung wandte sich kürzlich mit dieser Frage an eine Reihe weiblicher „Bühnensterne“ und veröffentlichte das Ergebnis. Da gab's Antworten sehr verschiedener Art, ehrliche Ueberzeugung, Schelmerei, neckische Redewendungen und auch ein wenig Pose.

Sehr natürlich. Es ist wirklich kaum zu erwarten, daß jene Damen auf Grund einer Rundfrage nichts Eiligeres zu tun haben sollten, als der Oeffentlichkeit die Leiden und Freuden ihres Familienlebens einerseits oder Altjungferndaseins anderseits rückhaltlos zu unterbreiten. Sie zogen sich halt „aus der Affäre“.

Jedenfalls — gescheiter sind wir nach diesen zierlichen Dokumenten: etwa ein bis zwei Briefseiten Oktavformat, bei moderner Steilschrift! — nicht geworden.

Es wird immer noch, sobald das Gespräch es mit sich bringt, fröhlich weiter gefragt, ob die Bühnenkünstlerin sich verheiraten solle; und ebenso fröhlich wird von zehn Malen achtmal „Nein“ gesagt. So ein rundes, glattes, von des Gedankens Blässe nicht angekränkeltes Nein, allenfalls noch bengalisch beleuchtet von einigen „zündenden“ Aussprüchen, in denen viel von der „heiligen Flamme der Kunst“ die Rede ist. Und die so im Handumdrehen einigen tausend Frauen das Recht auf ein bißchen Glück absprachen, sie sind keineswegs bösartige Menschen, o nein! Nur ein wenig leichtfertig vielleicht.

Es empfiehlt sich wirklich, Lebensfragen gegenüber etwas weniger leicht fertig zu werden, sie aus dem Rahmen eines Geplauders besser völlig auszuschließen. Der Gegenstand hat ein Recht darauf, nicht anders als mit vollem Ernst behandelt zu werden; und dazu müssen wir schon ein wenig tiefer loten, weiter ausholen und ohne alle Beleuchtungskünste rein Tatsächliches redlich gegeneinander abwägen.

•

Unsre Stellungnahme würde der festen Grundlage entbehren, wenn wir ohne weiteres bei der „Künstlerin“ beginnen würden; es liegt vielmehr im Wesen der Frage, die eine Ehefrage ist, daß wir mit Notwendigkeit das Weib in der Künstlerin, das Weib überhaupt zum Ausgangspunkt unsrer Betrachtungen machen müssen.

Denken wir an das normale Mädchen, bei dem wir die Ehefrage mit erdrückender Stimmenmehrheit zu bejahen pflegen. Mit Recht.

Es würde sich erübrigen, hierfür die bekannten Gründe anzuführen; wenn ich sie dennoch hier kurz streife, geschieht es, weil ich an andrer Stelle auf ihr Fehlen in einem gegensätzlichen Zustand hinzuweisen habe.

Ich glaube im Sinne aller deutschen Frauen zu sprechen, wenn ich sage: wir haben keinen köstlicheren Besitz als die Familie; sie ist im Rahmen unsrer Zeitverhältnisse nicht denkbar ohne Ehe. Unermeßliche Werte nehmen hier ihren Ausgang, die über ein Glück zu zweien weit hinausgehen. Gattenliebe, Elternliebe, Kindesliebe, Geschwisterliebe, Großelternglück — das sind Reichtümer, denke ich. Was immer eine Frau an Liebesfülle besitzt, hier darf sie es froh ausstrahlen lassen nach allen Seiten: sie ist das pochende Herz im Organismus der Familie. Für Gatten und Kinder ist sie „unsre Mutter“ — mit diesem Ehrentitel darf sie lächelnd altern, als Weib reizlos werden. Und wenn es wieder leer geworden im Nest und die zwei Alten allein in ihres Lebens Abendsonne sitzen, rücken sie noch einmal enger zusammen, einer bewacht des andern Schritte, horcht auf sein Hüsteln und möchte sich dieses liebe Leben erhalten noch lange, lange!

Ich weiß keinen besseren Lebenslauf für eine echte Frau; es ist der gerade Weg, den die Natur selbst sie gehen heißt kraft ihrer Veranlagung für Liebe, Fürsorge und Mütterlichkeit.

Daß nicht jede Ehe jene Glückswerte mit sich bringt, bedeutet nichts gegenüber der Tatsache, daß für die Vollentfaltung der weiblichen Natur ein besserer Boden als die Ehe noch nicht gefunden ist.

Daher das einmütige „Ja“ für das normale Weib überhaupt.

•

Es dürfte in diesem Sinne keinem weiblichen Wesen, also auch nicht der Bühnenkünstlerin, vorzuenthalten sein. Sie ist Weib — aber zugleich Künstlerin und erwerbende Frau. Fragt sich nur, wie weit jene beiden hinzutretenden Momente dies Ja zu erschüttern imstande sind.

Eins bleibt zunächst festzustellen: diese drei Seiten im Wesen einer Künstlerin bestehen keineswegs lose nebeneinander, sondern bilden in ihrer Gesamtheit die Persönlichkeit, die wir als die mehr oder weniger berühmte X. auf den Brettern zu sehen gewöhnt sind.

Wenn wir von ihr sprechen, denken wir im allgemeinen an das, was wir allein an ihr kennen: ihr Künstlertum, und glauben, um dieses nicht zu gefährden, die Ehefrage für sie verneinen zu sollen.

Wir wollen dieses Nein auf die Probe stellen, indem wir es uns — in vollem Umfange! — durchgeführt denken.

•

Schneiden wir der Bühnenkünstlerin alles ab, was sonst das Leben einer Frau sonnig macht: all jene innigen menschlichen Zusammenhänge innerhalb der eignen Familie. Unterbinden wir den Wärmequell des Frauenherzens, mag er immerhin



Zwei Schwestern

Nach dem Gemälde von A. Chevalier Tayler (London)

versanden und vertrocknen — im Interesse ihrer Künstlerschaft.

Jede lebensfrische alte Jungfer — und wir haben ihrer eine ganze Menge — ist ein Beweis dafür, daß das geht ohne Kopfhängerei; haben wir doch noch so viel Menschliches zu leben und zu erleben neben dem eigentlich Weiblichen! Warum sollte die Bühnenkünstlerin weniger tapfer sein?

Gewiß, das ist durchaus denkbar — theoretisch.

Im Sinne jener Heiratsverneiner haben wir nun beim Theater nur noch junge Mädchen, späte Mädchen und alte Mädchen. Eine ganze Armee mehr oder weniger alter Jungfern, von denen wir die packende Darstellung aller denkbaren Erscheinungen des Lebens und der Liebe ganz selbstverständlich erwarten. Die Isolde, die Julia, Desdemona, Sieglinde, Gretchen — ach, wo anfangen und wo aufhören!

Liebe und immer Liebe ist es, die da durchjubelt und durchlitten werden soll; so, daß wir mitjubeln und leiden, daß uns das Herz erzittert und die Seele mitschwingt, hingerissen von einem unbegreiflichen Zauber, der nichts andres ist als echtes Weibempfinden, aufsprühend in wundervoller Farbenpracht durch das feingeschliffene Prisma der Kunst.

Und die uns das vermittelte — sie wird nach Hause gehen und ihren Mops füttern. Vielleicht ist's auch ein Kanarienvogel. Etwas Liebes will doch der Mensch sein eigen nennen.

Wer lacht da?

Ja, wir sind nämlich wirklich bei der Lächerlichkeit angelangt. Wir haben uns verfahren. So geht das denn doch nicht: die Ehe- und Liebelosigkeit dürfte kaum dazu angetan sein, die Künstlerschaft der Menschendarstellerin zu fördern, sondern vielmehr ihr den natürlichen Boden zu entziehen. Ihrem ganzen Wesen nach kann diese Kunst nirgend sonst Ueberzeugungsfähigkeit und lebendige Kraft schöpfen als aus dem Weibempfinden der Darstellerin heraus. Woher in aller Welt soll diese es denn sonst nehmen? Aus Büchern etwa? Aus der Beobachtung andrer?

Selbst das wäre — ein außergewöhnliches Anempfindetalent vorausgesetzt — denkbar in der Theorie.

Wo aber bleibt nun unsre Künstlerin mit ihrem armen, kleinen Herzen, das nicht weniger warm ist als das andrer Frauen?

Sie soll Weib sein bis in die Fingerspitzen — auf der Bühne, sie hat alle Regungen der weiblichen Seele in sich zu erleben — im Theaterstück. Immer und immer nur zum Schein, Tag für Tag und Jahr um Jahr?

Jetzt sind wir bei der Grausamkeit angelangt.

Selbst der Hungerkünstler, dessen Charakterfestigkeit wir anstaunen, pflegt sich nicht gerade in einem — Delikatessenladen zur Schau zu stellen. Ich weiß nicht, ob wir ein Recht haben, zu erwarten, daß unsre Bühnenkünstlerinnen den „Kollegen" von der Hungerkunst an Heroismus noch übertrumpfen.

*

So etwa dürfte das Bild ausschauen, wenn wir uns das Nein in vollem Umfang durchgeführt denken.

Oder aber — war es vielleicht so gar nicht gemeint? Unterscheiden jene Verneiner noch zwischen Ehe und — Liebe ohne diese? Wollen sie für die Bühnenkünstlerin nur das ausgeschieden wissen, was zu umgehen sie dem Haustöchterchen niemals verzeihen würden: das Standesamt?

Ich darf das nicht annehmen, denn jene Leute, denen das Nein so rund und glatt von den Lippen floß, sie waren achtbare Männer und Frauen, Väter, Mütter, Bräute — kurz, sie sahen nicht aus wie Menschen, die Frauenehre mit zweierlei Maß zu messen gewöhnt sind.

Wenn ich mir trotzdem gestatten möchte, den einmal aufgegriffenen Faden nicht fallen zu lassen, so geschieht es in Rücksicht darauf, daß es immer noch Elemente gibt, die hinsichtlich ihrer Stellungnahme weiblichen Bühnenmitgliedern gegenüber, wie die Bourbonen, „nichts gelernt und nichts vergessen" haben.

Sie haben von ihrer Zeit nicht gelernt, daß der Stand der Bühnenkünstlerin gesellschaftlich und moralisch heute nicht von andern Gesichtspunkten aus beurteilt werden kann als jeder andre Stand. Sie haben noch nicht vergessen können, daß sie einst „fahrendes Volk" waren, die Theaterleute, bei dessen Nahen die Hausfrauen ihre Wäsche von der Leine rissen und die Haussöhne, leichte Beute witternd, mit den Augen zwinkerten. Es ist lange her — aber noch nicht lange genug, um jenes fatale Zwinkern völlig verschwinden zu lassen.

Und um dieses Umstandes willen glaube ich dem Stand der Bühnenkünstlerinnen am besten dienen zu können, wenn ich auf die Möglichkeit einer solch — toleranten Anschauung hin jene „Ehe" jenseits von Gesetz und Kirche zum Gegenstand einer kurzen Betrachtung mache; nur im Sinne etwaiger Werte für das Frauenleben.

Dabei habe ich zunächst jegliche moralische Entrüstung hübsch in die Ecke zu stellen, denn sie hat objektiv gar keine überzeugende Kraft. Etwaige Kritikgelüste der Sache an sich stelle ich dicht daneben; aus guten Gründen, denn zu einem Urteil fehlt mir die notwendigste Voraussetzung: genaue Kenntnis aus eigner Anschauung und sorgfältiger Beobachtung aller in Betracht kommenden Momente. Es liegt in der Natur der Sache, daß der bürgerlichen Frau erschöpfendes Studienmaterial auf diesem Gebiet schwer zugänglich ist.

Und so müßten wir, da wir so vieles nicht wissen, auf ein Recht zur Stellungnahme überhaupt verzichten, wenn das Wenige, das uns allen bekannt ist, auch ohne eigne Anschauung, nicht völlig ausreichte, um die tiefe Abneigung jeder denkenden Frau gegen jenes lockere Band zu rechtfertigen.

Es ist die Dürftigkeit seiner Werte für die echte Frauennatur. Es ist seine Enge, die räumlich nur für zwei Menschen Platz hat, zeitlich nur für die — Flitterwochen.

Was dann? „— — unser Leben währet siebenzig Jahre —"

Wo bleibt die alternde, die alte Frau? Wo bleibt sie mit annähernd zwei Dritteilen ihres Lebens? Wo bleiben die großen Entwicklungsstadien der weiblichen Seele, welche die Mutterschaft mit sich bringt? Wo bleibt die Gattenliebe, die noch beim Bergab des Lebens zwei runzlige Hände so zärtlich zusammenführt?

Solange diese Fragen ihre Beantwortung nicht finden, dürfte eine echte Frau auf diesem Wege zu einer ihrer Veranlagung entsprechenden Wesensentwicklung und damit zum „Glück" wohl kaum gelangen können.

Also auch nicht die Bühnenkünstlerin.

•

Wir haben die Sackgasse gesehen, in die uns die Eheverneinung bei der Darstellerin führt; wir haben — ohne alle Sittenrichterei — an der Hand von Tatsachen gefunden, daß ein Ersatz für Ehe und Familie durch ein loseres Gefüge des Liebesbandes nicht zu finden ist; so werden wir ganz sachte dahin geschoben, daß uns gar nichts andres übrig bleibt, als für unsre Künstlerinnen das gut bürgerliche Glück einer Ehefrau und Familienmutter zu wünschen.

•

Wie aber sieht die Sache in der Praxis aus? Kommt die Ehe als solche, die Familie zu ihrem Recht, wenn der Mittelpunkt derselben, die Hausfrau, beruflich sehr in Anspruch genommen ist?

Hier erweitert sich unser spezielles Thema und zieht nicht nur Künstlerinnen jeder Art, sondern die berufstätig erwerbende Frau überhaupt in die Betrachtung hinein.

Gewiß sind da Schwierigkeiten, große, aber nicht unüberwindliche.

Die Tätigkeit der erwerbenden Frau im eignen Haushalt wird, wenn auch nicht ganz in Wegfall kommen, so doch eine starke Einschränkung erfahren müssen. Demgegenüber bedeutet der Umstand, daß nicht nur der Mann, sondern auch die Frau fortlaufende Einnahmen in die Wirtschaftskasse führt, ein sehr günstiges Moment, das zugleich die Möglichkeit gewährt, den Hausfrauenplatz, soweit es sich um eigentliche Tätigkeit handelt, durch eine geeignete bezahlte Kraft zu ersetzen. Eine Ausgabe, die selbst bei der „kleinen" Künstlerin den Etat nicht verschlechtert, solange ihr Berufseinkommen die durch ihre Vertreterin im Haushalt verursachten Unkosten noch übersteigt.

Ein weites Arbeitsfeld übrigens für wirtschaftlich tüchtige junge Mädchen! Solch ein Hausgeistchen, das die Interessen der Familie wahrnimmt, mit der Nadel umzugehen weiß und beiden berufstätigen Gatten Behaglichkeit schafft, findet an solcher Stelle nicht nur gute Bezahlung und einen selbständigen Wirkungskreis, sondern warme Anerkennung ihres Schaffens und Dankbarkeit dazu.

Daß dieser Zuschnitt einer Künstlerinnenehe ein wenig von dem üblichen Familienbild abweichen muß, ist selbstverständlich. Ohne Konzessionen geht es hier nicht ab.

Der Mann, der nicht darauf verzichten mag, jeden kleinen Liebesdienst sich von seinem „Frauchen" leisten zu lassen, der nicht imstande ist, einzusehen, daß eine erwerbende Frau und Künstlerin das Recht hat, vollen Respekt für ihre Berufstätigkeit, Ruhe und Freiheit in ihrer Zeiteinteilung zu erwarten, der allerdings sollte nie eine Künstlerin heiraten.

Ein „Frauchen" im üblichen Sinne kann sie nie sein, dafür werden zu ernste Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit gestellt.

Vielleicht aber findet der Gatte statt dessen eine tapfere Lebensgefährtin, die ihm einen Teil der Last des Existenzkampfes von den Schultern nimmt, ohne daß sie darum auf die schöne Pflicht der Frau, des Hauses warmer, leitender Mittelpunkt zu sein, völlig verzichten möchte. Denn die normale Frauennatur — und allein diese habe ich als festen Punkt jeder Stelle meiner Ausführungen zugrunde gelegt — wird, trotz Berufsarbeit, stets in engem Zusammenhang mit Häuslichkeit und Familie stehen. Ihre Tüchtigkeit würde natürlich weniger durch eigenhändiges Kochen, Plätten und Staubwischen zum Ausdruck kommen als vielmehr durch eine gewisse organisatorische Gabe, die im Sinne der Arbeitsteilung eigne und fremde Tätigkeit zielbewußt an den rechten Platz zu stellen versteht.

Trotz alledem — verhehlen wir uns nicht die Schattenseiten des Umstandes, daß Hausfrauen- und Mutterpflichten in bezahlten Händen liegen. Das ist ein Uebelstand.

Nur daß er sich keineswegs auf Künstlerinnenehen beschränkt. Die Geschäftsfrau ist auf diesen Ersatz angewiesen, die Dame der großen Welt hat ihre Pflichten außerhalb der Familie, ja unsern fürstlichen Landesmüttern ist es am allerwenigsten vergönnt, zu jeder Stunde die Atemzüge und das Seelenleben ihrer Kinder zu überwachen; gar nicht zu reden von den Allerärmsten: Waschfrauen, Aufwärterinnen und ähnlichen Existenzen, die, gezwungen von des Lebens Not, ihre Kleinen der Fürsorge des lieben Gottes und der Gutmütigkeit einer Nachbarin anvertrauen müssen.

Es ist das Leben selbst, das längst in die Traulichkeit des typischen Familienbildes neue Noten gebracht hat. Wir können sie nicht mehr ausscheiden; wir müssen ihnen mit allem Ernst Rechnung tragen, das bedeutet: sie klar erkennen, ihren Uebelständen entgegenarbeiten, etwaige gute Seiten dem Wohl der Familie, der Ehe dienstbar machen.

Ein Punkt bleibt uns noch in Erwägung zu ziehen, dem allerdings „gute Seiten" wohl schwerlich abzugewinnen sein dürften, der zu einem aufmunternden „Und dennoch!" kaum eine Handhabe bietet: ich denke an die immer drohende Wolke über einer Künstlerinnenehe: die zeitweilige Trennung.

Ja, sie ist hart, sie ist schmerzhaft, sie ist lebenseinschneidend. Sie ist ein erbarmungsloser Eingriff in das Eheleben, an dem dieses zugrunde gehen — kann.

Immerhin muß ich auch hier darauf hinweisen, daß diese drohende Trennung keineswegs nur über der Ehe der Bühnenkünstlerin schwebt. Jede berufstätige Frau, die mit ihrer Arbeit an einen bestimmten Platz gebunden ist, hat mit dieser Möglichkeit zu rechnen; jeder Seemann erwartet von seiner Gattin, daß sie dieser Notwendigkeit tapfer ins Auge sehe, daß diese Trennung die Ehe als solche nicht gefährde.

Wo wäre überhaupt die Ehe, in der es Opfer nicht zu bringen gäbe?

Nicht auf ihre Zahl und Größe kommt es an, sondern darauf, daß die Kraft einer echten, dauerhaften Liebe immer noch um ein Weniges größer sei. Das ist's. Hier steht das große Ehefragezeichen für die gesamte Frauenwelt, nicht dort, wo die Bretter beginnen, welche die Welt bedeuten.



Das älteste bekannte Porträt Napoleons
Zeichnung eines Mitschülers auf der Kriegsschule in Brienne

Napoleon im jungen Kaisertum

Von

Professor Dr. Ed. Heyck

(Mit sechzehn Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen)

Das Jahr 1805 ist keines der entscheidenden im Leben Napoleons; die Krisen, an denen ihm Sein oder Nichtsein hängt, liegen beträchtlich zurück oder noch fern verborgen im Zukunftsschoß. Aber es ist eins der interessantesten seiner ganzen Laufbahn. Wir erblicken den selbstgewordenen Mann nun erstmals unter den Legitimen Europas als gekrönten Kaiser und, um dies sogleich zu sagen, als einen neuentstandenen Monarchen, den die freudige oder unwillige Bewunderung der Nationen an Bedeutung über alles bisherige Herrschertum hinaus erhebt. Wir sehen ihn gegen beide Kaisermächte des Ostens einen Krieg führen, der aus nicht wenig gefährlichen Situationen zum vollkommensten Triumphe führt, in jenem prachtvollen Schlachtenmomente, da die Sonne von Austerlitz durch den Winternebel bricht. Das Jahr 1805 enthält die Ereignisse, die weiterhin zur Zersprengung des alten heiligen römischen Reiches der deutschen Nation und zu der tiefen Demütigung Preußens führen, zu denjenigen Katastrophen Deutschlands, aus deren fürchterlich aufrüttelnder Wirkung die nationale Wiedergeburt des ganzen Volkes hervorgeht, die Gesinnung der Befreiungskriege, der endlich dauernd verbleibende Wille der Deutschen, ein einiges, starkes und seine Ehre hütendes Volk zu sein. Insofern bezeichnen die Jahre 1805 und 1806 nicht bloß den letzten Anstieg, sondern zugleich denjenigen Höhepunkt Napoleons, von dem sich entscheiden muß, ob es ein Sicherhalten auf ihm geben kann.

Das Jahrhundert seit Napoleon hat hingereicht, von den geschichtlichen Zügen dieses bewundernswerten Mannes endlich ein nur noch objektives Bild zu ermöglichen. Er ist nicht mehr den einen der Gott und den andern der Teufel, wie bis vor einem reichlichen Menschenalter noch. Man hängt nicht länger die Porträts von ihm oder die Ereignisse aus seinem Leben an die Wände der Familien, in Deutschland nicht und auch in Frankreich nicht mehr. Keine Dichtungen berauschen sich mehr an seiner Größe oder an der Treue seiner Grenadiere zu „dem kleinen Korporal". Aber auch die Karikatur, der er einen so unerschöpflichen Gegenstand bot, ist verschollen. Die letzten Versuche, durch seinen großen Namen ein ähnlich gerichtetes Bestreben zu popularisieren, wurden in Frankreich in den achtziger Jahren gemacht, zur Zeit des Generals Boulanger. Es waren vorher die wirksamen Mittel Louis Napoleons gewesen, die nun angewendet wurden von der Nimbussuche für einen noch sehr viel geringeren Mann, der gleichwohl für eine kurze Spanne der französischen Nation den langersehnten Helden zu verheißen schien. Aber Inszenierungen, die zum Blenden und Düpieren bestimmt sind, vertragen kein Dacapo.

Unter dem überlegenen Hohn der Logen und Galerien, dem Gelächter der nichtinteressierten Zeitungen zogen sich die Dramen der cäsaristischen Gloire schleunigst von den Brettern wieder zurück. Das war der letzte Versuch. Seit dem Niedergange des Boulangerschen Kometen machen in Paris und anderswo nur noch sehr viel prosaischer kalkulierende Leute ein nennenswertes Geschäft mit den Erinnerungen an Napoleon. Nämlich diejenigen, die den ungeheuern Klatsch, der sich seit Lebzeiten um Buonapartes Person und Familie, sein savoir vivre als Monarch, seine minder gezügelten Neigungen, seine Liebschaften, seine Leidenschaften angehäuft hat, in sorgfältig abgewogenen Döschen kritikloser Wiederauffrischung buchhändlerisch ausschlachten.

Wir werden Napoleon auch heute nicht unterschätzen. Er war ein Genie. Ein militärisches in seiner unübertroffenen Meisterschaft der Kriegskunst und in seinem fast noch weniger vergleichbaren Instinkt für Begeisterung und hindurchdauernde Anfeuerung seiner todesmutigen Krieger. Ueberhaupt ein Genie der begeisternden Wirkung auf die Mengen. Und auf diese kam es an in seiner Zeit, kraft der soeben vorhergegangenen demokratischen Revolution. Die Leidenschaft, die den Grundton seines Wesens abgibt und die ihn selber fortreißt, vermag er gleichzeitig in Kräfte umzusetzen, die auch die übrigen fortreißen werden. Aus der gleich sicheren Meisterschaft, womit er seine Schlachten disponiert, vermag er die für sich geweckten Kräfte der Popularität zu organisieren. Das sind die Mittel seiner Erfolge, die nur in der antiken Welt Parallelen besitzen. Sie würden nicht unter jedem Volke hingereicht haben, nicht in England, nicht bei uns. Aber sie tun es unter den Franzosen. Und nunmehr, weil er der Held der Franzosen ist, kann er es auch für einen sehr beträchtlichen Teil der fremdseligen Deutschen werden, die niemals den gleichen Aufstieg eines Landsmannes erlaubt und ermöglicht haben würden.

Im übrigen beginnen wir heute, da er uns so weit abgerückt ist, das Wort des alten Blücher zu verstehen, das damals so paradox erschien: „Eigentlich ist er ein dummer Kerl.“ Gemeint ist: Das, womit er hauptsächlich wirkt, ist trivial und anfechtbar. Der Deutsche, solange er sich nicht vollkommen in die fremde Volksseele hineinzuversetzen imstande ist, kommt nicht darüber hinweg, daß bloßer illegitimer Wille zur Macht in Verbindung mit Umsetzung militärischer Erfolge in Volksgunst hinreichen sollte, in unerhörter Weise alle Geschichtlichkeit auf den Kopf zu stellen. Und daß diese Mittel imstande sind, eine ganze Nation zu demjenigen Zustand zurückzugeleiten, von dem sie sich soeben befreit zu haben glaubt, ja, zu einer noch sehr viel schärferen Despotie, als diejenige des gutmütigen und schlaffen Ludwig XVI jemals hätte sein können. Gewiß, wir können mit Blücher eine Art objektive Unbefriedigung empfinden, daß derlei möglich ist. Die inneren und äußeren Schwierigkeiten, die vor dieser napoleonischen Laufbahn des entschlossenen Ehrgeizes liegen, werden gar nicht durch eine außerordentliche geistige Ueberlegenheit, durch irgendeine in der Tiefe fundierte menschliche Größe überwunden, die dem Zeitgeist neue Richtungen anzuweisen vermag, sondern in der Hauptsache wird die Bahn frei gemacht durch bloße Geschicklichkeit, durch unerhörte Bedenkenlosigkeit, ja Oberflächlichkeit des Politikers und des Menschen. Darin begründet es sich allerdings auch, daß, anders als die eigentlich Großen der Geschichte, Napoleon keinen dauernd mächtigen Bedürfnissen des geschichtlichen Werdens zur Erfüllung hat verhelfen können. Mit andern Worten, daß seine Geschichte eine hochpersönliche Episode geblieben ist, die lediglich durch fruchtbare Nebenwirkungen im einzelnen ihre Spuren hinterlassen hat, nicht dagegen durch einen weltgeschichtlichen Fortschritt, den sie selber als Ganzes darstellt. Dieser politische Parvenü größten Maßstabes erstaunt tatsächlich den Betrachter durch die geglückte Wirksamkeit von Mitteln, die ein feinerer Geist verworfen und abgelehnt, ein wirklich ganz vornehmer gar nicht gefunden haben würde. Indessen, hier braucht man nicht einmal wieder an das französische Naturell und an das demokratische Wesen jener Zeit zu appellieren, um diese Erfolge einer gewissen Plumpheit, einer wohlangewandten Trivialität zu verstehen. Das ist schließlich bei uns nicht viel anders. Auch bei uns kommen diejenigen äußerlich am besten voran, die durch keine unüberwindlichen Hemmungen eines inneren Aristokratentums oder einer geistig-seelischen Verfeinerung aufgehalten werden. Das Vorankommen durch ehrgeizige, geschickte und anpassungsfähige Mittelmäßigkeit gilt, je mehr nach den äußerlich oberen Machtregionen zu, desto deutlicher; es gilt von der Laufbahn des Ressortministers viel eher als von der des Gymnasialdirektors.



Napoleon als Kriegsschüler
Von Louis Rochet

In Familienverhältnissen, wie denen der Buonaparte von Ajaccio, schlummert der Ehrgeiz



Baron Gros — Napoleon in der Schlacht von Arcole

der kommenden Generationen. Im kleinen Adel junger Datierung, der aber schon eine gewisse Familientradition, einen Familienstolz besitzt, in einem Geschlecht, dessen Persönlichkeitskräfte noch nicht verbraucht, durch eine gewisse Lebensbeengung nur verdichtet worden sind. Vollends wenn aus einer solchen Familie acht Kinder auf einmal sich vor die Entscheidung gestellt sehen, aus voller Krafteinsetzung etwas Selbständiges zu werden oder am Wege liegen zu bleiben. Aus diesem Milieu her begegnen wir dem zweiten Sohne des königlichen Stadtassessors und Titularrats Carlo Buonaparte zu Ajaccio, Napoleone, als Kriegsschüler von Brienne und königlichem Leutnant von kleinen Garnisonen, Valence, Grenoble und so weiter, wie er sich mit knappsten Mitteln spartanisch durchfristet, aber den brennenden Ehrgeiz hat, auf jede Weise voranzukommen, sowohl militärisch wie durch sonstige Auszeichnungen. Bei einem sozialphilosophischen Wettbewerb der Akademie von Lyon reicht der Leutnant seine Konkurrenzarbeit mit ein und muß es tragen, nicht den Preis zu bekommen. Dann trifft ihn 1789 die Revolution. Für den denkenden und angeregten jungen Offizier, der im Anfang der zwanziger Lebensjahre steht, wird diese ungeheure Erschütterung alles Seienden nicht geschehen können, ohne ihn mit einer gewissen ehrlichen Heftigkeit auch seelisch zu packen. Aber zu einem Opfer der Zeitideen, wie Tausende von andern, die für ein Parteiprinzip sterben, wird sie ihn nicht machen. Die stürmische Entfesselung aller Gedanken um ihn her und in ihm wirkt auf diesen ebenso naiv-selbstverständlichen wie herzenskühlen Egoismus lediglich als eine kategorische Aufforderung zum Handeln. Er mißt seine Fähigkeiten und sucht sein Ziel.

In seiner italienischen Heimat Korsika schickt man sich an, die Zeitumstände zur Wiederlosreißung von Frankreich zu benutzen, das die Insel vor nicht langem inkorporiert hat. England, das seit 1704 Gibraltar besetzt hat und seine Stellung im Mittelmeer zu vervollständigen trachtet, steht mit Ermunterungen und Zahlungen hinter den Korsen. Gleich in seinen frühesten Anfängen lernt Buonaparte die skrupellose Politik der einzigen bisherigen und ganz bewußten Weltmacht kennen und begreifen. Er verläßt den Dienst und schließt sich dem korsischen Freiheitshelden Pascale Paoli als

leidenschaftlicher Parteigänger und publizistischer Vorkämpfer an. Aber früh erkennt er auch die Fesseln, die den im Vaterland auftretenden Propheten niederhalten, auf der so viel kleineren, also leichter überschauten Fläche niemals erlauben werden, daß der Politiker des eignen Emporkommens den Bannerträger der Volksidee überwindet. Noch ehe der Unabhängigkeitskampf der Insel zur sichtbaren Entscheidung kommt, ergreift er die andre Alternative, die nicht bloß die kühnere und gefährlichere, sondern dennoch die verheißendere ist. Wenn einstmals Julius Cäsar — das große Vorbild dieses Ehrgeizes und dieser Laufbahn — das Wort gesprochen hat, lieber im kleinen Provinzmunizipium der Erste, als in Rom der Zweite sein zu wollen, so deutet sich Buonaparte aus den korsischen Erkenntnissen heraus die Bahnweisung: Lieber als in Ajaccio nicht der Erste zu werden, alle Möglichkeiten zu ergreifen, welche die verwirrte und in den Ereignissen dahinjagende Hauptstadt bietet. In den aufgeregtesten Tagen von 1792 trifft er in Paris ein, in durchaus nicht ermutigender Lage: aus der französischen Armee verstoßen, von den Korsen als Verräter geächtet, materiell ohne alle Mittel. Seine Stellungnahme ist ohne Zaudern die: fügsamste Demut gegenüber den Männern von heute und morgen, empfehlendes Bemerktwerden durch publizistisches Eintreten für die radikale Revolutionspartei, die im Siege steht und eben jetzt die gemäßigten Girondisten niederringt. So beginnt er eine großstädtische Schriftstellerei, wie sie, liebedienerisch gegen den Moment, den Tag, auch heute so manches Mal aus dem Leutnanttum a. D. hervorgeht. Nur daß dort etwas über die bloße Lebensfristung hinweg Geschautes das Rückgrat so elastisch macht: der Wille, beteiligt zu werden und über die kleinen Vorteile der Konnexion hinaus mit an die Spitze zu gelangen. In solcher verschwiegenen Absicht werden die Konnexionen gepflegt, wie sie sich nur bieten. Und diese sind, wie immer bei Männern von gestern, nicht schwer zugänglich. Sie verschaffen ihm den Wiedereintritt in die Armee, was die Vorbedingung ist. Sein Landsmann Salicetti, der gleich Buonaparte in Frankreich seine Rolle sucht und sie bereits spielt, wird als überwachender Zivilkommissar der Revolutionsregierung, des Konvents, zu der Armee entsandt, die das von den Engländern aufgehetzte und unterstützte Toulon belagert; er nimmt Buonaparte mit. Und hier pflückt der junge Artillerist seinen ersten vollen Lorbeerkranz. Nur diese Zeit, wie sie ist, macht derlei alle Chargen überspringende Taten und Erfolge möglich. Der mächtige Zivilkommissar bei der Armee, der Vertrauensmann der Schreckensregierung, bringt Buonaparte — den soeben erst als Ersatzmann eines verwundeten Majors eilfertig vorgerückten Bataillonschef im 2. Artillerieregiment — in die Lage, einen von ihm vorgelegten Operationsplan durchzusetzen. Dieser Angriffsplan des „simpeln" Bataillonschefs ist überzeugend. Die vorgeschlagene Konzentration der Geschütze gegen das Fort L'Eguillette und dessen Einnahme muß die Engländer aus der Stadt und dem Hafen vertreiben, der Stadt unmöglich machen, sich zu halten. Sie wird ausgeführt, und zwei Tage später ziehen die Truppen des Konvents in die aufständische Seefeste ein. Mit Geschick und geschäftiger Klugheit beseitigt Buonaparte die Gefahr, daß das Verdienst der Tat den Vorgesetzten zufällt. Es wird unmöglich gemacht, den Urheber des Planes an Ehre und Lohn zu verkürzen; der schleunigst ausführlich unterrichtete Konvent in Paris ernennt den Vierundzwanzigjährigen zum Brigadegeneral der Artillerie.



F. E. H. Philippoteaux — Napoleon in der Schlacht bei Rivoli



Baron Gros — Napoleon bei den Pestkranken in Jaffa

So weit ist er nun. Und seine militärische Fähigkeit ist weithin bekannt geworden. Aber damit taucht wiederum die Klippe auf, daß man ihn nützlich als Soldaten verwenden, das heißt von den Vorgängen in Paris fernhalten wird. Buonaparte weigert sich, in den unabsehbaren Kampf gegen die royalistisch aufständige Vendee abzugehen, und — wird wegen Ungehorsams aus der Armee gestrichen.

Peinliche Monate des neuen Abwartens in Paris, der abermaligen totalen Mittellosigkeit. Des privaten Antichambrierens bei den Machthabern, des Ertragens, daß man den „kleinen schmutzigen Korsen“, wie Barras sagt, gleichgültig hinhält, bis man sich seiner Talente vielleicht einmal bedienen wird. Da helfen ihm unverhoffte Ereignisse. Gegen den Konvent bricht der gefährliche hauptstädtische Aufstand der Nationalgarden vom 13. Vendémiaire los, vom 5. Oktober 1795. Der Mann, den man geschickt und rücksichtslos genug weiß, den Aufstand in den Straßen niederzukartätschen, ist zur Hand; in dieser Stunde der Not kommt es nicht darauf an, welches sein Verhältnis zur Armee ist und wie viel oder wenig er für seinen bekannten Ehrgeiz hieraus gewinnen wird: Die bedrohte Revolutionsregierung vertraut Buonaparte ihre Rettung an, und an der Spitze der Linientruppen führt er sie in raschen Blutszenen herbei. Der Konvent will ihn als Général en second bei der Armee des Innern abfinden, aber der junge Sieger, dessen Name von diesem Tage ab in aller Munde ist, auf den das ganze Frankreich blickt, versteht das heiße Eisen zu schmieden. Er begnügt sich mit keinem votierten Dank des Konvents und des Vaterlandes, sondern setzt seine Ernennung zum Oberkommandanten der Armee des Innern durch.

„Au destin!“ So lautet von diesem Tage ab seine Losung. Das Vertrauen auf seinen Stern ist frei geworden, die Nebel der Not, der gezwungenen Bescheidenheit umhüllen ihn nicht mehr. Aber er bleibt der Wägende, Kluge. Das Glück, von dem er sich so sichtlich getragen fühlt, und die Zuversicht auf seine Schicksalsbestimmung sollen ihn nicht hoffnungsselig machen, ihn nicht verführen, vorschnell und unvorsichtig zu handeln, indem er sich verfrüht auf Erfüllungen verläßt.

Er weiß es auch, daß er immer noch nicht entbehren kann, Verstärkungen seiner Position heranzuziehen. Da ist die Madame Josephine de Beauharnais, die Witwe eines guillotinierten Generals, eine Aristokratin aus den Kreisen des alten Königtums, aber gesellschaftlich in die führenden republikanischen Kreise gezogen. Nicht mehr jung, auch wohl nie eigentlich schön, aber eine Frau mit den sicheren Umgangsformen der alten vornehmen Zeit, die gerade diesen neuen Männern imponieren, und obendrein von einem bestimmten weiblichen Charme, der in gewissen gesellschaftlichen und psychischen Sphären interessanter macht als Jugend und Schönheit, ja durch das beginnende Verblühen noch eine gewisse Steigerung erfährt. Josephine ist, wenn auch keine aktive Politikerin, so doch eine mitgezählte Figurantin in den Kreisen, wo die Entscheidungen fallen. Wer ihrer Liebenswürdigkeit bisher nahe, vielleicht sehr nahe gestanden hat, wer es — wie Barras — als eine Erleichterung betrachtet oder mit plumper Deutlichkeit dafür ausgibt, daß sie sich anderweitig verheiratet, der braucht nicht aufzuhören, sich für sie und ihren Gatten zu interessieren. Buonaparte ist entschlossen, dieser zu werden. Und seitdem er es einmal will, verliebt er sich sogar ganz gründlich, in ihr Widerstreben natürlich viel mehr als in ihre davon gelöste Person. Denn sie sieht ihrerseits durchaus nicht ein, warum sie den beträchtlich jüngeren, dabei zu jener Zeit trotz seines guten Profils dürftig und unansehnlich erscheinenden Freier heiraten soll, diesen Mann von geringem Provinzadel, der überhaupt nicht zählt, einen plötzlich aufgetauchten Bewerber, der sich ihr aufdrängen will. Aber er will es durchaus, und schließlich gibt sie, nach der Art solcher Frauen von wenig innerem Halt, dennoch nach. Damit nun empfängt der Korse seine eigentliche Rezeption in die Gesellschaft, wird aus Buonaparte zum Bonaparte, beginnt als Franzose betrachtet zu werden, erlangt die inneren und äußeren Handhaben zur Repräsentation. Für ihn und doch auch für Josephine ist noch sehr wesentlich mitbestimmend gewesen, daß Barras mit einem besonderen Preise der Vermählung gewinkt hat, mit der Ernennung des Generals zum Oberkommandanten der italienischen Armee. Am 7. März 1796 wird die Ernennung durch das seit 1795 regierende Direktorium, dem Barras angehört, ausgefertigt, am 9. März die standesamtliche Trauung vollzogen. Nebenbei gesagt, mit gefälschten Papieren. Bonaparte macht sich ein Jahr älter, Josephine acht Jahre jünger, so passen sie ganz wohlgefällig zueinander. Am 12. März reist Bonaparte zur Armee ab, am 27. übernimmt er in Nizza den Befehl.

Den Oberbefehl gegen die „Koalition“ der alten monarchischen Staaten, die 1792 durch die Herausforderungen der kriegsbedürftigen Gironde zustande gekommen war und von der sich bisher nur Preußen durch eine viel angegriffene, aber immerhin durch östliche Besorgnisse begründete Politik — im Baseler Frieden von 1795 — gelöst hatte. In raschen Schlägen bringt Bonaparte diesen seit vier Jahren andauernden Krieg zu Ende. Die süddeutschen Siege des Erzherzogs Karl von Oesterreich, des militärischen Führers der Koalition, über andre Generäle Frankreichs werden wettgemacht und weit überflügelt durch die glänzenden Erfolge Bonapartes auf dem oberitalienischen Schauplatz. Er wirft die Sardinier und Oesterreicher auseinander, zwingt erstere zum Sonderfrieden, erstürmt die von den Oesterreichern verschanzte Addabrücke bei Lodi, zieht in Mailand, der italischen Hauptstadt Oesterreichs, ein, belagert Mantua, schlägt heranrückende Entsatzheere bei Castiglione, Bassano, Arcole, Rivoli, nimmt die starke Festung am 22. Februar 1797 ein. Unbekümmert um seine Rückzugslinien, um die Wendung Erzherzog Karls nach Italien, dringt er in der Richtung auf Wien vor, bis nach Steiermark hinein, und erzwingt den vorläufigen Frieden von Leoben, der am 17. Oktober 1797 durch den Frieden von Campo Formio bestätigt wird. Oesterreich gibt seine belgischen Niederlande sowie einen Teil von Oberitalien auf und erklärt sich einverstanden, daß Frankreich die ersehnte Rheingrenze nimmt, welche die Franzosen mit der ihnen eignen historischen und geographischen Oberflächlichkeit für ihre natürliche Grenze halten.



Napoleon Bonaparte

Gemälde von A. Appiani, reproduziert nach einem farbigen Kupferstich des F. Bartolozzi



François Bouchot — Napoleon im Rat der Fünfhundert am 18. Brumaire 1799

Oesterreich ist vorläufig erledigt. Nun gilt es das tatsächliche und geistig-politische Haupt der Koalition, England, matt zu setzen. Der leitende Grundgedanke aller Napoleonischen Politik tritt hier nicht zum erstenmal, wohl aber mit dem ersten großen Entschluß hervor. Lahmlegung Englands, politisch-militärisch wie finanziell und wirtschaftlich, ist immer sein letztes und oberstes Ziel gewesen und geblieben, alle kontinentalen Kriege sind im letzten Grunde nur Ablenkungen gewesen, herbeigeführt durch die diplomatische Ueberlegenheit, Geschicklichkeit und die krasse Geldarbeit der englischen Politik. England ist auch dem Erfolg nach der schließliche Sieger über Napoleon, diesen Alp auf seiner freien Weltherrschaft, geworden, den es daher mit Recht als seinen Gefangenen auf die Insel St. Helena verbringt.

Aber auf eine französische Landung in England muß 1798 verzichtet werden. Dafür findet Napoleon den andern Weg, den Gegner empfindlich zu treffen: er nimmt die älteren Gedanken einer Besetzung Aegyptens und des Baus eines Suezkanals auf, die einstmals der Deutsche Leibniz dem König Ludwig XIV. vorgetragen hat. Dann ist das Mittelmeer trotz Gibraltar ein französisches Meer, und Frankreich beherrscht den neuen Weltweg nach Indien, vermag die Quellen des englischen Reichtums zu schließen, ja künftig der Nachfolger der englischen überseeischen Weltstellung zu werden. In diesen Gedanken geschieht die von

Napoleon geführte ägyptisch-syrische Expedition von 1798/99. Aber trotz des Sieges bei Gizeh über die Mameluken scheiterte sie an der Ueberlegenheit der englischen Flotte. Diese vernichtet die französische bei Abukir und macht Malta, die von Napoleon soeben den Johanniterrittern entrissene Insel, höhnisch zum Stützpunkte Englands im Mittelmeer.

Aber dieser Fehlschlag Bonapartes, der sich durch geschickte Behandlung gegenüber der französischen Oeffentlichkeit abschwächen, ja in das Gegenteil verwandeln läßt, zerstört die Begeisterung der Nation für ihren Sieger nicht mehr. Diesem politischen Kindervolke und seiner romantisch gebildeten Neugier kehrt er wie ein neuer Alexander oder wie ein neuer Kreuzfahrerheld aus dem Wunderlande der Pharaonen und des Islams zurück; der Sieg unter den Pyramiden, auf den die „vierzig Jahrhunderte“ hinabgeschaut haben, überdauert der Eitelkeit Frankreichs das vernichtende Kanonengebrüll von Abukir. Bonaparte seinerseits kommt zurück mit dem festen Entschluß, fortab als Herr über Frankreich zu verfügen, nicht länger bloß an der Spitze des begeisterten Heeres, sondern der gesamten Machtmittel des Staates zu stehen. Den englischen Schiffen wie durch ein Wunder entgangen, landet er am 9. Oktober 1799 in Fréjus, am 9. November 1799, dem berühmten 18. Brumaire des republikanischen Kalenders, vollzieht er den Staatsstreich, der ihn zum Oberherrn macht.

Es sind die am meisten dramatischen Tage seines Lebens und die seiner höchsten Meisterschaft. Bei diesem Staatsstreich gilt es die übrigen Ehrgeizigen, wie den Abbé Sieyès, so zu dirigieren, daß sie selber durch den populären General Bonaparte zu siegen glauben und doch nur dessen Sieg herbeiführen können. Einen Augenblick zittert und schwankt die Schale der Entscheidung. Die Wut der gesetzgebenden Körperschaften, die des Geschehenden inne werden, umtobt den Mann, der als ihr künftiger Diktator in ihre Mitte getreten ist, verstört ihn minutenlang, bringt ihn außer Fassung. Schon sucht er den Ausgang, will sich in Flucht zu Pferde davonmachen, da wendet sich Napoleons Bruder Lucian — der ins Vertrauen gezogene Präsident des widerspenstigen „Rats der Fünfhundert“ und viel bessere Redner von den beiden Brüdern — an die im Hofe des Gebäudes aufgestellten Truppen, ruft sie zur Hilfe, zum Einschreiten gegen Attentat und Gewaltfrevel. Sie stürmen für ihren Liebling vor gegen die vermeintlichen Bedroher seiner persönlichen Sicherheit, und nun flüchten die Abgeordneten in verstörter Eile zu den Fenstern hinaus.



J. B. Isabey — Napoleon als Erster Konsul

Dann werden alle vorbereiteten Gewaltakte glücklich vollzogen. Das Direktorium wird für aufgehoben erklärt, ein Konsulat, bestehend aus Bonaparte, Sieyès und Ducos, als Regierung eingesetzt. Die vollziehende Macht aber liegt bei dem „Ersten“ Konsul Bonaparte. Am 11. November bringt der trockene Ton des offiziellen Regierungsblattes, des „Moniteur“, die Ankündigung des Geschehenen — und Paris illuminiert, glücklich und zufrieden, anstatt des vielköpfigen Politikerregiments wieder einen einzelnen Herrn zu haben in der Person des militärischen Helden, des Trägers und Mehrers des obersten französischen Nationalgutes, der Gloire.

Mit dem 18. Brumaire ist die künftige monarchische Stellung Bonapartes in Frankreich eigentlich schon begründet. Er legt sich auch keinen Zwang mehr auf. Er weiß, wie überdrüssig Frankreich der Revolution, ja sogar schon der Republik ist, weiß genau, welche unglaublich kleine Minderheit sich in Frankreich mit ausdauernder Ernstlichkeit um Politik kümmert und wie sie dann meistens persönlich interessiert ist — es sind die sogenannten politiciens —; er sieht, wie



A. L. Girodet — Napoleon als Kaiser

in der Allgemeinheit der Nation der französische Sinn zur Eleganz, zur völkerführenden Kultur, zur äußerlich guten Form schon nach so wenig Jahren nichts mehr wissen will von den Schlagworten der Demokratie. Frankreich freut sich an Bonmots, wenn aus den intimeren Zirkeln durchsickert, daß Napoleon die großen Programmworte der revolutionären Volksbeglückung, die in grellem Widerspruch so viel Greuel angehäuft haben, Barbarei und Geschwätz nennt. Diese soeben vollzogene Revolution gewinnt den Anschein, für Frankreich eine erledigte Episode bedeuten, ihre ernstlichere — und langsamere — Wirkung vielleicht nur bei andern Völkern ausüben zu wollen. Befriedigt nimmt man wahr, wie der Staat sich wirtschaftlich und finanziell wieder aufrichtet, wie eine raschgeschickte Gesetzgebung eine neue Ordnung zu fundieren beginnt, die bürgerlicher ist und offensichtlicher auf Wohlfahrt bedacht als die Leistungen der einander ablösenden revolutionären Gruppenregierungen bisher. Ohne Widerspruch, eher mit einer gewissen Zufriedenheit, daß man den alten Zeiten wieder näher rückt, sieht man zu, wie Napoleon und Josephine 1800 übersiedeln in das Königsschloß der Tuilerien: wie in den Gemächern Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes sich ein neuer Hofstaat des Ersten Konsuls einzurichten beginnt, der bis in die Einzelheiten dem bourbonischen nachgebildet ist und der Frankreich einen neuen Mittelpunkt der gesellschaftlichen Elite gibt. So viel Mühe sich ehedem die prinzipstarren Marat und Robespierre mit „republikanischen Festen“, mit Kultusfesten des höchsten Wesens oder der Vernunft gegeben hatten, es waren dem Bürgertum doch künstliche und wenig verstandene Veranstaltungen geblieben; viel natürlicher und wohler ist den Bürgern zumute, wenn Napoleon die militärischen Paraden und Besichtigungen erneuert und wenn man in der Zeitung die Schilderung der höfischen Feste bei dem Ersten Konsul liest.

Und immer hängt die Sieghaftigkeit Frankreichs an der Person Napoleons, die Einheimsung der Früchte jenes ersten Koalitionskrieges mit seinem Frieden von Campo Formio. Eine neue Koalition hat sich 1799 zusammengeschlossen: England, Rußland, Oesterreich. Solange Napoleon nicht selber eingreifen kann, wird dieser Krieg recht unglücklich für die Franzosen geführt, in Deutschland und in den Alpenländern drängt ihre Heere der Erzherzog Karl unwiderstehlich zurück. Dann aber geht im Mai 1800 der Erste Konsul persönlich mit der Reservearme über den Paß des großen

St. Bernhard nach Italien, nicht ohne wirksame Effekte, die er dem Alpenübergange des Hannibal und den Erinnerungen an Karl den Großen entnimmt, den sich die Franzosen als ihren Herrscher zurechnen. Auf den vertrauten Schlachtfeldgebieten seiner ersten europäischen Großtaten stellt Napoleon in kürzester Zeit das Uebergewicht Frankreichs her. Rußland hat sich schon zurückgezogen, der glänzende französische Sieg von Marengo am 14. Juni 1800 zwingt Oesterreich zu dem Frieden von Luneville, der am 9. Februar 1801 unterzeichnet wird. Oesterreich gesteht, von andern Abtretungen abgesehen,



Ausschnitt aus dem Davidschen Bilde der Kaiserkrönung (S. 45)

Frankreich aufs neue das linke Rheinufer zu, über das man mit dem zu vergewaltigenden schwerfälligen römischen Reiche bisher noch nicht fertig geworden war.

Damit verschwinden nun 97 linksrheinische Staaten von dem bunten Teppich der deutschen Reichskarte. Ihre Bewohner treten nicht unfroh unter die französische Herrschaft. Diese bedeutet Befreiung von dem Wust der geistlichen und kleindynastischen Einzelstaatlichkeit, der völlig überlebten Verfassungsverhältnisse, einer bis zum Unsinn veralteten Rechtspflege, von Laiten, Fronden, Diensten vielfältiger Art; diese gequältesten der Deutschen atmen auf unter teils wirklicher, teils von dem neuen Großstaatswesen wenigstens erhoffter Besserung. Denn noch fühlt man nicht so national, um eine innere Unmöglichkeit in der Angliederung dieser deutschen Gebiete an eine fremde Nation zu empfinden. Man war bisher absolutistisch regiert worden und hatte überhaupt kein staatsbürgerliches Denken haben dürfen. Das staatsbürgerliche und das nationale Empfinden in ihrer Untrennbarkeit kennen diese Jahre noch nicht, sondern das hat erst die Erhebung zu den Befreiungskriegen als ein nun nicht wieder verlierbares neues Gut erweckt. Frankreich aber hat den riesigen moralischen und äußeren Gewinn; es mag das verkleinerte Deutsche Reich sich mit Entschädigungen und Säkularisationen über die erlittene schwere Verstümmelung hinweghelfen lassen. Auch England muß sich, was es zehn Jahre lang verweigert hat, durch den Frieden von Amiens 1802 zufrieden geben.

Das sind die wieder ihm persönlich verdankten Ereignisse, nach denen Napoleon daran gegangen ist, seine tatsächliche Herrschaftstellung nun auch formell zur unantastbaren und dauernden zu machen, nachdem sie im Innern durch Polizeimaßregeln und alle Absichtlichkeiten eines Systems von Zuckerbrot und Peitsche bereits zu einer diktatorischen gemacht worden war. Noch in demselben Jahre (1802) begann eine wohl inszenierte Bewegung in der Presse und Oeffentlichkeit, daß Frankreich es dem Ersten Konsul schulde, sein Amt lebenslänglich zu machen. Von der öffentlichen Erörterung wurde die Frage in die konstitutionellen Körperschaften hineingespielt. Diese stellten nur noch eine sanfte Begleitung zu dem selbstischen Walten Napoleons dar, und so wurde denn von ihnen, wie sie sollten, der Gedanke an das „souveräne" Volk weitergeleitet. Von 3577379 Bürgern, die sich an dem Plebiszit vom 11. Mai 1802 beteiligten, gaben 3568885 ihre Stimme für die Lebenslänglichkeit ihres Helden ab. Napoleon war zu einem Monarchen erhoben, dem lediglich der Titel noch fehlte und der fester als alle die vor ihm zitternden legitimen Monarchen auf seinem Stuhle saß. Nun richtete er seinen vervollkommneten königlichen Hofhalt in den Tuilerien und in dem schönen alten Königsschlosse von St. Cloud, an der Seine unterhalb von Paris, ein; als Gleichgestellter verkehrte er fortab mit den alten legitimen Herrschern, ordnete ihre Gesandten in ein Zeremoniell ein, das demjenigen Ludwigs XIV., des Roy soleil, an höfischer Rigorosität nichts mehr nachgab. Wie jener König weiß er Frankreich mit den kleinen psychologischen Mitteln zu nehmen und an dem Kultus des Persönlichen, des Glanzes die Gefügigkeit, den Gehorsam des in allen politischen Dingen durchaus femininen Volkes bis zum allerletzten Selbstverzicht zu drillen.



Jacques Louis David — Die Kaiserkrönung Napoleons I. in Notre-Dame



François Gérard Kaiserin Josephine

Die Kaiserwürde ist dann nur noch eine hinzugekommene Formalität, für die man etwas Pause gegönnt hat. Anlässe, sie zu beschleunigen, wurden gegeben durch das Treiben der royalistischen Kreise. Wenn Napoleon die tatsächliche Monarchie wiederhergestellt, das Land mit dieser zufrieden gemacht hatte, so lag damit auch eine gewisse Möglichkeit vor für die nunmehrige Rückkehr der Bourbonen. Dieser galt es, den endgültigen Riegel vorzuschieben, nachdem zunächst einmal durch die demonstrative und vollkommen rechtswidrige Erschießung des Herzogs von Enghien aus der Linie Condé den royalistischen Intrigen ein jäher Schrecken eingejagt worden war. Wesentlich auch aus Erwägungen nach dieser Seite hin wurde Napoleon „Kaiser". Wenn er der neue Roy Frankreichs oder der Franzosen geworden wäre, so hätte er den Titel getragen, der einer fremden Dynastie geschichtlich gehörte. Das war zu vermeiden. Und davon abgesehen, legte der cäsaristische Weg seines Emporkommens, die ganze Kulturbeziehung zu den alten Römern, die dieses neue Gallien in seiner bald so genannten „Empire"stilisierung sich gab, das antikisierende Kaisertum nahe. Ueberhaupt alle hochfliegendsten Ideen waren immer am besten in diesem ausgesprochen. Wie Charlemagne, wie Kaiser Karl der Große über das Abendland waltend geboten hatte, so, hatte Napoleon schon 1802 geäußert, würde in Europa Dauer einkehren, wenn es unter einem Kaiser stehe, der die Könige zu seinen Beamten zähle. Ein Königtum erschien in nationale Grenzen beschränkt; der Cäsarismus, dessen jedesmalige Wesen es ist, von einer Eroberung zur andern getrieben zu werden und von jeder erreichten Grenze die nächste zu schauen, konnte nur in einem Kaisertum seinen inhaltentsprechenden Ausdruck finden.

Unter solchen Auffassungen also wurde 1804 wieder der „Wunsch Frankreichs" in Umlauf gesetzt, die höchste Gewalt im Hause Bonaparte noch weiter befestigt zu sehen. Die beiden gesetzgebenden Körperschaften, Senat und Tribunat, waren längst so gut eingeübt, daß es sich nur fragen konnte, welche von beiden die andre im Entgegenkommen an den Gewaltherrn überflügeln würde. Die Tribunen jagten dem Senat insofern die Spitze ab, als sie zuerst, am 3. Mai das Wort „Kaiser" aussprachen; schleunigst schloß sich der Senat durch ein Votum an, seine eigensten Absichten hätten durch die Tribunen eine glückliche Weiterentwicklung gefunden. Am 18. Mai erklärte sich Napoleon zur Annahme der angetragenen kaiserlichen Würde bereit, am 20. Mai wurde die neue Verfassung publiziert.

Nach den entsprechenden Vorbereitungen, zu denen es gehörte, daß der Papst Pius VII. sich



H. Bellangé und A. Dauzats — Am Tage einer Truppenrevue zur Zeit des Ersten Kaiserreichs



Frédéric Legrip — Napoleon empfängt die Witwe des Grafen Bonchamps

bereit fand, über die Alpen zu kommen, wurde in Notre-Dame zu Paris am 2. Dezember 1804 unter höchster höfischer Prunkentfaltung das Krönungsfest vollzogen. Unter enger Anlehnung an die Berichte von der Kaiserkrönung Karls des Großen, die in St. Peter am Weihnachtstage 800 geschehen war. Aber mit der wohlbedachten Modifikation, daß der Papst den gottgewollten Kaiser zwar salbte und segnete, dieser aber nach dem Vorgang des ersten Königs von Preußen selber die Krone vom Altar nahm und sie auf sein Haupt setzte, worauf er auch Josephine krönte. Das Plebiszit hatte mit genau so erdrückender Mehrheit funktioniert wie 1802. Freilich die eigentlichen politiciens, die politischen Profitmacher, sahen sich nur ärgerlich endgültig beiseite geschoben, von den zweihundert Pariser Advokaten stimmten bezeichnenderweise nur drei mit Ja.

Die jubelnde Aufnahme des neuen Kaisertums durch dieselben Franzosen, die das gekrönte Haupt Ludwigs XVI. zur Guillotine gefordert hatten, wurde ganz offenbar dadurch so mächtig gesteigert, daß man die Periode der Menschen und Wohlstand verschlingenden Kriege nun abgeschlossen hoffte. Dies war natürlich wieder eine Kinderei, war nach dem schon vorhin Angedeuteten eine vollkommene Selbsttäuschung. Es ist dem Cäsarismus, dem der Antike und der Renaissance so gut wie dem neueren, zu eigen, nur erhalten zu werden durch die Mittel, durch die er begründet wird, durch den Krieg und die Eroberung. Napoleon selber war sich dessen wohl bewußt; er hatte es ja auch schon 1802 gesagt. Als die heraldische Kommission für das Staatswappen einen in seiner Kraft ruhenden Löwen vorschlug, strich er den Vorschlag dick durch und befahl einen auffliegenden Adler. Er sah den Dingen, die nicht ausbleiben würden, mit Sicherheit entgegen. In der letzten Beziehung brauchte er sie. Es war das einzig Mögliche, war Notwendigkeit, die Kräfte, die ihn und sein ganzes System trugen, nicht zu entlassen, sondern zu beschäftigen. Wenige Wochen nach seiner Erhebung zum Kaiser stiftete er die Ehrenlegion und begann ihre ersten Kreuze zu verteilen. Eine Offensive des Auslandes war übrigens nur noch von England zu erwarten.

Oesterreich war ermattet, und Erzherzog Karl setzte seine gewichtige Stimme für ehrlichen Frieden ein. Aber in England war seit Mai 1804 in der Person des jüngeren William Pitt der entschlossene Kriegsgedanke wieder an die Regierung gelangt. Man nahm in London die maritimen und militärischen Vorbereitungen Napoleons in den Kanalhäfen, vor allem in Boulogne, zum Anlaß, um im Frühjahr 1805 ohne präzise Kriegserklärung den Kampf wieder aufzunehmen. Und es gelang England, den neuen Zaren Alexander I. abwendig zu machen von der Vorstellung, die ihm Napoleon bisher mit Glück suggeriert hatte: daß Frankreich und Rußland die beiden Mächte seien, deren Gemeinsamkeit das natürliche Recht habe, den Kontinent zu beherrschen. Alexander war zum Zusammenwirken mit England bereit. Diese Wendung und die fortgesetzten Bemühungen Englands zogen dann auch Oesterreich auf die Seite einer neuen Koalition. Sobald Oesterreichs Haltung klar wurde, gab

Napoleon, wie er sollte, die Ueberfahrt nach England abermals auf, die ihm selber schwierig und bedenklich genug war. Er warf die schon bei Boulogne zusammengezogenen Heeresmassen über den Rhein, in den viel aussichtsvolleren Kampf auf festländischem Schauplatz.

Von beiden Seiten der Kriegführenden schaute man in höchster Spannung, welche Stellung Preußen nehmen werde, die ja nicht unbedingt eine kriegerische zu sein brauchte. Aber Preußen versäumte allen auch nur politischen oder diplomatischen Entschluß. Es war die Politik der Schwächlichkeit, des Versagens und Versäumens zwischen den großen Entscheidungen, vor der seit dem großen Kurfürsten diesen Staat seine besten Herrscher immer gewarnt hatten, nachdem der Dreißigjährige Krieg Brandenburg so nachdrücklich schwer über den Fehler der Neutralität aus Zaghaftigkeit belehrt hatte. Wirklich sollte auch diesmal Preußen die bittere Lehre nur aufgeschoben sein, bis die entschiedenen Gegner, denen es nicht half, erledigt waren. Dies geschah durch die gewaltige Dreikaiserschlacht von Austerlitz in Mähren am 2. Dezember 1805, wo Napoleon die verbündeten Oesterreicher und Russen schlug, letztere zur Rückkehr nach Rußland, den Kaiser Franz zum Waffenstillstand nötigte.

Willkürlicher denn je wurde durch den Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805 die Landkarte des römischen Reiches verändert, Oesterreich gänzlich aus Italien sowie aus seinen westlichen Alpenländern herausgedrängt. Die mit Landgebieten bestbelohnten deutschen Bundesgenossen Napoleons, Bayern, Württemberg, Baden, mußten sich jetzt auch zu Verschwägerungen mit der Familie Bonaparte verstehen. Deren Erhebung auf alte oder neuerrichtete europäische Throne, in Neapel-Sizilien, in Holland und im „Großherzogtum Berg“, beginnt. So schließt dieses Kriegsjahr 1805, das unter den Auspizien der geschehenen Kaiserkrönung begonnen hatte, ab mit der Aufnahme der neuen Kaiserdynastie in den Verwandtschaftskreis des alten legitimen Europa. Und es sieht in der Tat die 1802 prophezeite Gruppierung von Königen unter das Kaisertum, die wie dessen Beamte erscheinen sollen: sowohl von bonapartistischen Königen als — in Süddeutschland — von solchen, die lediglich aus Napoleonischer Gunst von bisherigen Kurfürsten des römisch-deutschen Reiches zu Königen aufrücken.

Darin aber liegt auch die Sprengung des römischen Reiches der deutschen Nation schon vorgezeichnet Neben dem abendländischen Imperium des neuen Charlemagne wird seine Existenz eine Unerträglichkeit, die zu beseitigen alle Kläglichkeit dieses überlebten älteren Reiches nicht aufhalten kann. Bereits in den Abmachungen von 1805 spricht Napoleon mit seinen Verbündeten nicht länger von einem Empire romain, sondern mit verächtlicher



Baron Gros — Zusammenkunft Napoleons I. mit Franz II. von Oesterreich nach der Schlacht bei Austerlitz

Nachlässigkeit bloß von der Confédération germanique. Zwei romanische Nationen, Frankreich und Italien, gehorchen dem neuen Cäsar schon, und wie einst die antiken Cäsar und Augustus, die Herren Galliens, sich an die Eroberung der Germania machten, so wird ihr moderner Nachfolger das Werk wieder aufnehmen, wird die deutsche Provinz seinem werdenden Universalreiche hinzugesellen. Konkreter gesagt gilt es, die französische Herrschaft über den westlichen Kontinent in den nächsten Etappen durch einen abhängigen Rheinbund, durch Unterwerfung Preußens und französische unmittelbare Ausdehnung an der deutschen Nordseeküste zu sichern. Um, wenn es einstmals nicht gelang, England in seiner wichtigsten und reichsten Kolonie, Indien, zu treffen, ihm dafür fortan den Absatz seiner Kolonialwaren und Industrieerzeugnisse auf dem Kontinent zu sperren. Das sind, die Zerstörung des Reiches, die Auflösung Deutschlands in Napoleonische Satrapien, die Vorbereitung der Kontinentalsperre zur wirtschaftlichen Lähmung Englands, die Aufgaben, denen das Jahr 1806 gehört und in deren schnell aufeinander folgenden Erfüllung der sieghafte Korse die mit dem Jahre 1805 erreichte Höhe in durchaus festigender Weise aufrecht erhält — nicht ohne sich ihren Triumph in Tagen, wie zu Tilsit gegenüber der Königin Luise oder auf dem Kongreß zu Erfurt gegenüber dem „Parterre von Königen“, in einer nahezu an das Plebejische streifenden Weise zu gönnen.

Im Glanz der Ferne

Von

Georg Busse-Palma

Ich lass' dich nur, weil meine Liebe
Dich allzu hoch und heilig liebt.
Damit dein Bild sich niemals trübe,
Hab' ich mein Herz zu Tod' betrübt.

Erfüllt, wird jedes Glück geringe
Und zeigt die Grenzen seiner Kraft.
Ich aber will die Adlerschwinge
Der grenzenlosen Leidenschaft.

Wie könntest du mein Höchstes bleiben,
Wirst du in allen Tiefen mein?
Wir würden uns im Alltagstreiben
Zu nah für so viel Liebe sein.

Fern aber wirst du mich umschweben
In Knospenmystik ewig schön,
Und wandernd bleib' in schönerm Leben
Auch ich vor deiner Seele stehn! — —



Jacques Louis David — Napoleon und die Familie Murat

Karriere

Von

Margarete von Oertzen

Kleine Gaststube eines eleganten Luftkurhotels im Schwarzwalde. Die Besitzerin, Frau Bühler, im einfachen dunkeln Hauskleide, hört lächelnd zu, während Herr Milkes eifrig auf sie einredet. Sehr junger, magerer Mann, lockiges Haar, Anflug von Schnurrbärtchen, schreiend bunte Krawatte, im Benehmen halb schüchtern, halb keck.

Milkes: „Wie gesagt — wenn Sie gestatten würden — wir machen keinerlei Ansprüche — die Sache geht ja ganz auf unser eignes Risiko. Ich habe hier das Programm und eine gedruckte Kritik — (stolz) meine erste.

Frau Bühler verlegen: Ja, sehen Sie, Herr — Herr —

Milkes mit Verbeugung: Milkes —

Frau Bühler: Herr Milkes, bei unsern Gästen findet so etwas im allgemeinen wenig Anklang. Die wollen sich alle von der Saison erholen, kommen zum größten Teil aus Berlin, wo sie Gelegenheit haben, Künstler allerersten Ranges zu hören — hier zieht höchstens ein Bauernquartett oder etwas Volkstümliches aus der Gegend —

Milkes: Wenn wir das gewußt hätten, so hätte meine Frau ihre Bauerntracht mitgebracht.

Frau Bühler sieht sich um: Ihre Frau —?

Milkes: Ach, die wartet draußen. Sie ist so scheu. (Geht ans Fenster und ruft hinaus:) Leni, du darfst ruhig 'reinkommen! (Zu Frau Bühler, bittend:) Ich bin ja vom Stadttheater. Das ist doch was Besseres. Nur ist die Gage für Choristen so verschwindend klein, daß man nichts für den Sommer zurücklegen kann — aber ich bin in einer Kritik doch erwähnt. (Zieht ein zerlesenes Zeitungsblatt aus der Tasche und liest vor:) Angenehm fiel uns das kleine Solo des Herrn Milkes auf, der durch die Weichheit und Frische seines echt lyrischen Tenors überraschte. (Legt das Blatt weg.) Das ermutigte mich zum Studium von Liedern —

Frau Bühler: Das ist ja recht schön, aber ich kann wirklich nicht garantieren, daß meine Gäste vollzählig erscheinen werden — ob es sich für Sie lohnt —

Milkes feurig: Wir sind bescheiden. Wenn nur zehn kämen.

Leni tritt ein; zierliche Gestalt, fußfreies Kleid, offene schwarze Locken. In den Ohren große runde Silberperlen.

Grüß Gott beisammen.

Milkes stolz vorstellend: Meine Frau.

Frau Bühler entsetzt: Die? Aber mein Gott, das ist ja noch ein Kind ... sie trägt ja kurze Röcke und offenes Haar.

Milkes: Sie ist schon siebzehn. Wir sind drei Monate verheiratet. Wir sparen jetzt auf ein langes Kleid — (vergnügt): was, Leni? Wir sind immer lustig — schlagen uns so durch — sie war nämlich auch unterm Theater.

Frau Bühler halb gerührt: Ich könnte Sie ja nicht einmal ordentlich für die Nacht unterbringen, bei uns ist alles überfüllt.

Milkes: O, das macht uns keine Sorge, was, Leni? Wir schlafen auf dem Heuboden — oder auf der Kegelbahn. Wir haben ja August.

Leni strahlend, schmiegt sich an ihn: Ach ja.

Frau Bühler: Sei's drum. Ich werde die Kutscherstube herrichten lassen, der Kutscher kann für die Nacht ins Heu übersiedeln.

Milkes jubelnd: O Sie gute, einzige Frau!

Leni leise zu ihm: Schau, dir kann halt niemand widerstehen.

Frau Bühler: Das Programm leg' ich heute beim Diner auf. Und abends um acht Uhr kann das Konzert im Lesesalon beginnen. Brauchen Sie sonst noch etwas dazu?

Milkes: Einen Suppenteller, wenn ich bitten dürft'. Und eine weiße Serviette und einen kleinen Tisch. Da sitzt die Leni und kassiert ein. Begleiten am Klavier tu' ich mich selbst.

Leni klatscht in die Hände: Und jeder gibt, so viel er will.

Milkes umfaßt sie, tanzt mit ihr herum und singt dazu:

> Schaugst, wie falsch du bist —
> Du hast an andre küßt —
> Hast mich nie mehr lieb,
> Gar nie mehr lieb!

Frau Bühler lachend: Aber, Leutchen!

Milkes, Leni loslassend: Ja, schauen Sie, liebe, gute Madame, wenn Sie die Kleine da sehen könnten, wie sie spart und schafft und sich abquält, und dann so ein Glück! Vielleicht nehmen wir zwanzig Mark ein!

Leni erschrocken: Aber Pepi, so unbescheiden! Gleich immer kriegst du an Größenwahn!

Frau Bühler: Jetzt darf ich wohl mal für ein kleines Frühstück sorgen. (An der Tür:) Ich bemerke aber gleich, daß sich in der Kutscherstube kaum eine Person herumdrehen kann!

Milkes: Das ist uns gerade recht. Je enger, je besser.

Leni: Aber du bist doch recht ein böser Bub!

Frau Bühler verläßt das Zimmer, ein Kellner beginnt mit höhnischer Nonchalance für zwei zu decken, wobei Leni ihm ängstlich und verlegen zusieht.

Leni flüstert zu Milkes: Du — schau — Weingläser!

Milkes ebenso, drückt fest ihren Arm: Das Glück!

Leni: Autsch!

(Der Kellner trägt einige Gerichte auf und zieht sich dann zurück.)

Milkes: Die Kunst ist doch das Schönste auf der Welt.

Leni: Du — darf ich da auch die Knochen in die Hand nehmen?

Milkes schielt nach der Tür: Hau nur ein, es sieht's niemand.

Leni, nachdem sie gegessen: Immer, wenn ich so recht satt bin, fällt mir unsre erste Bekanntschaft ein. Es war in der Probe. Da hast ein Butterbrot gegessen, und plötzlich hast du mir die Hälfte gegeben.

Milkes: Du hast halt immer auf das Brot geschaut mit so großen Augen, ich dachte, du hättest Hunger.

Leni: Ich war in dich verliebt und hab' dann vor lauter Schrecken das Brot aufgegessen — deine Stimme hat mich durch und durch geschüttelt. (Sehr ernst:) Noch heut — schau, wenn du singst, muß ich weinen.

Milkes: Daß du mir nur heut abend nicht mit der Heulerei anfängst!

Leni: Nein, nein, ich werd' mich schon zusammennehmen.

Milkes plötzlich: Du, wenn ich berühmt würde!

Leni erschauernd: Mit hundertundfünfzig Mark Gage ...

Milkes: Und einem Zylinder auf dem Kopf sogar am Vormittag wie unser Heldentenor!

Leni leise und feierlich: ... Und ich — mit einer Schleppe.

*

Abends im Lesesaal nach dem Konzert. Milkes hat soeben Schuberts „Doppelgänger" beendet. Stille — dann mattes, vereinzeltes Klatschen. Alle drängen dem Ausgang zu, vorüber an Leni, die vor dem mit Silber gefüllten Suppenteller sitzt, während dicke Tränen über ihre Wangen rollen.

Milkes tritt zu ihr, dringend: Ein paar haben doch geklatscht — was? Und einer hat genickt — ich hab' es deutlich gesehen — bei dem Pianissimo — Leni, du heulst ja doch wieder!

Leni schluchzend: Schatz! Du hast so wunderbar gesungen! (In tiefster Erregung:) Deine Stimme würde mich lebendig machen, wenn ich tot unter der Erde läge! (Steht auf und umschlingt ihn.) Ich weiß nicht, wie viel in dem Teller da ist, gezählt hab' ich's nicht — und ob es denen da gefallen hat in den feinen Kleidern, weiß ich auch nicht — aber mir hat es gefallen, ich bin so stolz auf dich —

Milkes erschrocken: Kind, du zitterst ja! Wenn mein Singen dich so aufregt, so darfst du ja in Zukunft gar nicht mehr mit. — (Leidenschaftlich:) Und doch — was kümmern mich die andern. Ich sing' für dich.

(Er setzt sich und beginnt das Geld zu zählen, Leni starrt untätig vor sich nieder.)

Milkes aufblickend: Beinah jeder hat eine Mark gegeben. Achtundzwanzig Mark und fünfzig Pfennig. Hörst du nicht, Leni?

Leni umschlingt ihn von neuem heftig: O du — du! Sie verstehen dich ja alle nicht! ...

*

Zehn Jahre später.

Dasselbe Luftkurhotel im Schwarzwald. Die Hotelequipage hält vor der Tür, Frau Bühler steht an dem geöffneten Wagenschlag.

Herr Milensky, sehr eleganter Dreißiger mit dichten krausen Haaren, bartlosem, vollem Gesicht, ist bereits ausgestiegen.

Also bitte ein recht ruhiges Zimmer — meine Frau ist etwas nervös.

Frau Bühler sieht ihn forschend an: Ich habe einen Salon mit Balkon —

Stimme aus dem Wagen: Frage, ob ein Toilettezimmer mit Bad in der Nähe ist —

Frau Bühler: Gewiß, gerade vis-a-vis.

Milensky: Willst du aussteigen, Edith?

(Er hilft einer sehr starken, aber auffallend schönen Blondine aus dem Wagen. Sie trägt blauseidenen Reisemantel und trotz der Julihitze eine Chinchillastola.)

Frau Milensky: Besprich auch gleich das Menü, Joseph — du weißt, ich kann nicht alles essen — besonders keinen Rehbraten. (Zu Frau Bühler:) Haben Sie Lift?

Frau Bühler perplex: Nein, den haben wir hier noch nicht. Aber elektrisches Licht —

Frau Milensky lachend: Daran kann ich mich nicht die Treppe hinaufbefördern. Steigen wir also. Du kommst wohl nach, Joseph, wenn das Nötige besprochen ist. (Sie folgt dem Portier ins Haus, ein starker Duft von Violettes de Parme bleibt zurück.)

Frau Bühler führt Herrn Milensky in ihr Bureau: Darf ich noch einmal um den werten Namen bitten — für die Fremdenliste?

Milensky verstimmt: Ist das nötig? Man wird vom Publikum so sehr belästigt. Man wird angestarrt. Ein paar Familien haben mich schon erkannt — beim Vorüberfahren.

Frau Bühler: Wenn der Name nicht genannt wird, so würde ich erst recht von allen Seiten bestürmt. Die Leute sind neugierig. Wir hatten mal einen Prinzen hier, der inkognito reiste — binnen einer halben Stunde hatten sie es schon heraus, wer er war.

Milensky nervös: Und ich suchte gerade einen so ruhigen Platz aus, um der Neugier zu entgehen! Der Ort ist mir von früher her in Erinnerung.

Frau Bühler vorsichtig: Mir scheint auch, daß ich schon einmal die Ehre hatte —

Milensky rasch: Schreiben Sie also: Hofopernsänger Milensky, Frau Sarow-Milensky, königliche Kammersängerin — aus B.

Frau Bühler schreibend: Also doch der berühmte —

Milensky unterbricht sie: Bitte, nicht. Und noch eines: Sagen Sie Ihren Gästen, daß weder meine Frau noch ich einen Ton hier singen werden — uns ist da in Karlsbad mal Unglaubliches passiert — man mutete mir da zu, im Salon — meine Stimme im Salon! — ein Lied zum besten zu geben — ich zog natürlich sofort aus —

Frau Bühler ängstlich: Was in meiner Macht liegt, werde ich tun.

Milensky: Ich rede auch nie über Theater oder über Dinge, die sich auf die Bühne beziehen. Sagen Sie das Ihren Gästen.

Frau Bühler: Aber —

Milensky sehr bestimmt: Die Dauer unsers Aufenthaltes und unser Wiederkommen werden sich danach richten, ob diesen Wünschen Rechnung getragen wird.

Frau Bühler: Was an mir liegt — Ihre Frau Gemahlin hat vielleicht auch noch Wünsche —

Milensky: Ja — wir brauchen Salon und zwei Schlafzimmer — meine Frau ist sehr nervös. (Pause. Plötzlich in ganz verändertem Ton:) Frau Bühler — ist die Kutscherstube noch eingerichtet, wie sie vor — zehn Jahren war ...?

Frau Bühler, erst sprachlos, dann in jähem Erkennen aufschreiend: Die — Kutscherstube! O mein Gott! Sie — Sie sind —

Milensky rasch und leise, nimmt ihre Hand: Wissen Sie noch?... Sie gute, einzige Frau —

Frau Bühler bewegt: Also doch! Sie sind also doch so ein großer Mann geworden! Ja, die Kutscherstube ist noch — ich bin ganz dumm geworden, verzeihen Sie mir!

Milensky: Dann möchte ich sie gern sehen. (Blickt zu Boden.) Aber gleich — und — (legt den Finger auf den Mund).

Frau Bühler zögernd: Ach ja — ich verstehe — und — und ...

Milensky sehr ruhig: Ich weiß, was Sie fragen wollen. Sie fragen nach der kindlichen Frau, die mich damals — begleitete — (er geht zum Fenster und blickt im Weitersprechen hinaus.) Ich hatte Glück. Ich machte Karriere. Das kam mit einem Schlage! Und die Leni weinte immer noch, wenn ich sang — als sie längst in einer Loge saß ... im Schleppkleid ... aber sie konnte nicht mehr mit. In die neuen Verhältnisse, in das Berühmtsein, wie sie es nannte. Sie blieb zurück wie ein Vogel, dessen Flügel zum Fluge nicht ausreicht. Sie — paßte nicht in das neue Leben. In allen Stücken blieb sie die alte Leni, nichts konnte ich ihr anerziehen. Es gab peinliche Momente. Und zuletzt — litt sie an der fixen Idee, daß ich mich ihrer schämen müsse —

Frau Bühler: Um Gottes willen!

Milensky: Eines Tages verließ sie mich. Sie ging zu ihrer Mutter zurück. Als ich sie mir wieder holen wollte, da — sah ich, daß ich ihr ein Fremder geworden — es ist eines jener Rätsel, die wir nie lösen können — sie starb bald darauf. Ihre Lunge hatte gelitten.

Frau Bühler: Und jetzt —

Milensky: Meine jetzige Frau holte ich mir von der Bühne, deren Star sie heute noch ist.

Frau Bühler sanft: Ach ... armer Herr Milkes! (Verlegen.) Ich meine —

Milensky: Ich verstehe ganz gut, was Sie meinen. Und sehen möchte ich die Kutscherstube, wo ich mit der Leni hauste — mir scheint — mir scheint, liebe, gute Frau Bühler — daß ich damals doch sehr glücklich war — mit der armen, kleinen Leni. Und mir scheint auch, daß niemand mehr mir so zugehört hat wie sie.

Frau Bühler mitleidig: Dann kommen Sie jetzt schnell, bevor die Table d'hote beginnt —

(Beide gehen hinaus.)

Herbst

Von

Hermann Hesse

Wie hing voll reicher Blüte, Traum an Traum
Und Wunsch an Wunsch, mir meiner Jugend Baum!

Und einer um den andern, windgefaßt,
Stob in die Lüfte, welkte, starb am Ast.

Ich klagte lang'. Da kam mit raschem Schritt
Das Leben mir vorbei und nahm mich mit.

Ich kämpfte, litt ... Die Träume wurden blaß
Und fern und ferner, bis ich sie vergaß.

Nun, da nach mancher stürmevollen Fahrt
Mir endlich eine stille Heimkehr ward,

Find' ich am alten Baume ungesucht,
Erstaunt noch manche frostverschonte Frucht.

Indes ich ferne durch die Welt gestreift,
War heimlich mir zu Haus ein Herbst gereift.

Reich ist er nicht, und mancher Ast blieb leer,
Doch kam er unverhofft. Was will ich mehr?



Stillvergnügt
(Das Kind ist freundlich, ohne dazu aufgefordert zu sein)

Wie sollen wir unsre Kinder photographieren?

Von

C. Bernoulli-Basel

(Mit sieben Abbildungen nach Aufnahmen der Verfasserin)



Eine mehr zum Konventionellen neigende Pose

In Kreisen der Amateurphotographen begegnet man oft der Ansicht, daß Kinderaufnahmen schwierig und nicht besonders lohnend seien. Leute, die zum Beispiel für Landschaftsaufnahmen ein feines Verständnis haben und auf diesem Gebiet Hervorragendes leisten, haben sich oft durch die paar ersten Mißerfolge, die natürlich unvermeidlich sind, von der Kinderphotographie dauernd abschrecken lassen.

Wenn wir im folgenden einmal versuchen, den Kinderaufnahmen das Wort zu reden, so geschieht dies, weil wir im Gegenteil überzeugt sind, daß es, speziell für den Amateur, eine der dankbarsten Aufgaben ist, all die charakteristischen und reizvollen Stellungen der Kinder auf der Platte festzuhalten. Um damit zum Ziele zu kommen, bedarf es für den Ausführenden allerdings eines großen Maßes von Geduld und einer möglichst geringen Menge Nervosität. Denn es liegt in der Natur der Sache, oder sagen wir vielmehr in der des Kindes, daß ein gutes Bild nicht gleich beim ersten Versuch gelingt; oft müssen wir lange auf einen günstigen Moment warten. Einen solchen Augenblick, in dem das Kind gerade aussieht, wie wir es geben möchten, gilt es dann mit Geistesgegenwart zu nützen.

Daß für das gute Gelingen viel von unserm Apparat abhängt, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Ein bequemes Handhaben desselben kann uns vor allem die Sache ungemein erleichtern, und was die Empfindlichkeit und Licht-

stärke anbetrifft, so sollten die für solche Arbeiten verwendeten Platten und Objektive den höchsten Anforderungen entsprechen. Es fehlt oft an der Einsicht, daß mit schlechten Hilfsmitteln keine guten Erfolge zu erreichen sind. Man arbeitet mit Momentverschlüssen, die funktionieren, falls sie gerade bei Laune sind; man sucht sich die billigsten Platten aus; man plagt sich in bemerkenswerter Ausdauer mit irgendeinem Fehler am Apparat, dem durch eine kleine Reparatur abzuhelfen wäre. Ist es unter solchen Umständen erstaunlich, wenn die erhaltenen Resultate den gehegten Erwartungen nicht entsprechen? Vorausgesetzt aber, daß sich an den technischen Hilfsmitteln nichts aussetzen ließe, so wäre damit doch erst ein Teil der zum Gelingen nötigen günstigen Vorbedingungen geschaffen. Um uns über letztere klar zu werden, greifen wir vielleicht am besten einige solcher Fälle heraus, die uns die am häufigsten begangenen Sünden auf dem Gebiet der Kinderphotographie veranschaulichen.

Ein Amateur hat noch ein paar Platten in seinen Kassetten, die der Verwendung harren. Einer befreundeten kinderreichen Familie denkt er mit Bildern der Kinder ein Vergnügen zu bereiten. Schon eine Woche vorher hat er seine Absicht kundgetan. Von Stunde zu Stunde rückt das große Ereignis näher, wie ein Schulexamen. Am bestimmten Tage werden ihm die Kinder vorgeführt, sonntäglich herausgeputzt und voll eingehender Instruktionen über ihr Verhalten. Auf Plattengröße 9 · 12 Zentimeter sollen nun sieben Kinder rangieren. Man hat da verschiedene Anordnungen. Entweder unser Amateur stellt sie wie Orgelpfeifen hart nebeneinander, vom größten bis zum kleinsten, oder er formiert zwei Reihen, wobei die begünstigten vordern eventuell sogar zu Sitzplätzen kommen. Wenn dann noch einige sentimentale Posen, wie aneinander geschmiegte Köpfe, glücklich zustande gebracht sind, und die Kinder wirklich, elterlicher Vermahnungen eingedenk, die Sache so lange ausgehalten haben, so wird Ruhe kommandiert. Aller Blicke sind dem Photographenapparat zugewandt, der entscheidende Moment ist da, die Kinder halten den Atem an und die Aufnahme wird gewagt. Eine Art soldatischen Familienbildes ist entstanden.



Bei der ersten Arbeit

In einem andern Fall hat sich der photographierende Onkel an ein paar Ansichtskarten mit „süßen“ Kinderbildern seine Inspiration geholt. Er sucht sich nun in der Schar seiner Neffen und Nichten das „Schönheitele“ heraus, und es werden allerhand Stellungen probiert. Mit Zureden und Zuckerbrot hat er schließlich erreicht, daß das betreffende Kind, so oft es photographiert werden soll, sich von selbst in die gehörige Positur zu bringen weiß. Unbewußte Kinderanmut werden wir aber auf einem Bilde, das so entstand, und bald auch am Original desselben vergeblich suchen.

Manche unter den Photographen pflegen zu behaupten, daß es immer noch viele Leute gebe, die derartigen



Beim Frühstück

(Man beachte die Wirkung des Geschirrs infolge der Helligkeit und der Größenverhältnisse)

„gemachten“ Bildern Geschmack abgewinnen. Sie arbeiten auch in ihren Ateliers nach dieser Methode. Da sucht man durch gemalte Hintergründe, Blumen und Balustraden der Nüchternheit des Alltags wirksam zu begegnen und bedenkt nicht, welch hohle Mache dabei herauskommen muß. Daß sich ein Kind in einer Umgebung aus Pappe nicht gerade heimisch fühlen wird und den equilibristischen Anforderungen des Sitzens auf einer Balustrade nicht gewachsen ist, begreift sich schließlich. Schwäne, Körbe und Eierschalen als Sitzgelegenheiten für kleine Kinder sind allerdings nicht mehr ganz Mode, hingegen pflegt man immer noch Wickelkinder in große Lehnstühle zu setzen, während sie doch am besten überhaupt nur zusammen mit der Mutter photographiert würden.

Es ließen sich da noch allerhand Sinnlosigkeiten aufzählen, die meisten entspringen einem mangelnden Verständnis für die Eigenart des Kindes.

Das Kind, wie es leibt und lebt, wird am ehesten in seiner gewohnten Umgebung zu photographieren sein. Je weniger es merkt, was wir mit ihm vorhaben, desto sicherer ist uns ein gelungenes Bild. Wie reizend sehen oft Kinder aus, die in ihr Spielzeug vertieft sind. Warum sie daraus aufrütteln zum Zweck des Photographierens? Wollen wir einmal ihre Aufmerksamkeit auf uns gerichtet haben, so ist es sicher ein besseres Mittel dafür, ihnen eine Geschichte zu erzählen, als ihnen den üblichen Vogel oder Hampelmann zu zeigen. Wir werden dann bald zu unserm Erstaunen bemerken, daß, wenn wir so vorgehen, selbst mit lebhaften Kindern Aufnahmen in Innenräumen zu wagen sind. Ganz ohne dazu kommandiert zu sein, können sie uns mit interessierter Miene ruhig zuhören, und je nachdem wir ihnen frohe oder traurige Dinge erzählen, haben wir es in der Hand, ihren Gesichtsausdruck nach unserm Wunsche zu gestalten. Damit kommen wir zu wesentlich andern Resultaten, als wenn wir den Kindern gezwungenes Stillsitzen zumuten. Zu letzterem haben sie in der Schule reichlich Gelegenheit, aber vom künstlerischen Standpunkt aus hört die Möglichkeit erfolgreichen Schaffens ungefähr da auf, wo der Pädagoge ihren Anfang ansetzen zu sollen glaubt.

Auch an Stellung und Haltung der Kinder sollte man sehr wenig herumkorrigieren. Was von einer Seite aus betrachtet schlecht aussieht, wirkt oft vorzüglich von einem andern Standpunkt aus. Gehen wir lieber mit dem Apparat um das Kind herum, als daß wir die Stellung des Kindes verändern. Bei Aufnahmen in Innenräumen ist die Bewegungsfreiheit des Photographierenden allerdings oft eine beschränkte. So wundervoll intime Beleuchtungseffekte manchmal gerade hier erzielt werden, wird es doch für die



Beim Spiel



Beim Besehen eines Bilderbuchs

darin nicht sehr Geübten günstiger sein, den Anfang mit Kinderaufnahmen im Freien zu machen.

Zu vermeiden sind dabei im allgemeinen Bilder, die im hellen Sonnenlicht gemacht werden, weil die harten Schlagschatten auf Gesichtern störend wirken. Hingegen trifft man zum Beispiel im Schatten der Bäume oft auf feine und eigenartige Beleuchtungen. Die für Landschaftsphotographie geltende Regel, daß nämlich lieber nicht photographiert werden soll, wenn die Sonne im Zenit steht, kann man sich nebenbei auch zunutze machen. Für Aufnahmen im Freien ist es außerdem ratsam, kein Weitwinkelobjektiv zu benutzen, damit der Ausschnitt des Landschaftsbildes hinter den Personen nicht zu groß wird. Vor etwas Unschärfe des Hintergrundes braucht man sich nicht zu scheuen, sie erhöht sogar meist die Bildwirkung, und einheitliche Wirkung sollten wir auf allen uns zu Gebote stehenden Wegen zu erreichen suchen. Durch ein störendes Detail kann eine Aufnahme völlig unbrauchbar werden; ebenso oft wird sie es durch gleichmäßige Betonung aller Bildpartien. Wir haben freilich weniger Mittel als die Maler, um unsre parties sacrifiées zu schaffen, immerhin kann uns für Vorder- und Hintergrund die verpönte Unschärfe oft erstaunliche Dienste leisten. Bei Gegenständen, die in der gleichen Ebene liegen, bei denen also nicht mittels Einstellung die Betonung des einen auf Kosten des andern zu erreichen ist, läßt sich derselbe Effekt oft durch die Verteilung von Licht und Schatten erzielen. Da wir aber über die Lichtverhältnisse nur in seltenen Fällen nach Belieben disponieren können, tun wir gut daran, schon vor der Aufnahme Nebendinge, welche die Bildwirkung beeinträchtigen könnten, unsrer Kritik zu unterwerfen. Dies gilt unter anderm von den Kleidern. Die Aufmerksamkeit sollte durch sie nicht vom eigentlichen Gegenstand des Bildes abgelenkt werden; darum ist das Einfachste meist das Beste.

Von Wichtigkeit ist auch der Helligkeitswert



Kinderreigen
(Besonders gut gelungene Momentaufnahme von spielenden Kindern)

der Kleidung im Vergleich zur Umgebung. Dafür lassen sich aber keine absoluten Regeln aufstellen. Ebensowenig sollte man, unsrer Ansicht nach, das „In den Raum komponieren" theoretisch erörtern, obschon dessen große Bedeutung für künstlerische Photographie von niemand bestritten wird. Es gehört zu den vielen Dingen, die sich weder lehren noch lernen lassen; die Fähigkeit dazu ist angeboren oder sie ist es nicht, wobei wir gern zugeben, daß das vorhandene Talent auch hier ausgebildet werden kann.

Ueber Komposition von Bildern ist viel geschrieben worden; trotzdem wagen wir den ketzerischen Vorschlag für diejenigen, die etwas darüber wissen möchten, sich einmal weniger mit Lesen und mehr mit Schauen abzugeben. Ein aufmerksamer Gang durch eine Gemäldegalerie, Vertiefung in einige Kunstblätter kann gewinnbringender sein als stundenlanges Theoretisieren. Wir haben bei einer Aufnahme meistens nicht Zeit, uns mit dem Verstand über die zu befolgenden künstlerischen Grundsätze Rechenschaft zu geben, wir arbeiten einfach mit dem Gefühl. Der durch Anschauung erworbene Schatz unbewußter Aesthetik, unser Geschmack, kommt uns im entscheidenden Augenblick zu Hilfe und bewahrt uns ebenso vor sklavischer Nachahmung wie vor Originalitätshascherei.

Wenn uns derartige Aufnahmen gelingen, so werden sie uns auf lange hinaus Freude machen, denn wir haben damit einen Moment aus dem Leben des Kindes, der ganz gleich niemals wiederkehrt, nicht in zufälliger, sondern in schöner Form im Bilde festgehalten.

Morgenländische Schwänke

Gesammelt von

Roda Roda

Ein Araber schritt des Weges dahin. Da begegnete ihm ein weiser Mann und fragte ihn nach dem Ziele.

„Ich gehe auf den Markt," sprach der Araber, „dort will ich mir einen feinen Esel kaufen und lustig auf ihm nach Hause reiten."

Der Weise entgegnete: „So mußt du nicht reden, Bruder Araber! Denn nicht von deinem Willen hängt all dein Tun ab, sondern von dem Gottes. Beginn jeden deiner Vorsätze: ‚So Gott will —'."

Darauf der Araber: „Hier ist der Beutel, hier ist das Geld — dort ist die Stadt und auf dem Markt die Esel. — Glaubst du, daß sich Allah in den Handel mischen wird?" — Eilte fort — auf den Markt, lief auf und ab, um das Vieh zu besehen, — da nahm — im Gedränge — ein Dieb die Gelegenheit wahr und stahl ihm das Geld aus dem Gürtel — verwünscht! — bis auf den letzten Para.

Kleinlaut tappte der Araber heim. Und wieder begegnete er dem weisen Manne, wartete diesmal nicht erst die Anrede ab und sprach: „So Gott will, geh' ich jetzt heim. Denn sie haben mich, so Gott will, in der Stadt bestohlen; und so Gott will, wird Gott den Bösewicht erschlagen, der mich um mein Geld gebracht hat."

*

Nasr'eddin, der Eulenspiegel des Morgenlandes, war einst bei einem angesehenen Mann zu Gaste. Als sie beim Mahle saßen, kam ihn das Verlangen nach Käse an, und er begann: „Der Käse ist eine ungemein bekömmliche und gute Speise. Er fördert den Appetit, ist sehr nahrhaft und überdies leicht auf Reisen mitzutragen."

Der Herr des Hauses befahl sogleich, Käse herbeizubringen; allein die Diener meldeten, es gäbe im Augenblicke keinen.

„Um so besser," sagte Nasr'eddin, „denn diese Speise erzeugt nur lästigen Durst, man verdirbt sich den Magen damit und erkrankt am Ende gar."

Darauf der Hausherr: „Du lobst den Käse einmal als bekömmlich und nennst ihn dann wieder schädlich; wie denkst du also in Wahrheit darüber?"

„Herr," sprach Nasr'eddin, „das kommt ganz darauf an, ob Käse vorhanden ist oder nicht."

*

Der türkische Dichter Jsmei fragte einst einen Menschen, der als Lügner verschrien war: „Hast du schon je im Leben die Wahrheit gesprochen?"

Er antwortete: „Herr, um dir die Wahrheit zu sagen: nein."

*

Nasr'eddin hatte eine Kuh, die nichts taugte. Er beschloß also, sie zu verkaufen und führte sie auf den Markt.

„Leute," verkündete er, „hier ist eine Kuh, die keine Milch gibt, ihr Kalb nicht ernährt und nach jedem Menschen, der sich ihr nähert, mit Hörnern und Hufen stößt. — Wer will sie kaufen?"

Natürlich war niemand so dumm, es zu tun.

Ein Nachbar hatte das sonderbare Ausgebot Nasr'eddins mit angehört, näherte sich ihm und raunte ihm zu: „Höre, Mensch, auf diese Art wirst du deine Kuh niemals los werden. — Laß mich dir zeigen, wie man das machen muß und tritt ein wenig beiseite."

Nun führte der Nachbar die Kuh umher und rief: „Diese Kuh ist verkäuflich, sie ist äußerst fromm, hat immer prächtige Kälbchen gehabt und gibt täglich ihre fünf Oka Milch."

Sofort fragten die Bauern nach ihrem Preise.

Nasr'eddin aber nahm sie am Strick und leitete sie nach Hause. — „Ich müßte ein Narr sein," sprach er, „wenn ich ein so gutes Stück Rind verkaufen wollte."

*

Einer Frau war der Mann gestorben. Am selben Tage kam ein andrer, um sie zu freien.

„Mein Lieber — du kommst zu spät," sagte sie, „ich habe mich schon längst versprochen."



Im Münchner Hofgarten. Nach einer Zeichnung von Franz V. Doubek (München)

Schwedische Volkskunst

Von

Max Heiden

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)



Vorhänge mit alten und modernen Mustern

Als die modernen Kulturmenschen vor einigen Jahrzehnten begannen, den Anfängen der Kunst im Handwerk nachzuspüren, da gewahrten sie mit der Zeit, daß man, um in manchen Dingen den verloren gegangenen gesunden Geschmack und solide Handfertigkeit wiederzufinden, nicht allzu weit in die Ferne zu schweifen brauchte; denn die kunsthistorischen Studien führten auf gar viele Erzeugnisse der eignen Heimat zurück als würdige Vorbilder für die neue Zeit und den neuen Stil.

Nun will die Aufnahme einer andern Formensprache in der Kunst für unsre schnellebigen Tage freilich nur sagen, daß — wenn man eben gelernt hat, sich darin zu verstehen — wir sie eiligst vergessen müssen, weil einzelne Noten des nächsten Jugendstiles schon wieder vorausklingen. Wie träumten wir vor drei Jahrzehnten unser künstlerisches Empfinden geborgen unter dem prächtigen Banner moderner Renaissance, deren vornehmer Grundzug ein Gemeingut aller Nationen zu werden versprach! Aber wie bald folgten danach die späteren Generationen vom weiter entwickelten Klassizismus bis zum Empirestil hinauf, der auch heute wieder einmal mit seinen frischen Trieben aufwarten muß!

Lehrreich war diese Zeit ewiger Streifzüge für den, der dabei nur zu beobachten hatte. Man konnte lernen und versteht heute in den verschiedensten Stilarten der Kunst und des Kunstgewerbes zu operieren. Aber was nun? Niemand vermag den Wandel des Zeitgeschmackes aufzuhalten, noch viel weniger ist er imstande, vorauszusehen, welchen künstlerischen Neigungen wir zustreben.

Da ist es denn doch nicht müßig, Rückblicke zu tun auf eine Erscheinung, die etwas abseits liegt von dem breiteren Wege der Stilwanderungen, die auch nie den Anspruch der Alleinherrschaft erhob und dennoch im einzelnen das größte Recht auf liebevolle Pflege hat: das ist die Formensprache der Kunst, die sich ein Volk aus dem Bedürfnis heraus selbst schafft. Ihre Belebung hat schon an vielen Stellen von neuem eingesetzt; doch wir wollen sorgen, daß sie uns in dem Kreise so vieler andern Stilmischungen als erfrischendes Element erhalten bleibt und den kräftigen Keimblättern der freien Natur nicht künstliche Treibhausblüten entspringen.

Keine andre Handfertigkeit ist von jeher so eifrig im Dienste der Volkskunst tätig gewesen wie diejenige im Bereiche der textilen Gebiete. Nicht nur die eigne Person, sondern auch ihre ganze Umgebung, die Wohnung, das Haus wurden zunächst mit Webereien bekleidet, und hier entwickelten sich zuerst Bedürfnisse des Schmückens. Sobald im Urzustande der Halm zur schützenden Matte geflochten, lernt der Mensch mit der Steigerung der Kultur den aus der Tierwolle, dem Flachs und andern Stoffen gewonnenen Faden verwerten: Wirkerei, Weberei und Stickerei stellen mit Zuhilfenahme mechanischer Vorrichtungen Flächen dar, deren Musterung zunächst aus geometrischen Elementen besteht und in späterer Entwicklung Kunstformen aus naheliegenden Gebilden der Natur zeigt, die in freien geschwungenen Linien der Technik angepaßt sind.

Der regulären Weberei ging bei allen Völkern die Wirkerei voraus. Sie arbeitet auf wagerecht oder hochstehender Kette mit der freien Hand oder mittels Spulen und Schiffchen den Schuß aus farbigen Fäden nach gegebener Zeichnung hinein. Die neuere Zeit bezeichnet diesen Zweig der textilen Künste als Schlitzwirkerei oder Schichtweberei, ein Ausdruck, der seinen Ursprung hat in den bei geradlinigen Mustern sich ergebenden horizontalen Schlitzen, deren äußere Wirkung dem Schichtensystem entspricht, wonach zwei sich parallel begrenzende Flächen „Schichtenflächen" genannt werden. Die so hergestellten Decken und leichteren Teppiche bildeten den Ausgangspunkt der sogenannten Gobelinarbeit, eine Bezeichnung nach einer französischen Färberfamilie des fünfzehnten Jahrhunderts, die fälschlich heute für alle oben genannten einfachen Wirkereien gebraucht wird, obwohl deren feinste Erzeugnisse schon seit dem



Am Webstuhl

frühen Mittelalter im Orient hergestellt wurden. Die Neubelebung der Schichtweberei fand nun zunächst im Norden Europas statt, vornehmlich in Schweden, wo sich noch aus alter Zeit in bäuerlichen Familien Reste dieser Handfertigkeit bis zum heutigen Tage erhalten haben, und ihre Erzeugnisse sind uns nunmehr wieder als „nordische Kunstwebereien" geläufig geworden. Im Kunstindustriemuseum in Stockholm befinden sich reiche Schätze altnordischer Textilarbeiten, deren Technik und Musterung für die neue Zeit nutzbar gemacht worden sind.

Ein großes Verdienst um die Auffrischung dieser halb vergessenen heimischen Industrie gebührt



Ausstellung der verschiedenen Werkzeuge im Verein der „Handarbeitsfreunde" in Stockholm

den schätzenswerten Bestrebungen des im Jahre 1874 in Stockholm gegründeten „Handarbetets-Vänner“ (Verein der „Handarbeitsfreunde“), einer Vereinigung der Freunde der Handarbeit, tatkräftiger Frauen und Männer, die im ganzen Land Mitglieder besitzt und mit Unterstützung der schwedischen Staatsregierung gleichzeitig den Zweck im Auge hat, den vielen unbeschäftigten Mädchen und Frauen in Stadt und Land eine Erwerbsquelle zu eröffnen, aber auch durch die Freude am selbständigen künstlerischen Schaffen das Interesse für nationale Kunstindustrie rege zu halten und immer weiter zu verpflanzen. Zum Zwecke der ersten Ausbildung wurde eine Webe- und Kunststickereischule errichtet, die für 200 Schülerinnen Platz gewährt.



Gobelinmuster

Neben der uralten Technik der Wirkerei hat sich in Schweden auch eine bäuerliche Handweberei erhalten, die längliche schmale Decken als Belag für Truhen und Bänke aus Wolle und Baumwolle mit bunten Mustern von unverwüstlicher Haltbarkeit herstellt; ebenso wird eine besondere Art von Knüpfarbeit in orientalischer Technik gefertigt, und für die Volkstracht und den häuslichen Gebrauch sind Leinenstickereien, Filetarbeiten und geklöppelte Spitzen im Gebrauch.

Die eigentliche nordische Kunstweberei erscheint nun in verschiedenen technischen Abwechslungen, deren jede dort ihre besondere Bezeichnung hat. Die leichtesten Webarten sind „Rosengang“ und „Skelbad“; beide werden nicht mit den Fingern, sondern mit den Schützen gearbeitet, und zwar überwiegend in baumwollenen Geweben, die auch breiter hergestellt werden können. Bei andern Stoffen: „Munkabälte“, „Dukagang“ und „Krabbasnar“ werden die bunten Fäden des Einschlages, der das Muster bildet, aus starker nordischer Wolle stets mit der Hand durch die Kette geflochten, während für den ripsartig wirkenden Grund das feinere wollene Garn, das in der Spule des Schützen sitzt, benutzt wird. „Krabbasnar“ ist von allen Webarten die mühevollste und schwierigste in der Herstellung. Viele dieser Webereien haben übrigens in der Ausführung eine große Aehnlichkeit mit Stickereien und werden häufig darin nachgebildet.




Schwedische Trachten mit Handarbeitsverzierung

Eine plüschartige Webart wird „Transa-Flossa“ genannt, die wie eine Smyrnastickerei in Knüpfarbeit auf einem Ripsgrunde erscheint, deren Flor aus Wollfäden eingeknotet ist und zur Erreichung einer gleichmäßigen Oberfläche nachher geschoren wird.

Die Wirkereien in sogenannter halber Gobelinarbeit werden „Rödlakan“ genannt. Es sind dies die im Flämischen mit Rukkelaken bezeichneten kleinen Rückenteppiche, im Mittelalter Tücher, Behänge oder kleine Teppiche, die allenthalben auch in Deutschland als Wandbedeckung über der Bank und im Chorgestühl dienten, aber nicht fest mit der Wand verbunden waren, sondern „gerückt“ werden konnten.

Die Musterung der nordischen Textilien geht selten über das Maß dessen hinaus, was die Technik ohne weiteres mit sich bringt: das sind geometrische Figuren, Sterne, Rosetten, Blattpalmetten, die durch Kreuzung von Ketten- und Schußfäden nach einfachen Patronen der sogenannten Grundbindungen entstehen und überall in gleicher Art und Weise nachzuweisen sind, sobald es sich um die einfachste Herstellung gemusterter Flächen durch Wirkerei oder Weberei handelt. Selbst der einfache Mäander und das Wogenband sind zum Beispiel hier sowie auch auf Wirkereien aus spätägyptischen (koptischen) Gräbern und in peruanischen Mumienstoffen und so weiter vorhanden. Ebenso finden sich dort wie auch in den altnordischen Wirkereien zahlreiche Versuche, Menschen- und Tiergestalten der Flächenmusterung anzupassen, wobei man sich sogar in der Wiedergabe biblischer Szenen, Helden- und Märchengestalten in geschickter Weise, ohne Streben nach plastischer Wirkung bemüht. Wie eng diese Bildwirkereien als Ausdrucksmittel eigenster Empfindungen des Seelenlebens mit dem Volke verwachsen waren, dafür mögen hier aus der aus dem Schwedischen übersetzten „Frithjofssage“ von Esaias Tegnér zwei Stellen angeführt werden, worin der Wirkarbeiten der Ingeborg Erwähnung geschieht, in denen ihre Liebe zu Frithjof zum Ausdruck gelangt:

„Im Schnee der Wolle wächst mit Macht
Der goldgewebten Schilde Pracht;
Zum Streit die roten Lanzen fliegen,
Doch starr die Silberpanzer liegen.
Und immer mehr als Frithjof stellt
Sich auf dem Teppich dar der Held;
Und wie er aus dem Teppich blicket,
Errötet sie, jedoch entzücket.“

In dem Gesange „Ingeborgs Klage“ um den Geliebten heißt es vom zurückgebliebenen Jagdfalken:

„Falke, der blieb, — Nun du bist mein: o, wie hab' ich dich lieb! — Fliegender Jäger, dich hegen — Will ich und pflegen; — Ihm auf der Hand — Wirk' ich dich hier in des Teppichs Rand. — Silbern die Schwingen zu schauen, — Golden die Klauen!“ —

Vorsichtig sollte man sein in den Versuchen, dieser in ihrer ursprünglichen Eigenart heute noch erhaltenen Volkskunst eine allzu moderne Formensprache zu diktieren: sie würde der natürlichen Reize ihrer Heimat verlustig gehen und ihr damit fremd werden. Gerade die in leichter Auffassung wiedergegebenen Muster, wie sie im Bereiche der einfachsten traditionellen Technik bei natürlicher Unregelmäßigkeit in der Handarbeit und Farbengebung aus unbewußter Enthaltsamkeit in Erscheinung treten, haben ihren bestimmten Wert und lassen uns solche Erzeugnisse als Volkskunst hochschätzen. Wer nach Stockholm kommt, sollte nicht versäumen, die große Ausstellung der „Handarbeitsfreunde“ zu besichtigen.



Interieur, ausgestattet mit Erzeugnissen schwedischer Volkskunst

Die japanische Verfassung

Von

Dr. Ernst Erdmannsdörffer

In dem großen Reorganisationswerke, das nach der von den Amerikanern erzwungenen Aufschließung Japans einsetzte und das Land in wenigen Jahrzehnten auf die Höhe eines modernen Rechtsstaates brachte, bildete die Proklamation einer auf konstitutioneller Basis beruhenden Verfassung den krönenden Schluß- und Grundstein. Die gewaltigen Reformen nach europäischen Mustern, die dem letzten Tokugawashogun Keiki das Grab gegraben hatten, wurden von dem jungen Kaiser Mutsuhito, dessen Thron sich auf den Trümmern des alten Feudalstaates aufbaute, und von seinen genialen Ratgebern in umfassender Weise zum Wohle des Landes fortgesetzt. Bei den Verhandlungen mit den fremden Mächten sowie bei den Vorarbeiten zur Kodifikation der Gesetze hatte sich die Teilnahme einer Volksvertretung bei den staatlichen Geschäften als eine unerläßliche Notwendigkeit herausgestellt, ja als eine „conditio“, ohne die auf einen glücklichen Abschluß der diplomatischen Verhandlungen nicht zu rechnen war. Im Hinblick auf die kurze Bekanntschaft Japans mit dem Geiste europäischer Rechtspflege und Gesittung glaubten die europäischen Vertragsmächte zum Schutze ihrer im fernen Asien ansässigen Bürger gewisser Kautelen, wie vor allen Dingen der Jurisdiktion, nicht entraten zu können. Lieferte jedoch Japan durch Umwandlung der Gesetze nach europäischer Richtschnur und durch Annahme einer von modernem Geiste getragenen Verfassung die Gewähr für sein aufrichtiges Bestreben, auf den einmal beschrittenen Bahnen der westeuropäischen Kultur fortzuschreiten, so konnten die Vertragsmächte gegen eine gleichartige Behandlung Japans in völkerrechtlichen Fragen im Grunde nicht das mindeste einwenden. Und tatsächlich war in den Abschlußverhandlungen von der Sondergerichtsbarkeit der Fremden auf japanischem Boden, die das nationale Empfinden der Japaner aufs gröbste verletzt hätte, nicht mehr die Rede. Das ganze Werk der Vertragsrevisionen stellte sich überhaupt als ein höchst geschickter Schachzug der japanischen Diplomatie heraus.

In den Köpfen der leitenden Staatsmänner jener Zeit, die zum Teil auch noch heute die Geschicke Japans lenken, war der Gedanke einer Konstitution sehr früh aufgetaucht. Sie hatten das Glück, die volle Beistimmung des erhabenen Herrschers für ihre Pläne zu finden. Man kann es überhaupt als eine markante Charaktereigenschaft und ein hohes Verdienst des japanischen Kaisers Mutsuhito bezeichnen, daß er stets die geeignetsten Männer zur Durchführung so durchgreifender Reformen um seinen Thron versammelte und ihnen, wenn sie sich bewährt hatten, seine Gunst und Neigung allen Anfeindungen zum Trotz dauernd erhielt. So zieht sich der Plan, dem Volke eine Konstitution zu geben, durch alle Erlasse des Kaisers seit der Thronbesteigung wie ein roter Faden hindurch und gipfelt in der kaiserlichen Kundgebung vom 6. September des Jahres 1876, wo es klar und deutlich heißt:

„Wir wünschen die Gesetze aller fremden Länder eingehend kennen zu lernen, um in Anlehnung daran unsre konstitutionelle Gesetzgebung festzustellen. Bereitet zu diesem Zweck einen Entwurf vor und überreicht uns denselben, wir werden dann unsre Wahl treffen.“

Ueber den Zeitpunkt, zu dem das neue Parlament berufen und die Verfassung in Kraft treten soll, läßt sich die neue Regierung in einem kaiserlichen Erlaß vom 12. Oktober 1881 aus, der über die Vorarbeiten zu dem nationalen Werke informiert und zugleich ein interessantes Streiflicht auf den japanischen Volkscharakter und gewisse politische Gegenströmungen wirft. Das historische Interesse an diesem Aktenstück läßt den Wunsch berechtigt erscheinen, dem Leser die Hauptpunkte der Kundgebung des kaiserlichen Willens im Auszuge mitzuteilen. Der Erlaß beginnt also:

„Wir, deren Dynastie den Thron seit mehr als 2500 Jahren innehat und die wir jetzt in unserm eignen Namen alle Macht und alle Rechte ausüben, die uns von unsern Vorfahren überkommen sind, haben schon längere Zeit beabsichtigt, allmählich eine konstitutionelle Regierungsform einzuführen, damit auch unsre Nachkommen auf dem Thron eine Richtschnur für ihr Handeln haben. — In dieser Absicht schufen wir im 8. Jahre des Meiji (1875) den Senat, und im 11. Jahre des Meiji genehmigten wir die Einführung von Ortsversammlungen und legten so den Grund zu den allgemeinen Verbesserungen, die wir im Auge haben ... Unsre Vorfahren sahen im Himmel unser Tun, und wir sind ihnen Rechenschaft schuldig für die treue Erfüllung unsrer hohen Pflichten als Dank für die Grundsätze und das beständige Wachstum des Ruhmes, die sie uns hinterlassen haben. Wir erklären daher hierdurch, daß wir im 23. Jahr des Meiji (1890) ein Parlament berufen werden, das die Absichten, die wir ausgesprochen haben, ausführen soll ... Ueber die Grenzen der kaiserlichen Vorrechte und die Konstitution des Parlaments werden wir uns zur rechten Zeit entscheiden und das Resultat kundgeben ... Wir haben bemerkt, daß unser Volk dazu neigt, zu rasch vorwärts zu gehen, und der Umsicht und Besonnenheit entbehrt, die allein einem Fortschritt Dauer verleiht. Wir warnen unsre Untertanen, hoch und niedrig, davor und raten ihnen, unsern Willen zu achten, denn diejenigen, die eine plötzliche und völlige Umwälzung befürworten und dadurch den Frieden unsers Reiches gefährden, würden sich unsern Unwillen zuziehen.“

Die Arbeiten für die Konstitution wurden mit emsigem Fleiß betrieben, so daß der angekündigte Termin für das Inkrafttreten der neuen Verfassung



Abendsonne

Nach dem Gemälde von Walter Firle (München)

innegehalten werden konnte. Der 11. Februar 1889 war der denkwürdige Tag, an dem die japanische Verfassung in einer Sitzung im Shiba-Schlosse durch eine an den Ministerpräsidenten Kuroda gerichtete Thronrede feierlichst proklamiert wurde. Der 11. Februar war noch in andrer Beziehung ein denkwürdiger Tag. An diesem Tage, drei Stunden vor der feierlichen Proklamation der neuen Verfassung, fiel der fortschrittlich und atheistisch gesinnte Unterrichtsminister Mori als Opfer des Attentats des religiösen Fanatikers Nishino, was eine ungeheure Erregung im Volke hervorrief. Die Mienen der Minister und hohen Staatswürdenträger im Thronsaale waren darum bedrückt und sorgenvoll und standen zu dem freudigen Anlaß, der sie um die geheiligte Person des Kaisers zusammengeschart hatte, in einem seltsamen Kontrast. Um Beunruhigungen vorzubeugen, erhielt das Volk erst am folgenden Tage von dem Attentat Kenntnis.

Im nächsten Jahre, 1890, trat die neue japanische Verfassung in Kraft und mit ihr zugleich das Hausgesetz, das Gesetz über den Reichstag, über das Herrenhaus, das Wahlgesetz für das Abgeordnetenhaus und das Finanzgesetz, die sich insgesamt als Ausführungsgesetze darstellen. Japan hatte nun seine Konstitution und schloß sich als jüngstes Mitglied dem Bunde der modernen Rechtsstaaten an.

Als geistiger Urheber der Verfassung gilt Fürst Ito, der „Bismarck des Ostens“, dem durch das kaiserliche Vertrauen die ehrenvolle Aufgabe zuteil wurde, die verschiedenen Regierungs- und Verwaltungsformen des Auslandes zu studieren und den Entwurf zu einer konstitutionellen Verfassung auszuarbeiten. Fürst Ito war es vergönnt gewesen, vor dem Sturz des Schogunats und der Wiederherstellung des alten Kaiserreiches das Ausland kennen zu lernen. Er war heimlich aus seinem Vaterlande entwichen und hatte die westliche Kultur in verschiedenen Ländern eifrig studiert. Schon damals befürwortete er die Annahme der Methoden und Institutionen des Abendlandes auf das lebhafteste. Ein gegen die fremden Mächte gerichteter Aufstand in seinem engeren Vaterlande Choshu hatte seine vorzeitige Rückkehr (1864) veranlaßt. Im Auftrage des Kaisers begab sich Ito wiederum nach dem europäischen Ausland und beschäftigte sich auf verschiedentlichen Reisen nach England und Deutschland aufs neue mit staatsrechtlichen und sozialpolitischen Studien. Die Frucht seiner langjährigen Studien war ein konstitutioneller Verfassungsentwurf, der den vollen Beifall seines kaiserlichen Herrn fand. Als Vorbilder hatten ihm insbesondere die preußische und die deutsche Reichsverfassung gedient, doch wurden auch die Verfassungen und Institutionen andrer Staaten zu Rate gezogen. Neben seinen japanischen Mitarbeitern standen dem Fürsten auch mehrere deutsche Juristen, wie der Berliner Rechtslehrer Rudolf von Gneist und der bekannte Nationalökonom Lorenz vom Stein, mit Rat und Tat förderlich zur Seite. Interessant sind die eignen Auslassungen Itos über seine Mitwirkung an dem großen nationalen Werke*):

„Ich habe lange Zeit außerhalb Japans zugebracht, um die Verfassungen verschiedener Länder zu studieren, da ich vom Kaiser mit der schwierigen Aufgabe betraut worden war, einen Entwurf zu einer neuen japanischen Verfassung in den Grundzügen aufzusetzen. Die Arbeit war sehr mühsam und erforderte viel Nachdenken. Niemals hatte in Japan eine Verfassung — im modernen Sinne des Wortes — bestanden, die mir die wesentlichen Punkte hätte darbieten können, die im neuen Gesetzbuch vorgesehen werden mußten. Japan war ein so unverfassungsmäßiges und absolutes Land gewesen, daß es schwierig war, auf den Trümmern seiner Vergangenheit aus dem Stegreif eine Verfassung zu errichten; und selbst, als ich mich darüber entschieden hatte, was am notwendigsten war, erforderte es große Sorgfalt, um den verschiedenen Maßnahmen die richtige Wirkung zu sichern. Ich durfte nicht aus den Augen lassen, daß mein Werk als permanente Maßnahme beabsichtigt und auf alle aus ihm in ferner Zukunft möglicherweise entstehenden Wirkungen hin zu prüfen war. Vor allem war das wichtigste, an der Notwendigkeit festzuhalten, die geheiligten und traditionellen Rechte des Herrschers zu schützen. Mit Hilfe meiner Sekretäre und Mitarbeiter — die sich alle dem Werke so widmeten wie ich selbst — vollendete ich die Aufgabe, so gut ich konnte, und ich sehe nicht ohne Genugtuung, daß es nicht nötig war, die Verfassung seit ihrer Verkündung zu ergänzen.“

Für uns Deutsche ist die japanische Verfassung von erhöhtem Interesse durch den bereits erwähnten Umstand, daß deutsche Vorbilder in erster Linie zur Richtschnur dienten und deutsche Rechtsgelehrte an den Vorarbeiten zu dem großen nationalen Werke tätigen Anteil genommen haben. Das Verdienst Itos bleibt darum ungeschmälert bestehen. Mit großem Geschick hat er aus der Reihe der ihm zur Prüfung vorliegenden europäischen Regierungsformen die für sein Vaterland geeigneten Bestimmungen ausgewählt und von andern Punkten und Einrichtungen, die mit den Traditionen und der Geschichte seines Landes im Widerspruch standen, in weiser Voraussicht Abstand genommen. In diesem Sinne ist die japanische Verfassungsurkunde eine durchaus eigne und nationale Schöpfung. Dem Kaiser aber gebührt der Ruhm, freiwillig, ohne durch eine revolutionäre Bewegung hierzu gezwungen worden zu sein, seinem Volke durch die Gewährung der Konstitution eine Teilnahme an den Regierungsgeschäften eingeräumt zu haben.

Von den einzelnen Paragraphen der Verfassung interessieren uns am meisten diejenigen Bestimmungen, die von der preußischen und der deutschen Reichsverfassung in wesentlichen Punkten abweichen. Ihnen wollen wir am Schluß unsrer Betrachtung unsre Aufmerksamkeit zuwenden.

Im dritten Paragraphen der Verfassung wird dem Staatsoberhaupt neben der Unverletzlichkeit auch die Heiligkeit seiner Person zugeschrieben. Uralten Ueberlieferungen zufolge stammt der Mikado oder „tenno heika“, wie ihn das Volk zu nennen pflegt, in direkter Linie von der Sonnengöttin Amaterasu ab. Der Nimbus der Heiligkeit umschwebt ihn im Glauben des Volkes. Der Landmann aus der Provinz und der gewöhnliche Mann

*) Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern. Kap. 1, S. 2. (Verlag E. A. Seemann-Leipzig.)

aus dem Volke leben noch heute der Ueberzeugung, daß der Sterbliche, der es wagt, den Kaiser von Angesicht zu Angesicht zu schauen, von den Göttern für seine Verwegenheit auf beiden Augen mit Blindheit geschlagen wird. In früheren Zeiten war der Kaiser, wenn er mit den Ministern konferierte, durch einen Vorhang für sie unsichtbar gemacht. Sogar der jetzt regierende Monarch hat sein Land und seine Untertanen überhaupt erst gesehen, nachdem die genialen Reformatoren des heutigen Japans ihr Werk bereits zum Teil vollendet hatten. Desgleichen soll er überhaupt erst spät gehen gelernt haben. Man kann es darum nur gutheißen, daß der Gesetzgeber hier von den europäischen Anschauungen abwich, da eine Bevormundung und Berichtigung der Meinungen in diesem Punkte alle Kreise des überaus patriotisch empfindenden japanischen Volkes aufs gröbste verletzt hätte.

Im Gegensatz zur deutschen Reichsverfassung steht auch Paragraph 12 der japanischen Verfassung, der besagt, daß der Kaiser in seinen Verfügungen über die Organisation und die Friedensstärke der Armee und der Flotte nicht durch die Mitwirkung der Volksvertretung beschränkt ist.

Die Bestimmung des Paragraphen 42, daß die Session des Reichstages drei Monate dauere und im Bedürfnisfalle durch kaiserliche Verordnung verlängert werden könne, ist in der preußischen Verfassung nicht vorgesehen.

Mit unsern Gesetzen und dem konstitutionellen Geiste im allgemeinen steht am meisten Paragraph 67 der japanischen Verfassung in Widerspruch. Er lautet in deutscher Uebertragung: „Bereits bestehende Ausgaben, die auf den nach der Verfassung dem Kaiser zustehenden Rechten beruhen, und solche, die durch gesetzliche Bestimmungen veranlaßt sind, ferner solche, die zu den gesetzlichen Verpflichtungen der Regierung gehören dürfen ohne Zustimmung der Regierung durch den Reichstag weder abgelehnt noch abgeändert werden.“ Dieser Paragraph macht die Mitwirkung des Parlaments bei einem großen Gebiet des Staatsbudgets und der Finanzen (zum Beispiel Ausgaben für den Hofhalt, Beamtengehälter) illusorisch und weist der Volksvertretung bei Aufstellung des Budgets eine mehr kontrollierende als gesetzgeberische Tätigkeit zu, stellt sich somit als eine bedeutende Beschränkung der Parlamentsrechte dar. Der Umstand, daß einmal bewilligte und in den Etat eingestellte Reichsausgaben dauernd der Beschlußfassung entzogen sind, wird naturgemäß die Volksvertreter etwaigen Neuforderungen der Regierung gegenüber vorsichtiger und zurückhaltender finden als in andern konstitutionellen Ländern, wo jeder einzelne Titel des Etats vom Parlament alljährlich aufs neue beraten und bewilligt werden muß. Eine Möglichkeit, bestehende Ausgaben abzuändern, wäre theoretisch in der vollständigen Ablehnung des Budgets gegeben, doch ist dieser Gefahr für die Regierung durch den Paragraphen 71 vorgebeugt, der lautet: „Wenn das Parlament über den Staatshaushaltsetat nicht abgestimmt hat, oder wenn der Staatshaushaltsetat nicht zustande gekommen ist, so hat die Regierung den Staatshaushaltsetat des Vorjahres weiter auszuführen.“ Von einer derartigen Bestimmung findet sich nichts in den Verfassungsurkunden des Deutschen Reiches und Preußens, hier muß die Regierung in einem solchen Falle Indemnität für die seit dem 1. April gemachten Ausgaben nachsuchen.

Der Mängel und Schwächen des Paragraphen 67 sind sich die hervorragenden japanischen Staatsmänner wohl bewußt, und es ist nicht ausgeschlossen, daß mit der zunehmenden Aufklärung des Volkes sich im Parlament mit Erfolg das Verlangen durchsetzt, eine Bestimmung abzuändern oder zu beseitigen, welche die konstitutionellen Rechte des Volkes in bedenklicher Weise beeinträchtigt.

Aphorismen

Von

Paul Garin

Wer ist reich? Reich ist derjenige, der immer ein Markstück mehr hat, als er braucht.

*

Eine gute Meinung über deinen Nächsten macht deinem Herzen, eine schlechte deinem Verstand Ehre.

*

Gewiß hat das Gold heute eine ungeheure Macht: aber wir haben sie ihm gegeben.

*

Man muß von einem Stallmeister niemals vermuten, daß er für andres Sinn habe als für Pferde.

*

Der Mensch ist unsterblicher als der Künstler.

*

Nach dem Sturm bleibt die volle Aehre für immer gebeugt; nur die leere richtet sich völlig wieder auf.

*

Wir sind große Verehrer von Mannesstolz und Trotz; aber nicht, wenn er uns begegnet.

*

In einem Buche braucht von der Person des Verfassers nichts andres sichtbar zu sein als — Ehrlichkeit.

*

Anständige Menschen sprechen nicht mit den Augen.

*

Freundschaft ist es, wenn zwei Menschen sich voreinander schämen, gemein gegeneinander zu sein, Geschäft, wenn sie sich nicht schämen.

*

Die zornige, ohnmächtige Scham über die eignen Mängel und deren Unverbesserlichkeit gibt dem Menschen die Tücke.



Nach einer Zeichnung von Karl Mediz (Dresden)



Abb. 1

Was alte Kunsttaschenuhren erzählen

Von

Tony Canstatt

(Mit 47 Abbildungen)



Abb. 2

Saxa loquuntur! Aber nicht nur Steine, auch andre anscheinend leblose Gegenstände reden eine eigne Sprache für den, der ihr zu lauschen weiß. Zumal von Altertümern und Kunstgegenständen möchte man sich gern viel erzählen lassen von ihrer Entstehung, ihren Wanderungen, ihren Besitzern. Aber wäre eine Uhr denn leblos? Dem widersprechen sicherlich die Künstler, die ihr eine Art von Seele verliehen, charakteristische Sprache gegeben in Ticktack und Glockenschlag. Geheimnisvolle Sagen von bei Unglücksfällen stehenbleibenden Uhren, von todesverkündenden Stundenmessern, die nimmer in Gang zu bringen waren, kehren zu allen Zeiten wieder. Naturvölker hatten bekanntlich auch gleich beim ersten Erblicken dieses europäischen Kulturzeichens die Empfindung, daß die Uhr ein lebendes Wesen sein müsse und Zauberkräfte in sich schließe.

Tausend Jahre verflossen seit dem Entstehen der ersten künstlichen Wasseruhr, die Harun al Raschid Karl dem Großen überreichen ließ (zwölf Reiter sprangen an derselben nach Ablauf der Stunde aus zwölf Türen, während Kugeln auf einem Becken die Zahl der Stunden schlugen) — bis zur höchsten Vollendung der Kunsttaschenuhr, etwa im Jahre 1800, die auch heute nicht mehr übertroffen werden kann. Leider ist die Uhr Harun al Raschids im Lauf der Jahrhunderte verloren gegangen. Sie selbst aber war doch nur ein Glied in der Kette einer langen Entwicklung, die in weit frühere Zeiten menschlicher Kultur zurückweist; gehört doch die Astronomie und die ihr verschwisterte Zeitmeßkunst zu jenen Anfängen praktisch-wissenschaftlicher Betätigung, mit der das Menschengeschlecht sich seine Herrscherstellung auf der Erde erobert hat. Das Altertum kannte Sonnen-, Sand- und Wasseruhren; eine eigentümliche Abart besaß China in den Duftuhren, die durch langsames Abbrennen wohlriechender Stoffe die Zeit angaben. — Einen in gedrängter Form sehr lehrreichen Ueberblick über die Entwicklung der Uhr hat Dr. Ernst Bassermann-Jordan gegeben in der Einleitung zu seinem prachtvoll ausgestatteten, inhaltlich überaus reichen Werke: „Die Geschichte der Räderuhr unter



Abb. 3



Abb. 4 a

besonderer Berücksichtigung der Uhren des Bayrischen Nationalmuseums (Frankfurt a. M., H. Keller). Das Werk behandelt, dem Besitzstand dieser Sammlung entsprechend, die Taschenuhren minder ausführlich als die mannigfachen andren Räderuhren, die in den verschiedensten Formen, oft in prächtiger künstlerischer Ausgestaltung und mit komplizierten automatischen Spielereien versehen, im Bayrischen Nationalmuseum Unterkunft für immer gefunden haben.

Die erste, durch Gewichte getriebene mechanische Räderuhr wurde durch den französischen Mönch Gerbert, nachmaligen Papst Sylvester II., um das Jahr 1000 erfunden, während es dem Deutschen Peter Hele oder Henlein in Nürnberg, dessen Denkmal eben jetzt in seiner Vaterstadt enthüllt wurde (vergl. Seite 96 dieses Heftes), um das Jahr 1500 erst vorbehalten blieb, die eigentliche Taschenuhr herzustellen. Diese ursprünglich sehr plumpe, aus Eisen in gewöhnlicher Schlosserarbeit zusammengesetzte Uhr war kreisrund. Die eiförmigen Uhren entstanden erst Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. So vielfach andre Nationen versuchten, den Ruhm der Erfindung der ersten Taschenuhr für sich zu beanspruchen, konnte doch keine derselben einen schlagenderen Beweis ins Feld führen, als wir in einer Stelle der in Nürnberg im Jahre 1511 erschienenen Cosmographia Pomponii Melae besitzen. Sie lautet:



Abb. 5

„Inveniuntur in dies subtiliora; etenim Petrus Hele, juvenis ad huc ad modum, opera efficit, quae vel doctissimi admirantur Mathematici, nam ex ferro parvo fabricat horologia plurimis digesta rotulis, quae quocunque vertantur, absque ullo pondere et monstrant XL horas, etiamsi in sinu marsupiove contineantur.“ („Es werden täglich subtilere Dinge erfunden. So führt Peter Hele (Abkürzung von Henlein), ein noch junger Mann, Werke aus, welche die Bewunderung der Mathematiker erregen. Er macht nämlich aus Eisen Uhren mit vielen Rädern, die, wie man sie auch tragen mag, im Brustlatz oder in der Börse, vierzig Stunden schlagen und zeigen.“)

Schon bei der ursprünglichen eisernen Taschenuhr, deren „Unruh“ eine Schweinsborste bildete, begann man bald das Gehäuse künstlerisch zu gestalten durch Gravierungen beziehungsweise Punzierungen in Bronze. Es folgten nunmehr Silber- und Goldschmiedearbeiten immer feinerer Art. Für das zarte Geschlecht waren jedenfalls die ersten Taschenuhren nicht bestimmt, da sie noch zu schwer und umfangreich ausfielen. Jagd- und kriegerische Szenen als Uhrzierde deuten auch an, daß solche Werke nur in mächtigen Taschen und männlichen Fäusten umherwanderten. Sprüche in durchbrochener oder erhabener Arbeit schmückten nicht selten das Uhrgehäuse; ermahnend spricht eine solche Uhr: „Hingeht die Zeit, herkompt der Todt, o Mensch, thu Buß und fürchte Gott!“ (Vergl. Abb. 1.)

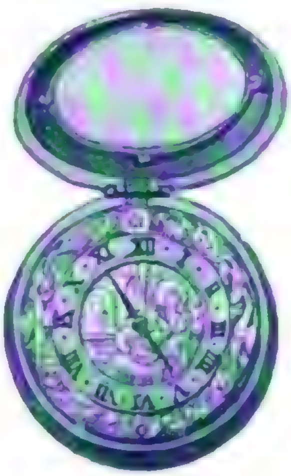


Abb. 4 b

Waren schon in vornehmen bürgerlichen Kreisen kurz nach Henleins Erfindung, wenigstens beim Familienoberhaupt, Taschenuhren bräuchlich, so gehörte eine solche nun in erlesener Kunstarbeit zu den beliebtesten Geschenken fürstlicher Persönlichkeiten, nächst den Dosen.

Die berühmteste Sammlung neunzig kostbarster alter Taschenuhren befindet sich im Marfelsschen Privatbesitz (Berlin); ihr entnehmen wir die beigegebenen Abbildungen. Gleichwertige Seltenheiten an alten künstlerischen Taschenuhren existieren nur noch in der Rothschildschen Sammlung, jedoch nicht mehr wie acht an der Zahl, ferner vier Exemplare im Dresdner Grünen Gewölbe. Im Münchner Nationalmuseum befinden sich — leider in verschiedenen Sälen zerstreut — meist nur gröbere Werke der Taschenuhrmacherkunst aus Holz, Messing, Silber, Gold, durchbrochen oder ziseliert. Weder dort noch im Nürnberger Germanischen Museum, das eine bedeutend reichhaltigere Uhrensammlung besitzt, sind aber Kunstwerke vom Wert der Marfels-Sammlung. Das Germanische Museum enthält eine hölzerne, elfenbeinerne (ebenfalls bei Marfels vertreten), dünnste goldene, ziselierte Golduhren, eine silberne Spindeluhr aus 1710 bis 1730 und nur etwa ein halbes Dutzend Uhren mit Emaillemalerei — auch darunter keine einzige, die sich an Feinheit der Ausführung wie Vornehmheit des Geschmacks mit einer solchen der Marfels-Sammlung messen könnte. Dafür hat Nürnberg eine mannigfaltige Uhrräder- und Uhrschlüsselsammlung kunstvollster Arbeit, viereckige platte Sonnenuhren in Taschenformat aus Elfenbein (sechzehntes Jahrhundert), eine Sonnenuhr in Form eines Goldpokals (von Purman München 1590) und



Abb. 6

besonders schöne Standuhren aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

In der Marfels-Sammlung finden wir eine der ältesten Uhren aus dem englischen Königshause. Dies tadellos erhaltene Ei-Uehrchen (Abb. 2) zeigt St. Georg mit dem Drachen in erhabener Emaille, auch das Zifferblatt außerordentlich fein emailliert und den an der Schmalseite erhaben ausgeführten Spruch des Hosenbandordens: Honny soit, qui mal y pense. Dem letzten Besitzer wurden für die interessante Uhr 100 000 Franken geboten; dennoch erzielte sie nach dem Tode des Eigentümers auf der Kunstauktion Spitzer, deren schönstes Stück sie bildete, nur 21 500 Franken. Das kleine Kunstwerk stammt aus dem Jahre 1600, also noch aus Queen Elizabeth's Regierungszeit. Welche galanten Abenteuer könnte diese Uhr ausplaudern — wie oft sie ungeduldig vom glücklichen Besitzer gezogen wurde, wenn ihn vielleicht seine Königin zu sich beschieden: — war's Dudley, Leicester, Essex, Hatton — etwa jener bevorzugte Gesandte des werbenden Dauphins, der sich größerer Gunst rühmen durfte als sein Herr — Feria, der spanische Gesandte, oder Worcester, der letzte der die stolze Herrscherin überlebenden Günstlinge? Möglich auch, daß, als Elisabeth 1601 gelegentlich der Vermählung Heinrichs IV. von Frankreich mit Maria, Nichte des Kardinals von Medici, die letzte feierliche Huldigungsgesandtschaft mit großem Luxus empfing, ebendiese kostbare Uhr dem Herzog Biron von der Königin geschenkt wurde, — oder endlich, daß sich auf Jakob, ihren Nachfolger auf dem vielumstrittenen englischen Thron, Elisabeths Uhr vererbte. Wer vermöchte das zu ermitteln? Die kleine Uhr hat sie alle gesehen, Günstlinge, Verhaßte jener dunkeln Zeit und die aus späteren Geschlechtern, hat Stunden des Triumphs gezeigt, wie Stunden voll Verrat und Mord. — Könnte sie sprechen! Ihre Geheimnisse würden uns schaudern machen —

„Che ora?“ Die Frage ward sicher gar oft gerichtet an den Träger der achteckigen Ei-Uhr in Bergkristallgehäuse (Abb. 3), deren Zifferblatt feine Gravierungen weist mit der Signatur: Tramieri, Torino — aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, also ungefähr zu der Zeit, als Turin von den Franzosen erobert wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die feinere Kunst in der Anfertigung von Taschenuhren um diese Zeit erst von Frankreich aus nach Italien verpflanzt wurde, wo sich dann französische, damals schon bedeutende fachmännische Geschicklichkeit des Uhrmachergewerbes mit der hohen italienischen Goldschmiedekunst einte, um so ganz Hervorragendes zuwege zu bringen. Wirkte doch damals zu Florenz und Rom ein Benvenuto Cellini, dessen Name allein eine ganze Aera der Kunst heraufbeschwört — Pracht und Blüte der Renaissance, die auch unter des finstern Papstes Sixtus V. Herrschaft sich lachend und sieghaft zu ihrer Bedeutung für alle Jahrhunderte entwickelte.

Lassen wir den italienischen Nobile vorüberwandeln; — wen grüßt er dort ehrerbietig? Eine Dame in glänzender Karosse — sie zieht eine Uhr, blickt darauf und lächelt dem Freunde zu —

Das Uehrchen (Abb. 4) ist der schönen Eigentümerin würdig, ein Meisterwerk der Gravierkunst, deren Höhepunkt damit erreicht ist, nach Theodore de Bry, signiert James Vautvollier. Maria mit dem Jesuskind in der Krippe auf dem Zifferblatt, die Anbetung der Könige auf der Rückseite; die Entstehungszeit dieselbe wie die der zuletzt erwähnten italienischen Uhr (von 1550 etwa).

Treiben uns die Schwingen der Phantasie noch weiter umher, vielleicht im Rom des sechzehnten Jahrhunderts, so erblicken wir in einer Sänfte stolz zurückgelehnt die imposante Figur eines Kardinals; auf seinem tiefvioletten Gewande prangt die silberne Kreuzuhr (Abb. 5). Sie stammt von einem deutschen Meister, Bauer, in Amsterdam. Die Arbeit zeigt in selten schöner Ausführung ein durchbrochenes Gehäuse mit Jagdszenen zwischen Zweigornamenten.

Viel ist das Kreuz gewandert, durch fromme und gottlose Hände, bis es heut in der Sammlung Marfels eine zeitweilige Ruhestätte fand. —

Eine zweite Kreuzuhr dieser Sammlung entspricht noch mehr dem geistlichen Stande ihres einstigen Besitzers: im Bergkristallgehäuse birgt sie das minuziös gravierte Zifferblatt mit der Auferstehung Christi und Erscheinung der Hirten (Antoine Araud, sechzehntes Jahrhundert). Ebenso entstammt das kleine goldene Gebetbuch (Abb. 6), das innen die Uhr enthält und dessen Deckel außen wie innen reich geziert (Kreuzigung u. a.), bischöflichem Nachlaß. Wenig oder keine Andeutung ihrer Besitzer gibt uns eine große achteckige Ei-Uhr mit reichgraviertem Zifferblatt in Bergkristallgehäuse. Gearbeitet hat sie ein deutscher Meister, Johann Georg Reinbold, im sechzehnten Jahrhundert.

Auffallend bleibt, daß wir unter den Künstlern der feinen Uhrmacherei früherer Jahrhunderte so verschwindend wenig deutschen Namen begegnen. Die Mehrzahl sind Franzosen, dann Engländer. Eine Erklärung dafür muß teilweise darin gefunden werden, daß in Deutschland die Zahl der reichbegüterten Kunstmäcene, auf deren ausdrückliche Bestellung allein solche Kostbarkeiten angefertigt werden konnten, keine so große war wie im Ausland, teilweise aber auch in dem alle Künste in Deutschland brachlegenden Dreißigjährigen Kriege, der gerade Frankreich so mächtigen Vorsprung in Kunstgewerbefleiß und dessen Vervollkommnung gewinnen ließ, daß diese vollendete Technik erst Jahrhunderte später an Feinheit von Deutschen nur selten erreicht, jedenfalls nicht übertroffen wurde.

Vergoldeten Ei-Uhren mit herrlicher Gravierung — Pariser Arbeit — begegnen wir häufig im sechzehnten Jahrhundert. Die Marfels-Sammlung enthält deren in großer achteckiger und kleiner Form. Jagdzüge scheinen für Herrenuhren zu dem beliebtesten Schmuck gehört zu haben.

Eine in Silber gravierte Uhr zeigt außer prächtigen Ornamenten auf dem Zifferblatt ferner auf der Rückseite zwei schreitende Genien, Stundenglas und Totenkopf tragend (Abb. 14) — ein oft wiederkehrender Gedanke unsrer Vorfahren, sich durch die eilende Zeit an das Lebensende mahnen zu lassen. — Aber auch dem Sinn der Uhren ganz fernliegende Darstellungen wurden zum Gegenstand ihrer Zierde, wie die Emailmalereien einiger kostbarer Stücke der Sammlung beweisen. Wir werden später darauf zurückkommen.

Eine historisch wie künstlerisch besonders anziehende Uhr in Prismaform wurde im Jahre 1564



Abb. 7



Abb. 8a



Abb. 8b



Abb. 9



Abb. 10



Abb. 11



Abb. 12



Abb. 13



Abb. 14



Abb. 15



Abb. 16a



Abb. 16b

gefertigt. Das goldene Zifferblatt ist aufs feinste emailliert und graviert, die zwei andern Seiten weisen das deutsche Reichswappen und Bildnis **Kaiser Karls V.** (Abb. 7 u. 8). Es war ein Geschenk der Stadt Besançon an den Kardinal **Granvella**, als er seinen Ministerposten niederlegte. — Wie beredt ist uns der Name Granvella! — Im Geiste sehen wir den gewaltigen Kanzler, den ebenso verschlagenen wie gewandten Diplomaten, in der Kunst des Phrasenmachens seinem Herrn und Kaiser ebenbürtig, der ihn darum mit allen schwierigen Aufgaben betraute. Wir erblicken Granvella 1540 in Worms, **wo er die Hindernisse** des Religionsgesprächs beseitigen und den Religionsstreit in Deutschland so lange hinhalten sollte, bis Karl V. ihn ebenso beendigen könne, wie er den Verfassungsstreit in Flandern beendigt hatte. Wir erinnern uns an die Rolle eines Fürsprechers, die Granvella bei dem durch des Kaisers spanische Heerscharen hart bedrängten Herzog Wilhelm von Cleve spielte, als 1543 eine Aussöhnung des letzteren mit Karl V. herbeigeführt ward. — Jedoch handelt es sich, was die erwähnte Uhr betrifft, um den nicht minder berühmten Sohn des großen Staatssekretärs Nicolas Perrenot de Granvella, Antoine, geboren 1517 zu Besançon, gestorben 1586 zu Madrid. (Nicolas Granvella starb bereits 1550 zu Augsburg, die kunstvolle Uhr aber stammt, wie oben bemerkt, erst aus dem Jahre 1564.) Antoine war nicht der feine Diplomat wie sein Vater, zeichnete sich im Gegenteil, namentlich als Bischof von Arras, durch derbe Grobheit aus und war als Erzbischof von Mecheln, Minister Margaretens von Parma (der natürlichen Tochter Karls V., Statthalterin der Niederlande) und späterer Kardinal der bei den Niederländern verhaßteste Kirchenfürst. Er glänzte kurze Zeit als Vizekönig von Neapel und spielte zuletzt im Madrider Staatsrat eine wichtige Rolle. — Leicht erklärlich, daß die Stadt Besançon **ihrem so hoch gestiegenen Sohne** das Huldigungsgeschenk der kostbaren Taschenuhr überreichen ließ, und daß man, obwohl Karl V. schon seit sechs Jahren tot war, gerade sein Bildnis zur Zierde wählte, unter dessen Zepter beide Granvellas ihre Machtstellung erlangten.



Abb. 17a



Abb. 17b

Damenuhren früherer Jahrhunderte zeigen außer kunstvollster Gravierung auch durchbrochenes Goldgehäuse auf Emailgrund, reichverzierte Muscheln und andre Formen als Umhüllung der meist lose im Gehäuse liegenden eigentlichen Uhr (Abb. 11). Ein Meisterwerk der Gravierkunst bildet zum Beispiel die größere Ei-Uhr vom Jahre 1650 in vergoldetem Silbergehäuse (Abb. 9), die Wochentag, Datum, Mondalter, Tierkreis und Mondphasen außer den Stunden zeigt. Man



Abb. 18a



Abb. 18b



Abb. 19

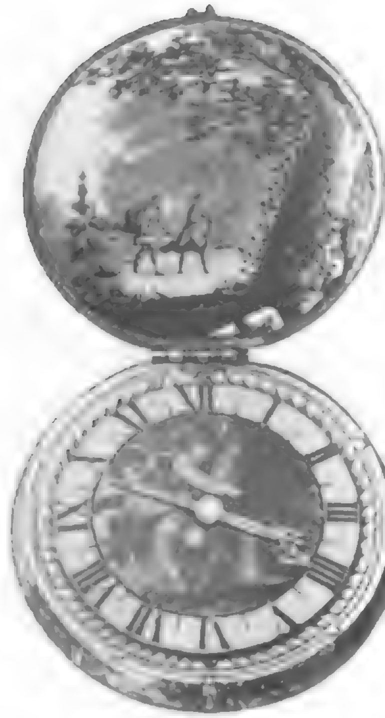


Abb. 20



Abb. 21



Abb. 22



Abb. 23



Abb. 24



Abb. 25



Abb. 26



Abb. 27

kam nunmehr auf den Geschmack, ganze Uhrgehäuse aus Halbedelsteinen, wie Rauchtopas und Achaten, herzustellen. Die Marfels-Sammlung enthält davon einige besonders schöne Exemplare, deren Farbeneffekte nur leider durch den Buchdruck nicht wiederzugeben, auch durch Beschreibung kaum zu veranschaulichen sind. Besonders auffallend ist eine solche Uhr aus sehr seltenen gebänderten Achaten (bräunlichrot und weiß) in durchbrochener Goldfassung, mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Das Zifferblatt zeigt chinesische Zahlen (Abb. 10 u. 12). (Auch im Germanischen Museum befindet sich eine chinesische Taschenuhr, doch bei weitem nicht so kostbar.) Die Uhr, etwa aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, stammt aus dem Besitz des Kaisers von China und wurde aus dem Sommerpalast nach Port Arthur gebracht, von wo aus sie durch dortige Uhrenhändler an Herrn Marfels gelangte. Was könnte diese Uhr erzählen von Pracht und Glanz eines Kaiserhofes des himmlischen Reiches, von Palastintrigen der gelben Reitjacken in der verbotenen Stadt, von Pulverdampf und blutigen Kämpfen —!

Den größten Prunk in Taschenuhren entfaltete die heitere Rokokozeit, die sich nicht genugtun konnte an Edelsteinschmuck neben feinster Emailmalerei auf und in Uhrgehäusen. Die Sammlung Marfels zeigt eine ganze Sammlung solcher Uhren mit Brillanten, Perlen, Rubinen, Smaragden und andern Edelsteinen besetzt, worunter die kostbarste wohl eine ganz dicht mit unregelmäßig großen Diamanten besetzte Uhr aus dem achtzehnten Jahrhundert mit einer gleichfalls dicht von Diamanten und Rubinen übersäten Chatelaine, deren Anhänger zwei große Smaragden bilden (Abb. 15). Sie stammt aus fürstlich Ysenburgschem Besitz und spricht uns von glanzvollen Familienfesten alter Adelsgeschlechter, Ahnensälen in efeuumsponnenen Schlössern, wo hohe Linden vor den Fenstern rauschen und flüstern von vergangenen Zeiten — von Lieb' und Leid!

Um nun auf die mehrfach erwähnte Emailmalerei zu kommen, so besitzt Marfels auch in dieser Kunsttechnik Uhren, wie sie in so auserlesener Schönheit und Vollendung nur an wenig Orten der Welt zu finden, in keinem Museum aber in solcher Anzahl vereint.

Die Erfindung des Emails im sogenannten Zellenschmelz (Cloisonné) rührt schon von den Aegyptern her, wurde in China, Persien, Indien — in Europa zuerst in Byzanz (unter Theophano im zehnten Jahrhundert) eingeführt und vervollkommnet; an Schmucksachen wurde es schon im elften Jahrhundert in Köln, dann in Limoges verwandt. Das Email translucide wurde im vierzehnten Jahrhundert in Italien erfunden, und in dieser Art sehen wir Uhrgehäuse zumeist aus dem Jahre 1790 von wunderbarem Farbenglanz, wie die dunkelkornblumenblaue Emailuhr (Abb. 16), deren Gehäuserand reich durchbrochen und mit Perlen besetzt ist. Das Email translucide wurde auf Goldgrund gearbeitet. Eine Goldemailuhr (irisierend) ist von feinornamentierten Goldquadraten bedeckt, um den Rand Rubinen- und Perlenkranz (signiert Jaquet Droz, Abb. 17); eine äußerst seltene Arbeit. Die Kunst des irisierenden Emails ist heute gänzlich verloren gegangen. Prächtig in translucidem Email von unerreicht tiefem Blau ist eine außergewöhnlich große Repetieruhr (signiert Ilbery, London, 1790).

Für den außerhalb des Faches stehenden Kunstfreund am interessantesten sind wohl die Uhren mit Emailminiaturgemälden, deren Vollkommenheit unübertrefflich bleibt. Diese Art der Emailmalerei ist bekanntlich von Jean Toutin erfunden; die ersten Uhren dieses Genres stammen aus dem Jahre 1632. Eine derartig geschmückte Taschenuhr aus dem Jahre 1650 (signiert Gamod, Paris) enthält auf Außen- und Innenseite des Deckels Darstellungen aus der Geschichte des Antonius und der Kleopatra (Abb. 18), auf dem Zifferblatt Genien mit Löwen — durchweg hervorragende Arbeiten der Emailmalerei in Zeichnung wie Zartheit der Farben. — Ebenfalls aus der Zeit Louis XIII. stammt eine Emailuhr mit mythologischen Szenen (Diana auf der Eberjagd), auf dem Zifferblatt Amor, hinter einem Baumstamm lauernd (Abb. 19—21); eine andre Uhr läßt Ganymed mit dem Geier, Amor und Psyche und dergleichen sehen. Auch biblische Szenen dienen als Uhrgemälde: Rebekka am Brunnen (Abb. 26), Madonna mit dem Jesuskinde (Abb. 37) u. a. (Abb. 22—24).

Daneben waren Damenporträts beliebt (Abb. 25, 27); nicht minder Schäferszenen: ein anmutiger Schäfer spielt der Holden auf der Flöte vor, ein andrer nimmt Abschied von der Geliebten, die sich halb-komisch-graziös die Aeuglein trocknet (Abb. 28). Hören wir nicht von fern die Klage:

> „Éloigné de Nanette, le beau berger Tircis
> Chantait sur sa musette, au pied d'un hêtre assis:
> L'amour me fait, lan, la, — languir —
> L'amour me fait, lan, la, — me fait — mourir!"

Mit all diesen Bildern wird uns so ganz die tändelnde Zeit der jugendlichen Marie Antoinette und ihr lustiges Hofleben „à petit Trianon" wieder lebendig — die Schlafwandler an drohenden Abgründen! — Die junge Königin selbst machte ihrer Mutter unter andern zahllosen Aufmerksamkeiten, wie herrlich gemalten Sèvres-Vasen, eingelegten Tischen, einer Lorgnette, Ringen, Gemälden, dem von Maria Theresia mit Vorliebe gebrauchten „eau divine" auch eine kostbare Uhr zum Geschenk. Wenn gerade diese nicht in der Sammlung Marfels enthalten, finden wir dagegen eine solche von Marie Antoinettes Bruder Joseph II. mit dessen eignem Porträt und drei andern Familienbildern (vermutlich seine beiden Gemahlinnen Isabella von Parma, gestorben 1763, Josepha von Bayern, gestorben 1767, und der Bruder des Kaisers, Leopold, Großherzog von Toskana, Abb. 31). Die Uhr ist eine Arbeit ersten Ranges, signiert Hachnel, London. In der Signatur wird uns seltener der Name des eigentlichen Künstlers kund als vielmehr desjenigen Uhrenhändlers oder Goldarbeiters, bei dem man die Bestellung machte. Nicht wie in unsrer Zeit natürlich gab es damals Uhren aller Art zur Auswahl zu sehen, sondern jede dieser auserlesenen Uhren ist ein einzig dastehendes Produkt des individuellen Geschmacks von Auftraggeber und Künstler, das Ergebnis jahrelanger Arbeit. Ein ähnliches Kunstwerk der Neuzeit ist die von König Ludwig II. von Bayern dem Tenoristen Vogl geschenkte Taschenuhr monumentaler Größe, mit vier goldenen Mänteln, auf deren inneren Seiten in meisterhafter Emaildarstellung Szenen aus „Rheingold",



Abb. 28



Abb. 29



Abb. 30



Abb. 31



Abb. 32



Abb. 33



Abb. 34



Abb. 35



Abb. 36



Abb. 37

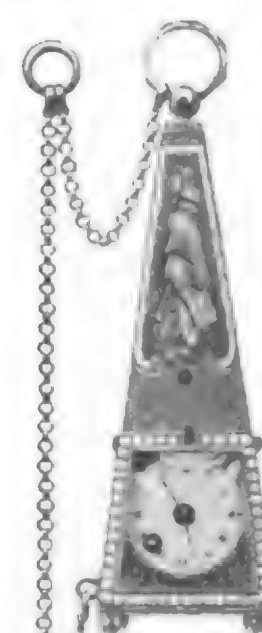


Abb. 38

„Walküre“, „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ mit Vogl als Mittelpunkt zu sehen. Die Außenseite mit Brillanten und Saphiren übersät, dazu eine wunderbar gearbeitete Kette, aus silbernen Schwänen und goldenen Kronen zusammengesetzt. Diese Nibelungenuhr wurde in Paris bestellt, und 36000 Fr. soll sie gekostet haben.

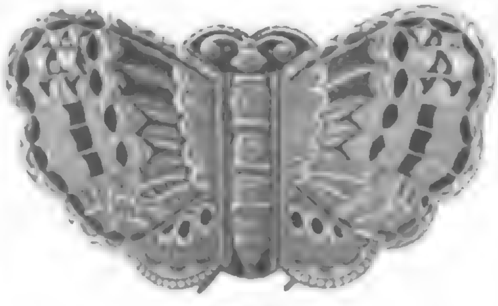


Abb. 39



Abb. 40

Eine der originellsten und entzückendsten Arbeiten ist eine große goldene emaillierte Uhr mit Perleneinfassung (Abb. 42). Sie zeigt auf der Rückseite ein von Schwänen getragenes Brunnenbecken, auf dem eine Kindergruppe sitzt. Rechts und links Löwen auf Postamenten — ein gemalter Parkhintergrund. Die niedergebeugten (aus Gold und Silber geschnittenen) Löwen und Schwäne speien Wasser, das durch bewegliche Silberfäden imitiert ist, wobei ein Musikwerk mit winzigen Glöckchen das eintönige Rinnen des Wassers fast natürlich erklingen läßt. Stundenlang könnte man im Anschauen und Hören des zierlichen Kunstwerkes vertieft bleiben; — allmählich vergißt sich die nüchterne Wirklichkeit — die Bäume scheinen lebendig — wir blicken in die Gärten von Versailles — oder ist es der Brunnen jener Fürstin, „wo die weißen Wasser plätschern“ und allabendlich der Sklave steht „vom Stamm der Asra, welche sterben, wenn sie lieben!“? — Kling, ping, kling, ping — die Wasser rieseln unermüdlich; ein Hauch der Melancholie über Schwänen, Löwen und fernen Rosenbüschen — fast dünkt es uns, die Rosen duften — leise — leise — —



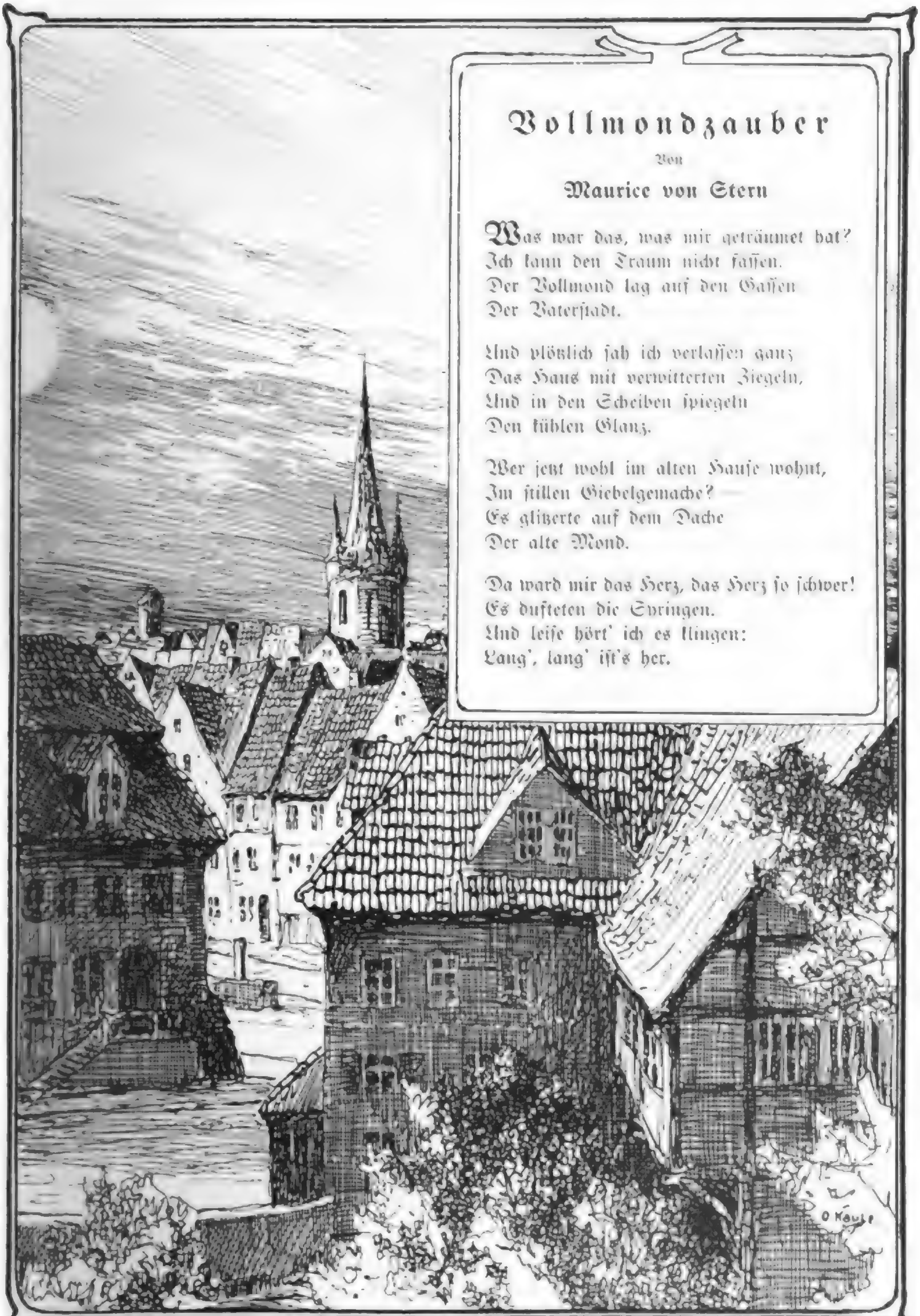
Abb. 42

Es würde hier zu weit führen, alle neunzig Uhren der Sammlung im Bilde wiederzugeben, obwohl nicht eine einzige darunter, die irgendwie minderwertig zu nennen wäre. Jede hat ihren Reiz und Wert für sich. Höchst eigenartig sind manche Formen der Taschenuhr: eine Dose mit pfeifendem Miniaturkolibri, ein Schmetterling (Dose mit Uhr und Musikwerk, Abb. 39), Federhalter mit Uhr, Zeit, Tag, Datum zeigend (Abb. 40), Necessaire mit Uhr (Abb. 41), goldene Tulpe mit Uhr im Kelch, pyramidenförmiges Anhängeührchen (Abb. 38), mandolinenförmige Uhren (Abb. 36), birnenförmige Uehrchen in Diamantring (Abb. 33) und das kleinste Uehrchen (1840) mit Emailmalerei, 1 Zentimeter im Durchmesser (Abb. 32). Dem früheren Besitzer wurde das Achtfache ihres Gewichts in Tausendmarkscheinen geboten. Durch dreißigjährigen Sammeleifer hat Herr Karl Marfels (Herausgeber der Deutschen Uhrmacherzeitung) sich so außerordentlich feines Kunstverständnis angeeignet, daß er nur die auserlesensten Erzeugnisse auf diesem Gebiete sammelt, in einer Zusammenstellung, die, wie viele Fachgelehrte versichern, einzig in der Welt dasteht. Verfeinerter Geschmack echter Kunstkennerschaft leuchtet aus des Sammlers Augen und tut sich in seinem liebenswürdigen Wesen kund, wie denn Beruf und Neigungen auch dem Aeußeren eines Menschen schon ihr Gepräge geben. Es gehört wahrlich große Kunstleidenschaft dazu, als Privatmann etwa eine halbe Million zinslos in alten Taschenuhren anzulegen, die der Besitzer uneigennützig allen Kunstfreunden zu zeigen bereit ist. Dem großen Publikum wird die Marfels-Sammlung in diesem Sommer während der Nürnberger Taschenuhr-Jubiläumsausstellung (sie ward veranstaltet anläßlich der Enthüllung des Henlein-Denkmals und ist seit 1. Juli eröffnet) vorgeführt.



Abb. 41

Hoffen wir, daß diese einzigartige Sammlung auch nach dem Ableben ihres Besitzers auf irgendeine Weise dem Lande erhalten bleibe, das die Wiege der Uhrmacherkunst birgt — unserm deutschen Vaterlande, dessen zurzeit so hochentwickelter Technik der Uhrmacherei selbst ein Franzose unlängst (in der Pariser Zeitschrift „Cosmos“) das höchste Lob gezollt, und das es sich doch wahrlich als Ehrenpflicht angelegen sein lassen müßte, dem Auslande einstens in der Erwerbung des instruktiven, historischen Kunstschatzes zuvorzukommen!



Vollmondzauber

Von

Maurice von Stern

Was war das, was mir geträumet hat?
Ich kann den Traum nicht fassen.
Der Vollmond lag auf den Gassen
Der Vaterstadt.

Und plötzlich sah ich verlassen ganz
Das Haus mit verwitterten Ziegeln,
Und in den Scheiben spiegeln
Den kühlen Glanz.

Wer jetzt wohl im alten Hause wohnt,
Im stillen Giebelgemache? —
Es glitzerte auf dem Dache
Der alte Mond.

Da ward mir das Herz, das Herz so schwer!
Es dufteten die Syringen.
Und leise hört' ich es klingen:
Lang', lang' ist's her.



Sonnenblume

Von

Maria Janitschek

Hm! Sie glauben, Sie meinen, Sie fürchten. Das sind Mutmaßungen, aber keine Gründe. Gründe, Gründe, wirkliche Gründe möcht' ich hören. Für Gründe bin ich immer zugänglich . . ."

Sie senkte das Köpfchen. „Gründe! Ein unheimliches Wort. Unwillkürlich denke ich dabei an Röntgenstrahlen, Kehlkopfspiegel oder an eine Verhandlung im Gerichtssaal. Gründe! So eigentlich —"

„Sie haben gar keine, nicht wahr?"

„Doch." Sie schlug die Wimpern zu ihm auf. „Ich fürchte mich. Ist das nicht Grund genug?"

Er seufzte wie ein Mensch, dessen Geduld auf die Folter gespannt ist. „Sie fürchten sich, liebe Helene, das haben Sie schon erwähnt. Aber weshalb fürchten Sie sich, mir Ihr Jawort zu geben? Die Beantwortung dieses Weshalb möchte ich hören."

„Weshalb, weshalb? Weil ich nicht dafür bürgen kann, was mich in der nächsten Stunde freuen, ärgern, bewegen wird. Weil ich nicht genau Bescheid über mich weiß. Sehen Sie, deshalb. Warten Sie noch einige Jahre."

Er schüttelte lächelnd den Kopf. „Es gibt Frauen, Helene, die im ganzen Leben nicht klug aus sich werden, beständig Torheiten begehen, in jedem Ochsen einen Zeus vermuten, beim Anblick einer Spinne in Ohnmacht fallen, wie Kinder ins Licht greifen, um die Flamme zu liebkosen, und sich dabei die Hände verbrennen. Für diese Frauen gibt's nur einen Schild, um sich und die, die sie lieben, vor den Folgen ihrer Kindereien zu schützen: Ehrlichkeit, rückhaltlose Aufrichtigkeit."

Sie nickte. „Aufrichtig war ich immer. Schon als Kind. Hätte nicht mein Haar meine Missetaten verraten?"

„Ja, dein Haar, dein rotes Sonnenhaar, das Erkennungszeichen, an dem der Himmel dich aus Tausenden herausfindet! Helene, magst du die Torheiten begehen, die deinem impulsiven Temperament wohl nicht erspart bleiben werden, nur eins halte aufrecht: nie zu heucheln. Willst du's versprechen? Dann wird uns keine Lage hoffnungslos finden."

Sie sah seine Augen voll warmer Liebe auf sich gerichtet. Und da reichte sie ihm endlich die Hand hin.

Ein paar Vögel kamen vom Garten aufs Fensterbrett geflogen und sahen neugierig herein. Und sie sahen die beiden jungen Leute in dem traulichen Gemach nebeneinander sitzen und versonnen in die Wipfel der Linde hinausblicken. Das Glück hatte ihre Lippen versiegelt, die Geschäfte des Tages würden sie wieder öffnen, bis einst, nach Glück und Tag, die letzte große Schweigsamkeit kam . . .

Später rauschte die Tante im schwarzen Seidenkleid herein und drohte mit Freudentränen. Armin aber lief schleunigst davon, denn solche Gefühlsäußerungen konnte er nicht leiden.

Im Juli heirateten sie und bezogen ihr neues Heim, ein kleines Landhaus, inmitten eines großen Parkes gelegen. Armin arbeitete im Ministerium und fuhr täglich nach der eine halbe Stunde entfernten Hauptstadt ins Bureau. Um sechs Uhr, zum Mittagessen, kam er wieder zurück. Von weitem schon leuchtete ihm das Haar seiner jungen Frau entgegen. Helene pflegte ihn am Gartentor zu erwarten, oft übermütig wie ein Kind, oft still wie eine Statue, oft ungeduldig, oft gelangweilt, aber jeden Tag anders. Ebenso wenig wie sie eine bestimmte Frisur trug, sondern das Haar nach ihrer jeweiligen Gemütsstimmung aufsteckte, ebenso wenig glich sich ihr Anzug, das Arrangement der Möbel von einem Tag zum andern. Armin war kein Freund allzu großer Geselligkeit, auch war er noch zu eifersüchtig auf seine „Sonnenblume", wie er Helene nannte, um fremden Gästen sein Haus zu öffnen. Da sich ihr lebhaftes Temperament nicht im geselligen Verkehr ausleben konnte, so verschaffte es sich inner-

halb des Hauses Zerstreuung, indem das Unterste zu oberst gekehrt wurde. Mit heimlichem Lächeln beobachtete er die naiven Mittel, die sie anwendete, um sich während seiner Abwesenheit zu unterhalten. Er war vielleicht nicht weniger lebhaft als sie, gewann es aber über sich, phlegmatischer zu erscheinen, denn zwei so unruhige Geister in einem Haushalt wären zu viel gewesen.

Eine Zeitlang speisten sie jeden Tag in einem andern Zimmer, dann wurde sie des Ummöblierens müde und fing an, einer andern Liebhaberei zu frönen. Sie ließ sich einen Eimer grüne Farbe kommen und begann alles anzustreichen, was stille hielt. Sie ruinierte ihre reizenden neuen Möbel, war aber so vergnügt in ihrem Arbeitseifer, daß Armin, von ihrer Kinderfrohheit fortgerissen, zu schelten vergaß.

Er bemerkte schon immer bei seiner Heimkunft, wie sie gestimmt war. Trug sie ihr Prachthaar, das ihr bis an die Knie reichte, geöffnet, so hieß das: ich bin zu übermütigen Streichen aufgelegt, ich will mit dir im Garten herumtollen und die Vögel und Bäume in mich verliebt machen. Trug sie hingegen feste Flechten um den Kopf gewunden, so war das ein Warnungszeichen: behandle mich heute vorsichtig, ich bin schlecht aufgelegt. Spielten Locken um ihre Stirn, so befand sie sich in sanfter, nachgiebiger Stimmung, hatte sie aber das Haar gar aus der Stirn gekämmt und mit vielen spitzen Haarnadeln am Hinterkopf verknotet, dann galt es ihre Gereiztheit zu parieren.

Einmal, als er heimgekehrt war, fand er sie nicht wie sonst ihn erwartend. Verwundert trat er in den Park und spähte nach ihr. Sie lehnte an der Einfriedungsmauer und plauderte mit ein paar Knechten, die nebenan im Feld, müßig auf ihre Harken gestützt, bewundernd zu ihr aufblickten. Einige Minuten lang beobachtete er lächelnd den Vorgang, nahm sich aber vor, ihrer Einsamkeit ein Ziel zu setzen und dann und wann ein paar Bekannte zu sich zu bitten.

Sie plünderte ein paar Beete ihres Gartens und stellte Zentifolien und Lilien mit weißen Gesichtern und Reseden, die ihre Seele vergießen, auf den Tisch, dann streifte sie ein milchfarbiges seidenes Gewand über, ordnete ihr Haar in losen Flechten um den Kopf und erwartete ihre Gäste.

Es waren ihrer nur wenige, drei Frauen und drei Männer, sie kannten Helene von früher her, aber in ihrem Heim waren sie noch nicht gewesen. Die Frauen flüsterten sich zu, ob die Farbe wohl kostbar wäre, mit der sich die junge Frau das Haar färbte, denn es war nicht mehr so wie früher, also mußte sie es färben. Es war leuchtender geworden, der rote Schimmer hatte sich verwandelt, es gleißte ihr förmlich um die dunkeln, feingezeichneten Brauen.

Helene mußte eine Bemerkung ihrer Bekannten vernommen haben, denn sie wandte sich an die jüngste der Damen, sah sie lachend an und sagte: „Das kommt von den Küssen meines Mannes. Seine Lippen haben das Feuer aus meinem Haar getrunken; wo sie ruhten, wurde es golden ...“

Und die Frauen verstummten. Vielleicht weinten sie innerlich, weil ihr Haar nie golden geworden war ... Die Männer, Kollegen Armins, bemühten sich, des Bannes Herr zu werden, den die junge Frau auf sie ausübte. Dem einen aber wollte es nicht gelingen. Er starrte sie immerzu an, vergaß, daß er nicht allein war und seine kleine, grün gekleidete, kugelrunde Gattin ihre Augen bang auf ihn heftete. Er stammelte Verse, während er der Hausfrau zutrank, dann setzte er sich an den Flügel und begann in Tönen das zu sagen, was er in Worten nicht sagen durfte. Armin war unmusikalisch und verstand es nicht, aber Helene verstand es.

Sie lächelte ganz leise, trat auf die breite Terrasse hinaus und träumte ...

Nach einiger Zeit kam ihr Mann, sah sie an, ohne etwas zu sagen, und führte sie wieder zu den andern hinein. Sie unterhielten sich, blätterten in kostbaren Mappen, musizierten, schlürften eisgekühlte Weine und plauderten über alles mit jener ganz leisen, sich selbst unbewußten Zurückhaltung, wie sie die Anwesenheit einer Majestät auferlegt, einer Majestät wie Helenes Schönheit.

Abseits von den andern aber saß der eine, versunken in ihren Anblick ...

Andern Tags ging Helene versonnen umher und erwartete ihren Mann nicht am Gartentor. Als er beunruhigt die paar Stufen zu ihrem Zimmer hinaufgeeilt war, fand er sie auf ihrer Chaiselongue ruhen und vor sich hinträumen.

„Was hast du denn?“ Wie er sich zu ihr herabbeugte, versteckte sie das Gesicht in den Kissen. Er fühlte seine Stirn heiß werden, bezwang sich aber und sagte ruhig: „Du träumst wohl von Fred Eulenkamp. Ich werde ihm eine Einladung schicken. Der gute Kerl wird sich nicht einfallen lassen, mit seinen zweiundsechzig Jahren noch eine solche Eroberung gemacht zu haben.“

Jetzt hob sie das Köpfchen verwundert empor. „Zweiundsechzig Jahre! Aber ist er trotzdem nicht ein riesig interessanter Mensch?“

Armin wollte ein kernhafter Fluch entfahren, doch er beherrschte sich. Ja, er wäre nicht übel. Als er noch Haare auf dem Schädel hatte und die Säcke unter seinen Augen weniger groß waren und weniger schlappes Fleisch unter seinem Kinn hing und seine Nase nicht so rot war, damals galt er sogar für hübsch.

Die junge Frau hatte sich aufgerichtet.

Jedenfalls — eins merkte man ihm an. Er war tief unglücklich.

„Der?“ Armin lachte auf. „Es gibt keinen Glücklicheren als ihn. Als er neulich seine dritte Tochter verheiratete, gestand er selbst, dem Himmel ein Opfer bringen zu müssen für all das Glück, das ihm zuteil ward.“

„Und — tat er es auch? Und was tat er?“

„Was er tat? Nun, er — er lud alle Frauen zu sich ein,“ log Armin kräftig, „für die er einmal geschwärmt hat, denn er schwärmt sehr leicht. Da gab's eine solche Ausstellung von Schönheiten, daß seine Gattin wie Aphrodite unter den Seeungeheuern als Wunder der Holdheit unter ihnen hervorging. Schade, daß er dich damals noch nicht gekannt hat! ...“

„Armin!“

„Laß mich weiter erzählen. Uebrigens, wozu lang' reden? Ich werde nach Tisch einige Zeilen an ihn richten.“

„Nein, nein," sie sprang heftig auf, „tu's nicht, hörst du, laß ihn, ich habe mich nur für ihn interessiert, weil er mir unglücklich erschien . . ."

Hinter den Herbststürmen kam der Winter.

Die Zeit der Festlichkeiten begann. Nach einigen Bällen, die Helene mitgemacht hatte, erbat sie sich einmal von ihrem Mann Auskunft über einen jungen Menschen, der lebhaften Eindruck auf sie gemacht hatte. An zwei Abenden hatte sie mit ihm getanzt und war geistig angeregt von ihm geschieden.

Wieder mußte Armin seine Kaltblütigkeit zusammennehmen, obwohl Wut in ihm kochte. Freilich, eigentlich mußte er trotz des Aergers heimlich lächeln. Es war drollig. Nie schwärmte sie für wirklich der Beachtung werte, interessante Leute, stets nur für solche, die ihr Mitleid oder Bedauern herausforderten.

Es war also das Kindisch-Gutherzige in ihr, weder Abenteuersucht, noch ein unbefriedigtes Herz, das sich rühren ließ. Wenn sie älter, welterfahrener wurde, würde sie kühler werden. Nicht für sich finden wollte sie etwas, geben wollte sie.

Nur durch seine diplomatische Art hielt er sie von ihren Torheiten zurück. Er selbst wuchs dabei über die Alltagscharaktere hinaus und wurde ein starker, vorurteilsloser Mensch und Kenner des weiblichen Herzens.

Ihre jetzige Schwärmerei galt einem jungen Mann, der seit Jahren an einer Erfindung zu arbeiten vorgab. Welcher Art diese war, wußte niemand, man hörte nur davon, daß Kolberg sein Vermögen für seine Erfindung hingegeben hatte und beständig nach einem reichen Mäcen — es durfte auch eine Mäcenin sein — auf der Suche war. Als er Helene erblickt hatte, war seine Hoffnung in hellen Flammen aufgelodert. In der ersten Stunde schon hatte er von ihrem Kindergesicht ihren Charakter abgelesen. Sie war's, die er suchte. Sie galt für reich, war enthusiastisch und schien gutmütig zu sein. Es handelte sich nur darum, mit dem Gatten fertig zu werden, mit diesem streng dreinblickenden, frostigen Menschen. Armin hatte alle diese Vorgänge verfolgt und sich den Weg zurechtgelegt, den er einschlagen würde.

„Kolberg," sagte er einmal beiläufig zu seiner Frau, „ist ein verbummelter Student, der, als er alles vergeudet hatte, sich einen Beruf wählte, der wenig Arbeit macht und erfolgreich ist. Er lebt von der Torheit seiner Nebenmenschen, seine Erfindung: weichherzige Menschen für sich zu interessieren, ist eine ganz alte."

„Ich glaube, du urteilst zu hart," sagte die junge Frau, „dem sieht man doch wahrhaftig das innere Ringen und Leiden an."

„Die verjubelten Nächte sieht man ihm an," wollte Armin entgegnen, unterdrückte aber seine Bemerkung. „Ich will ihn dir gern einladen, damit du ihn näher kennen lernst, doch —" er entnahm seiner Börse eine Geldnote, „versieh dich mit dem da, denn Kolberg wird doch wohl auch diesmal keine Ausnahme von seiner Gewohnheit machen . . ." Helene stutzte und steckte verlegen die Banknote zu sich.

Armin hatte zu dick aufgetragen. Kolberg wäre es nicht eingefallen, die junge Frau so ohne weiteres um Geld anzugehen. Das kam erst viel, viel später. Vorläufig wollte er sie nur für sich zu interessieren versuchen. Armin wußte genau, daß die Schilderung, die er Helene von Kolberg entworfen hatte, genügen würde, sie von ihrer Teilnahme für den „interessanten Unglücklichen" zu heilen. Am Abend fuhr er nochmals nach der Stadt und begab sich in das Kaffeehaus, in dem Kolberg seine Zeitungen zu lesen pflegte. Wie zufällig ließ er sich in dessen Nähe nieder, wurde von ihm bemerkt, und bald befanden sich die beiden im Gespräch. Kolberg machte einige Bemerkungen über den Ball bei einer bekannten Familie, auf dem er mehrere Touren mit Helene getanzt hatte. Armin biß sich auf die Lippen.

„Obwohl ich im Kaffeehaus den Namen meiner Gattin nicht gern aussprechen höre, will ich doch die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen und Ihnen sagen, daß Sie bald bei meiner Frau vorsprechen mögen. Sie interessiert sich für Ihre Erfindung und möchte ihr Interesse, da sie wohlhabend ist, auch materiell beweisen. Aber vor einem warne ich Sie! Keine Hofmacherei, das haßt sie auf den Tod. Schmeicheln Sie ihr dadurch, daß Sie ihr gleich sagen, nicht zu der Frau, zu dem intelligenten Menschen wären Sie gekommen, und Sie schlügen vor, daß sie sich an Ihrem dem Fortschritt dienenden Werk mit — hier nennen Sie eine beliebige Summe — praktisch beteilige."

Kolberg, der schon einen Scheck in seiner Brusttasche knistern fühlte, versprach, alles zu tun, was ihm Armin anriet, und ergötzte sich innerlich über die selbstlose Art dieses dummen Ehemanns . . .

Etliche Tage darauf, als Armin nach Hause kam, eilte ihm Helene entgegen und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

„Was ist denn los, liebe Frau?" Er unterdrückte ein Lächeln. „Hast du Besuch gehabt?"

„Ach, du Lieber," ihre Lippen suchten die seinen, „wie recht hattest du doch! Kolberg war da, dieser Gräßliche, Abscheuliche! Wie einen alten Onkel hat er mich behandelt; pfui, mit dem bin ich gründlich fertig."

„Mit wie viel Tausend bist du hineingefallen?" fragte Armin seelenvergnügt.

„Nur mit zwei Zigaretten, die ich ihm gleich zu Anfang anbot, dann schützte ich vor, in die Stadt fahren zu müssen, und entließ ihn."

Einige ähnliche Fälle, in denen die nähere Bekanntschaft ihrer Ideale sie ernüchterte, bewirkten eine Abschwächung ihrer gar zu leichtgläubigen Gutherzigkeit.

Im Frühling fing sie an, allerlei Ausflüge in die Umgebung zu machen. Sie bezauberte durch ihr liebliches Lächeln alle, selbst die mürrischsten Bauern. Sogar den griesgrämigen Dorfschulzen im nahen Altenberg hatte sie so in sich verliebt gemacht, daß er, um ihr zu gefallen, sich mit neunundsechzig Jahren noch einen Zylinder kaufte. Sie freute sich, wenn Mensch und Tier ihrem Lächeln antworteten, wenn ihr Sonnengesicht auch bei andern Sonne hervorlockte. Armin behauptete sogar, daß sie mit den Bäumen kokettierte. Von einem wußte er's ganz genau. Das war nämlich eine alte knorrige Weide, die schon längst der Säge anheimfallen sollte, denn sie hatte seit Jahren kein Blättlein mehr getrieben und war halb verdorrt.



Sommerszeit

Nach einer Naturaufnahme von Hofphotograph Hans Hildenbrand (Stuttgart)

Da hatte Helene eines Tages mit einem kleinen silbernen Dolch, den sie am Gürtel trug, ein Herz mit einem H in die Rinde des alten Gesellen geritzt. Drei Wochen später, Anfang April, begann er Blätter zu treiben. Armin teilte es ihr mit. Und sie schnitt sich eine lange Locke vom Kopf und schlang sie als Weihegeschenk um den grünenden Ast.

Im Sommer reisten sie in ein Seebad. Auch da wurde Armins Geduld von Helenchen auf harte Proben gestellt. So gestand sie ihm eines Tages zögernd, daß der Tenor sie sehr interessiere, den sie im Sommertheater dort singen hörten. Seine Stimme verfolge sie ununterbrochen, selbst bis in ihre Träume. Armin packte gleichmütig ein und begab sich mit seinem „Schmerzenskind", wie er die „Sonnenblume" umgetauft hatte, an einen andern Punkt der Küste. Hier sagte er eines Tages: „Uebrigens finde ich es hoch an der Zeit, daß du endlich deine Gedanken auf ernstere Dinge lenkst. Du mußt mehr geistige Kost zu dir nehmen. Wir wollen anfangen, etwas Vernünftiges zu treiben, ab und zu ein philosophisches Buch zu lesen und so weiter." Und am Gestade des blauen Meeres begann er ihr aus Kant vorzulesen und freute sich heimlich, daß sie so aufmerksam zuhörte. Wie er sie aber genauer ansah, entdeckte er, daß sie die Augen geschlossen hatte und in sanften Schlummer gesunken war. Da klappte er resigniert den Philosophen zu ...

Es war auch töricht gewesen, ihr, der Helene, Philosophie vorzutragen. Sie war ja die Erfüllung alles dessen, was die Philosophen erträumten, sie war der Sonne gewordene Mensch, der nicht grübelt, sondern sich nur seines Daseins freut und lächelt. Sie würde dereinst den Tod anlächeln, daß er vor ihr niederkniete und Handschuhe über seine Knochenhände zog, bevor er ihr seinen Arm anbot ...

Unter Scherz und Lachen zeigte sie Armin die Liebesbriefe, die sie empfing, und begriff es nicht, daß er sich ärgerte. War es denn nicht schön, die Menschen sich so geneigt zu sehen? Besonders für ihn, der eine um so grimmigere Maske aufsetzen mußte, je holder sie lächelte!

Ja, sie war nicht zu ändern, die Helene, in ihrer Harmlosigkeit und gefährlichen Eroberungssucht, die mehr und weniger als Koketterie war.

In diesem zweiten Winter bat er sie, nicht zu tanzen. Sie gehorchte, aber er merkte, daß sie ein bißchen melancholisch wurde, besonders an Abenden, da sie in der Oper gewesen waren und heimkehrten. Er versuchte auf zärtliche Weise zu erfragen, was sie eigentlich vermisse. Sie sah ihn voll Liebe an, über der ein feiner Schatten der Wehmut zitterte. Ja, das wüßte sie nicht. Ob sie ihn nicht mehr liebhätte? Genau so lieb wie immer. Ratlos bat er die Tante, zu ihnen hinauszukommen. Vielleicht erriet die mehr als er. Die Tante blieb einige Tage bei ihnen und war stets mit Helene zusammen. Als sie wieder abreiste, sah er ihr forschend in die Augen. Aber sie blinzelten ihm vergnügt zu. Es konnte also nichts Tragisches sein, um was es sich handelte.

Im Winter einmal, als Armin heimkam, empfing ihn Helene mit einem Gesicht wie jemand, der kein ganz reines Gewissen hat. Er, der den leisesten Ausdruck ihrer Mienen kannte, erschrak. Was war los? Als er ins Haus trat, es war sechs Uhr, klang ihm ein vielstimmiges Pink, Pink, Pink, vom höchsten Diskant bis zum tiefsten Baß, entgegen. Was war das? Er eilte von einem Zimmer ins andre, blieb in jedem einen Augenblick stehen und betrachtete etwas. Zuletzt brach er in helles Lachen aus und umschlang seine Gattin. Die liebe Helene hatte in jedem Wohnraum eine Schlaguhr aufhängen lassen, und alle waren so genau reguliert, daß sie im selben Augenblick schlugen. Sogar eine Kuckucksuhr rief hinein.

„Mädel, bist du verrückt geworden?" Er faßte seine Frau an den Händen und blickte ihr ins Gesicht. Sie lächelte wie die Sonne im November.

„Wenn du abwesend bist und ich allein bin, dann ist's so still und dann werde ich traurig, und deshalb hab' ich die Uhren aufgehängt ..."

Also das war's! Sie begann sich einsam zu fühlen. Er stutzte und wurde ernsthafter. Das war die gefährliche Klippe im Leben der jungen Frau.

„Wollen wir unsre Villa verkaufen und in die Stadt ziehen?" Nein, niemals! Ihr liebes Landhaus verlassen, nein!

„Willst du eine Gesellschafterin haben?"

Sie schüttelte den Kopf.

Er kaufte ihr Vögel, stellte blühende Blumen in ihre Zimmer und schaffte Hunde an. Sie freute sich zuerst in ihrer lebhaften Art darüber, aber die Vögel und Hunde, die Uhren und Blumen stellten geringe Ansprüche an sie, und sie hatte so reiche Schätze zu verschenken.

„Hast du mich so wenig lieb?" fragte er und forschte in ihrem Gesichtchen, „genüge ich dir denn nicht?"

„Ach, dir kann ich nur so wenig Liebes erweisen, du bist immer der Gebende, du bedarfst keiner Opfer von mir."

Opfer bringen wollte sie. Er begann die wunderbar geheimnisvollen Gänge der Natur in ihr zu ahnen, er glaubte sie zu verstehen. Aber war er allmächtig? „Laß mich dein Kind sein, Helene, wie du meines bist," sagte er und küßte die Tränen von ihren Wimpern.

Sie sah sich von ihm durchschaut und bemühte sich, heiter und fröhlich zu erscheinen, um ihm das Herz nicht schwer zu machen. Aber er ließ sich nicht täuschen. Ein Schatten begann sich auf seine Stirn zu senken. Mußte er nicht bangen für sie, die sich einsam fühlte? Gerade in solchen Augenblicken ist das Frauenherz allen Torheiten am zugänglichsten. Nicht mehr die kindische Lust, durch ihren Anblick Freude zu erwecken, mochte sie dazu treiben, über die Mauer ihres Hauses zu schauen. Sehnsucht würde es jetzt sein, Sehnsucht, etwas zu finden, das jenes Bedürfnis ihres Herzens sättigte, das er nicht stillen konnte.

Ausgangs Winters, als der Schnee geschmolzen war und das erste Grün hervorbrach, nahm sie wieder ihre weiten Spaziergänge auf. Fox und Bella, ihre beiden Collies, begleiteten sie. Armin runzelte die Brauen; einwenden konnte er nichts dagegen, hatte er ihr nicht auch früher Freiheit gewährt?

Weshalb wurde er jetzt eifersüchtig? Auf wen? Er erwog im stillen immer wieder den Gedanken,

doch das Landhaus zu verkaufen und ganz nach der Stadt hineinzuziehen. Da war er stets in ihrer Nähe.

Mit den beginnenden Frühlingstagen zeigte sich endlich ein fröhlicherer Zug in ihrem Gesichtchen. Sie schien ihre alte Munterkeit zu finden, ja, etwas Neues gesellte sich hinzu. Sie wurde zerstreut, war bald voll unmotivierter Weichheit, bald ausgelassen wie ein Junge, bald geheimnisvoll versonnen. Dazu wurde sie unpünktlich. Was bis jetzt nie vorgekommen war, sie fehlte, wenn Armin heimkehrte zum Mittagessen, und erschien sie, so war sie abgehetzt und fahrig, gab verkehrte oder ungeduldige Antworten, so wie jemand, dessen Gedanken weit fort weilen. Was war mit ihr vorgegangen? Armin versuchte einige Male, die Ursache ihrer Veränderung zu erfahren, aber sie hatte nur scherzhafte Antworten auf all seine Fragen.

Von Tag zu Tag veränderte sie sich mehr. Manchmal hatte sie schon das Haus verlassen, wenn er vormittags nach der Stadt fuhr. Wo war sie? War sie allein oder — mit einem zweiten zusammen? Armin fühlte sein Herz von Qualen zerrissen, nicht allein von der Eifersucht des Gatten, auch vom Kummer des Menschen, der sich im Glauben an die Ehrlichkeit eines teuern Menschen getäuscht sieht. Sie hatte ihr Wort gebrochen, ihr Versprechen vergessen, ihm stets offen mitzuteilen, was sie innerlich und äußerlich erlebte. O, wenn sie das noch getan hätte wie früher! Und wenn sie ihm selbst das herbste Herzeleid zugefügt hätte, wenn ihr rascher, leicht empfänglicher Sinn wirklich jemand gefunden hätte, der ihre Einbildungswelt entflammte, Armin würde bei ihrem Bekenntnis, so wie damals an der See, die Arme um sie geschlungen und in treuer Liebe ihr beigestanden haben, ihre Torheit zu überwinden.

Nur Wahrheit, Wahrheit!

Adelt sie nicht selbst die tiefste Verirrung und bewahrt sie davor, Gemeinheit zu werden?

Die Schläfe hämmernd, das Herz schwer, so fuhr er zur Stadt, kehrte heim, fuhr wieder hinein und fand, zurückgekehrt, dieselbe geheimnisvolle Atmosphäre in seinem Haus, die ihn zur Verzweiflung brachte.

Und Helene zur Enthüllung drängen, sie ausholen wollte er nicht. Er wollte warten, bis sie von selbst zu ihm kam und ihm ihr Herz öffnete. Wenn sie ihre alte Offenheit nicht mehr für ihn fand, dann war ja so wie so alles für ihn verloren.

Eines Tages, mitten in seine Akten vertieft, ergriff ihn solche Unruhe, daß er die Papiere von sich schob, Unwohlsein vorschützte und nach Hause fuhr. Es war zwei Stunden früher, als er sonst heimzukehren pflegte, und sie konnte seine Ankunft noch nicht voraussetzen. Die Dienstleute vermochten ihm nicht Auskunft zu geben, wo sie sich augenblicklich befand. Er suchte zuerst auf ihren Lieblingsstellen im Park nach ihr, dann ging er ins Haus und auf ihr Zimmer. Im Augenblick, als er die Tür öffnete, sprang sie erschreckt von ihrem Schreibtisch auf, wandte sich zurück, schob hastig etwas in die Lade und bot ihm erst dann die Lippen zum Kuß. Mein Gott, wie er sie erschreckt hätte! Weshalb war er schon heimgekehrt? Er wäre doch nicht unwohl? Ja, es sei ihm nicht ganz wohl, warf er gleichgültig hin, und sie glaubte seinem entfärbten Gesicht und legte die Arme um ihn. War es nicht, als ob sich zwei Schlangen um seinen Hals ringelten? Doch er mußte beherrscht bleiben, wollte er sich nicht verraten. Mit einem halben Blick nach der Schreibtischlade, die sie unverschlossen gelassen hatte, sagte er: „Komm hinab, wir wollen ein wenig an die Luft gehen."

Sie nickte bereitwillig. „Warte nur einen Augenblick, ich will mich rasch fertig machen. Geh einstweilen voraus."

‚Aha,' dachte er, ‚sie will mich hier nicht allein lassen, damit ich nicht über ihre Geheimnisse komme.' Er tat, als ob er ihren Willen erfülle, und folgte ihr auf der Ferse nach. Sie setzte ihr Hütchen auf, nahm die Schleppe hoch, dann gingen sie miteinander durch den Garten ins Freie. Ihre Blicke hingen heimlich an ihm.

„Weißt du auch, daß du mir in der letzten Zeit gar nicht mehr gefällst? Du siehst so eigentümlich aus. Bist du wirklich krank, Armin?" Sie blieb stehen und sah ihn ratlos an wie ein Kind, dessen Herz ein Geheimnis beschwert.

Kam es jetzt? Er harrte ein paar bange Minuten lang, aber — es kam nicht. „Lieber Armin," sagte sie nochmals im Ton weichster Zärtlichkeit und schmiegte ihr Gesicht an seines. Und er fühlte ihre Tränen auf seiner Wange. War das ein — Geständnis? Gott! Er krallte die Finger in die Handflächen, sann einen Augenblick nach, dann machte er sich mit jähem Ruck von ihr los. Es ging nicht mehr. Es zersprengte ihm die Brust. Mit einer ihm selbst fremden Stimme sagte er: „Ich habe ja den Brief vergessen, den ich noch aufgeben wollte; warte einen Augenblick, ich bin gleich wieder hier."

Bevor sie noch ein Wort entgegnet, war er von ihrer Seite und eilte durch den Garten ins Haus zurück. Er weiß kaum, wie er in ihr Zimmer gelangt, die Schreibtischlade aufreißt und einen kleinen Zettel mit einer anscheinend sehr verstellten Handschrift herausfindet.

„Liebe Helene, ich komme also Sonnabend nachmittag" — heute war Freitag! — „um vier Uhr zu Dir. Sei wieder wie neulich an der Gartenmauer, es war so schön, wie Du mit dem weißen Tuch gewinkt hast. Dein Viktor."

Armin sieht alles rot vor den Augen. Er hat sich also nicht getäuscht. Um vier Uhr. Da pflegt er noch in den Akten vertieft in seinem Bureau zu sitzen. Die Elende! Die Betrügerin! Und er kramt weiter. Da liegt noch ein Zettelchen. Nur „Liebe Helene!" steht darauf. Sie scheinen sich noch gegenseitig anzustammeln. Wie im Fieber wühlt seine Hand in den Papieren. Briefe der Tante, Briefe einer Freundin Helenens, die sich vor längerer Zeit ins Ausland verheiratet hat. Ach, diese Briefe alle kennt er Wort für Wort. Sie hatte ja nie ein Geheimnis vor ihm gehabt! Nie war ihm ihr Schreibtisch verschlossen gewesen, nie erschrak sie, wenn er sie beim Schreiben antraf, nie war ihr eingefallen, etwas vor ihm zu verbergen. Sie war wie ein Kind gewesen, sonnenehrlich; und sie hat er verloren! Und an wen? Er kann nicht einmal zu dem Schurken hinstürmen und ihn fordern, denn er kennt ja nicht seinen — Namen.

Viktor?!! . . .

Er eilte in sein Zimmer, untersuchte seinen Revolver und lud ihn. Dann wollte er ihn zu sich stecken, besann sich aber, daß noch eine Nacht und ein halber Tag zwischen ihrer Verabredung lag. Er kehrte wieder an den Schreibtisch zurück, fand aber nichts weiter. Natürlich. Die Liebesbriefe, die sie ihm nicht zeigt, wird sie auch nicht aufheben! Wie in einen schwarzen Schlund fühlt er seine Zukunft versinken. Morgen um die Zeit ist er vielleicht schon zum Mörder geworden. Denn was soll er erst Worte und Karten mit dem Schurken wechseln? Der dem Dieb eine Kugel ins Herz jagt, ist frei vor seinem Gewissen, er hat nur sein Eigentum verteidigt . . .

Unten im Garten, auf dem breiten Kiesweg, ertönen Schritte. Helene, des Wartens müde, kommt langsam heran. Oder — hat sie Verdacht geschöpft? Bis morgen noch muß er Komödie spielen, damit sie nichts ahnt und den andern etwa — warnt.

Armin eilt ins Speisezimmer, reißt den Wandschrank auf und hebt eine Kognakflasche an die Lippen. Er leert sie zur Hälfte, dann geht er in den Garten hinaus. Er fühlt Feuer in seinen Eingeweiden, aber — seine Aufregung ist vor ihr motiviert, sie wird nichts ahnen.

„Schöne Frau," sagt er, die funkelnden Augen über sie gleiten lassend, „ich kann nicht weiter mit dir spazieren gehen. Mir war flau, und da habe ich Kognak, viel Kognak getrunken, und jetzt liegt mir ein Nebel vor den Augen. Laß mich allein, ich gehe auf mein Zimmer, um mich auszuschlafen."

Sie blickt ihn ganz verblüfft an, will etwas entgegnen, doch er wehrt ab.

„Ruhig, schöne Frau," brennende Röte jagt über seine Wangen, „morgen ist auch noch ein Tag."

Da streckt sie ihm die Hände entgegen. Er bricht in Gelächter aus, markiert die Schritte eines Betrunkenen und geht hinauf.

Ihre Brauen rücken besorgt zusammen, sie folgt ihm zögernd, hört, wie er den Riegel barsch vor das Schloß schiebt, und geht wieder hinab. Ein durchdringender Alkoholgeruch, der aus dem Speisesaal dringt, läßt sie dort eintreten. Am Boden liegt die Karaffe in Trümmern. Es sieht so aus, als ob sie ausgeleert worden wäre. Helene schüttelt den Kopf, das hat sie noch nie an Armin erlebt. Weshalb tat er es nur? Aber „Frage nie deinen Mann nach dem Grund seiner Handlungen, das reizt ihn nur, und die Wahrheit sagt er deshalb doch nicht, wenn er sie anderswie nicht sagt". Die kluge Tante riet recht. Helene hatte ihren Rat stets befolgt. Doch vielleicht — sie schritt abermals hinauf und sagte zärtlich an seiner Tür: „Armin, darf ich nicht ein bißchen zu dir hinein, nur ein bißchen? Ich möchte dir einen kalten Umschlag um die Stirn machen, ja? Bitte!" . . .

Es kam keine Antwort. ‚Er schläft wohl schon,' dachte sie und ging behutsam hinab.

Er schlief nicht. Er war auch gar nicht berauscht. Er konnte sehr viel trinken, ohne berauscht zu werden. Er lag, von seinem starken Willen geknebelt, wie ein Schwerleidender auf seinem Bette. Er durfte sich nicht verraten, sonst entging ihm die Abrechnung morgen. Er hatte Helenens Stimme wohl vernommen. Ein Zittern war durch seinen Körper geflogen, und er hatte gebetet: „Herr Gott, laß mich nicht wahnsinnig werden!"

Am andern Tag, schon in der ersten Frühe, ist er im Garten unten. Im Garten, über dem die Morgensonne liegt, in dem die Amseln und Finken jubeln, in dem die Knospen glücklich ihre Köpfchen zur Sonne heben. Es ist ein stilles Abschiednehmen, mit dem er unter ihnen allen wandelt.

Heute nachmittag wird es finster um ihn werden. Es ist ihm eigentümlich zumute. Wie einem, für den die Geschäftigkeit dieser Erde bald verklungen sein wird . . .

Bevor noch Helene zum Frühstück herabkommt, ist er bereits auf dem Weg zum Bahnhof. Er hat ihr durch ihre Zofe einen guten Morgen entbieten lassen und daß es ihm besser ginge und er wie gewöhnlich heimkehren würde. Kaum in der Stadt angekommen, begibt er sich auf einem seitlichen Fußpfad wieder auf den Heimweg zurück. Er will, ohne daß ihn jemand sieht, in einen wenig begangenen Teil seines Parkes zurückgelangen. Sumpfiges Erdreich erstreckt sich dort bis an ein kleines Wäldchen. Er ist ein guter Kletterer. An seinem Ziel angekommen, hat er sich mit einem Satz über die Gartenmauer geschwungen, trägt dürres Erdreich zusammen und macht sich einen Sitz zurecht. Hier in der Wildnis, im Schatten dicht aneinander stehender Tannen wird er den Nachmittag heranwarten. Er greift nach seiner Brusttasche und befühlt prüfend den harten Gegenstand darin. Seine Augen schmerzen von der fürchterlichen, schlaflos verbrachten Nacht, und doch müssen sie heute nachmittag hell und klar sein und seine Hand muß ruhig sein, um sicher zu zielen. Er schließt die Wimpern und läßt den Kopf in die Hände sinken.

Langsam macht die Sonne ihren Bogen, sie steht nicht mehr senkrecht über seinem Haupt, die Schatten verlängern sich. Ein wunderbar weicher Wind hebt an, eine Amsel in der Nähe lockt in den süßesten Tönen, eine andre antwortet. Leise Flügelschläge rauschen vorüber, dann ruft's: Kuckuck, Kuckuck . . . Wie oft hatten sie diesem neckischen Ruf gemeinsam gelauscht! Gott, nur nicht weich werden, nur das nicht! Er zieht die Uhr heraus. Drei! Noch eine Stunde. Weshalb hat er eigentlich sein Testament nicht gemacht? Er hinterläßt seine Papiere ungeordnet. Er hat nie ans Sterben gedacht, er, an ihrer Seite! Jetzt ärgert er sich darüber. Er besitzt einen armen Jugendfreund, der brustkrank, dazu Vater einer zahlreichen Kinderschar ist, weshalb hat er ihn nicht mit einem Legat bedacht? Der arme Teufel würde sein Andenken gesegnet haben. Wäre wohl der einzige gewesen, der es tat, denn sie? Wenn er ihr den Geliebten raubt und sie obendrein zur Gattin eines Selbstmörders macht, sie wird es nicht tun. Er grübelt vor sich hin, eine Minute lang erschöpft ihn die innere Aufregung so, daß er nahe daran ist, bewußtlos zu werden, da ermannt er sich gewaltsam und reißt die Uhr heraus. Dreiviertel vier. Auf denn! Ein grelles Licht breitet sich vor seinen Augen aus, um plötzlich in die tiefste Finsternis überzugehen. Kraft, Kraft, nur noch einige Minuten lang Kraft! Er tastet sich vorwärts, behutsam wie ein lauerndes Raubtier. Der Boden unter

seinen Füßen wird fester, die Bäume beginnen in weiteren Abständen zu stehen, das Licht wird goldiger, weicher, Vogelstimmen erklingen in lieblichen Chören, man hört das Rauschen der kleinen Fontäne vorm Haus. Nun Vorsicht. Wo, in welcher Richtung mag sie sich über die Mauer neigen, um dem nahenden Freund das Zeichen zu geben? Plötzlich muß Armin an sich halten, um nicht aufzuschreien. Er hat sie erspäht. Im weißen langen Kleide, das Haar geöffnet, das goldene, herrliche Haar! Einen zarten Blütenzweig wie ein Diadem um die Schläfe gewunden, so schreitet sie in Gedanken versunken dahin, die paar Stufen hinauf, die in das kleine Lusthäuschen führen, das keck über die Gartenmauer hinaus ins Freie lugt. Hier stützt sie sich auf die Umfriedung und blickt in die Felder hinaus. Armin folgt ihr mit zurückgehaltenem Atem. Er kauert sich ins Gebüsch in der Nähe und belauert sie. Sowie sie das Zeichen gibt, wird er hervorstürzen. Wie sie lächelt, wie ihre Wangengrübchen sich vertiefen, wie die blauen Augen leuchten und der sanfte, weiche Zug ihr ganzes Gesicht verklärt! Da, zieht sie nicht das Tüchlein hervor und erhebt es in der weißen Hand?

Einen Augenblick lang scheint es Armin Nacht zu werden, dann reißt er den Revolver heraus und schwingt sich auf die Mauer. Seine Hand hebt die Mordwaffe auf, seine blutunterlaufenen Augen spähen hinaus. Da naht der Verbrecher, der Zerstörer seines Glückes. Er trägt unförmig große Schuhe, ein rotes Westlein mit Achselbändern, das fadenscheinige Röcklein hat er ausgezogen und über die Schulter gehängt, die kleine Faust hält einen angebissenen Apfel umspannt. Wie es die schöne Frau erblickt, beginnt es freudig zu laufen, das ganze Menschlein, das nicht höher ist als eine Armeslänge.

„Viktor! Junge!“ Sie verläßt ihren Platz, rennt hinab, um ihm die Gartentür zu öffnen, und schreit auf. Zwei zitternde Arme haben sie umschlungen. Ein todblasses Antlitz preßt sich an das ihre ... Zuerst sinnloses Stammeln, dann flüstert's an ihr Ohr: „Du Hehlerin! Was kommt da zu dir gelaufen, während du mich abwesend glaubst?“

Sie gleitet auf die Knie nieder und richtet das reine Antlitz bittend auf. „Armin, schenk mir das Bübchen! Es ist eine Waise, hat nicht Vater noch Mutter. Der Weber im Dorf drüben hat sich seiner erbarmt, der arme Weber, der seine eignen fünf Kinder kaum ernähren kann. Und der Junge ist so klug und gut, mit seinen vier Jahren kann er schon fast lesen —“

„Und Liebesbriefe schreiben —“

„Ach,“ lacht sie mit ihrem goldenen Lachen, „hast du sie gelesen? Die Weberin hat ihm dabei die Hand geführt ... O, ich schleppe mich ja schon so lange mit der Bitte an dich herum. Armin, Liebster, Vögel und Hunde und Blumen hast du mir geschenkt, aber die bedürfen meiner alle nicht so nötig wie dieses kleine Häufchen Unglück ...“

„Helene, Liebe, steh auf,“ er hebt sie an seine Brust, „sag, wenn aber — wenn der Himmel dir selbst einen kleinen Viktor schenkt, wird dir der andre nicht zur Last fallen?“

„Im Gegenteil,“ ein Ausdruck warmer Güte tritt in ihr Gesicht, „dann erzieh' ich m e i n e m Viktor in dem andern Viktor einen Freund fürs Leben. Da sieh, wie er sich das Näschen an den Gitterstäben der Gartentür plattdrückt.“ Sie zieht Armin mit sich und öffnet. Und da steht der winzige Knirps und hebt den Kopf hoch und sieht Armin fragend ins Gesicht.

Armin aber weiß, daß mit dem Einzug dieses kleinen Menschleins in sein Haus alle drohenden Stürme, alle unruhigen Tage vorbei sein werden. Die bildungsfrohen Hände, der schöpferische Drang seiner Helene, die opferfreudige Güte ihrer Frauenseele hat da ihren Boden gefunden, auf dem sie hegen und pflegen und formen darf nach Herzenslust. Und Armin legt seine Hand auf das junge Köpflein.

„Weil sie dich liebhat, sollst du auch mir lieb sein. Und du sollst mir willkommen sein um ihretwillen ...“

Nebel und Sonne

Ich zog im Nebel durch Schlick und Moor,
Träumte von Liebe,
Die ich verlor.

Schritt mit der Sonne durchs Heideland —
Träumte von Liebe,
Die mir erstand!

Elimar von Monsterberg



Im Manöver: „Aber, Herr Leutnant!“
Nach einer Zeichnung von Carl Becker (München)



Bu Hamara,

der marokkanische Thronprätendent

Von

Fritz Ohle, Köln

(Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

„Bu Hamara," so schrieb mir vor einiger Zeit Mr. Maclean, der europäische Instruktor der marokkanischen Truppen, „macht unter den zahlreichen Rebellen, die in den letzten Jahrzehnten den Scherifenthron bedroht haben, eine rühmliche Ausnahme. Er ist kein Bandit gewöhnlichen Schlages wie Raïs Uli, der Räuber des Amerikaners Perdicaris, oder wie der Scheik Ben Sinzah, der jahrelang die Geißel Marokkos war, sondern Bu Hamara ist edler Regungen fähig, immerhin eine Art von Heldengestalt, wie die lange und blutige Rebellengeschichte Marokkos keine aufzuweisen hat. Aus diesem Grunde ist er gefährlicher als alle seine Vorgänger. Er besitzt Charaktereigenschaften, die ihn zum Rebellen geboren erscheinen lassen. Er hat nicht nur Talent, sondern er ist auch klug — dabei energisch und maßvoll in allen seinen Unternehmungen. Die Stämme in den Atlasbergen verherrlichen ihn als Nationalhelden, und in jeder marokkanischen Duar erzählt man von seinen kühnen Taten mit derselben Begeisterung, wie man es noch heute in jeder Hütte der schottischen Hochlande von Robert Bruce zu tun pflegt. Er hat im Volke, namentlich im Süden, großen Anhang, und er dient seiner Sache damit, wenn er dem Sultan Verlegenheiten, namentlich dem Auslande gegenüber, bereiten kann. In dem heutigen Marokko ist alles möglich. Raïs Uli ist Gouverneur geworden. Für den Thron des Sultans selbst halte ich Bu Hamara zwar für ganz ungefährlich, — aber er wird vielleicht über kurz oder lang Großwesir des Sultans werden. Wer es in Marokko zu einem einflußreichen Staatsamte bringen will, der muß nach dem Muster des Raïs Uli zuerst Rebell werden und mit seinem Anhang die Steuerzahlungen verweigern." —

Das sind bemerkenswerte Worte des alten, erfahrenen und ehrlichen Maclean, die viel zu denken geben und ein helles Schlaglicht werfen auf die in Marokko herrschenden Zustände.

Die Zustände haben sich in den letzten Jahren in Marokko allerdings bis zur Unerträglichkeit verschlechtert. Im ganzen Lande herrscht wilde Anarchie, kein Europäer ist dort seines Lebens und seiner Habe sicher. An eine friedliche Erforschung des Landes, an eine Aufschließung desselben für den Handel und Verkehr ist vorläufig nicht zu denken. Der junge Sultan Abdul Asis ist zwar ein gutmütiger, talentvoller Mensch, der absolut nichts an sich hat von einem orientalischen Despoten, aber er ist kein Fürst und Herrscher, wie ihn das in allen Fugen krachende Reich nötig hätte, der es verstände, seinen Fuß auf die steifen Nacken der rebellischen Scheichs zu setzen. Abdul Asis ist ein gesunder, kräftiger Jüngling mit fast frauenhaften Gesichtszügen, der nicht für die Freuden des Harems schwärmt. Er liebt den Sport, namentlich das Radfahren und Reiten, er hat Interesse für die Musik und die

Malerei, — aber er zeigt wenig Lust und Verständnis für die Fragen der Politik, für die Zustände in seinem Lande und die Bedürfnisse seines Volkes. Er beklagt sich über sein hartes Geschick, als Sultan geboren zu sein, und überläßt die Sorge für die Regierung seinen Günstlingen, namentlich seinem in letzter Zeit bei Gelegenheit des Kaiserbesuches in Tanger vielgenannten Oheim, in dessen harten Händen Abdul Asis ein willenloser Spielball ist.

Es ist zwar richtig, unter den bestehenden Verhältnissen aber zwecklos, daß man den Sultan für die Taten seiner unbotmäßigen Scheichs verantwortlich machen will. Ich selbst habe während meines Aufenthalts in Marokko recht bittere Erfahrungen gemacht und schwer unter den unvernünftigen Maßnahmen der dortigen Mißregierung, die ihre Spitze mit Vorliebe gegen jeden Ausländer richtet, und den Uebergriffen der Scheichs gelitten, denen in der letzten Zeit wiederholt friedliche Europäer zum Opfer gefallen sind. Ich erinnere an den Tod des Dr. Genthe, eines in jeder Weise liebenswürdigen Mannes und tüchtigen Gelehrten, der mir persönlich nahegestanden hat. Der Tod des Dr. Genthe, den ich auf die Rechnung des Raïs Uli, des jetzigen Gouverneurs von Fez, setze, ist leider noch nicht gesühnt, obgleich man dafür einem armen unschuldigen Teufel den Kopf abgeschlagen hat.

Bu Hamara, den unser Bild zeigt, ist ein kraftvoller Mann von siebenunddreißig Jahren, ein echter Berbertypus, mit ebenmäßigen, angenehmen Gesichtszügen. Ich habe ihn persönlich kennen gelernt. Er hält viel auf die äußere Eleganz seiner Person. Er ist nicht besonders mitteilsam und verrät auch nichts von seinen Absichten. Aber er ist gut unterrichtet, spricht ziemlich gut Französisch und besitzt über europäische Verhältnisse ganz vernünftige Ansichten, die er aus den zahlreichen in seinem Besitz befindlichen französischen Büchern geschöpft hat. Bu Hamara ist anders geartet als sein Parteigänger Raïs Uli, er ist vor allen Dingen ehrlicher und nicht so heimtückisch und hinterlistig wie dieser. In ihrem Haß und ihrer Verachtung gegen alle Ausländer, namentlich gegen die Franzosen, sind sie beide gleich. Bu Hamara hat sich bisher nur als tüchtiger Bandenführer und tapferer Draufgänger gezeigt; einen diplomatischen Befähigungsnachweis hat er im Gegensatz zu Raïs Uli noch nicht erbracht. Wie die Verhältnisse in Marokko durch das jetzige Eingreifen Deutschlands in die marokkanische Frage sich gestalten werden, ist schwer zu sagen; die Lage daselbst, namentlich im Süden, ist augenblicklich verwirrter denn je. Friedlich, darüber sind sich wohl alle Kenner der dortigen Verhältnisse klar, wird die marokkanische Angelegenheit sich nicht aus der Welt schaffen lassen. Auch Bu Hamara, den ein bekannter französischer Staatsmann wohl zu unrecht den kommenden Mann seines bis in die Grundfesten zerrütteten Vaterlandes genannt hat, wird Marokko kaum vor dem Untergang seiner Selbständigkeit bewahren können; ihr sicherster Hort ist bislang die Uneinigkeit der europäischen Mächte.



Landschaftsbild aus dem südlichen Marokko

Ein Drama unter der Erde

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Von einer wunderschönen Blume will ich erzählen. In einem halben Augusttage hat mich der Schnellzug aus dem glühendheißen, rasselnden und dröhnenden Berlin heraufgetragen in das stille Reich Rübezahls, an den Nordabhang des Riesengebirges. Ein Kontrast, der fast etwas Gespenstisches hat. Fort ist der Kampf der Erde. Der Blick sinkt in ein Meer grüner Matten mit weißen und goldenen Blütenpunkten, blauer, endlos in Wellen ansteigender Fichtenwälder. Eine unendliche Weite — und unendliche Stille. Ich lagere zwischen Granitblöcken am Rain eines Birkenwäldchens, das die Wiesen umfluten wie eine selige Insel. Leise schaukeln die schönen, schneeig weißen Birkendryaden über mir ihr smaragdgrünes Haar. Hier ist der Frieden! Ein goldener Zitronenfalter schwebt vorbei wie ein verfrühtes Herbstblatt. Erst ganz allmählich findet der betäubte Sinn sich in diese heilige Stille, mit der der Berggeist spricht. Das Auge beginnt mit den kleinen lieben Naturdingen in nächster Nähe zu spielen, als sei es wieder ein Kind.

Da stehen bunte Blumen rings um mich her, ein ganzes farbenfrohes Volk, vom Sonnenrain einwärts in das Gehölz hinein sich ordentlich niederduckend wie eine rechte Gnomenschar unter die ersten Buschzweige, sich einschmiegend in das hohe Gras. Im ersten Moment ist es, als seien zwei Pflanzensorten in der Farbenschöne eng durcheinander gewirrt. Die eine blüht leuchtend gelb, die andre im herrlichsten Violett. Aber die gelben Blütengesichtchen liegen Wange an Wange über all den violetten. Nein, es ist ein und dieselbe Pflanze, die am gleichen Stengel zweierlei verschieden gefärbte Blüten trägt. Ich greife hin, und mein dumpfer, noch gar nicht wieder an schlichtes Naturschauen gewöhnter Blick erkennt jetzt erst des kleinen Rätsels Lösung. Es ist mein alter Freund: der Wachtelweizen (Melampyrum).

Jedes seiner schlanken, mit kleinen Blättchen besetzten Zweiglein trägt am Kopfende scheinbar ein feines Sträußchen gelber Löwenmäulchen, darüber aber ganz als letzten Schopf noch ein zweites Sträußchen wundervoll violetter Blümchen. In Wahrheit sind aber nur die Löwenmäulchen echte Blüten. Der violette Schopf besteht aus Deckblättern, die aber mit in die lockende Farbenwirkung hineinverarbeitet sind. Schon unterhalb der gelben Blüten ist es reizend zu verfolgen, wie in den grünen Blättern ein blauer Schein wie ein Puderfleck da und dort auftaucht. Erst ist so ein Blatt noch unten einfach grün, aber schon oben halb blau. Dann schlägt das Blau auch nach unten über, und oben wird es so strahlend violett, wie es sonst nur die echteste Blüte selber ist. Dabei ändert sich aber die Blattform an sich nur unbedeutend, und so entsteht das fremdartige Schauspiel „blauer Blätter". Wenn die Birken da oben solche Blattfarbe entwickelten: welch ein Schauspiel, — ein veilchenblauer Wald!

Fast scheut die Hand sich, eine so wunderbare Pflanze zu brechen. Ist es nicht das rohe Gebaren noch des Weltstadtmenschen, des groben Kämpfers, das in diesen idyllischen Frieden greift? Hüte dich, du Großstadtbarbar, Rübezahl schützt seine Kinder. Du kannst nur stürzen, zertreten und vernichten. Lerne erst wieder, was Bergfrieden, was Pflanzenfrieden ist.

Ich stütze das Haupt auf die Hand. Und der Blick meines Geistes dringt in die dunkle Erde unter dieser blütenüberwogten Grasnarbe. Du bist ein alter Schalk, Rübezahl. Nicht umsonst sieht dich der Volkswitz im Bilde eines alten, struppigen Waldonkels, der ein bißchen Wettermacher ist und ein bißchen Schwindelmeier. Es ist richtig, unsre Großstadt da unten kämpft mit einem furchtbaren Spektakel. Bei dir dagegen ist es still wie am Tage des ewigen Gottesfriedens. Aber gekämpft wird bei dir so herb und so blutig wie da unten. Bei uns kämpfen sie über der Erde, — wenn sie darunter sind, sind sie still. Bei dir fächeln die sanften Birken Ruhe, — und tief da unten im schwarzen Erdreich tobt der Zwist, der schaurige Zwist der schweigend fressenden und der schweigend gefressenen Pflanze.

Es war vor Jahr und Tag. Da legten sinnige Naturdenker botanische Gärten an. Die freie Pflanze aus Wald und Feld sollte im umhegten Raum vor den Augen des Beobachters ihre Geheimnisse ausplaudern. Auch der Wachtelweizen mit seiner ergreifenden Farbenpracht war rasch erwählt, als Schaustück dort zu prangen. Man hatte seinen Samen eingeheimst und einem gutgejäteten Gartenbeete anvertraut. Kein zu nah benachbartes Pflänzchen, vor allem das so gern in jedes Beet sich einschmuggelnde Gras nicht, sollte die Keimlinge stören. Aber als der Wachtelweizen wirklich keimte, nahmen die Dinge einen ganz andern Verlauf als bei ndern schönen Wald- und Wiesenpflanzen unsrer Heimat. Die Keimpflänzchen welkten nach kurzer Frist sämtlich wieder ab. War hier ein so entschiedener Wildling gegeben, daß er lieber starb, als im Bann des Menschen sich entwickelte? Eines Tages sollte sich das Wunder der Freiheit ganz anders klären. Die jungen Wachtelweizenpflänzchen gingen ein, weil sie — Hungers starben. Und sie starben Hungers, weil sie nicht räubern konnten. Sie starben, weil sie wilde Räuberbrut waren, denen die brave, ringsum jätende Hand des Gärtners die Gelegenheit abgeschnitten hatte, über andre Pflanzen herzufallen und ihnen bei lebendigem Leibe die Kraft aus den Adern zu saugen.

Wenn der junge Keim unsrer schönen Pflanze sich zu strecken und zu entfalten beginnt, so entsendet er zunächst ganz brav wie andre seinesgleichen



Kaffeeklatsch

Nach einer Zeichnung von Franz Jüttner (Berlin)

in Floras Reich ein pfahlhaft senkrecht eingetriebenes Würzelchen nach unten. Von diesem Wurzelpfahl streben alsbald dann seine Aestchen nach den Seiten aus, alles im Rahmen hergebrachten „ehrlichen Erwerbs". Denn diese Wurzel ist im Haushalt der höheren Pflanze eine Lippe, Zunge und eine Art Magen sogar: unablässig muß sie, abgesehen von ihrer Stützrolle für den mechanischen Halt des ganzen Pflanzenhauses, mit ihren feinen Haaren schlecken und saugen, muß Wasser pumpen und durch ätzende Säfte den Erdboden auf seine brauchbaren Nährstoffe hin anschneiden, verdauen und gelöst in den Nährhaushalt überführen. Denken wir uns im groben Bilde eine solche Wurzel in ihren feinsten Verzweigungen wirklich als einen Haufen wimmelnder Mäuler auf dünnen Hälsen, die in das Erdreich auf der Suche nach Wasser und allerlei Elementen eintauchen wie eine gründelnde Ente, die „Kopf unterm Wasser, Schwanz in die Höh'" auf ihrem Teich schwimmt. Ein Polyp (Tintenfisch) mit seinen vielen Fangarmen voll saugender Schröpfköpfe gäbe vielleicht einen noch besseren Vergleich, wenn er auch nicht mit seinen Armen frißt. Wenn zwei solcher Enten oder solcher Polypen zufällig nebeneinander in die Tiefe hinabangeln, so wird ihnen das gemeiniglich nicht eben angenehm sein, und, soweit tunlich, wird jeder dem andern möglichst aus dem Wege gehen. In der Wildnis am Waldrain wird auch dem jungen Würzelchen des Wachtelweizens bald geschehen, daß es diesem oder jenem saugenden Polypenarm einer benachbarten zweiten Pflanze unten begegnet. Vor allem das überall eindringende gewöhnliche Gras muß ihm so in der Mehrzahl der Fälle in den Weg kommen. Hier gerade aber vollzieht sich das Absonderliche, das Unerwartete.

Denken wir uns in jenem Bilde zweier Enten, die zufällig nebeneinander köpflings ins Wasser hinein gründeln, es packte plötzlich der eine Entenkopf den andern, schlüge seinen Schnabel ihm in den Kropf und holte ihm gewaltsam die eben eingeschluckte Nahrung wieder fort. Oder nehmen wir es anschaulicher auch wieder in dem Polypenbilde: es saugte sich der eine Polyp unter Wasser mit einigen Saugnäpfen seiner Arme an dem andern fest und bisse nun in ihn ein, um ihm langsam die eigne Kraft wegzufressen. Was das Würzelchen des Wachtelweizens bei seiner unterirdischen Begegnung mit fremden Pflanzenwurzeln macht, ähnelt am meisten äußerlich dem Polypenbilde. Es beißt sich fest an der zweiten Wurzel und beginnt, anstatt weiter noch selbständig ins Erdreich hinein zu gründeln, das erfaßte Stück systematisch auszusaugen, — auf Tod und Leben, bis das fremde Wurzelende welkt und stirbt.

Gerade aus den Bildern heraus entsteht hier freilich eine große Frage. Wie kann ein Wurzelast wirklich sich anderswo anbeißen oder einsaugen wie ein Entenschnabel oder Polypenschröpfkopf? Für gewöhnlich, mit seinen einfachen feinen Saughaaren, die bloß auf minuziöseften Wasser- und Bergbau wie winzige Pumpen und Feilen eingerichtet sind, kann er es in der Tat nicht. Aber der Wachtelweizen schafft eben eine Möglichkeit. Sobald sein Wurzelzweiglein ein fremdes Wurzelstück berührt, wirkt diese Berührung wie ein Signal. Alsbald schwillt auf dem Wachtelweizenstück etwas auf wie eine kleine Warze. Diese Warze greift jetzt wirklich wie eine dicke Lippe, wie ein zum Zweck gebildetes gieriges Maul um die fremde Wurzel herum, ja heftet sich wie mit Zähnen in sie ein. Und zugleich bricht aus ihrer Mitte eine Art Stachelzunge gieriger Saugzellen, die sich in die gefesselte Fremdwurzel graben und nun das volle Räuberleben vollführen, dem andern „Gut und Blut" wegrauben und ihren Pflanzenhaushalt damit speisen.

Unerbittlich vollzieht sich dieses schweigende Drama in der Tiefe. Jedes Wurzelende, das die Wachtelweizenwurzel erfaßt und in Raubleitung heimlich an ihr System angeschlossen hat, ist hoffnungslos dem Untergang geweiht. Und nur eine Nemesis gilt. Der Räuber, seit alters an sein Raubgewerbe gewöhnt, hat völlig verlernt, sich auch noch ehrlich erhalten zu können. Daher das Absterben der Wachtelweizenkeime im sorgsam gejäteten Beet des botanischen Gartens. Pflanzenfresser geworden, wollen sie nicht mehr Erde fressen. Sie können es nicht mehr, wie — nun, wie die Tiere, die alle miteinander sich gewöhnt haben, nur noch verarbeiteten organischen Nährstoff, also den Leib andrer Tiere oder den Leib der Pflanzen zu fressen, und die deshalb keine Wurzel im Erdreich besitzen, weil sie mit ihr nichts mehr anzufangen wüßten; wenn das Kaninchen sich eine leckere Möhre aus dem Boden scharrt, dann setzt es seinen Trumpf auf die Methode, die vom Wachtelweizen tief unten im Erdreich erfunden worden ist; das Kaninchen hat nicht einmal eine Wurzel mehr nötig, um an Wurzeln zu schmarotzern.

Es gibt eine zweite wunderbare Pflanze unsrer Heimat, die auch dieses Kunststück, sich von der ganzen eignen Wurzel beim Raubbau zu emanzipieren, bereits als Pflanze gelöst hat. Das ist der Teufelszwirn oder die Klee- und Wachsseide (Cuscuta). Sie verlegt ihre Räuberei ins helle Sonnenlicht. Nur der allererste Keim heftet sich lose nach unten an die Erde, als wolle auch er eine eigne Wurzel treiben. Aber sobald sein Sproß oben über der Erde etwa eine benachbarte Kleepflanze tastend erfaßt und umschlungen hat, treibt er in diese fremde Pflanze fast genau nach Art der Wachtelweizenwurzel fressende Saugwarzen, die ihn vollauf ernähren, und diesmal läßt der Schmarotzer wirklich unten ganz los, seine Wurzelstelle stirbt vollständig ab, und die Räuberpflanze kriecht allen Ernstes fortan wie ein wurzelloses, aber mit vielen Mäulern offen die andre Pflanze anknabberndes „Tier" auf ihrem Opfer herum.

Er zeigt ein etwas andres Antlitz — der Blütenstrauß, den man mit solcher Kenntnis betrachtet. Das Friedensreich unsrer Sehnsucht ist nirgendwo, nicht in Stern und Kristall, — es ist auch nicht bei diesen bunten Kindern, deren Wange Licht trinkt und deren Wurzellippe im dunkeln Erdreich tastet. Aber was dich anschaut aus dieser gelben und violetten Blüte, anschaut doch mit dem ganzen Strahl seiner Größe, seiner Kraft, das ist der ewige Odysseus-Sinn des Naturgeistes, die unendliche Erfindungsgabe dieser Natur, das unsterbliche proteische Element, das nach den Worten des Dichters des Hiob „vor mir über geht, ehe ich's gewahr werde, und sich verwandelt, ehe ich's merke".



Auf dem Wege zum Hotel

Hotel- und Straßenleben in Kioto

Von

Eduard Curuel

(Hierzu fünf Abbildungen nach Spezialzeichnungen des Verfassers für „Ueber Land und Meer")

Kioto, im Frühjahr 1905

Mein Hotel in Kioto ist nach mehr als einer Richtung hin eine Spezialität, und in dieser Spezialität bilde ich meinerseits wieder eine Spezialität — als der einzige Gast des großen und in großem Stil geführten Hauses. Das Hotelgeschäft geht schlecht in diesem Jahre: der Krieg macht seinen Einfluß geltend und hält die Touristenschwärme fern. Darum weisen die Hotels im ganzen Lande nur wenig Kundschaft auf, und es sieht recht traurig und verlassen in ihnen aus. Bei meiner Ankunft wurde ich am Eingang von dem japanischen Geschäftsführer, dem Oberkellner, dem Portier und vier „Nesans" (Zimmermädchen) empfangen, die sich alle in einer Reihe aufgepflanzt hatten und mir ihre tiefen Verbeugungen machten. Es war ein imposanter Empfang, und ich hatte unwillkürlich die Empfindung, daß er über meine Verhältnisse gehe. Beim „Tiffin" (Frühstück) hatte ich den ganzen großen Speisesaal zu meiner Verfügung, und es beschlich mich in der Tat ein Gefühl der Vereinsamung, wenn ich die langen Reihen von Stühlen überblickte, die auf Gäste warteten, die sich nicht einstellen wollten. Zu meiner Bedienung standen mir nicht weniger als fünf „Boys" zur Verfügung, die sich, wenn sie mir etwas bringen sollten, in ihrem Diensteifer stets zwischen die



Improvisierte Dusche nach dem warmen Bad

Beine rannten. Sie trugen sämtlich saubere weiße Jacken, anliegende japanische Beinkleider und an den Füßen „Tabis“ (Socken mit abgesonderter großer Zehe).

Der „Oberboy“ brachte mir die Suppe, und dann stellten sie sich alle fünf um mich herum und sahen mir mit dem größten Interesse zu, wie ich aß. Genau so ging es bei dem Fisch — sie verfolgten jede Bewegung, jeden Bissen, den ich zum Munde führte, und ich muß gestehen, daß die Sache mir lästig wurde. Ich fühlte ordentlich, wie diese fünf Augenpaare sich in mich hineinbohrten. Jedesmal, wenn ich aufsah, wandten die zehn Augen sich alle nach einer andern Richtung, sobald ich den Blick indes wieder senkte, hatte ich das Gefühl, daß diese unheimlich geschäftigen Augen mich wieder bis auf das Mark der Knochen durchbohrten! Es ist das ein Zug, der im japanischen Volke liegt — sie staunen den Ausländer an, als ob er ein Wundertier sei! Sie scheinen sich dabei nicht einmal des Umstandes bewußt zu sein, daß das für den Fremden lästig ist, sondern tun es lediglich aus Gewohnheit und Neugierde — was sie dabei denken, bleibt am besten vielleicht unerörtert. So ging es fort bis zum Dessert, und ich war unterdes so nervös geworden, daß ich kaum mehr an mich halten konnte, weshalb ich den freundlichen Geschäftsführer ersuchte, mir künftig zur Bedienung nur einen Boy zuzuweisen.

Die Japaner sind bekanntlich ein sehr reinliches Volk und nehmen täglich ein warmes Bad, Männlein und Weiblein in der gleichen Wanne, ganz „en famille“, aber es ist für sie ein sehr wichtiges Geschäft, mindestens ebensosehr wie Essen und Trinken. Zu meinem Glück gab es in dem Hotel ein Separatbadezimmer. Koto San, mein Zimmermädchen, begleitete mich dahin, sehr zeremoniös und unter beständigem Lachen und Kichern, als ob es die drolligste Sache sei. Das Badezimmer enthielt eine große hölzerne Wanne; in einer Ecke stand ein Wasserkessel mit Feuer darunter, doch sah die ganze Sache etwas primitiv und unkultiviert aus. Die Wanne stand ein wenig erhöht über dem mit Zink belegten Boden, und das Wasser wurde nach dem Bade aus der Wanne direkt auf den Boden abgelassen, von dem es seinen weiteren Ausfluß einfach durch ein Loch in der Wand fand.



Ein feierliches Frühstück: Ein Gast und fünf Kellner



Jinrickschastand in einer Straße von Kioto

Das Zimmer hatte keine Tür, und Koto San setzte sich ganz gemütlich draußen hin, so daß sie meinen vollen Anblick genießen konnte, was sie denn augenscheinlich auch mit viel Interesse tat! „Koto San, geh weg," sagte ich zu ihr, „so was schickt sich doch nicht!" Sie kicherte darauf nur wie ein einfältiges Backfischchen und blieb ruhig sitzen. Es blieb mir nichts übrig, als ihr meinen Rücken zuzukehren und mich für das Bad zurechtzumachen, das wie ein noch tätiger Vulkan dampfte. Kaum aber war ich in das warme Wasser gesprungen, so stieß ich auch einen gellenden Schrei aus: es war nämlich siedend heiß! Ich hüpfte herum wie ein Apache-Indianer, der den Kriegstanz aufführt. Es war geradezu fürchterlich! Koto San, die merkte, daß etwas nicht in Ordnung sein müsse, ergriff einen Kübel mit kaltem Wasser und goß mir seinen ganzen Inhalt über den Rücken, und ich war gerettet!

Die Japaner benutzen zu ihren Bädern ganz heißes Wasser, in der Regel von einer Temperatur von 120 Grad Fahrenheit (etwas über 40 Grad Reaumur). Das erscheint natürlich dem Fremden zunächst als etwas ganz Unmögliches, weil er sicher meint, er müsse sich dabei verbrühen. In ganz Japan ist man der Ansicht, heiße Bäder seien bekömmlicher als kalte. Und nicht mit Unrecht, denn je heißer das Wasser ist, desto unbedenklicher kann man sich später der kalten Luft aussetzen. Der Grund, weshalb man bei uns zu der Ansicht gelangt ist, daß warme Bäder Erkältungen begünstigen, liegt darin, daß man sie nicht warm genug nimmt.

Von meinem Hotelfenster aus kann ich über die Straße hinüber nach einem Jinrickschastand sehen; da standen zehn bis zwölf Rickschas in einer Reihe, und die Kulis kauerten sämtlich um ein Becken mit glühenden Kohlen herum wie eine Schar armer, fröstelnder Affen. Es ist jetzt nämlich sehr kalt, und der Nordwind fegt so scharf und eisig von den Bergen herab, daß es einem durch die wärmsten Kleider hindurch bis auf Haut und Knochen geht. Seit meiner Ankunft in Japan sind diese kleinen Leutchen mir stets wie ein Wunder vorgekommen; an Widerstandsfähigkeit suchen sie ihresgleichen. Sie sind die Pferde Japans und, was die Annehmlichkeiten des Lebens anlangt, kaum besser gestellt. Da hocken sie stundenlang, oft den ganzen Tag hindurch, ohne daß sie eine Fahrt bekommen. Ihre Füße sind nackt und nur an der Unterseite durch „Waraji" oder Strohsandalen gegen die scharfen Steine geschützt. Ihre Beine sind gleichfalls vom Knie abwärts nackt und über und über mit feuchtem Schmutz bespritzt. Um Leib und Lenden tragen sie kurze blaue Baumwollhosen, sonst aber nur noch eine Baumwolljacke. Der Kopf ist durch einen großen, scheibenförmigen, aus Stroh geflochtenen und mit weißer Leinwand überzogenen Hut geschützt. Auf dem Rücken jedes Kulis ist dessen Name und Nummer zu lesen.

Die Jinrickscha soll die Erfindung eines Schotten sein; jedenfalls ist sie zurzeit das beste und bequemste zur Verfügung stehende Beförderungsmittel. Sie ist klein und unscheinbar, ein schwarzlackierter, geschweifter Wagenkasten, nicht übel im Gleichgewicht gehalten zwischen zwei großen Rädern und vorn mit zwei Scherenbäumen versehen. Will man ein- oder aussteigen, so läßt der Kuli diese Scherenbäume auf den Boden nieder. Zum Schutz gegen Regen und Sonnenbrand ist für den Fahrgast ein Verdeck aus Wachsleinwand vorhanden, das einem genau über dem Kopfe sitzt, und es wird einem bei Regenwetter von den Füßen bis zur Nasenspitze eine Decke aus Wachsleinwand übergeschlagen, so daß auch nicht eine Spur von Regen eindringen kann und man drinnen ganz behaglich im Trockenen sitzt.

Den Fremden beschleicht ein eigentümliches Gefühl, wenn er zum ersten Male an einem regnerischen Tage in einem dieser Gefährte Platz nimmt. In Wachsleinwand eingehüllt, in einen engen Raum gedrängt, sieht er den Kuli fast zwischen seinen Beinen vor sich hertraben; sein scheibenförmiger Hut schwankt bei jeder Bewegung hin und her, seine dürftige Kleidung wird überall von dem Regen getroffen, seine nackten Beine, die mit den kräftig entwickelten Waden wie aus Bronze geformt aussehen, überziehen sich über und über mit feuchtem Schmutz, in der einen Hand hält er ein kleines Tuch, mit dem er sich den herabtropfenden Schweiß von der Stirn und aus den Augen wischt — es ist ein Bild, das einem unwillkürlich Mitleid mit diesen armen Teufeln einflößt, denn ihr Los ist wahrlich nicht beneidenswert.

Doch sind sie ein williges Völkchen und versäumen auch keine Gelegenheit, Vorteil aus einem zu ziehen, besonders wenn man noch Neuling im Lande ist. Fast regelmäßig kann man sich darauf verlassen, daß es am Ende einer Fahrt zu Auseinandersetzungen über das Fahrgeld kommt, wenn man nicht vorher eine bestimmte Summe ausgemacht hat. Der gewöhnliche Preis beträgt jetzt 20 Pfennig für die Fahrt, 40 Pfennig für die Stunde und 2 Mark 80 Pfennig für den Tag. Vor einigen Jahren noch bezahlte man nur die Hälfte dieser Sätze, und ich muß mich immer wieder darüber wundern, wie diese Leute von einem so geringen Verdienst zu leben vermögen, da sie nicht oft einen Fahrgast finden und es der Rickschas eine ganze Menge gibt. In Tokio sind über 30000 Personen vorhanden, die dieser Beschäftigung nachgehen. Wenn man es sehr eilig hat, mietet man sich noch einen oder zwei „Schiebejungen“, die dem Rickscha-Kuli helfen sollen, indem einer von hinten nachschiebt und der andre dem Kuli, durch einen Strick mit ihm verbunden, à la Tandem als Vorspann dient. Auf diese Weise kann man bis zu 8 Meilen in der Stunde zurücklegen. Ueberall, wo die Straße eine starke Steigung macht, stehen zu Beginn dieser



Der erleuchtete Küchenwagen bringt die Speisen für die Jinrickscha-Kulis

letzteren ganze Reihen derartiger Schiebejungen, die einer nach dem andern herangezogen werden und dafür 5 Pfennig erhalten.

Man sagt, das Leben eines Kuli währe nicht lange, der beständige Wechsel von Wärme und Kälte, die kärgliche Ernährung und die schwere Arbeit zögen ihnen meist Lungen- und Herzleiden zu, von denen sie sich nicht mehr erholten. Ich höre sie drüben an ihrem Stand husten. Nach einer scharfen Tour, vor Anstrengung noch ganz warm, stehen sie dort in ihren dünnen Baumwolljacken in der scharfen, eisigen Luft. Kein Wunder, wenn sie sich Erkältungen und Lungenleiden zuziehen. Abends bieten die Jinrickschaftände ein äußerst malerisches Bild dar. Von den Scherenbäumen der Rickschas herab schwanken lange Papierlaternen, deren milder Schein den Boden und die Speichen der Räder beleuchtet, während der Wagenkasten ganz im Dunkeln bleibt. Nun kommt ein „Chow"-Wagen heran, ein kleiner Karren, dessen von innen beleuchtete Papierwände mit chinesischen Schriftzeichen bedeckt sind. Er wird von nur einem Mann vorwärts geschoben, und dieser sucht mit ihm die einzelnen Stände auf, um den Kulis warmes Essen zu verkaufen, Reis, Fisch und Makkaroni, mit „Soy" (einer braunen Sauce) vermengt, einen Napf voll für 5 Pfennig!

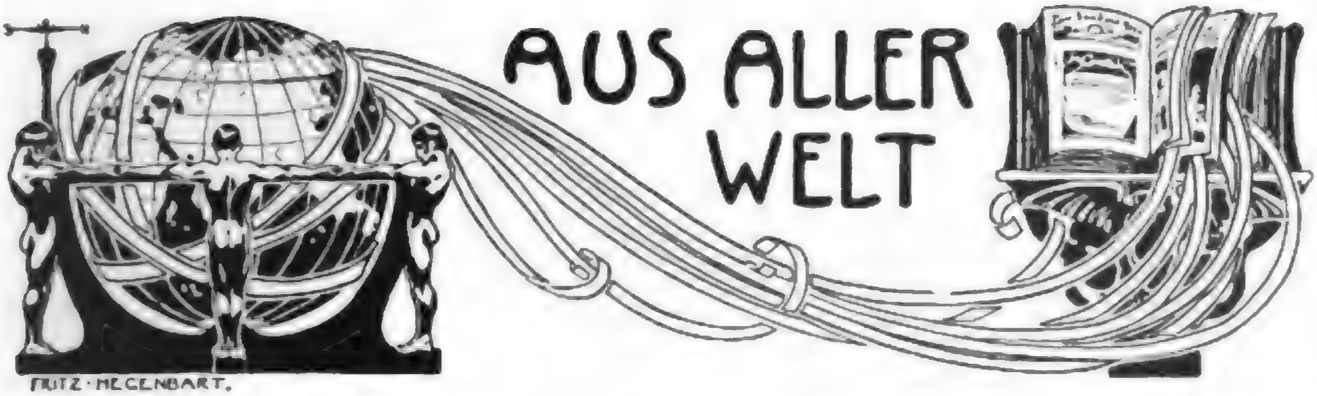
An jeder Seite des Wagens zieht sich ein Brett hin, das als Tisch dient, in seinem Innern befindet sich eine Kohlenpfanne, über der kleine Töpfe mit Suppe, Gemüse und dergleichen brodeln. Einige Wandbretter enthalten noch blaue Porzellannäpfe und Eßstäbchen. Der „Chow"-Wagen scheint das einzige Mittel zu sein, durch das die armen Kulis sich zu essen verschaffen können, da sie beständig bei ihren Rickschas bleiben müssen. Ich habe oft gesehen, wie so ein armer Bursche seinen Hunger mit einer kleinen „Chow"-Portion um 2 Pfennig stillen mußte, wenn das Geschäft schlecht ging. Dann sitzen sie den übrigen Teil des Abends da, vor Frost mit den Zähnen klappernd und sich die Hände an dem Kohlenfeuer des Rickschaftandes zu wärmen suchend. Trotz aller Lebensmühen sind sie ein sehr gut geartetes Völkchen; ich habe auch nicht einen einzigen gefunden, der unfreundlich oder gar unartig gewesen wäre. Es ist kein ungewöhnlicher Anblick, wenn man sieht, wie fünf bis sechs Rickscha-Kulis einen Fremden eine ganze Stunde lang durch die Straßen verfolgen, um seine Kundschaft zu erlangen. Sie rufen fortwährend: „Ricksha — sha — sha! Mister, sha!" und überreichen ihm von Staub und dem Arbeitsschweiß beschmutzte Karten mit ihren Namen und ihren Nummern, in der Hoffnung, daß er einen von ihnen wähle. Einen Mißstand haben die Rickschas, weil sie meistens nur eine Person zu fassen vermögen. Sollte man mit einer Dame ausgehen, so fährt sie vor einem her in dem ersten Fahrzeug, und man folgt ihr in dem andern. Die Dame stets voraus, „dann kann der Mann sie auch im Auge behalten", sagt der Japaner.

Literatur

Als wertvolle zeitgemäße Bereicherung der alpinen Reiseliteratur ist ein soeben ins Leben getretenes neues Verlagsunternehmen zu begrüßen, das unter dem Titel „Alpine Gipfelführer" von der Teutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegeben wird. Die „Alpinen Gipfelführer" sind für die große Zahl derjenigen Alpenreisenden bestimmt, die nicht um große Entdeckungen zu machen oder Rekords in Kletter- und Eistouren zu brechen ins Gebirge gehen, sondern den einen oder andern der berühmten Berge besteigen wollen, um dort eine großartige Aussicht zu genießen, vom Mittelpunkt einer größeren Gruppe eine Uebersicht über diese zu gewinnen. Diesen Touristen bieten die „Alpinen Gipfelführer" in praktischer Zusammenstellung und handlicher äußerer Form alle nur wünschenswerten Aufschlüsse und Informationen für den einzelnen Fall. Jedes Bändchen behandelt nur einen einzelnen Berg beziehungsweise die Umgebung einer Hütte. Der Text umfaßt: die Talstationen und ihre Zugangslinien, Unterkunftsverhältnisse im Tal und am Berg, Skizzierung der Tallandschaften und Hüttenumgebungen, die gebräuchlichen Anstiegsrouten mit ausführlicher Schilderung der leichteren und kurzer Angabe der schwierigen; Gipfelpanorama, interessante Details der nächsten Umgebung, Notizen über geologischen Bau, soweit für Laien interessant, eventuell auch Flora, Ersteigungsgeschichte, Sagen und Volksleben der Umgebung. Die Schilderung verfällt nicht in trockene Aufzählungen, sondern trägt mehr den Charakter einer Erzählung von Selbsterlebtem und Selbstgeschautem. Besonders wertvoll als Orientierungsmittel werden die Bändchen durch die beigegebenen Karten und die zahlreichen auf Naturaufnahmen beruhenden Illustrationen. Von der Sammlung sind bisher vier Bändchen erschienen, von denen behandelt sind: I. Die Zugspitze von Ernst Peter (mit 16 Abbildungen und 2 Karten). II. Die Elmauer Haltspitze von F. Bohlig (mit 15 Abbildungen und 1 Karte). III. Der Ortler von Dr. Niepmann (mit 17 Abbildungen und 1 Karte). IV. Der Monte Rosa von Dr. F. Hörtnagel (mit 21 Abbildungen und 1 Karte). In Aussicht genommen sind weiterhin u. a. aus den Nordalpen: Scesaplana, Sulzfluh, Dreischwestern, Mädelegabel, Hochvogel, Parseierspitze, Rifller, Matterhorn, Birnhorn, Watzmann, Goll, Hochkönig, Dachstein, Rax; aus den Zentralalpen: Piz Buin, Cevedale, Weiskugel, Wildspitze, Zuckerhütl, Habicht, Venediger, Glockner, Wiesbachhorn, Sonnblick, Hochalmspitze; aus den Südalpen: Adamello, Brenta, Schlern, Monte Cristallo, Marmolata, Cimone della Pala. Die „Gipfelführer" können für geübte Bergsteiger in manchen Fällen unter günstigen äußeren Umständen einen Bergführer entbehrlich machen.

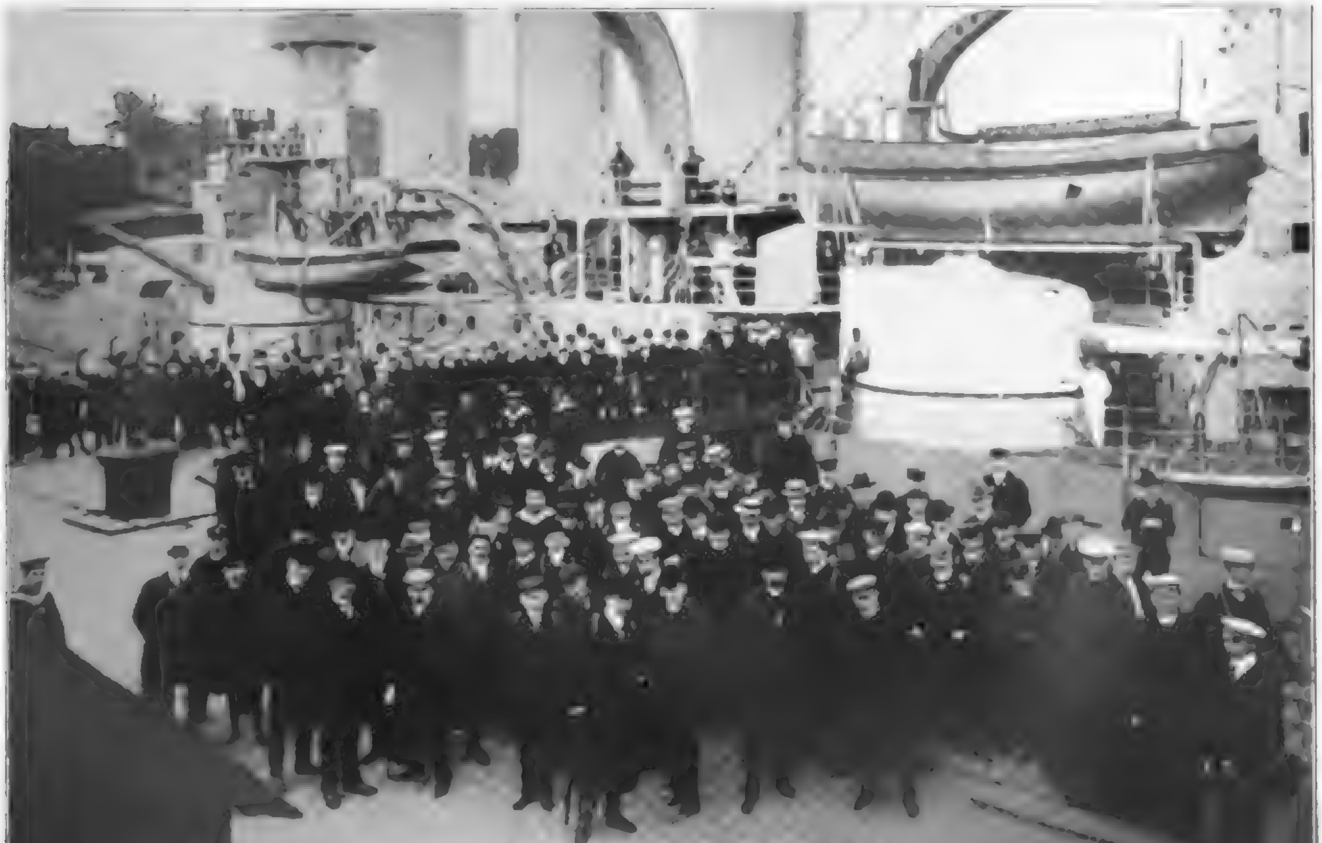
— Wilhelm Hegelers Roman „Flammen", den unsre Leser aus der ersten Veröffentlichung in unsrer Zeitschrift kennen, ist jetzt auch in Buchform (bei Egon Fleischel & Co. in Berlin) erschienen. Für viele, die den Roman in Fortsetzungen kennen gelernt haben, wird es ein großer Genuß sein, das von so starker, hinreißender Empfindung beseelte Werk Hegelers nun nochmals als abgeschlossenes Ganzes sich nahebringen zu können. Zum Lob des Romans selbst wie seines Verfassers, der zu den Verheißungsvollsten unter der jüngeren deutschen Tichtergeneration gehört, braucht gerade hier kein weiteres Wort gesagt zu werden.

— Von alten Meistern tritt Velazquez vermöge des Einflusses, den er auf die Malerei unsrer Tage ausübt, immer mehr in den Vordergrund des Interesses. Wir haben in Teutschland das nach allgemein geschichtlicher und kulturhistorischer Seite hin erschöpfende Werk von Justi; Berruetes vor einigen Jahren erschienenes Buch faßt als neuestes den Stand der Forschung über das Werk des Meisters zusammen. Daneben aber wird auch ein Buch wohlwollender Aufnahme sicher sein dürfen, das den rein künstlerisch entscheidenden Problemen nachgeht. Ein solches Buch liegt vor in dem 1895 in London erschienenen „Velazquez" von R. A. M. Stevenson und ist jetzt in einer guten deutschen Uebertragung durch Dr. Eberhard Freiherr von Bodenhausen und eingeleitet von diesem bei der Verlagsanstalt Bruckmann in München herausgekommen. (Preis gebunden 5 Mark.) Das Buch zählt zu der interessanten Gattung derer, die von Künstlern über Kunst geschrieben sind. Alles Biographisch-Historische ist in ein kurzes Kapitel zusammengefaßt, der ganze Rest des 166 Seiten starken Bandes ist einer Untersuchung der künstlerischen Prinzipien gewidmet, denen Velazquez gefolgt ist. Ein 23 Tafeln umfassender Bilderkatalog ist dem Buche als dankenswerter und auch instruktiver Schmuck beigegeben.



Schülerfahrten zur Wasserkante

Seit vorigem Jahr veranstaltet der Deutsche Flottenverein Schülersonderfahrten nach der Wasserkante um der heranwachsenden Jugend des Binnenlandes Gelegenheit zu geben, sich von dem Leben und Treiben in unsern großen Kriegs- und Handelshäfen durch eigne Anschauung ein Bild zu machen. Wie wünschenswert es ist, daß jeder Deutsche von der Notwendigkeit einer starken deutschen Flotte zur Verteidigung unsrer Küsten, zum Schutz unsers bedeutenden Ueberseehandels, unsrer überseeischen Interessen, unsrer Handelsflotte, unsrer Kolonien, unsrer im Auslande lebenden Landsleute überzeugt ist, das lehren ja zur Genüge die Ereignisse im fernen Osten, wo eine neue Macht vor allem durch ihre Flotte sich eine Weltstellung erobert hat. Bei den Schülersonderfahrten des Flottenvereins werden unter sachkundiger Leitung die neuesten Kriegs- und Handelsschiffe, die Werft- und Kaianlagen, die Küstenbefestigungen und die Einrichtungen für Rettungswesen, Signalstationen, Ladeeinrichtungen und Docks, Schleusen und Kanäle besichtigt und größere Fahrten in See unternommen. Der Andrang zu diesen Belehrungsfahrten, die möglichst billig eingerichtet werden, ist in allen Gauen Deutschlands sehr groß. So mußten kürzlich über tausend Anmeldungen aus Berlin und Brandenburg zurückgewiesen werden, trotzdem zwölfhundert Schüler sich an der Fahrt beteiligen konnten. Die Lenkung einer solchen Masse setzt natürlich eine militärische Organisation voraus, und so werden denn die Teilnehmer in Divisionen von je hundert Mann eingeteilt, deren jede einem Führer unterstellt ist und, wie jede der zwölf Kompagnien eines Regiments, ihre besonderen Farben hat. Dem Führer der ganzen Expedition ist ein Stab beigegeben, dem auch einige Aerzte, Krankenwärter, Hornisten angehören. Die Bewegungen werden nur auf Hornsignale ausgeführt. Besondere Freude pflegt es bei den Teilnehmern zu erregen, wenn ihnen Gelegenheit geboten wird, eine Nacht an Bord eines der großen Ozeandampfer zuzubringen, und die Hamburg-Amerika-Linie wie der Norddeutsche Lloyd ermöglichen dies denn auch in entgegenkommendster Weise fast stets. Die Krönung der Sonderfahrt aber ist stets der Besuch der Kriegsschiffe. Auf unserm Bilde sehen wir einen Teil der Schüler aus Berlin und der Mark Brandenburg und im Hintergrunde den im Jahre 1901 vom Stapel gelaufenen Panzerkreuzer „Prinz Adalbert“, der mit seinem Deplacement von 9000 Tonnen nächst dem „Fürst Bismarck“ der größte Kreuzer unsrer Marine ist.



Phot. A. Renard, Kiel

Teilnehmer an den Schülerfahrten des Deutschen Flottenvereins beim Besuch des Panzerkreuzers „Prinz Adalbert“ in Kiel

Das Peter-Henlein-Denkmal in Nürnberg

Dem berühmten Erfinder der Taschenuhren, Peter Henlein (1480 bis 1542), hat seine Vaterstadt Nürnberg im Verein mit dem Deutschen Uhrmacherbund auf dem Hefnersplatze, einem der verkehrsreichsten Plätze der alten Reichsstadt, ein charakteristisches Denkmal gesetzt, das am 1. Juli feierlich enthüllt wurde. Das von dem Bildhauer Max Meißner in Friedenau geschaffene, etwa fünf Meter hohe Monument stellt den genialen Schlossermeister in der Handwerkertracht seiner Zeit auf einem Sockel dar, der sich auf einem Brunnenbecken erhebt. Der rechte Fuß des Meisters tritt auf das Uhrgewicht, das dieser zum ersten Male entbehrlich machte, indem er die Schwerkraft durch die Federkraft ersetzte; die rechte Hand hält den Zirkel, die linke das soeben vollendete „Nürnberger Ei".



Gräfin Karoline zur Lippe †

Gräfin Karoline zur Lippe †

Der am 10. Juli in Detmold erfolgte Tod der Gräfin Karoline zur Lippe-Biesterfeld ruft die Erinnerung an den Lippeschen Erbfolgestreit wach, der im vorigen Jahre beim Tode des Grafregenten Ernst von neuem aktuell wurde. Erst drehte der Streit sich um die Frage, ob der Graf Ernst selbst nicht, infolge seiner Abstammung von Modeste v. Unruh, sukzessionsunfähig sei. Nachdem die Entscheidung des Schiedsgerichts zu seinen Gunsten ausgefallen war, wurde von den Gegnern der Linie Lippe-Biesterfeld die Thronfolgefähigkeit seiner Kinder angefochten, da seine Gemahlin, die Gräfin Karoline, zwar eine geborene Gräfin von Wartensleben, von mütterlicher Seite her aber aus bürgerlichem Hause sei. Graf Leopold von Wartensleben, der Vater der Gräfin Karoline, starb 1846 in Potsdam als preußischer Leutnant a. D. und Kammergerichtsauskultator, nachdem er sich einige Jahre zuvor in Mannheim mit Mathilde Halbach verheiratet hatte, die bei der Geburt der Gräfin Karoline, ihres zweiten Kindes, ihr Leben verlor. Eine definitive Entscheidung über die Thronfolge ist noch nicht erfolgt, doch führt bekanntlich der älteste Sohn der nun verstorbenen Gräfin, Graf Leopold, provisorisch die Regentschaft im Fürstentum Lippe.



Phot. Gebr. Harren, Nürnberg

Das Peter-Henlein-Denkmal in Nürnberg

Ermordung des Grafen Schuwalow

Wieder ist einer der höchsten Vertreter des gegenwärtigen russischen Regierungssystems einem Attentat zum Opfer gefallen: Graf Peter Schuwalow, der Stadthauptmann von Moskau, ist am 11. Juli in seinem Empfangszimmer von einem der revolutionären Partei angehörenden, 1901 wegen Beteiligung an einer Geheimdruckerei nach Sibirien verschickten Manne namens Kulikowsky erschossen worden. Der Ermordete war ein Sohn des mit Fürst Bismarck befreundeten ehemaligen Berliner Botschafters und späteren Generalgouverneurs von Russisch-Polen, Grafen Paul Schuwalow. Er wurde im Petersburger Pagenkorps erzogen; schon zu jener Zeit schloß er sich dem Großfürsten Sergius an und hielt treu zu ihm bis an dessen Lebensende. Nach kurzer Dienstzeit in der Gardekavallerie wurde Graf Schuwalow dem Großfürsten als Flügeladjutant zugeteilt und bald darauf zum Vorsteher seines Hofes ernannt. In dieser Eigenschaft begleitete der Graf den Großfürsten, als dieser von Alexander III. zum Generalgouverneur von Moskau ernannt wurde, und nahm an der Ausarbeitung vieler reaktionärer Maßnahmen großen Anteil. Seine vom Großfürsten Sergius übernommenen Anschauungen vertrat aber Graf Schuwalow mit besonderem Nachdruck erst in Odessa, wohin er vor einigen Jahren als Stadthauptmann versetzt wurde. Hier trat Graf Schuwalow, der von Natur aus weder grausam noch rücksichtslos war, besonders energisch auf. Während der Odessaer Arbeiterunruhen im Jahre 1903 bekundete Graf Schuwalow große Härte. Schon damals soll er zahlreiche Drohbriefe bekommen haben. Nach der Unterdrückung der Unruhen schied er aus dem Staatsdienst und lebte längere Zeit ohne Amt in Petersburg. Nach der Ermordung des Großfürsten Sergius wurde er als Nachfolger Trepows an die Spitze der Verwaltung Moskaus gestellt. Hier trat er im ganzen wenig hervor, so daß die gegen ihn gerichtete Gewalttat zunächst überraschte. Eine kurz vorher erlassene Verfügung Schuwalows, die in Moskau allerdings große Unzufriedenheit hervorrief, betraf den Semstwokongreß, der am 19. Juli in der Kremlstadt abgehalten werden sollte und den er mit Zustimmung des Generalgouverneurs Koslow verbot.



Graf Schuwalow †,
Stadthauptmann von Moskau

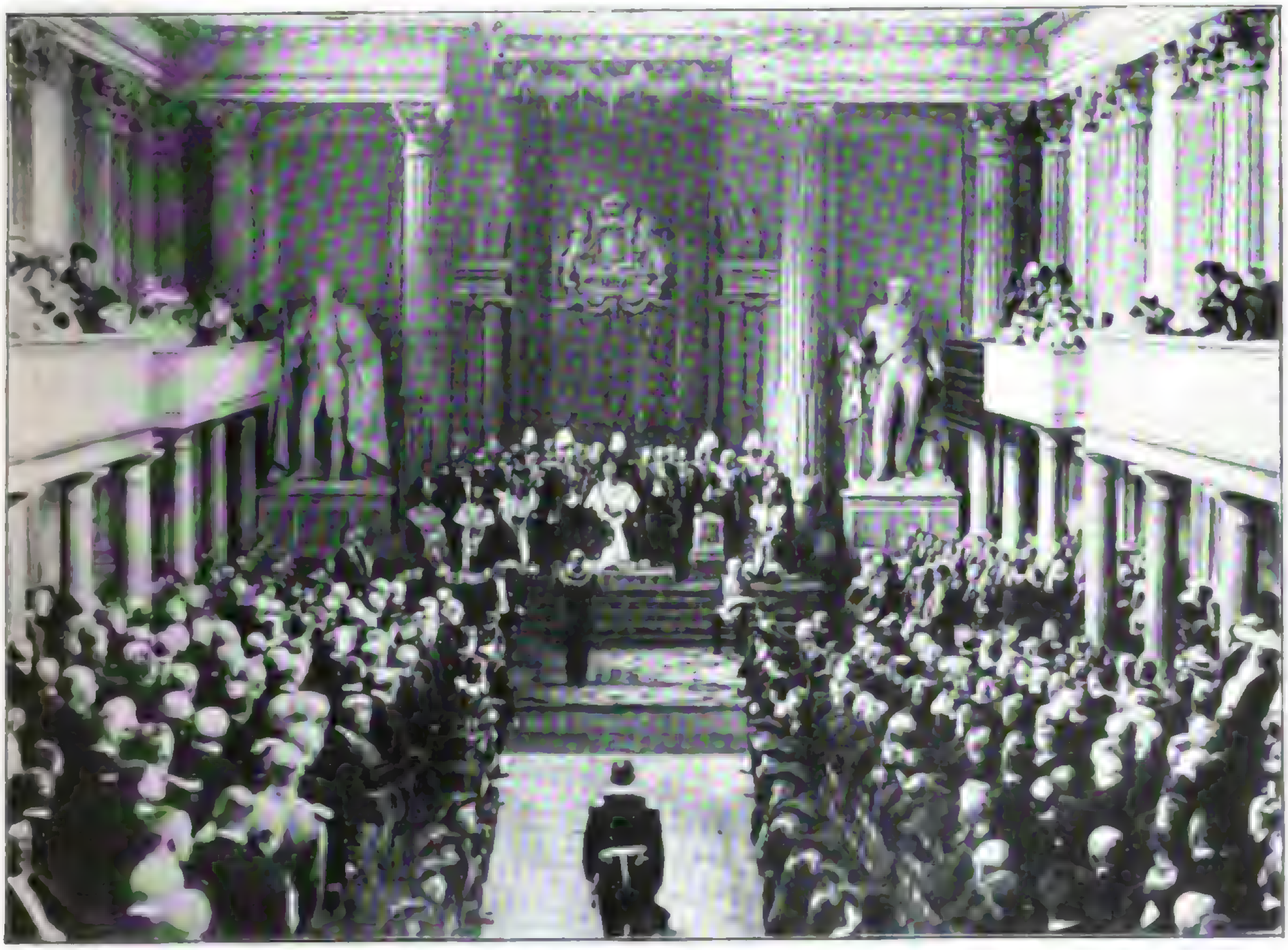


Phot. Th. Jürgensen, Kiel

Kaiser Wilhelm (1) und König Oskar (2) von Schweden an Bord des Kreuzers „Adalbert"

Zur Begegnung Kaiser Wilhelms mit König Oskar von Schweden

Durch die politischen Vorgänge in Norwegen veranlaßt, hat Kaiser Wilhelm zum Ziel seiner diesjährigen Nordlandsfahrt nicht die norwegischen, sondern die dänischen und schwedischen Gewässer gewählt. Im Fjord von Gefle traf der Kaiser am 13. Juli mit dem König und dem Kronprinzen von Schweden zusammen, die auf der schwedischen Königsjacht „Trott" der deutschen Kaiserjacht „Hohenzollern" entgegen-



Phot. B. Gribayédoff, Paris

Eine Sitzung des schwedischen Reichstags zur Frage der Trennung der Union

führen. Der König und der Kronprinz begaben sich an Bord der „Hohenzollern", auf der ihnen zu Ehren abends ein Diner stattfand. Am folgenden Tage erwiderte der Kaiser den Besuch auf der „Troll", und der König gab seinem Gast zu Ehren ein Frühstück, an dem auch der deutsche Gesandte in Stockholm, von Müller, teilnahm. Hierauf kehrten der König und der Kronprinz nach Stockholm zurück.

Aus dem schwedischen Reichstag

Die von dem norwegischen Storthing einseitig beschlossene und durchgeführte Auflösung der schwedisch-norwegischen Union ist in Schweden verhältnismäßig ruhig aufgenommen worden. Bei der Eröffnung des schwedischen Reichstags erklärte der König in der Thronrede, daß die Beschlüsse des Storthings nicht nur einen Eingriff in seine Rechte, sondern auch einen Bruch der Union mit Schweden bedeuteten, und daß es daher gelte, Maßregeln zu treffen, um die für Schweden schädlichen Folgen des Bruches abzuwenden, daß aber seine Vorschläge nicht darauf zielten, dem Unrecht mit Machtmitteln zu begegnen. Die schwedische Regierung verlangte dann die Ermächtigung, mit Norwegen über die Regelung der künftigen Beziehungen zwischen beiden Ländern zu verhandeln, und der Reichstag wählte einen Sonderausschuß, der die Aufgabe hat, sich mit der norwegischen Angelegenheit zu beschäftigen.

Elihu Root



Elihu Root, der neue Staatssekretär der Vereinigten Staaten

Wohl noch nie hat in den Vereinigten Staaten die Ernennung eines Staatssekretärs eine derartige allseitige Befriedigung hervorgerufen wie die Ernennung des früheren Kriegssekretärs Elihu Root zum Nachfolger des verstorbenen Staatssekretärs des Auswärtigen, John Hay. Politische Propheten erklären sogar, daß das amerikanische Volk in Elihu Root den zukünftigen Präsidenten erblicken müsse. Mit den Obliegenheiten seines neuen Amtes ist er durchaus vertraut, da er wiederholt in Abwesenheit des Staatssekretärs Hay dessen Amt verwaltet hat. Root, der im Jahre 1845 in Clinton im Staate New York geboren wurde, zählt bereits seit einer langen Reihe von Jahren zu den ersten juristischen Leuchten der Union. Zum Kriegsminister wurde er von McKinley im Jahre 1899 ernannt. Seine Hauptarbeit auf diesem Posten war die Reorganisierung der Armee. Sicher ist, daß Root neben Präsident Roosevelt zurzeit der populärste Mann in den Vereinigten Staaten ist und die besten Chancen hat, dereinst zu dessen Nachfolger gewählt zu werden.



Phot. Jaeger & Goergen, München

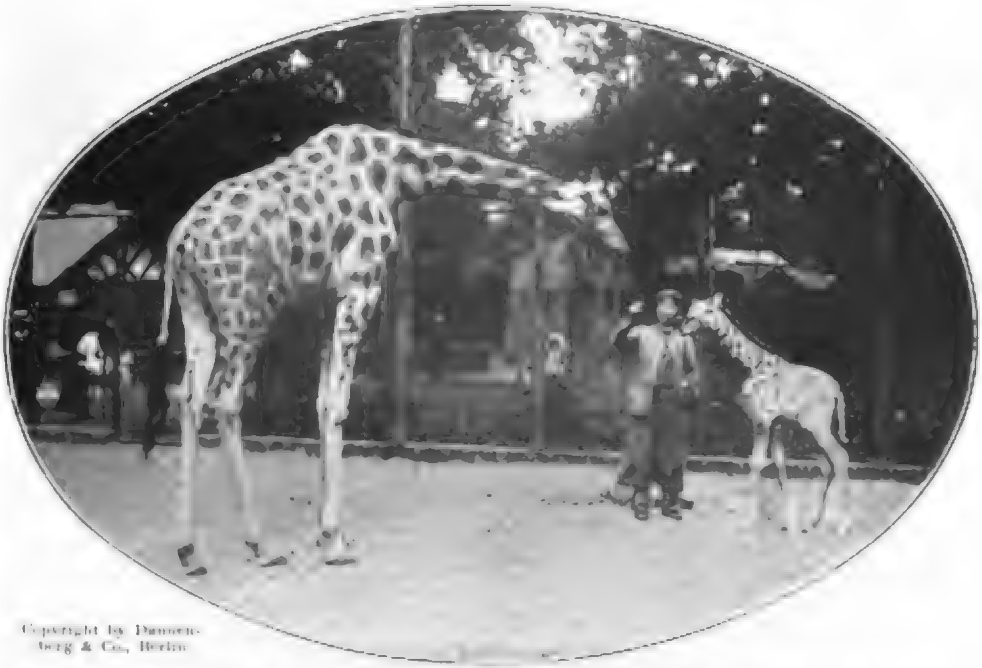
Von den Festlichkeiten zur Einweihung des neuen Rathaussaales in Wasserburg

Von den Festlichkeiten in Wasserburg

In dem alten, malerisch am Inn gelegenen oberbayrischen Städtchen Wasserburg fand am 24. Juni anläßlich der Eröffnung des neuen Rathaussaales ein glänzendes, von künstlerischem Geist erfülltes Bürgerfest statt. Ein großer Brand hatte im Jahre 1874 ganze Straßen der Stadt und dabei auch das alte ehrwürdige Rathaus vernichtet; jetzt ist für dieses ein schöner Neubau erstanden, der sich aufs glücklichste in das reizvolle Stadtbild einfügt. In Anwesenheit zahlreicher Münchner Festgäste ging am 24. Juni die Einweihung des neuen Gebäudes vor sich, und daran schloß sich ein großartiger, hauptsächlich von den Vertretern der Handwerke und Gewerbe veranstalteter historischer Festzug, der prächtige Bilder aus vergangenen Jahrhunderten entrollte und bewies, wie viel echter Kunstsinn und ursprüngliche Gestaltungskraft dem altbayrischen Volke eigen ist. Das Ziel des Zuges war ein am Inn gelegener Festplatz, auf dem sich ein höchst originelles, malerisches Treiben entwickelte.

Aus dem Berliner Zoologischen Garten

Eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges hat der Berliner Zoologische Garten in einer jungen Giraffe erhalten, die dort am 24. Juni das Licht der Welt erblickt hat. Bekanntlich kommt es sehr selten vor, daß sich die Giraffen in der Gefangenschaft fortpflanzen, und das Junge, das sich jetzt im Berliner Zoologischen eingestellt hat, ist der erste Nachkomme seines schon seit fünf Jahren dort befindlichen Elternpaares. Es ist ein Weibchen; bei seiner Geburt wog es nicht weniger als 111 Pfund und ragt schon jetzt, wie das eine unsrer Bilder erkennen läßt, mit seinem fein gegliederten Kopf über den Wärter hinaus, der mit seiner speziellen Pflege betraut ist. Seltsamerweise bekümmert sich die Mutter um ihr Junges nur sehr wenig und denkt vor allem nicht daran, es in gebührender Weise zu nähren; das Tier muß daher künstlich mit der Flasche aufgezogen werden und erhält durch seinen Wärter, an den es sich längst vollkommen gewöhnt und mit der größten Anhänglichkeit angeschlossen hat, täglich 5 Liter Milch, ein Quantum, das jedenfalls sehr bald ansehnlich wird erhöht werden müssen. Es gedeiht bei dieser Nahrung vortrefflich und macht bereits Kauversuche an Heu und andrer fester Nahrung. Die kleinen Hörner auf dem Kopf sind bei dem jungen Tier noch nicht ausgebildet; an ihrer Stelle befinden sich bis jetzt nur schwärzliche Haarbüschel. Von seinen Eltern wird das Tier getrennt gehalten, da nach ihrem bisherigen Verhalten natürlich die Besorgnis gerechtfertigt ist, daß es ihnen gelegentlich einfallen könnte, ihren Sprößling nicht wie bisher nur passiv, sondern einmal aktiv schlecht zu behandeln. Das Gedeihen des Tieres wird vom Publikum natürlich mit großem Interesse verfolgt.



Copyright by Dannenberg & Co., Berlin

Das in der Gefangenschaft geborene Giraffenjunge des Berliner Zoologischen Gartens



Baby wird gefüttert

Der Waizfelder-Brunnen in München

Dem rühmlichen Beispiele andrer hochherzigen Münchner Bürger folgend, hat der Rentier Karl Waizfelder in München für den dortigen Thierschplatz einen Marmorbrunnen gestiftet, der am 19. Juli in Anwesenheit mehrerer Mitglieder des Magistrats enthüllt wurde. Der Entwurf zu dem Brunnen ist ein Werk des Münchner Bildhauers Professor Erwin Kurz. Auf dem Postament kauert eine anmutige weibliche Gestalt, eine Aehrenleserin, die eine Weizengarbe zusammenbindet, ein Motiv, mit dem der Künstler an den Namen des Stifters erinnern wollte.

Vom eidgenössischen Sängerfest in Zürich

Zum einundzwanzigsten Male hat dieses Jahr der Eidgenössische Sängerverband sein großes Sängerfest veranstaltet, das zuletzt 1899 in Bern stattgefunden hatte. Diesmal war der Schauplatz des imposanten Festes Zürich, wo es zum ersten Male im Jahre 1843, zuletzt 1880 abgehalten worden war. Am 14. Juli wurde das Zentralbanner des Verbandes in feierlicher Weise von Bern nach Zürich gebracht und in der auf dem Areal der alten Tonhalle für das Fest erbauten riesigen Sängerhalle von den Zürchern übernommen. Die musikalischen Veranstaltungen begannen mit einem Begrüßungskonzert, bei dem alle an dem Fest beteiligten



Phot. Fr. Kreuzer, München

Der Waizfelder-Brunnen auf dem Thierschplatz in München
Entworfen von Erwin Kurz

Vereine sich zu einem mächtigen Festchor vereint hatten und u. a. Teile von Berlioz' „Requiem" und die Chorballade „Taillefer" von Richard Strauß höchst wirkungsvoll zu Gehör gebracht wurden. Die folgenden Tage brachten die Wettkämpfe der zahlreichen schweizerischen Vereine im Volksgesang und im Kunstgesang, dann Vorträge der von auswärts gekommenen Gastvereine. Dazwischen fehlte es nicht an unterhaltenden Veranstaltungen, deren Hauptnummer ein von Ulrich Farner verfaßtes großartiges Festreigenspiel war. Nach fünftägiger Dauer schloß das Fest am 18. Juli mit einem Konzert aller Kunstgesangvereine, bei dem 3000 Sänger und ein Orchester von 200 Mann Kempters „Mahomet" vortrugen.



Phot. P. Gribayedoff Paris

Herr von Witte in Paris

Herr von Witte in Paris

Der an Stelle des erkrankten Grafen Murawiew zum russischen Bevollmächtigten für die Friedensunterhandlungen mit Japan ernannte Präsident des russischen Ministerkomitees, Herr von Witte, trat am 19. Juli die Reise nach Washington an und traf am 21. Juli in Paris ein, um mit den leitenden französischen Kreisen in Fühlung zu treten und deren Meinung über die Friedensfrage zu hören, dann aber auch, um sich über die Aussichten zu vergewissern, die eine neue russische Anleihe bei der „befreundeten und verbündeten" Nation haben würde. Am Vormittag des 22. Juli hatte Herr von Witte eine halbstündige Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Rouvier, nachmittags wurde er im Elysée von dem Präsidenten der Republik empfangen. Am 25. Juli setzte dann der Minister seine Reise über Cherbourg fort.

Die Sommerreise des deutschen Kronprinzenpaares

Nachdem unser Kronprinz und seine junge Gemahlin den ersten Teil der Flitterwochen in der Einsamkeit des märkischen Waldes verbracht, nachdem sie kurze Zeit in ihrer Residenz Potsdam geweilt, hat sich das junge Paar wieder auf Reisen begeben. Es scheint, als ob der Kronprinz die Passion für die See und Seefahrten von seinem Vater geerbt hat, und darum darf es uns auch nicht wundernehmen, daß gleich die erste Reise das Kronprinzenpaar über die deutsche Grenze geführt hat in die benachbarten dänischen Gewässer. In Dänemark war es ja, wo der jugendliche Kronprinz die damalige Prinzessin Cecilie von Mecklenburg-Schwerin zuerst häufiger sah, am Hofe des Königs Christian IX., des Patriarchen unter



Phot. A. Krenn, Zürich

Einbringung der Fahne des Sängerverbandes beim Eidgenössischen Sängerfest in Zürich





Phot. [illegible], Aarhus

Bilder von der Sommerreise des deutschen **Kronprinzenpaares in den dänischen Gewässern**

den europäischen Monarchen, bot sich im zwanglosen, von jeglicher Etikette freien Verkehr der gastlichen Fürstenherberge am besten Gelegenheit zum gegenseitigen Kennenlernen. Das junge Paar kreuzte auf seiner Jacht in den prächtigen Sunden und Buchten der dänischen Inseln und landete wiederholt zu größeren Ausflügen in das Innere. Ueberall wurden ihnen von der dänischen Bevölkerung die wärmsten Sympathien entgegengebracht, und speziell die Kronprinzessin, deren Schwester dereinst die dänische Krone tragen soll, eroberte sich auf den Fahrten auf dänischem Grund und Boden, auf denen es an heiteren Zwischenfällen nicht fehlte, alle Herzen.

Anton Burger †

Ein trefflicher, echter deutscher Künstler, der als hervorragender und typischer Repräsentant des Kunstempfindens einer hinter uns liegenden Zeit bezeichnet werden darf, ist in dem am 5. Juli zu Cronberg verstorbenen Landschafts- und Genremaler Professor Anton Burger hingegangen. Burger, der am 26. Dezember 1824 in Frankfurt a. M. geboren war, bildete sich im Städelschen Institut unter Jakob Becker, Veit und Jakob Tielmann aus, ging dann auf zwei Jahre nach München und 1856 nach Düsseldorf. 1857 zog er nach Cronberg am Taunus, wo er seitdem lebte und ein reiches künstlerisches Schaffen entfaltete. Seine Motive holte er sich vor allem aus seiner Vaterstadt Frankfurt, deren alte malerische Gassen und Interieurs er mit der ganzen über dem altfrankfurterischen Leben liegenden behaglichen Daseinsfreude wiederzugeben wußte, dann aus seiner zweiten Heimat Cronberg und dem Taunus. Selbständig, wie er in seinem Empfinden und Schaffen geblieben war, lauschte er schon in den sechziger Jahren der Natur die pleinairistisch hellen und durchsichtigen Töne ab, die uns Moderne auf vielen seiner Landschaftsbilder frappieren. Seine Genrebilder verraten eine Schärfe der Beobachtung und eine Sicherheit der Zeichnung, die unsre größte Bewunderung erregen müssen; auch in ihnen tritt überall eine gemütvolle, freundlich-idyllische Lebensauffassung und nicht selten ein liebenswürdiger, gesunder Humor hervor. Von seinen Werken, unter denen sich außer zahlreichen Oelbildern und Aquarellen auch eine Anzahl von Radierungen befindet, sind die meisten in Privatbesitz, nur wenige in große Galerien wie nach München und in das Städelsche Institut gekommen. 1869 erhielt Burger in München die Große Goldene Medaille. Am meisten geschätzt von den Kennern sind heute seine Interieurs, in denen Burger ohne Zweifel sein eigentliches malerisches Können am stärksten dokumentiert.



Phot. [illegible], Frankfurt a. M.

Professor Anton Burger

Fürst Bülow in Norderney

Der erste Kanzler des neuen Deutschen Reiches, den man auch wohl den eisernen genannt hat, liebte es, in Kissingen, im lieblichen Tale der fränkischen Saale, seine Gesundheit für die Aufregungen und Mühen des politischen Lebens zu stärken. Da er durchaus konservativ war in seinen Neigungen, so wob sich bald ein engeres Band zwischen ihm und dem Ort, er wurde gewissermaßen eine der Hauptattraktionen von Kissingen, und die Saline, wo er abzusteigen pflegte, wurde das Ziel seiner vielen, vielen Verehrer. Ein ähnliches Verhältnis scheint sich jetzt zwischen dem jüngst gefürsteten vierten Kanzler und dem Nordseebad Norderney zu bilden, wenn auch die Stimmung, mit der das Badepublikum alle Lebensäußerungen des berühmten Badegastes verfolgt, der Neugierde vielleicht näher steht als der Ehrfurcht. Norderney war übrigens der Schauplatz eines der bemerkenswertesten Erfolge der Bülowschen Politik, denn dort hatte der frühere russische Finanzminister Witte eine Unterredung mit dem Reichskanzler, der mittelbar die Unterzeichnung des deutsch-russischen Handelsvertrags folgte. Fürst Bülow lebt in Norderney vor allem seiner Erholung; in Begleitung seiner liebenswürdigen Gemahlin, einer geborenen Marchesa Camporeale, genießt er alle Vorzüge der schönen Nordsee-Insel. Daß aber die leidige Politik nicht ganz aus dem Tagesprogramm verbannt ist, versteht sich bei dem verantwortlichen Leiter der Politik einer Großmacht ganz von selbst.



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Fürst und Fürstin Bülow auf der Strandstraße in Norderney

Kaiserzusammenkunft in Björkö

Der kleine, im Schärenlabyrinth des finnischen Meerbusens versteckte Hafen Björkö, von dessen Existenz draußen in der Welt bis vor kurzem gewiß nur wenige Kundige eine Ahnung hatten, ist gleichsam über Nacht zu einer internationalen Berühmtheit gelangt. Zu allgemeiner Ueberraschung änderte die „Hohenzollern“, die den Kaiser auf einer Erholungsreise von Ort zu Ort an der schwedischen Küste geführt hatte, ihren Kurs und steuerte gen Osten, dem Strande des unglücklichen, von äußeren und inneren Wirren zerrissenen Reußenreiches entgegen. Und lange währte es auch nicht, so erschien die stolze russische Kaiserjacht „Polarstern“ am Horizont, und in mehrfach wieder-



Von der Begegnung Kaiser Wilhelms II mit dem Zaren in Björkö: die beiden Kaiser auf dem Verdeck von S. M. S. „Berlin“

holter Unterredung tauschten die beiden Monarchen ihre Meinung über die schwebenden Fragen der internationalen Politik aus. Was zwischen den beiden Monarchen gesprochen wurde — keiner war übrigens von irgendeinem wirklich bedeutenden Staatsmanne begleitet —, wer die Anregung zu dieser Zusammenkunft gegeben, das entzieht sich vorläufig einer sicheren Kenntnis. Der von deutscher offiziöser Seite verbreiteten Fassung, der Zar habe sich bei der unglücklichen Lage seines Reiches einem befreundeten Monarchen gegenüber aussprechen wollen und daher die erste Anregung zu diesem Rendezvous gegeben, widersprechen, so plausibel sie auch auf den ersten Blick erscheinen mag, mancherlei psychologische Gründe.

Zum Regierungsantritt des Herzogs Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha

Der junge Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha hat am 19. Juli, dem Tag seiner Mündigkeitserklärung, unter großen Feierlichkeiten die Regierung der Herzogtümer übernommen. Vormittags traf er mit Sonderzug in Gotha ein, wo er am Bahnhof durch den Regenten, Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg, empfangen wurde. Dann trat der Herzog die Fahrt mit berittenem Geleit durch die spalierbildende Bevölkerung zum Schloß Friedenstein an, wo in Anwesenheit zahlreicher Fürstlichkeiten die Regierungsübernahme erfolgte. Ein Gottesdienst in der Schloßkirche folgte. Um 4 Uhr erfolgte der feierliche Umzug des Herzogs durch die festlich geschmückte Stadt. Am Rathause begrüßte Oberbürgermeister Liebetrau den Herzog mit einer Ansprache, auf die der Herzog mit kurzen Worten dankte.

Deutsches Kriegerdenkmal in Tientsin

Das von dem Berliner Bildhauer Professor Kuno von Uechtritz geschaffene Denkmal zur Erinnerung an die während der chinesischen Wirren in den Jahren 1900 und 1901 gebliebenen Angehörigen der deutschen Land- und Seestreitkräfte, dessen Aufstellung unser Bild zeigt, ist inzwischen enthüllt worden. Das Monument besteht aus einer überlebensgroßen Gestalt eines mittelalterlichen Ritters, der, auf Schwert und Schild gestützt, fest und ruhig dasteht, so Mannhaftigkeit und standhafte Treue versinnbildlichend. Abgesehen von den etwas archaistischen Formen, die dort im fernen Osten nicht allgemeines Verständnis finden dürften, macht das



Phot. Louis Held, Weimar

Der Herzog — Oberbürgermeister Liebetrau

Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha wird bei seinem Einzug in Gotha vom Oberbürgermeister begrüßt

Denkmal einen ernsten, würdigen Eindruck. Die deutsche Kolonie, in deren Bezirk sich das Denkmal erhebt, kann auf die neue Zierde stolz sein; sie wird es sich auch wohl nicht nehmen lassen, den Eindruck des Standbildes durch eine würdige Ausgestaltung des ganzen Platzes noch zu erhöhen. In den Sockel wurde vor Legung des Schlußsteines eine Kassette eingemauert, in der ein Dokument mit einem Abriß der Denkmalsgeschichte, je eine Nummer der Brigadezeitung und des Tageblattes für Nordchina und einige chinesische Geldstücke niedergelegt sind. Die Vorarbeiten hinsichtlich der Auswahl eines passenden Denkmalsentwurfes sowie die Vorbereitungen zur Errichtung des Denkmals waren einer Kommission übertragen worden, in welcher der jeweilige Kommandeur der Besatzungsbrigade den Vorsitz führte und der Kaiserliche Konsul ständigen Sitz hatte, während ihr außerdem noch einige Vertreter der deutschen Residenten Tientsins angehörten.



Aufstellung des deutschen Kriegerdenkmals in Tientsin

Vom Krieg in Ostasien

Eine unheilvolle Erbschaft hat der alte Lenewitsch, der in der russischen Armee als ein rücksichtsloser Draufgänger und weißer Feuerkopf galt, angetreten, als er den Oberbefehl von dem unseligen Zauderer Kuropatkin übernahm. Soweit man zurzeit die Lage der Dinge übersehen kann — die Nachrichten vom Kriegsschauplatz fließen wieder einmal sehr spärlich —, hat er bis jetzt seine Aufgabe nicht ohne Geschick gelöst und die geschlagene russische Armee vor weiteren vernichtenden Katastrophen bewahrt. Ob die inzwischen eingetretene Regenzeit, ob der Beginn der diplomatischen Verhandlungen oder ob das militärische Talent des russischen Befehlshabers die Japaner davon abgehalten haben, die Russen einzukreisen und ihnen endlich das so heiß ersehnte Sedan zu bereiten, steht nicht ganz fest. Daß die Nachrichten, die eine Umgehung bereits als Tatsache hinstellten, nicht richtig sind, hat Lenewitsch selbst in einem längeren Telegramm an den Zaren klargelegt, und nach Lage der Dinge kann man ihm glauben. Seine ganze Tätigkeit mußte sich aber bisher auf ein Abwarten beschränken. Er war nach Vernichtung der russischen Seestreitkräfte gar nicht imstande, der japanischen Besetzung der Insel Sachalin irgendwelchen nennenswerten Widerstand entgegenzusetzen, und mußte Gewehr bei Fuß mit ansehen, daß diese für die kommenden Verhandlungen als Faustpfand so wertvolle Insel von den japanischen Truppen eigentlich ohne Schwertstreich genommen wurde. Die kleineren Gefechte, über die der General nach den Gepflogenheiten der russischen Armee ebenso langatmig wie verworren dem Zaren berichtet, sind im allgemeinen ziemlich irrelevant. Unser Bild zeigt den Oberbefehlshaber, umgeben von den Offizieren seines Stabes; ihm zur Seite steht sein Sohn, der Adjutantendienste bei seinem Vater versieht.



Der russische Oberbefehlshaber in Ostasien General Lenewitsch; links neben ihm sein Sohn als Adjutant

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe I

Von F. Skalik in Prag
(„Zlatá Praha")
Schwarz (9 Steine)



Weiß (6 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VIII v. J.

W. 1. Te3—e6
S. 1. La6—d3 (Ke5—d5)
W. 2. Te6×d6(†)
S. 2. Ld3—e4 oder belieb. (K×d6, —e4, e6)
W. 3. Sd8—f7, Df2 e5, f5, d4 matt.

A.

S. 1. d6—d5
W. 2. Sd8—f7†
S. 2. Ke5—e4
W. 3. Df2—e3 matt.

B.

S. 1. b7×c6, La6—c4 od. bel. and.
W. 2. Df2—f5†
S. 2. Ke5(e4)—d4
W. 3. Sd8×c6, Tc6×c4, d6 matt.

Partie Nr. I

Achte Partie eines kürzlich zu Paris ausgefochtenen Wettkampfs, aus dem Marshall mit acht Gewinnen bei fünf Verlusten und vier Remisen als Sieger hervorging. Gespielt am 9. Februar 1905

Sizilianische Partie

Weiß: D. Janowski. — Schwarz: F. Marshall.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**c7—c5**	16. f3—f4[5])	Lg5×f4
2. Sb1—c3	e7—e6	17. Dd1—g4	Dd8—f6
3. Sg1—f3	d7—d5	18. Tf1—e1	Ta8—e8
4. e4×d5	e6×d5	19. Dg4—g2	Te8—e6
5. d2—d4	Sb8—c6	20. Ta1—d1	Tf8—e8
6. d4×c5	Sg8—f6	21. Te1×e6	Te8×e6
7. Lc1—e3	Lf8—e7	22. Kg1—f1	Df6—e5
8. Lf1—b5	0—0	23. Dg2—f3	Te6—f6 [4])
9. 0—0	Lc8—g4	24. Kf1—g2	Lf4×h2
10. Lb5×c6	b7×c6	25. Df3—h3	h7—h6
11. Le3—d4	Sf6—e4!	26. c2—c3[5])	De5—e2
12. Sc3—a4 [1])	Se4—g5!	27. Td1—f1	Lh2—e5
13. Ld4—e3	Lg4×f3	28. Kg2—g1	d4—d3
14. g2×f3	d5—d4!	29. f2—f4	d3—d2
15. Le3×g5 [2])	Le7×g5	30. Dg4—c8†	Kg8—h7
		Weiß gibt die Partie auf.	

[1]) Dadurch kommt der Springer ganz aus dem Spiel. Besser war 12. Dd1—d3 mit Rückgabe des Bauern.

[2]) Auf 15. Le3×d4 folgt Dd8×d4 nebst Sg5×f3†. Schwarz, einmal im Vorteil, behandelt das Spiel in kräftigster Weise.

[3]) Es drohte Lg5—f4 mit folgendem Dd8—h4.

[4]) Mit der Drohung Lf4—e3.

[5]) Wenn 26. Dh3×h2, so Tf6×f2†.

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 ein Kunstwerk, kostet meist viel Geld,
3 6 5 9 7 drum wird auch dieses hoch gestellt;
7 0 2 7 8 5 6 ein Handwerksmann, der immerfort
7 8 9 4 8 in Mengen brauchet dieses Wort;
1 2 6 4 2 5 6 7 8 ein Herrschertitel früher Zeit;
1 9 5 7 wird oft auf Wege aufgestreut;
8 5 9 0 ein Wasser ist es, ohne Lauf,
nur kleine Nachen fahren drauf;
6 5 9 7 5 beglückt, wer auf dies Wort kann gehen;
7 8 5 2 5 6 und solltest du an diesem stehen,
6 9 4 4 gib acht, daß dies nicht Unglück bringt,
das wilde Meer dein Schiff verschlingt.

H. F.

Buchstabenrätsel

Wenn von Berlin mit Dampf man nordwärts eilt,
Berührt im Fluge man auch eine Stadt,
Auf deren Bahnhof jeder gern verweilt,
Weil dort er Zeit zu einem Trunke hat.

Das erste und das letzte Zeichen streich —
Dann nennet, liest du ihn verkehrt, der Rest
Dir einen See in einem nord'schen Reich —
Nun, bist du in der Erdbeschreibung fest? F. M.-S.

Homonym

Auf Bach und Fluß bin ich zu finden,
Sobald des Winters Tage schwinden.
Auf festem Land kannst du mich sehen,
Wo durch das Feld die Furchen gehen.
Im Meer auch schwimm' ich scharenweise,
Bin manchem eine Lieblingsspeise. F. M.

Silbenrätsel

Die beiden ersten sind gar oft willkommen
Zur Abwehr aller läst'gen Lebensplagen,
Und überall sind gern sie aufgenommen,
Wenn sie uns Wohlstand sichern und Behagen.

Die schlimmen zweiten sich vom Leib zu schaffen,
Möcht' jeder gern die guten ersten nützen;
Doch hier versagen auch die schärfsten Waffen,
Vor ihrem Andrang kann uns nichts beschützen.

Machst du ein Ganzes dann aus allen vieren,
So ist die Phantasie geschäftig gleich,
In eine bunte Welt sich zu verlieren,
Die dir erschließet der Romantik Reich. L. W.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 12:

Des Zeichen-Bilderrätsels: An Stelle der Zeichen im Textfelde setze man je stets jene Silbe aus dem Rundbande, die dieses Zeichen trägt. Richtig in Silben umgewandelt, geben alle Silben den Spruch: „Wenige wissen, wieviel man wissen muß, um zu wissen, wie wenig man weiß."

Des Logogriphs: Wandsbeck, Backe, Andenken, Rabe, Kanada, Banane, Asen, Sandbank, Sense, Badewanne.

Des Wechselrätsels: Hippe, Lippe, Kippe, Rippe, Sippe, Wippe.

Des geographischen Rätsels: Hagenau.

Des Silbenrätsels: Mailand.

Des Homonyms: Wittekind.



Kühner Vergleich

„Kruzitürken, jetzt such' ich mir einen Schatz. Ich will nicht immer als Veilchen im verborgenen bluhen."

Briefmappe

Amateur in M. Die bekannte Firma **Carl Zeiß** in Jena hat soeben eine neue Filmpackung auf den Markt gebracht, welche die mit den bisherigen Filmpackungen verbundenen Nachteile vermeidet, indem sie dem Photographen ermöglicht, jede Aufnahme in allen ihren Stadien *einzeln* zu behandeln. Die mit Films beschickte Zeiß-Packung wird beim Händler photographischer Bedarfsartikel zu sechs Stück gekauft und mittels Adapters mit dem Aufnahmeapparat in Verbindung gebracht. Vor dem Einbringen der Packung in den Adapter befindet sich seine Mattscheibe in der Fokusebene, so daß ohne weiteren Handgriff das Bild jedesmal vor der Aufnahme scharf eingestellt werden kann. Der Expositionsschieber der Packung wird ganz herausgezogen und nach der Belichtung wieder eingeschoben. Zur nachfolgenden Aufnahme wird die belichtete durch eine unbelichtete Packung ersetzt. Das neue Kassettensystem gewährt also die Annehmlichkeit der Benutzung der bekannten einfachen Blechkassetten, fügt aber neu hinzu die Tageslichtwechslung und ermöglicht bei Touren die Mitnahme zahlreichen Aufnahmematerials ohne starke Vergrößerung des Gepäckvolumens und Gewichts. Mit der Durchführung vollkommener Einzelbehandlung ist auch dem berechtigten Wunsche Rechnung getragen, irgendein bestimmtes Filmmaterial, das für besondere Zwecke geeignet erscheint, bei den Aufnahmen zu benutzen. Dabei ist die Möglichkeit des Verkratzens der empfindlichen Schicht beim Filmwechsel sowie die Möglichkeit einer unerwünschten Nebenbelichtung so gut als ausgeschlossen. Der Film liegt durchaus plan, so daß das Wechselsystem sich auch für größere Formate eignen dürfte. Vorläufig wird das Format 9×12 Zentimeter in den Handel gebracht.

O. R. in R. Sie haben recht; China hat nach dem japanisch-chinesischen Kriege 1894/95 eine *Kriegsentschädigung* von 230 Millionen Taels (= etwa 700 Millionen Mark) gezahlt. Ursprünglich war die Entschädigung auf 200 Millionen Taels festgesetzt worden, wurde aber dann, als durch Rußlands, Frankreichs und Deutschlands Intervention die Abtretung eines Teils der Mandschurei mit Port Arthur an Japan rückgängig gemacht wurde, um 30 Millionen Taels erhöht.

A. G. in Berlin. Ihre Arbeit ist für uns leider unverwendbar. Wir bitten um Angabe Ihrer neuen Adresse, um Ihnen das Manuskript wieder zustellen zu können.

Walther M. in Nbg. Für eine sich nur auf die Moselgegend erstreckende Reise eignet sich am besten der kürzlich in 7. Auflage erschienene 28. Band von Griebens Reiseführern, „*Die Mosel von Coblenz bis Trier*“ (mit drei Karten), Berlin, A. Goldschmidt (Preis 1,60 Mark).



Phot. Carl Lewis, Jokohama

Vom Krieg in Ostasien: Ankunft japanischer Verwundeter in Jokohama

L. Hartmann in M. Der Begründer des Rothschildschen Bankhauses war Mayer Anselm Rothschild, geboren 1743 zu Frankfurt a. M. Dieser betrieb seit dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in seiner Vaterstadt ein Geldwechslergeschäft und schwang sich bald zum Bankier des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen auf. Als der Kurfürst 1806 sein Land verlassen mußte, vertraute er den Staatsschatz Mayer Anselm Rothschild an, der ihn seinem in London lebenden Sohne Nathan sandte. Mit diesem, dem Begründer des Londoner Hauses, beginnt die Weltmachtstellung der Familie Rothschild. Nathan Mayer Rothschild wurde der Finanzagent der englischen Regierung bei ihrer finanziellen Unterstützung der kontinentalen Staaten im Kampfe gegen Napoleon I. Die vier Brüder von Nathan Mayer siedelten sich in Wien, Frankfurt a. M., Neapel und Paris an, blieben aber mit dem Londoner Hause fortwährend in Konnex. Chef des Pariser Hauses war der jüngste Bruder Nathan Mayers, Jakob (James) von Rothschild, geboren 1792, gestorben 1868; dessen Sohn war der kürzlich gestorbene Baron Alphons (geboren 1827).

Cand. phil. et jur. Oswald. Wir bedauern, von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können, da wir mit kunsthistorischen Beiträgen überreich versehen sind.

L. Z. Die Beantwortung Ihrer Anfrage müssen wir aus prinzipiellen Gründen ablehnen und können Ihnen nur den Rat geben, sich bei dem zu beruhigen, was Ihnen ein vertrauenswürdiger Arzt auf Grund persönlicher Untersuchung sagt.

B. in W. Ihrem Wunsche entsprechend bringen wir hiermit Ihre neuesten Sprüche, die unsern Lesern gewiß sofort Ihre früher hier abgedruckten, von demselben Geiste erfüllten Aphorismen lebhaft in Erinnerung bringen werden.

Die Kunst der Aerzte oft versagt,
Wer ihr zu sehr vertraut,
Der Tod, der niemand noch gefragt,
Kennt meist kein heilsam Kraut.

•

Dem Schicksal, das dir ist bestimmt,
Kannst niemals du entrinnen,
Der Funke, der unsichtbar glimmt,
Kann hellen Brand entzünden.

•

Drei Worte schwer will ich dir nennen,
Du wirst sie sicher kennen.
Eh du sie sprichst, besinne dich,
Ich mein' dir's gut: Ich liebe dich.

•

Daß sich das Alter so erhitzt,
Wenn man die Jugend nützt.
Nur eines ist das traurig Lied,
Daß es nicht immer klug geschieht.

•

Daß wer*) ein wahrer Freund gewesen,
Hab' im Roman ich nur gelesen.

•

Zwei Dinge hab auf dieser Welt:
Ein schönes Weib und recht viel Geld.

*) Oder: wo. (Anm. des Verf.)



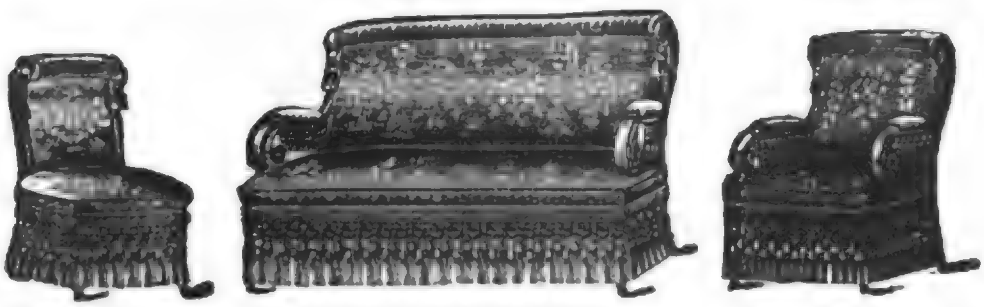
Verkannter Abschiedsgruß

Der Großbauer Niederlupfinger war bei entfernten Verwandten in der Stadt zum Besuch. Als er wieder abfährt und sich der Zug gerade in Bewegung setzt, winken ihm die Verwandten mit dem Taschentuch nach. Verdutzt schaut der Bauer sie an: „Sakra, ötzt hoab' i mei' Sacktücherl liag'n lassen."

Hermann Jacob & Braunfisch

Vereinigte Berliner Möbelfabriken und Tapezierwerkstätten

BERLIN O., Alexanderstr. 27a nur 2. Hof, kein Laden Keine Zweiggeschäfte!



Spezialität: Wohnungs-Einrichtungen

Illustrierte Prachtkataloge für Möbel, Dekorationen, Gardinen, Teppiche kostenfrei.
Besichtigung unserer grossen Möbelausstellung ohne Kaufverpflichtung erbeten.

Alpine Gipfelführer.

Mit vielen Bildern und Karten. Jedes Bändchen gebunden M. 1.—

Erschienen: 1. Die Zugspitze. 2. Die Elmauer Haltspitze. 3. Der Ortler. 4. Der Monte Rosa.

Die Sammlung wird fortgesetzt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ludwig B. in Posen. Das Wintersemester an der Akademie Frankfurt a. M. beginnt am 23. Oktober. Das Vorlesungsverzeichnis führt in der Abteilung für Volkswirtschaftslehre neben Vorlesungen über Nationalökonomie u. Finanzwissenschaft auch solche über Börsenwesen und Börsengesetzgebung, Kolonialwesen und Genossenschaftswesen auf; ferner auf juristischem Gebiet Vorlesungen über öffentliches und Privatrecht, daneben Besprechungen, in denen Fragen des Privatrechts im Anschluß an neuere Entscheidungen höherer Gerichte behandelt werden. Anmeldungen sind an das Sekretariat der Akademie (Börsenstr. 19) zu richten.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Ein rosig zarter, reiner Teint. Die menschliche Gesichtshaut besteht bekanntlich aus kleinen Zellen, die in den unteren Schichten weich und durchsichtig sind, oben aber abblättern, nachdem sie zu Schuppen eingetrocknet sind. Sobald dieser Vorgang merklich wird, erscheint die Oberfläche hart, schwielig, verliert ihre Durchsichtigkeit, die Proportionen der Fettabsonderung werden verschoben, es bilden sich helle und dunkle Stellen, kurz, es ergeben sich jene Erscheinungen, die man gemeinhin einen schlechten, unreinen, ungesunden Teint nennt. Diesem Uebel wirkt allein eine Behandlung entgegen, die neben der Hinzufügung des notwendigen Fettes eine Substanz von ganz neutraler Beschaffenheit an die erkrankten oder vernachlässigten Gewebeteile heranbringt und die Entzündung aufhebt. Mit der von der Firma Bergmann & Comp. in Radebeul-Dresden hergestellten Steckenpferd-Lilienmilch-Seife (Schutzmarke: Steckenpferd) sind beide Aufgaben erfüllt. Die Seife ist von völlig neutraler Beschaffenheit, und der Zusatz von Borax, den sie enthält, wirkt als mildestes Alkali den Entzündungssymptomen aufs entschiedenste entgegen. Zugleich bewirkt aber der Borax eine schnelle und beinahe unmerkliche Abstoßung der unreinen und durch Sommersprossen oder andre Schattierungen des Pigments beeinflußten Oberhaut.

Dr. Oetkers Salizyl wird in neuerer Zeit mit bestem Erfolg angewendet, weil es den Geschmack der Früchte nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern ihn lange Zeit sogar frisch und kräftig erhält. Seine Anwendung ist einfach und sauber und sein Preis billig. Dieses Salizyl enthält reinste Salizylsäure, und ein Päckchen à 10 Pfennig genügt, um 10 Pfund eingemachte Früchte gegen Schimmel zu schützen. Die Hausfrau, die dieses Präparat einmal kennen gelernt hat, wird es stets ihren einzumachenden Früchten zusetzen und braucht sich über verschimmelte Kompotts nie mehr zu ärgern.

Man kann nicht genug auf die schädlichen Folgen hinweisen, die durch die Vernachlässigung der Zähne, dieser so wichtigen und unentbehrlichen Hilfsmittel der Verdauung, entstehen können. Doktor Elof Förberg aus Stockholm weist darauf hin, daß bei seinen Untersuchungen 73% der an Karies erkrankten Personen diese so gefürchtete Zahnkrankheit ihrer schlechten Pflege der Zähne verdanken. Eine regelmäßige Reinigung der Zähne nach jeder Mahlzeit und vor dem Schlafengehen mit einem altbewährten und anerkannten Zahnputzmittel, wie es Sarg's Kalodont darstellt, kann daher nicht oft genug empfohlen werden.

Volle und milde Weine von feinstem Bukett und schönster Farbe sind die spanischen Weine, die neuerdings auch in Deutschland immer mehr Aufnahme und größere Wertschätzung gefunden haben. Namentlich die Royal Malaga Bodega Co. in Malaga befaßt sich in größerem Maßstabe mit dem Versand spanischer Weine nach Deutschland, die trotz billiger Preise den Vergleich mit weitaus teureren echten, guten Bordeauxweinen nicht zu scheuen haben. Die Firma verfügt über ausgedehnte Kellereien mit riesenhaften Beständen; sie liefert zu den festgesetzten Preisen jede Sendung ohne besondere Berechnung für Faß und so weiter vollständig fracht- und zollfrei bis zum Bestimmungsbahnhof und nimmt nichtbefriedigende Sendungen auf eigne Kosten zurück.

Eingegangene Bücher und Schriften.

Henrici, Ernst, Die Aztekenblume. M 1.50. Dresden, E. Pierson.
Hood, Fred, Vom Rhein zum Mississippi. Reisebriefe. M 2.—. Pößneck, Br. Feigenspan.
Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 53. Ausgabe für das Jahr 1904. Herausgegeben von Dr. F. v. Juraschek. M 1.50. Frankfurt, H. Keller.
Jensen, Wilh., Vor drei Menschenaltern. Ein Roman aus dem holsteinischen Land. Dresden, C. Reißner.
Kienninger, Max, Menschenherz. Kleine Gedichte. M 1.50. Dresden E. Pierson.
Kind und Kunst. Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes. I. Jahrgang, Heft 1/2 à M 1.25 (jährlich 12 Hefte M 12.—). Darmstadt, Verlagsanstalt Alex. Koch.
Kipp, Hch., Schlichte Lieder. M 1.—. Dresden, Pierson.
Kirchbach, Frank, Die Hydrovolve. Die Hydrolokomotive. München, Selbstverlag.
Knauer, Herm., Deutschland am Mississippi. Neue Eindrücke und Erlebnisse. M 2.—. Berlin, L. Oehmigke.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Robert Mohr in Wien I.
Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Das Hindernis: Warum es Herrn und Frau Stampfl unmöglich ist, vierhändig zu spielen!

Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



Heimtrieb

Nach dem Gemälde von Wilhelm von Diez (München)

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

VI

In den letzten Tagen des Oktobers hatte Herr Romeit seine Schülerin reif erklärt für einen größeren, selbständigen Ritt. Modeste dachte an einen Nachmittagsbesuch bei Bussards.

Freundinnen hatte der Stern von Barginnen eigentlich nicht, nur Bekannte. Es lag das in Modestes Natur. Sie engagierte sich nicht ... Und dann war die nächste Umgegend arm an jungen Mädchen ihres Alters und ihrer Ansprüche, erst jenseits der Staatsforst gab es wieder „Familien". Da saßen die Gadebuschs, die Meyners', die Bussards.

Die beiden Fräulein von Gadebusch waren nicht hübsch, nicht häßlich, wahre Kürassiergestalten und rasend hochmütig. Von der schnurrbärtigen Mutter ging die Mär, daß die alte Dame einmal die gute Meile von der Kreisstadt bis zu ihrem Gut zu Fuß gegangen wäre, weil der betrunkene Kutscher es vorgezogen hatte, ohne sie heimzufahren. „Aber gnädigste Frau," sagte der alte Eller, „warum haben Sie sich nicht von irgendeinem Wagen mitnehmen lassen, die Chaussee ist doch so belebt!" — Die Matrone richtete sich kerzengerade auf und entgegnete eisig: „Der Adel bittet nicht, er gewährt nur." — Seitdem hieß sie die „Ahnfrau" ... Von den Töchtern Marga und Martha erzählte dagegen ein Artillerieleutnant der aufhorchenden Modeste, daß es im Grunde trotz alles Hochmuts doch echte Landgänse wären mit grauen wollenen Strümpfen, „grauen, wollenen Strümpfen, gnädiges Fräulein, beim Generalsdiner! ..."

Annie von Meyners war dagegen ganz anders. Bequem, gutmütig, ein wenig dumm — zurzeit Modestes beste Freundin. — Beste Freundin war auch einmal Judith von Bussard gewesen, die, sehr reich und sehr hübsch, der jüngsten Lindt einzige Rivalin schien. Eine rotblonde, schlanke Schönheit, sanft, zart, als einziges Kind angstvoll behütet. Den Winter verbrachte sie meist mit der Mutter im Süden. Für dieses Mädchen hatte Modeste einst eine wirkliche Freundschaft gefühlt. Es ging ein eigen-müder Reiz von dem aristokratischen Geschöpf aus, das im Herzen demütig war und ohne Scheinheiligkeit fromm. Sie log nie — auch wenn sie lächelte. Ein Jahr hatte diese Mädchenfreundschaft gewährt, von Modeste sehnsüchtig gesucht, von Judith liebenswürdig geduldet. Auf dem ersten Ball in der Königshalle kam die Abkühlung. Das Freifräulein wurde vom Adel umschwärmt, Modeste huldigten mehr die bürgerlichen Leutnants. Einen ernsthaften succès de femme vergab der Stern von Barginnen nie. Das Lesekränzchen, das die fünf jungen Damen zusammen mit einer Frau Murrmann als Protektorin bildeten, blieb zwar bestehen, aber die Interessen schieden sich. Es wurde eine kühle Freundschaft. Und jetzt, wo Modeste monatelang in Rußland gewesen war, hatte sie für das Kränzchen nichts gehabt als einen flüchtigen Ansichtskartengruß ... Doch die Zeit eilt, die Zeit heilt. Ein halbes Jahr hatte man sich nicht gesehen, und die Sehnsucht nach all den lieben kleinen Mädchentorheiten erwachte bei Modeste. Heute war eigentlich Kränzchentag. Vielleicht hatten sich die vier Fräuleins versammelt, vielleicht auch nicht — jedenfalls wollte Modeste Menschen sehen, mit dem neuen Reitkleid paradieren und, falls Judith mit der Mutter schon nach dem Süden abgereist sein sollte, wenigstens sich von dem alten Bussard bewundern lassen, der zwar auf einem Gichtbein daherhumpelte, aber hübsche Mädchen sehr schätzte.

Bussardshof war weit. Darum wurde der Inspektorbraune gleich nach Tisch und sehr sorgfältig gesattelt. Herr Romeit selbst zog die Gurten fester und blickte stolz auf seine reizende Schülerin.

„Also, gnädiges Fräulein, nicht über Feld oder wo Gräben sein könnten! Ich muß die Stute beim Sprunge selbst höllisch zusammennehmen, sonst bleibt sie mir hinten und vorn weg ... Peitsche ist übrigens nicht nötig, der Braune geht schon so ..." Doch als er eine kleine scharfe Falte zwischen Modestes Brauen bemerkte, fügte er rasch hinzu: „Aber natürlich ganz, wie gnädiges Fräulein wollen!"

„Na, wenn ich nach all den guten Lehren nun nicht 'runterfalle, so fall' ich wohl nie 'runter!" scherzte sie dagegen. „Adieu, Herr Romeit." Sie schnalzte mit der Zunge, der Braune trabte an. Herr Romeit ging zurück nach der Scheune, wo er die Gegend am besten übersehen konnte. Dort blieb er lange. —

Es war ein eisiger Oktobertag. Die Luft trüb, der Himmel lastend. Auf den verödeten Feldern nur noch die welkenden Blätter der Rübe. Zuweilen ein Joch Ochsen, das die Furche brach, ringsum Krähen, flügelschlagend, schnarrend. Die Chaussee glänzte rot von Ebereschen. — Modeste trabte gemächlich die Landstraße entlang, zum erstenmal ganz allein und doch etwas bang, wenn der Braune einmal schärfer schnob oder vor den weißen Wegsteinen stutzte. Wagengerassel im Rücken erklang — ein Knecht, der sich mit seinem Gespann im Dorfkruge verspätet hatte und jetzt peitschenknallend dahinjagte. Der Braune spitzte die Ohren und fiel in Galopp. Erst war's ihr unheimlich — sie versuchte zu parieren — dann erfaßte sie der Ehrgeiz. Der Knecht sollte ihr nicht vorbeifahren! Schließlich freute sie sich, wie rasch die Bäume vorüberflogen und wie sicher sie saß ... Der Wald kam, ein großer einförmiger Wald, hüben und drüben die regelmäßigen Schläge. Die braunen Fichtenstämme wie erstarrt, in den Nadeln ein schläfrig Säuseln. Sie hieß das Pferd Schritt gehen. Zuweilen senkte es den Kopf, haschte nach einem Grashalm am Wege. — „Pfui, schäm dich, Brauner!" Zuweilen starrte es mit großen Augen ins knackende Holz. — „Es ist nichts, es ist wirklich nichts." Sie unterhielten sich wie ein paar gute Freunde. Wenn die Frauenhand den Hals klopfte, nickte das Tier. — Zuletzt geriet sie ins Träumen. Der schlummernde Wald, die graue Chaussee ... Es war, als wenn es ewig so fortgehen müßte. — Da trat aus einer Schneise der Förster, das Gewehr über die Schulter gehängt, den Hund an der Hand. Sie kannte ihn nicht. Aber sie war sofort erwacht und begann scharf zu traben, bis es lichter und lichter wurde ringsum. Die weite litauische Ebene tat sich wieder auf, aber welliger, freundlicher. Keine großen Dörfer und schmutzigen Katen, sondern Güter und aufleuchtende Herrenhausdächer inmitten kahler Parks. Das nächste: Bussardshof. Ein schönes Gut. Langgestreckte, neue Wirtschaftsgebäude, große Roßgärten, auf einem Hügel das kleine Schloß mit freundlich blickenden Fenstern, der helle Giebel aus entblätterten alten Linden lugend. Modeste ritt rasch den breiten, glatten Lehmweg, der sich bis zum Gut zog. Der Braune drängte wiehernd vorwärts, er witterte den Stall. Als er aber über einen Stein stolperte, strafte sie ihn mit der Peitsche, und als ihr eine Bretterbrücke nicht fest genug schien, ritt sie aufs Feld und setzte im Sprunge über den schmalen Wassergraben. Sie hatte die Empfindung, als ruhten viele bewundernde Augen auf ihr.

Als sie in den Park einreiten wollte, sprangen plötzlich aus dem Gebüsch leichtfüßige Mädchen. Taschentücher wehten, junge Stimmen lachten. „Verbotener Weg! Verbotener Weg!" Der Braune kniff die Ohren an und machte alle Anstalten zum Durchgehen. Da trat rasch eine junge Dame, mit einer Krone rotblonden Haares, die nicht mit im Gebüsch gewesen war, herzu und rief: „Um Gottes willen, er wirft sie noch 'runter! Laßt doch den Unsinn!" ... Und sie faßte mit der schmalen, durchsichtigen Hand nach dem Zügel.

Der Braune besann sich, stand, Modeste glitt aus dem Sattel. Es waren die vier Kränzchenschwestern, die sie herzlich begrüßten.

„Na, 'runtergeworfen hätt' er mich auf keinen Fall, Judith," sagte Modeste lustig.

Die jungen Mädchen umringten darauf das Pferd, beklopften es: „Seit wann reitest du denn eigentlich, Modeste?"

„Seit vier Wochen, wenn ihr's denn durchaus wissen wollt ... Dies ist das Inspektorpferd — dies Fräulein Marga von Gadebusch, Fräulein Martha von Gadebusch, Fräulein von Meyners, Freiin von Bussard —" sie schloß mit einer graziösen Handbewegung die launige Vorstellung. Der Braune nickte verständnisinnig dazu. „Uebrigens ein eignes Pferd habe ich auch, eine vierjährige Stute, die jetzt angeritten wird."

„Pfui, Inspektorpferd!" sagte die älteste Gadebusch lachend, „auf so was setzt' ich mich nie!"

„Ich auch nicht."

„Ich auch nicht."

Die Mädchen lachten laut.

Nur Judith von Bussard sagte ruhig: „Ich kenne den Braunen jetzt wieder. Es war früher mein Pferd. Ich habe so viel Zucker für ihn gestohlen! ... Brauner, kennst du mich auch noch?" — Der Braune hob die Nüstern nach ihr, sah sie mit glasigen Augen verwundert an und wollte näherkommen. „Seht ihr, so ist er immer, er durchsuchte mir förmlich die Taschen! Ich habe ihn aber auch nie enttäuscht ..." Sie griff nach der weichen Nüster und streichelte sie. „Du guter, alter Brauner! Wär's auf mich allein angekommen, ich hätte dich nie verkauft."

Die kleine Meyners rief dazwischen: „Laß das doch, Judith! Das macht mich ganz nervös. Er beißt am Ende."

„O, er beißt mich ganz gewiß nicht. — Jedes Tier kennt seine Freunde. — Sieh selbst!" Judith hielt ihm die schlanken, durchsichtigen Finger hin.

„Ja, wir sehen schon!" drängte Annie.

„Hast du eigentlich Pferde wirklich so gern, Judith?" fragte die jüngste Gadebusch.

„Pferde nicht mehr als alle Tiere."

Modeste sah sich derweilen nach einem Menschen um, ihr das Tier abzunehmen. Aber die jungen Mädchen beschlossen, es höchstselbst in den Stall zu führen und dann noch ein wenig durch den Wald zu bummeln, der mit seinen hochstämmigen Fichten sich direkt an den Park anschloß.

Judith sagte: „Wenn du Mama gleich begrüßen willst, Modeste, bitte! Tust du's eine halbe Stunde später, so wird sie's dir ganz gewiß auch nicht übelnehmen ... Drin spielen sie Skat. — Papa, die Murrmann und der Bezirksadjutant. Du kennst ihn ja auch, er ziert sich so entsetzlich. Frau Murrmann, die ja deine spezielle Freundin ist, mag ich erst recht nicht. Wahrscheinlich tue ich beiden unrecht — aber er ist unnatürlich, und sie ist falsch."

„Weißt du übrigens das Neueste, was sie heute losgelassen hat?" kolportierte eifrig die kleine Meyners. „Damit du orientiert bist, Modeste, sie liest jetzt mit dem Leutnant Byron — denke dir, Byron! ... Also heute war von Wagners die Rede, und Judiths Mutter meinte: Er wäre soweit ganz nett, wenn auch etwas gewöhnlich, aber was sie nicht ertragen könne, wäre das gewisse Grogparfüm, das er immer um sich verbreite. Er riecht tatsächlich immer nach Grog! — Und die Murrmann antwortete wörtlich: ‚Ja, Frau Baronin, das ist ganz richtig — er riecht pestrant. Uebrigens auch sonst mir ein sehr allopathischer Mensch ...' Wir starben beinahe vor Lachen hinter ihrem Rücken bis auf Judith, die das unhöflich findet. Weil wir natürlich immer wieder lachen mußten, sind wir 'rausgegangen. Schließlich hätte sie es doch gemerkt. Sie wurde schon ganz unruhig."

Die beiden Fräulein von Gadebusch lachten wieder laut auf: „Ja allopathisch und pestrant! Uns stehen noch die Tränen in den Augen."

Als sie das Pferd unter Assistenz der Kutscher in den Stall gebracht hatten, sagte Modeste möglichst gleichgültig: „Es lohnt sich eigentlich gar nicht mehr das Absatteln. In einer halben Stunde spätestens muß ich wieder weg. Es wird jetzt so früh dunkel ..." Und womöglich noch gleichgültiger fortfahrend: „Ich möchte euch auch nicht gerne stören."

„Wieso?" fragte unbefangen die kleine Meyners.

„Ihr fühlt euch ja offenbar viel wohler ohne mich, Kinder. Mir wenigstens hat niemand mitgeteilt, daß das Kränzchen heute bei Judith ist."

Die kleine Meyners dagegen eifrig: „Ach, wir sind ja bloß alle zufällig zusammengekommen."

„Ja, zufällig!" echoten die Gadebuschs.

Die Tochter des Hauses aber sagte: „Das ist nicht wahr, Modeste. Ich habe das Kränzchen eingeladen bis auf die Murrmann, die mit dem Bezirksadjutanten zufällig gekommen ist. Dich habe ich absichtlich vergessen, weil du uns ja auch vergessen hast in dem halben Jahre ..." Mit liebenswürdigem Lächeln fügte sie hinzu: „Aber jetzt, wo du freiwillig gekommen bist, bitte ich dich herzlich um Verzeihung. Du weißt, ich tue niemand wissentlich gerne unrecht — und wir waren doch einmal sehr befreundet."

Die jungen Damen schlugen darauf die Augen etwas beschämt nieder, bis auf Modeste, die bei den letzten Worten rot geworden war: „Ich weiß recht gut, daß Judith mich nie ganz für ihresgleichen gehalten hat," sagte sie scharf. „Wer nicht mindestens ‚von' ist!" Zuweilen hatte der Stern von Barginnen demokratische Anwandlungen, jedoch nur aus gekränkter Eitelkeit.

Aber die schlanke Judith sah sie mit den großen, warmen Augen kalt an. „Wenn du mich dessen für fähig hältst, bitte, geh! ... Ich halte dich nicht ... Uebrigens kenne ich diesen Hochmut gar nicht. Und Gott ist mein Zeuge, ob du nun Modeste Lindt oder ‚von' Lindt heißt, ob du hübsch oder häßlich bist — ich würde niemals auf den Gedanken gekommen sein, wegen einer Zufälligkeit, für die wir beide doch nicht können, einen Unterschied zu machen, wie das wirklich vornehme Menschen wohl auch nie tun werden ... Aber wir verstehen uns nicht, Modeste — wir haben uns vielleicht nie verstanden ..." Trotzdem hielt sie ihr die durchsichtige Hand versöhnlich hin. „Wenn du's noch einmal mit mir versuchen willst — gern. Ich bin nicht hochmütig — sei du's auch nicht!"

Es entstand eine schwüle Pause, wo die beiden Kürassierdamen sich fragend ansahen und die kleine Meyners Modeste ermunternd in die Seite stieß.

Modeste war keine weiche Natur, aber sie hatte einen sicheren Instinkt für das Gute bei andern Menschen. Sie griff nach der durchsichtigen Hand in dem Augenblick, als sie eben zurückfallen wollte. „Ich glaube, daß du besser bist als wir alle, Judith."

Die beiden Mädchen küßten sich.

Die Fräulein von Gadebusch aber waren nicht ganz einverstanden mit dieser Adelsauffassung. Ihrer Ansicht nach kamen adlige Jungfrauen mit mindestens einer fünfzackigen Krone auf diese Welt, unter besonderer Zustimmung des Himmels — und sie gehen am besten aus dieser Welt mit einer neunzackigen Krone und unter noch hörbarem Halleluja der Erzengel.

Die kleine Meyners aber, wie alle gutmütigen Törinnen im Grunde sehr friedfertig, wog nicht viel, sondern rief herzlich erfreut: „Gott sei Dank, Kinder! Das wäre ein zu verdorbener Nachmittag gewesen sonst."

Wie um den Frieden zu besiegeln, begab sich drauf das Kränzchen in sämtliche Ställe des Hofes. Der Hof in riesigen Dimensionen, alles Reichtum und Ordnung. Niemand außer Judith ahnte, daß hier eine Frauenhand die Zügel führte. — Im Pferdestall blieben sie am längsten. Die Halfterketten klirrten. Die glatten Tiere schnoben gemächlich in die häckselgefüllten Krippen. Bussardshof hatte die größte Remontenzucht. Die jungen Damen verstanden nicht viel von Pferden bis auf die Fräulein von Gadebusch, die überlegen über vornehmes Exterieur und schöne Gänge redeten. Sie

hatten eine natürliche Abneigung gegen alles Kleine und Plebejische auch bei Tieren . . .

Dann unterhielt sich das Kränzchen, in dem breiten Mittelgang zwischen den Ständen auf und ab gehend, über Rußland.

„Gibt's da wirklich so viel Wölfe?" fragte die kleine Meyners neugierig.

„Auch Bären?" forschten die Kürassierdamen.

Modeste hatte sich eigentlich vorgenommen, Wundergeschichten von dem Arsilschen Gute zu erzählen, trotzdem sagte sie ehrlich: „Kinder, wenn ihr nach Rußland eingeladen werdet, geht lieber nicht! Wölfe habe ich keinen einzigen gesehen — aber auch sonst nichts. Und in dem Rußland, wenigstens wo ich war, da sprechen die Leute nicht mal Polnisch, sondern ganz gemeines Litauisch. Und wenn sie den Nachbar besuchen, da nehmen sie gleich Nachtzeug mit, so weit liegen die Güter auseinander. Ich gehe jedenfalls freiwillig nie wieder hin."

Während Rußland behandelt wurde, wobei die Kürassierdamen etwas schieläugig bemerkten, daß es mit dem Adel jenseits des Leppohne wohl nicht sehr weit her sei, trat von der andern Seite eine Dame im Reitkostüm in den Stall. Es war Frau von Bussard, Ende der Vierziger, sehr schlank, mit großen grauen Augen von durchdringender Klugheit. Sie sah die Mädchen, hörte und lächelte.

Martha von Gadebusch sagte eben: „Arsils meinen wir damit natürlich nicht, Modeste! Arsils sind Grafen, und Grafen sind immer vornehm."

Die kleine Meyners bemerkte dazu enthusiastisch: „Ja, Grafen, Grafen! Gnädige Frau heißt jede, aber Gräfin . . ."

Die Gadebusch hoben ihre Riesengestalten unwillkürlich höher.

„Mama war auch Gräfin, und sie hat sich lange nicht gewöhnen können . . . Das verstehen wir so gut! Marga und ich haben uns darum das Wort gegeben, nicht anders als standesgemäß, absolut standesgemäß zu heiraten. Er braucht nicht gerade Graf zu sein, wie Mama am liebsten wünschte, aber alter Adel. Darum ist uns auch, außer den Kürassieren und allenfalls noch den Allensteiner Dragonern, das Tanzen mit Leutnants gräßlich!"

Frau von Bussard kam leichtfüßig und ungesehen näher, klopfte der Sprecherin freundlich auf die Schulter, die erschreckt zusammenzuckte: „Ihr werdet schon billiger werden, Kinder, viel billiger! In fünf Jahren tut's dir und deiner Schwester bereits einer vom Ersten Regiment, und in zehn Jahren seid ihr vielleicht ganz zufrieden, wenn nur noch ein Dreiundvierziger käme . . . Ihr müßt überhaupt nicht solchen Unsinn sprechen! Wer Körbe austeilen will, muß doch erst Anträge haben, dann ist's ja noch reichlich Zeit . . . Ihr sitzt für meinen Geschmack viel zu viel zu Hause bei Rangliste und Kreuzzeitung und tut sonst absolut nichts . . . Ja, ja, Marthachen, sieh mich nur nicht so entgeistert an! Ich war immer von etwas herber Ehrlichkeit . . . Man versumpft mit solchen Ansichten wie ihr . . . Ihr seid doch äußerlich noch recht junge Dinger, ihr solltet's aber auch innerlich sein. Was sind das für Marotten in euern Köpfen! . . . Ich habe mir die Gräfin sehr schnell abgewöhnt. — Du weißt, Bussards sind alles andre als Uradel. Und deine Mutter, liebes Kind, wird sich hoffentlich an die Frau von Gadebusch nun allmählich auch gewöhnt haben, obgleich das wirklich Uradel ist . . . Wenn zum Beispiel heute der junge Graf Sohme um Judiths Hand anhielte — verlaßt euch darauf, ich gäbe sie lieber dem ersten besten Inspektor, als diesem Majoratstrottel!" Das blasse Gesicht war rot geworden beim Sprechen, und die klugen Augen flimmerten in herber Ironie. — Jetzt erst schien sie Modeste zu bemerken: „Endlich wieder zurück? — Du warst recht lange weg! . . . Das Reitkleid steht dir übrigens ausgezeichnet. Du bist überhaupt eine kleine, vielleicht eine große Beauté geworden derweilen . . . Man hat sich in eure Gesichter so eingesehen, daß man wirklich nicht mehr recht weiß . . ." Modeste knickste mädchenhaft und wollte die Hand küssen. „Um Gottes willen," wehrte die Dame. „Einen Reithandschuh küssen! Das fehlte noch . . . Na, überhaupt die ganze Handküsserei!" sie schlug verächtlich mit der Reitgerte in die Luft. „Mit nichts wird mehr gemogelt . . . Wem ich ehrlich die Hand gebe, der soll sie mir auch ehrlich wiedergeben. Am Druck merke ich dann auch gleich, wes Geistes Kind er ist. Aber dieser billige Handkuß, der in neunundneunzig Fällen eine infame Lüge ist . . . Dich meine ich natürlich damit nicht, Modeste, aber ich erlasse ihn dir, ich erlasse ihn dir wirklich!" — Die jungen Damen lächelten verlegen. „Und nun, Kinder, verratet mich nicht!" schloß sie lustig. „Ich habe mich heimlich gedrückt. Ich muß unter allen Umständen noch eine Stunde reiten." — Sie saß rasch noch im Stall auf. Eine Minute später flog die elegante Reiterin im langen Galopp durch die Parkallee hinaus aufs Feld.

Die Mädchen blieben zurück.

„Du, Judith," rief die kleine Meyners bewundernd, „deine Mutter sieht doch fabelhaft vornehm aus!"

Judith antwortete: „Sie ist aber auch die vornehmste Frau, die ich kenne."

Dann schlenderten sie in den Wald. Voran die Tochter des Hauses mit den Gadebuschschen Damen, dahinter Modeste und Annie Meyners.

Modeste horchte auf, als nach der üblichen Chronique scandaleuse der Gegend das kleine Fräulein sagte: „Es wird dich vielleicht nicht interessieren — du kennst ihn wohl kaum —, aber der

Falkner von Oed verkehrt jetzt sehr viel bei Bussards, eigentlich ausschließlich ... Und bei unserm Sommerfest hättest du dabei sein müssen — er war auch da und hat auch getanzt, aber wieder nur mit Judith. Ich sage dir," fuhr sie enthusiastisch fort, „ich hätte nie geglaubt, daß Judith so schön aussehen könne. Ja, schön! Es war nur eine Stimme ... Und sie tanzte wie eine Königin! Selbst du hättest nicht mitkönnen, Modeste. Weißt du, ich habe dich furchtbar lieb — aber so vornehm kannst du nie aussehen ... An dem Abend soll sie drei Körbe ausgeteilt haben — denke dir, drei! ..." Und als gute Freundin tuschelte sie noch dazu: „Die beiden, Marga und Martha, waren so geschmacklos angezogen wie immer. Kein Mensch beachtete sie. Sie waren ganz grün vor Wut. — Als der Leutnant von Häwel sie endlich zu einer Polka aufforderte, da weinten sie beinahe vor Glück."

Modeste machte ein ziemlich gelangweiltes Gesicht. Sie hatte sich sehr in der Gewalt. Nie waren ihre Augen kühler, als wenn ihr Herz heißer pochte. „Warum verloben sich denn die beiden nicht?"

„Falkner mit Judith? — ... Ich weiß auch nicht, Modeste. — Man wird nicht recht klug. Von ihm glaub' ich bestimmt, daß er gern möchte — von ihr nicht. Sie ist gegen niemanden so zurückhaltend, wie gegen ihn ... Er soll ja auch schon das Denkbarste hinter sich haben! Und Judith denkt sehr streng ... Ich weiß nicht ... aber solche Männer sind doch eigentlich gerade die interessantesten ... Ohne Grund wird man auch nicht so früh grau. Deswegen trägt er auch das Haar kurz, damit man's nicht sieht. Er ist wie alle Männer sehr eitel! ... Uebrigens weißt du, daß gerade jetzt weiße Haare modern sind, sogar bei Frauen?"

Modeste tat gleichgültig: „Ich finde das alles gar nicht so furchtbar interessant, Annie!" Und einer plötzlichen Eingebung folgend, rief sie zu den andern Mädchen hinüber: „Gehst du dieses Jahr wieder an die Riviera, Judith? — Ich beneide dich immer so um die wundervolle Reise."

Die schlanke, reizende Gestalt wandte sich im Gehen, das Gesicht von einem rosigen Schimmer überhaucht: „Nein, ich gehe nicht — ich gehe ganz bestimmt nicht."

„Auch wenn der Arzt wünscht?"

„Auch wenn der Arzt wünscht!"

Von da ab hatte die kleine Meyners eine sehr schweigsame Begleiterin.

Als die Mädchen nach einer guten Stunde aus dem Walde in den Park zurückkehrten, lockte sie das Borkenhäuschen. Es lag auf einem Hügel und beherrschte die Ebene. Sie standen und schauten. Vor ihnen ein weiches, träges Dunstmeer, am Horizont die blasse Sonne im Versinken. Der Wind fächelte eisig, Blätter raschelten. Ueber der Weite das dumpfe Schweigen, das Winterahnen. — Es war ein weher Zauber, den auch die Mädchen fühlten ... Da tauchte auf dem Landweg, den Modeste geritten, etwas Dunkles auf, ein Wagen — ein Pferd — ein Mensch ... Der Herbst trügt mit seinen schattenhaften Umrissen.

„Erwartet ihr Besuch?" fragte Martha Gadebusch.

„Eigentlich nicht," antwortete Judith langsam. Aber, als wenn sie sich dieser halben Lüge schämte, fügte sie rasch hinzu: „Es ist Herr von Falkner." Und sie wandte das Gesicht nach dem Herrenhaus, wo die ersten Lichter aufflammten.

Der Wagen kam mit Windeseile näher. „Es sind seine Jucker," rief die kleine Meyners. „Jetzt erkenne ich ihn auch. Er kutschiert selbst."

„Die Braunen traben wundervoll aus!" bemerkten sachlich die beiden Gadebusch.

„Wir könnten ihm entgegengehen," riet Modeste. „Ich habe die Jucker noch nie ordentlich in der Nähe gesehen. Es ist doch auch nichts dabei. Woher weiß er denn, daß wir ihn schon gesehen haben?"

Die Mädchen standen unschlüssig, nur Judith antwortete nervös: „Ich tu's auf keinen Fall."

„Ich tue es aber auf jeden Fall," beharrte Modeste.

Und im Moment war Judith auch schon gegangen, rasch, ohne Gruß.

Die andern folgten langsam dem Stern von Barginnen. Aber noch ehe sie den Parkweg erreicht hatten, klang der scharfe Trab ganz nahe. Die Jucker sausten vorüber, Herr von Falkner grüßte mit der Peitsche. — Die Mädchen sahen ihn gerade noch. — Plötzlich parierte er kurz, sprang vom Sitz. Judith trat aus einem Seitengang. Modeste sah, wie das Mädchen ihm lasch die Hand reichte und wie er diese Hand küßte ... Die jungen Damen kamen dazu. Er gönnte jeder ein höfliches Wort, den Handkuß keiner mehr.

Sie traten in das Haus.

Mit diesem Hause verbanden sich für Modeste die schönsten Jugenderinnerungen. Da war alles warm, abgetönt, vornehm. Die ganze Zimmerflucht bewohnt — im Sommer lauschig kühl, im Winter prickelnd gemütlich. Eine freundliche Ordnung, ein lächelnder Reichtum. Ueberall der Duft nach Heimat, Familie. O, Modeste war nicht immer treulos gewesen, berechnend! Sie gedachte so gern eines Geburtstages hier — es war einer ihrer besten Tage im ganzen Leben gewesen. Judith hatte den Keuchhusten gehabt, schien kaum genesen, die andern Kinder mieden das Haus, nur Modeste kam allein, ohne Furcht, das Herz voll Erwartung. Im Kamin flackerten die großen Scheite. Die beiden Mädchen saßen davor und freuten sich, wie die Tannenäpfel zischten, die sie in die Glut warfen. Daneben der Geburtstagstisch mit der Miniaturküche, der Torte. Modeste hielt andächtig eine Riesenpuppe, die fast größer

war als sie. Auf dem Teppich ging Frau von Bussard auf und ab, rasch, leise, wie es ihre Art. Damals noch eine sehr hübsche Frau mit warmen Augen ... Die Kinder jauchzten, die Puppe schrie Mama. Und schließlich rissen sie der Unglücklichen vor lauter Liebe die blonde Perücke ab, saßen darauf wie versteinert, bis die Mutter, deren Geist wohl in vergangenen Zeiten lustwandeln mochte, endlich lächelnd hinzutrat: „Das schadet gar nichts, Kinder! Verbittert euch nur nicht wegen einer Puppe den schönen Tag." ... Und sie brachte selbst Himbeerlimonade und Baumkuchen. Dann leimten sie gemeinsam der Puppe den Schopf wieder fest. Sie wurden dabei alle so lustig, daß sie in der Puppenküche noch Mandelkuchen zu backen versuchten und ganz warm davon aßen. — Modeste erinnerte sich niemals mehr so köstlich gegessen zu haben! — Beim Abschied sagte sie dann treuherzig zu Frau von Bussard: „Ach Tante, bei euch möchte ich viel lieber bleiben!" Und Judith umarmte sie und bat auch. — Auf der Rückfahrt in dem geschlossenen Wagen war ihr so weh ums Herz, wie nie, und als die Mauern der Schloßeinfahrt dröhnten, weinte sie bitterlich.

Der Tag kehrte den beiden Kindern nicht wieder zurück. Sie wurden eben groß, die beiden Kinder. Was sie früher einte, das schied sie jetzt.

Aber auch als sie heute von dem Diener geleitet in die Wohnung traten, wurde Modeste der Unterschied zwischen Barginnen und Bussardshof schmerzlich klar. In allen Zimmern brannten festlich Lampen, die Möbel glänzten warm. Vor dem Kamin war ein Spieltisch aufgestellt. Herr von Bussard, die Murrmann, der Bezirksadjutant spielten ihre Partie. Der Hausherr streckte das umwickelte Gichtbein gegen die Flammen — ein alter, griesgrämiger Mann, mit rollenden Augen und emporgesträubter Tolle. Niemand hatte seinerzeit begriffen, daß die reiche, reizende Komteß gerade diesen Mann wählte, ohne zu fragen oder zu sagen. Verlobung und Hochzeit überhasteten sich. Das große Gut verschuldet, der Besitzer ein zänkischer Reaktionär, von dem man sich gern erzählte, daß sein Vater, seligen Angedenkens, im Revolutionsjahr auf den Krugtisch des Dorfes gesprungen war und, kirschrot vor Begeisterung, geschrien hatte: „Wir brauchen keinen König, wir wollen auch keinen König haben!" — Der Sohn sah dem Vater verzweifelt ähnlich, nur daß er lieber Demokraten hängte, als Könige ... Der alte zornmütige Herr, der eben gegen den Leutnant sehr ausfällig gewesen war, machte einen Versuch aufzustehen, als Modeste kam: „Geht nicht, geht wahrhaftig nicht." Er zog furchtbare Grimassen. Und Frau Murrmann, mit ihren falschen, warmen, braunen Augen, mußte beruhigend sagen: „Aber Herr Baron! Das ist doch nun einmal nicht anders! Sie sind ja bei sich zu Hause. Meinem Mann ist der Pantoffel direkt das Universum."

Die Mädchen zogen sich nach dem „Universum" schleunigst in ein Nebenzimmer zurück, um unter verzweifeltem Gekicher Bildermappen zu besehen.

Von Zeit zu Zeit hörte man den Alten knurren: „Wo ist die Lindt geblieben? Bildhübsche Marjell geworden. — Soll bißchen herkommen!"

Herr von Falkner promenierte derweilen schweigsam durch die Zimmer.

Eine Viertelstunde später kam die Hausfrau, frisch und angeregt vom Ritt, zurück zu den Mädchen. „Habt ihr denn auch alles, Kinder?" Und sie inspizierte die Teetassen. „Falkner von Oed soll ja auch da sein, Judith! ... Du weißt doch, er trinkt keinen Grog." ...

„Ich habe schon Mosel bestellt," antwortete die Tochter.

Im Augenblick trat auch Herr von Falkner in das Zimmer. „Küsse die Hand, Baronin. Bin mit allem versorgt. Die Baronesse ist viel gütiger, als ich verdiene."

Die Hausfrau reichte ihm die Hand und sagte gleich darauf: „Sie können wirklich noch immer keine Hand geben, lieber Falkner. Das ist doch kein ehrlicher Händedruck! ... Wenn ich nicht fest zufasse, fällt Ihre einfach wieder 'runter. — Wissen Sie, daß das ein Charakterzeichen ist?"

„Ein gutes, Baronin?"

„Im Gegenteil! So geben Leute die Hand, die im Grunde ein sehr kühles Herz haben."

„Vielleicht habe ich das auch."

„Nein, das haben Sie nicht, Baron!" Sie musterte ihn lange. „Wie Sie jetzt so dastehen, erinnern Sie doch frappant an Ihren verstorbenen Onkel. Eine ganz andre Figur, ein ganz andres Gesicht — aber Sie haben den Familienzug."

„Und der wäre?"

„Der Mund."

„Nicht etwa ein besonders hübscher Mund!" fügte sie lachend hinzu, „aber ein Mund, von dem man nie weiß, ob er sehr hart ist oder sehr weich."

Herr von Falkner verbeugte sich mit halbem Lächeln. „Nicht gerade schmeichelhaft für mich, der Vergleich mit meinem Onkel. Denn wenn ich einen Menschen auf Gottes Erdboden nicht habe ausstehen können, so war es dieser alte Griesgram."

Darauf die Frau ernst: „Tun Sie ihm nicht unrecht ... Ich kannte ihn ganz gut ... Er war eine unglückselige Natur, verbittert vor der Zeit, aber so vornehm im Empfinden wie einer, wenn sie nur die rechte Stelle trafen ... Ich möchte sogar glauben: er ist unglücklich geworden nicht dadurch, daß er niedriger, sondern dadurch, daß er höher dachte als alle andern ... Ich leide von niemandem, auch von Ihnen nicht, Herr von Falkner, daß man diesen Mann so

grundfalsch beurteilt. Niemand hat ein Recht dazu, denn niemand kennt ihn wirklich."

Herr von Falkner schwieg mit einem leichten Achselzucken. Der Frau aber flammten die Augen einen Moment heiß und böse.

Auch das Nebenzimmer schien der Unterhaltung gelauscht zu haben, denn der Hausherr rief höhnisch: „Jawohl! Verkappter Roter. Kerl mir immer Vomitiv . . . Ganz Ihrer Ansicht, lieber Falkner. Trink' auf Ihr Wohl, auf Ihr ganz spezielles Wohl!"

Darauf sagte die Frau kalt: „Sie haben sich nie leiden mögen. Das hätte auch sonderbar zugehen müssen . . ."

„Bin auch stolz darauf!" rief der Hausherr wieder, „alter arroganter Ekel! Wollte immer was Besonderes sein. Ist ihm aber nicht geglückt, Gott sei Dank . . . Prosit, lieber Falkner! Tuckst mir zwar im Bein wie verrückt, aber so was muß begossen werden."

Herr von Falkner sah die Frau an und tat nicht Bescheid.

Es war eine kleine Szene, wie sie bei dem galligen Temperament des Hausherrn häufiger vorkam. Dennoch mußte sie beiden heute tiefer gehen, denn Frau von Bussard zog sich stillschweigend in ihr Arbeitszimmer zurück, während Herr von Bussard das Spiel kurz abbrach. Er wurde zwar später wieder sehr aufgekratzt, erzählte Jagdgeschichten und kräftige Witze, so daß es Frau Murrmann für diplomatischer hielt, die Burgunderflasche heimlich außer Reichnähe zu schieben — dennoch war der Zwang auch bei ihm augenscheinlich.

Die Mädchen fanden sich wieder im Kaminzimmer ein, umringten den Leutnant. Sie wollten Gewißheit haben wegen des Reserveballs. Der Bezirksadjutant, der aus übertriebener Vornehmheit immer langsam sprach und noch langsamer dachte und sich auf die allerhöchste Adjutantur auch äußerlich vorbereitete, indem er das Ohr stets nach rechts neigte, wie um etwaige Ordres hoher Vorgesetzter möglichst dienstlich entgegenzunehmen — versprach, was er versprechen konnte, das heißt nichts. Das Kränzchen aber drängte, forderte Gewißheit. Es entstand ein lustiges Geplänkel. Frau Murrmann schwelgte in Fremdwörtern, Gekicher antwortete.

Modeste beteiligte sich nur halb. Herr von Falkner und die Tochter des Hauses waren nicht bei dem fröhlichen Kampfe. Wo waren sie? —

Unbemerkt verlor sich darum der Stern von Barginnen gleichfalls in die andern Gemächer, blätterte zum Schein in einem Album des Salons, lugte ins Speisezimmer, wo der Diener gerade eine riesige Fruchtschale behutsam auf die Tafel setzte. Vor Judiths Boudoir, dem letzten der Flucht, deren Zimmer aber weit geöffnet waren, zögerte sie. Gedämpftes Gespräch. In einem Fauteuil Judith, die Hände im Schoß, die Augen niedergeschlagen. Vor ihr auf einem Hocker: Falkner von Oed, zu dem schönen Mädchen gebeugt. Er sprach allein. Das sonore Organ schmiegsam, weich. Zuweilen klang ein Wort deutlicher — nichts Gefährliches, nichts Intimes. Er erzählte von dem Süden. Aber Modeste hatte die Empfindung, daß er dem Mädchen so erzählte, als sei sie für ihn die einzige Frau auf der Welt. Sie glaubte in dem blassen, reizenden Gesichte zu lesen, wie der Ton dieser Männerstimme ihre Nerven sanft streichelte, ihre Seele zärtlich umfing. Sie fühlte beinahe selbst den Reiz, die Gefahr . . . Es war doch eine köstliche Einsamkeit, so zu zweien! — Sie wußte auch nicht recht, ob der Mann die Frau wirklich liebte, oder ob sich hier nur die Kunst des großen Verführers bewährte, der die Frauen kennt, ihre Herzen öffnet, nach dem Allerheiligsten hascht mit skrupelloser Hand. — Oder ob sie einen Traum träumten, alle beide? . . . Sie horchte noch eine Weile. Und dann wußte sie bestimmt, daß die Frau wenigstens den Mann liebte, daß sie nur die Augen niederschlug, weil ihre ganze Seele an seinen Lippen hing, daß sie nur darum die Hände krampfhaft im Schoße hielt, weil jede Fiber sich nach der Umarmung sehnte. — Modeste stand atemlos — zum erstenmal sah sie die Liebe, die ganze, große, reine. Und es ward ihr seltsam ums Herz. Sie spürte den heißen, schönen Hauch — wie fremd war der ihr doch! Sie fühlte den gewaltigen Strom — es war ein uferloser Strom! — Sie sah das Wunder der Liebe. Und sie begriff nicht . . . In ihr begann es zu wogen, zu drängen — heiße Instinkte, verworrene Gedanken. Die rote Scham trat ihr brennend ins Gesicht. — Sie würde niemals „so" lieben können, niemals — das ward ihr Gewißheit. Mit dieser Gewißheit rang sie, unter dieser Gewißheit stöhnte sie. Und sie fühlte deutlich, wie sie beim Schauen schlechter wurde, wie das Unheilige sie durchbebte beim Allerheiligsten . . . Und doch lag auch ihr eine unbedingt zwingende Macht in dem Bilde, das sie sah. Sie konnte sich nicht rühren, sie hätte niemals mit einem kühlen Lächeln zu den beiden hineingehen können, wie sie ja eigentlich gewollt, um lächelnd zu sagen: „Verzeihung, wenn ich störe . . ." Da rutschte ein Bilderrahmen auf der Etagere. Judith zuckte zusammen, Herr von Falkner sah sich ruhig um, sprach dann weiter. Beide hatten die Lauscherin gesehen.

Modeste ging zurück, ertappt, beschämt.

Die Debatte im Kaminzimmer hatte derweil ihr Ende erreicht, der Reserveball war gesichert. Später kamen Judith und Herr von Falkner dazu, als wäre nichts geschehen. ‚Sie ist auch eine Heuchlerin!' dachte Modeste.

*

Das Abendessen war spät.

Herr von Falkner führte die Hausfrau. Die Unterhaltung floß spärlich.

„Nun, haben Sie sich endlich bei uns eingelebt, lieber Nachbar?" fragte Herr von Bussard.

„Das werde ich nie," klang es kurz zurück.

Die Hausfrau lächelte freundlich: „Es ist eben nicht Ihr Land, Baron."

„Nein, es ist ganz gewiß nicht mein Land ... Aber ich wüßte auch nicht, was sonst mein Land wäre."

„Arbeiten Sie, lieber Falkner! Die Arbeit hilft über alles hinweg."

„Mir nicht, gnädige Frau. Zur Arbeit gehört Schneid, und den habe ich nicht, habe ihn wenigstens nicht mehr ... Mir wird alles leid ... Ich habe überall das Gefühl der Halbheit. Das ist Naturanlage, für die man nicht kann ... Wen eben der Teufel höchst persönlich gesegnet hat ..."

„Nicht weiter!" mahnte die Hausfrau.

Da lachte er wieder kurz. „Ja, wenn mich der Teufel wenigstens gesegnet hätte! ... Was wollen Sie? Der Teufel ist ein Mann, mit dem sich paktieren läßt. Der Teufel hat noch keinen seiner Schutzbefohlenen im Stich gelassen. Der Kontrakt wird gezeichnet, gehalten ... Wir sind die Feiglinge, die ihn immer brechen wollen, nicht er."

„Versündigen Sie sich nicht!"

„Also brechen wir ab, gnädigste Frau."

„Das möchte ich nun wiederum nicht," antwortete sie ruhig. „Sie sind mir ein lieber Bekannter, ein sehr lieber Bekannter. — Sie könnten vom Leben so viel haben, wenn Sie wollten. Aber Sie wollen eben nicht! ... Ich möchte Sie so gern dazu bringen, wenigstens zufrieden zu werden. Aber Sie haben Falknersches Blut. Das ist ein so furchtbar schweres Blut ... Ich glaube, noch jeder Falkner hat sich sein Glück höchst eigenhändig verbaut ... Sie verlangen vom Leben alles, darum bekommen Sie nichts ... Sie vergessen, daß überall mit Wasser gekocht wird."

Er fuhr sich nach dem Kopf. „Um Gottes willen, Baronin, nicht dieses Wort! ... Es stimmt. Gewiß! Es wird überall mit Wasser gekocht, sogar mit schmutzigem. Aber wenn es das Glück des Lebens ausmachen soll, mit derselben trüben Lehmsuppe vorlieb zu nehmen, mit der alles vorlieb nimmt — was hat das Leben dann überhaupt noch für einen Sinn?"

„Lieber Falkner: Den Lebenskreis auszufüllen, den man ausfüllen muß."

„Gewiß. Nämlich, wenn noch etwas auszufüllen ist."

„Sind Sie wirklich schon so alt, Baron?"

„Ja, das bin ich allerdings."

„Aber Sie werden wieder jung werden, Baron!"

„Ich werde ganz gewiß nicht wieder jung werden. Ich werde weitervegetieren, immer zwischen Rausch und Katzenjammer, und werde das Schlechteste tun, wo ich das Beste hätte tun können."

„Es ist unser alter Streit," schloß sie.

„Und wird's wohl bleiben."

Die Unterhaltung war leise geführt worden, gesellschaftlich. Zwei Menschen, die sich nicht verraten.

Als aufgestanden wurde und Herr von Falkner die Hausfrau in den Salon führte, sagte sie langsam: „Sie haben vielleicht doch recht. Sie können so wenig über sich hinaus, wie Ihr Onkel über sich hinaus konnte. Ihr Vorleben kenne ich nicht, möchte es auch nicht kennen — aber vom Leben haben Sie nie etwas gehabt, werden vielleicht nie etwas haben ... Erst heute abend habe ich Sie ganz verstanden: Sie verbluten sich nutzlos für irgendein Phantom. — Das sind die schlechtesten Leute gewiß nicht, und meine guten Wünsche werden Sie stets begleiten ... Das ist nicht etwa Phrase! — Ich hasse die Phrase ... Glauben Sie vielleicht, daß ich glücklich bin? — Bei Gott, ich bin es nicht! ... Aber ich trage ein selbstgewähltes Schicksal, und hoffentlich trage ich es anständig ... Noch eins: Es wird mir sehr schwer, es Ihnen zu sagen, aber es muß gesagt sein — muß gesagt sein, nach unsrer Unterhaltung heute bei Tisch. Ich werde stets Ihre mütterliche Freundin bleiben — wie gern wäre ich Ihnen mehr, viel mehr gewesen! — aber ich bitte Sie, unser Haus von heute ab nach Möglichkeit zu meiden, Herr von Falkner."

Er trat befremdet zurück. „Ich verstehe nicht ... Sie berauben mich des einzigen Ortes, wo ich wirklich gern gewesen bin ..."

„Das weiß ich, Herr von Falkner. Aber Sie berauben mich dafür meiner Tochter."

„Gnädige Frau!"

„Sie tun es in der Tat! Die Gewißheit war mir allerdings schon lange — aber erst heute weiß ich, daß es nicht sein darf. Judith verdient viel mehr, als Sie ihr je geben könnten."

„Dann bitte ich um eine letzte Aussprache mit Ihrer Tochter."

„Ich gewähre sie Ihnen nicht."

„Sie sind hart!"

„Ich bin nur vernünftig."

„Ihr letztes Wort, Baronin?"

„Mein letztes ... Wir gehen diesmal schon vor Weihnachten nach der Riviera."

„Nach der Riviera?" Er starrte einen Augenblick finster vor sich hin. „Sie haben recht, gnädige Frau ... Es ist ein Phantom — aber ich werde niemals von diesem Phantom lassen ... Ich danke Ihnen." Er küßte ihr die Hand. Während er sich niederbeugte, wurde der Frau das Auge feucht.

„Leben Sie wohl, Herr von Falkner. Auch ein andrer konnte nicht von seinem Phantom ...



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Holländische Waisenmädchen

Nach dem Gemälde von N. van der Waay (Amsterdam)

Und wenn Sie jemals im Nachlasse Ihres Onkels intime Briefe ohne Unterschrift finden sollten — sie sind von mir ... Denn auch mein Schicksal hieß: Falkner von Oeb."

▪

Es war lustig gewesen nach dem Abendessen. Musik, Tanz. Der Leutnant hatte gespielt, die Mädchen hatten gehüpft. Nur Herr von Falkner schien gar nicht bei Stimmung, er war auch der erste, der den Wagen bestellte.

„Schon?" fragte Judith leise.

„Ja, gnädiges Fräulein."

Die andern vermißten ihn nicht. Seine Art berührte sie immer fremd.

Frau von Bussard sagte en passant: „Ich hatte Ihnen eigentlich Modeste mitgeben wollen — ich finde gar nichts dabei — denn allein zurückreiten darf sie natürlich auf keinen Fall."

„O bitte, Baronin. Ich bringe Fräulein Lindt sehr gern nach Haus, vorausgesetzt natürlich, daß sie will."

Modeste wollte sofort.

Der Abschied war sehr rasch. Herr von Falkner drängte. Judith war mitgegangen vors Haus. Er schien es nicht zu bemerken. Erst auf dem Jagdwagen, als er schon die Zügel in der Hand hielt, besann er sich: „Verzeihung, Baroneß, ich vergaß ..." Er stieg noch einmal ab und küßte dem Mädchen die Hand, ohne sie anzusehen. Dann fuhren sie ab in einem Trab, vor dessen Flüchtigkeit Modeste graute.

Draußen Novemberkühle. Ein schleichender Mond. Die Ebene im wallenden Grau.

„Es wird heute nacht reifen," sagte Modeste.

„Es hat schon gereift," erwiderte er.

Sie wußte nicht recht, was er meinte. Die Bäume schimmerten doch noch nebelnaß.

Es ging den Lehmweg entlang. Die Jucker schnaubten und drängten nach dem Stall. Er ließ ihnen die Zügel. Die Zigarette war ihm ausgegangen. Er saß vornübergebeugt, den Mantelkragen hoch, stumm und unbeweglich, nur zuweilen zuckten die Hände mit den braunen Fahrhandschuhen.

Auf der Chaussee parierte er plötzlich zum Schritt: „Können Sie zaubern, gnädiges Fräulein?" ...

Sie lachte.

„Lachen Sie nicht! Können Sie mir fünf Jahre meines Lebens zurückzaubern, nur fünf?"

„Ich wüßte nicht, wie ich das anfangen sollte, Herr von Falkner."

„Ich auch nicht, gnädiges Fräulein."

Sie waren derweil in den Wald gekommen. Hüben und drüben die dunkeln Stämme, starr, nebelverhüllt. Zuweilen schüttelten sich die Fichten wie vor Nässe — es tropfte zögernd. Dann begannen die Nadeln zu singen, verschlafen, leise. Schwere, eisige Luft kroch heran. Modeste fröstelte. Es war so eine hoffnungslose Novembernacht. — Das schöne Mädchen blickte sich nach dem Kutscher um — der hohe Kokardenhut des Schlafenden wackelte.

„Er hat die ganze Nacht auf sein müssen," erklärte Herr von Falkner. „Uebrigens versteht er kaum ein Wort Deutsch ... Galizier. Kam zugleich mit den Pferden." Dann schwieg er wieder und griff nach der Peitsche herüber.

In dem Augenblick fragte Modeste leichthin: „Wie gefällt Ihnen Judith?"

Er ließ die Peitsche stecken: „Wie gefällt sie Ihnen?"

„Ich weiß nicht."

„Ich weiß auch nicht."

„Ist das wahr, Herr von Falkner?"

Er drehte sich langsam zu ihr und sah sie an. „Ich weiß nicht, das heißt, ich weiß, daß sie ein edles, großherziges Geschöpf ist, der wahrste Mensch, den ich jemals sah."

„Sie fahren sehr oft hin, Baron?"

„Ja."

„Werden Sie bald wieder hinfahren?"

„Nein."

Modeste schüttelte den Kopf. „Wer's glaubt, wird selig."

„Dann werden Sie wohl glauben und selig werden müssen, meine Gnädigste."

Zu Vertraulichkeiten neigte Herr von Falkner offenbar nicht. Er pfiff nur leise, die Tiere zogen an, die Peitsche schwirrte leicht. „Haben Sie Angst?"

„Wovor?"

„Wenn ich die Schinder mal austraben lasse, was sie können."

„Lassen Sie sie ruhig austraben!"

„Ich bin gerade so in der Stimmung ... Hoffentlich kommt uns kein Fuhrwerk in die Quere, sonst gäb's ein Unglück."

„Dann gibt's eben ein Unglück," antwortete Modeste ruhig.

Er sah sie von der Seite an. „Sie haben Schneid, viel Schneid, meine Gnädigste ... Also en avant!"

Der Stern von Barginnen hatte von diesem Augenblick an nur das Gefühl des Schwindels. Die Luft pfiff, die Bäume flogen. Kaum daß die weißen Chausseesteine rasch aufzuckten und wieder verschwanden ... Es war eine Angst, es war aber auch eine Lust. So durchs Leben zu fliegen — wer das könnte!

Nach einer Viertelstunde waren sie aus dem Wald. Der scharfe Umriß des weißen Eyseliner Herrenhauses zeichnete sich nah — der graue Bergfried von Barginnen verschwamm, fern. Nachtwind war aufgekommen. Die Nebelschwaden wallten zerrissen über die litauische Ebene. Es wehte eisig kühl. Herr von Falkner mäßigte das Tempo. Die Tiere schnaubten und knirschten auf das Gebiß, das Blut war ihnen erregt, der Atem stieg wie Dampf aus den Nüstern.

„Fahren Sie immer so, Baron?"

„Daß mich Gott bewahre! . . . Aber zuweilen überkommt's mich wie eine Art Wut. Ich bilde mir ein, entfliehen zu können."

„Diesem verhaßten Litauen natürlich!" warf sie ein.

„Nein, ganz jemand anders, meine Gnädige, er hat vielleicht sogar den Vorzug, neben Ihnen zu sitzen . . . Diese Einbildung dauert übrigens nie lange. Heute zum Beispiel löst sie der Galgenhumor ab. Ich hätte die größte Lust, noch nach Tilsit zu fahren, mir ein paar Leutnants zusammenzutrommeln und Pommery zu trinken die ganze Nacht — aber goût américain! Heut brauche ich etwas sehr Herbes und Starkes."

„Tun Sie es doch," riet Modeste kühl. „Ich bin bald zu Haus."

Darauf verbeugte er sich halb mit einem eigentümlichen Lächeln. „Nein, das tue ich ganz gewiß nicht — hab's auch nie getan . . . das wäre so 'n gefundenes Fressen für Ihr Litauen: Der Majoratsherr von Eyselin hat in einem Tilsiter Kruge so lange gezecht, bis er auf dem Sofa einschlief! . . . Lieber nicht. Ich habe nicht die halbe Welt darum nüchtern bereist, um mich in Tilsit, ausgerechnet in Tilsit, zu betrinken."

Modeste lehnte sich im Sitz zurück. „Sie müssen doch eigentlich viel gesehen haben, Baron!"

„Aber ohne Profit."

„Und viel Frauen kennen gelernt haben!"

„Auch das."

„Wo sind die Frauen am hübschesten?"

Er lächelte. „Sie sind ungefähr die tausendste, gnädiges Fräulein, die das fragt . . . Aber ich kann Ihnen nicht antworten. Für mich ist immer nur das ‚je ne sais quoi', was die Schönheit der Frau macht." Er kniff die Augen zusammen. „Glauben Sie mir, daß ich die Frauen kenne?"

„O ja!"

„Und daß ich viele Teufeleien hinter mir habe?"

„Ob ich das glaube!"

Er zuckte die Achseln. „Sehen Sie, Sie junge Dame von noch nicht zwanzig Jahren! Sie verstehen nichts von dem, was ich da eben gesagt habe — Sie dürfen nichts verstehen, das heißt Sie verstehen alles so gut wie ich . . . Ich müßte Ihrer Unschuld verächtlich sein, aber ich bin Ihrer Jugend nur interessant . . . Sie möchten viel mehr hören, viel mehr. In Spanien, tausend und drei! — Das reizt! . . . Aber wenn ich Ihnen statt dessen versichern könnte, mein Leben wäre so rein wie diese köstliche Nachtluft — und wenn Sie mir's glauben müßten — ich wäre Ihnen plötzlich der gleichgültigste Mensch von der Welt! Woran liegt das? Ich zerbrach mir schon manchmal den Kopf . . . Ist's nur Wißbegier? Oder ist's nicht vielmehr die innerliche Sündhaftigkeit unsrer Natur? Wie langsam begreift ein Kind das erste Gebot und wie schnell lernt's den ersten Fluch!"

Modeste schwieg. Er lachte. „Ja sehen Sie, meine Gnädigste! Ich sagte Ihnen doch: ‚Hüten Sie sich vor mir!' — Aber Sie hüten sich gar nicht vor mir." . . .

Modeste sah, wie Barginnen näher und näher kam. Es war ihr lieb. Und doch wäre sie auch wiederum noch Meilen gefahren mit ihm. Es war eben etwas in dem Mann, das sie unbedingt abstieß und unbedingt anzog zu gleicher Zeit.

An dem Lindenweg hielt er. „Ich sehe, Barginnen ist bereits zu Bett. Nur so was wie ein Korridorlicht brennt noch. Ich möchte nicht stören. Die Eisen dröhnen so auf dem Steinpflaster."

Modeste nickte: „Ja, mir ist's auch lieber so."

Er warf dem Kutscher die Leinen zu, der sie stehend, die Hand am Hute, hielt. Modeste sprang leicht hinunter — sie vermied instinktiv seine stützende Hand. Sie gingen durch den Lindengang. Als er einen dunkeln Schatten in der Einfahrt bemerkte, sagte er zurückbleibend: „Sie werden offenbar erwartet. Adieu. Und haben Sie die Güte, alles zu vergessen, was ich gesagt habe. Sie sind eine Dame ohne Nerven — das hat mich gefreut. Andre hätten aufgeschrien bei dem Jagen. Wird man Sie mal bald zu Pferde sehen? Sie sollen's ja schon ganz gut können!" Er gab ihr flüchtig die Hand. Unwillkürlich mußte sie an Frau von Bussard denken, es war kein Druck, es war ein gleichgültiges Hineinlegen.

Als sie rasch zu dem Schloßportal ging, trat ihr Herr Romeit grüßend entgegen.

„Sie noch auf, Herr Romeit?"

„Ja ich war nochmal im Kutschstall. Es hätte etwas passiert sein können, gnädiges Fräulein."

„Sehen Sie doch nicht Gespenster, Herr Romeit!" wehrte sie. „Es ging alles vorzüglich. Den Braunen bringt der Kutscher morgen in der Frühe."

Sie trennten sich. Auf der Treppe war's ihr, als höre sie unten einen scharrenden Pferdehuf. „Herr Romeit," rief sie zurück, „es ist doch nicht etwa jemand zum Besuch?"

„Nein, gnädiges Fräulein, ich habe Ihren Sommerrappen da unten."

„Sie wollten mir entgegenreiten?"

„Ja, das wollte ich."

„Das wäre mir aber sehr peinlich gewesen," sagte sie kurz und scharf. Sie hatte dabei eine unangenehme Empfindung. Inspektoren und Ritterdienste — nein!

Oben in der Turmstube dachte sie später mit dumpfem Kopf: ‚Was liebt denn nun eigentlich Judith an ihm? Ist er ein ganz andrer, als er scheint — oder ist es nur dieser fremde Reiz? Ich weiß nicht recht . . . ich möchte und ich möchte doch nicht . . . Ich habe Angst vor diesem Menschen.'

In der Tat ritt sie auch die nächsten acht Tage nicht.

VII

Eines Morgens — es war tief im November — erwachte Modeste von einem Blinken und Flimmern, das ihr die Augen beizte.

„Schnee, Schnee!" rief sie und sprang auf. Die Ebene lag ganz weiß, sonnig. Die Fichten des Parkes beugten sich unter der weißen Last. „Aber so mach doch wenigstens die Augen auf, Frieda!"

Frieda drehte sich verschlafen nach der andern Seite. „Laß mich zufrieden!"

Heute sollte Kränzchentag sein. Und der Schnee hat immer etwas Frohes, Frisches. Die Jugend liebt den strahlenden Frost. Der Stern von Barginnen lief freudig in dem ungeheizten Zimmer auf und ab. Das Wasser plätscherte, das Mädchen schüttelte sich unter dem eisigen Naß. Dazwischen lachte sie.

„Es ist gräßlich mit dir, Modeste! Du störst mich jeden Morgen."

„Zieh doch aus!"

„Ach du! . . ."

Darauf dachte Modeste an das Kränzchen, an Schlittengeläute, an den Reserveball. Das Leben ist doch schön! — Und versöhnlich ging sie an der Schwester Bett. „Warum bist du eigentlich immer so, Frieda?"

„Weil ich Lust habe." . . .

„Frieda, warum ärgern wir uns eigentlich fortgesetzt gegenseitig an? . . . Es ist so dumm!" fügte sie nachdenklich hinzu. „Wollen wir uns versöhnen — aber ganz, weißt du?"

„Modeste, laß mich!" Dabei richtete sich Frieda halb auf. „Aber wenn du denn durchaus wissen willst, warum ich dich nicht mag — weil du eine schamlose Egoistin bist . . ."

„Das bist du wohl nicht, Frieda?"

„Siehst du, mein Kind, die Wahrheit verträgst du nicht. Du bildest dir ja auch natürlich ein, du wärest ganz fix und fertig, müßtest jedem gefallen! . . . Aber wart nur ab, liebes Kind: es kommt ganz anders. Du wirst auch schon deine Enttäuschungen erleben. Was du denkst, das ist nicht!"

„Was ich denke?" fragte Modeste kopfschüttelnd.

„Ach, tu dich nur nicht!"

Modeste vollendete schweigend ihre Toilette. Dann sagte sie ruhig, ohne Groll: „Ich mag nichts taugen — gut — aber dann taugen wir Lindts alle nichts! Ich möchte aber was taugen . . . Willst du nun, Frieda, oder willst du nicht? Ich bitte nicht gern . . . Jetzt aber bitte ich dich ernstlich und von Herzen: Begraben wir alles! Ich habe schuld, du hast schuld. Also?"

Die ältere Schwester schaute mit funkelnden Augen. „Ich begraben? Ich? Liebes Kind, ich werde dir das Jagddiner nie vergessen. Ich werde dir keine Gemeinheit vergessen — nichts, nichts! . . . Ich werde alles tun . . . alles . . ." Die Stimme versagte ihr. Sie drehte sich nach der Wand zu und sprach kein Wort mehr.

Auch Modestes Gesicht wurde eisig. „Gut — ich werde dir ebenfalls nichts vergessen — nichts."

*

Nachmittags kam das Kränzchen, Frau Murrmann an der Spitze. Als sich die Damen aus dem Pelz wickelten, fragte Modeste verwundert: „Kommt denn Judith nicht?"

„Nein," berichtete Frau Murrmann. „Sie war den Vormittag bei mir. Ihr möchtet entschuldigen, aber sie fühlte sich nicht wohl" . . .

„Wenn sie bis zu Ihnen fahren konnte!" antwortete Modeste spitz.

Die Murrmann nahm sie mütterlich beim Arm. „Aber sie ist doch so zart! — Sie lebt wahrscheinlich nicht lange . . . Der Doktor hat mir selbst gesagt, wenn sie sich nicht außerordentlich schonte . . . Sie soll zwar keine Tuberkeln haben — aber Sie können sich darauf verlassen — sie hat! Ich kenne das." Und mit strahlenden Augen begann sie die Krankheitsgeschichte einer Schwägerin zu erzählen, die mit zweiundzwanzig Jahren gestorben war, jung, blühend. „Ach die arme Judith!" Während sie sich mit dem Handschuh eine Träne aus der Augenecke wischte, schloß sie sehr freundschaftlich: „Da hilft eben absolut nichts, liebe Modeste! Ich weiche der Judith darum auch nach Möglichkeit aus, so was überträgt sich leicht . . . Und ich habe sie doch so furchtbar lieb, die arme Judith!"

Aber Modeste, die viel zu frisch und jung war, um einen andern natürlichen Tod als den alter Leute zu begreifen, verzog nur die Lippen: „Sie überlebt uns noch alle! . . . Ich glaube vielmehr, daß sie eine ganz andre Krankheit hat."

„Welche? Erzählen Sie doch, liebes Modestchen! . . . Es ist so interessant . . ." Frau Murrmann war ganz nahe herangetreten, um auch eine geflüsterte Vertraulichkeit deutlich zu verstehen.

Auch die andern jungen Damen engagierten sich.

„Denkst du vielleicht an einen Mann?"

„Vielleicht gar an Falkner von Oed?"

„Er ist aber sechzehn Jahre älter als sie," mahnte die kleine Meyners. „Er schließt sich übrigens jetzt ganz ab, war seit Wochen nicht in Bussardshof. Es ist also ganz unmöglich, daß Judith . . ."

„Nichts ist unmöglich," korrigierte freundlich Frau Murrmann. „Wenn Modeste weiß . . ."

Aber Modeste schämte sich doch des gemeinen Vertrauensbruches. Das Bild damals in Bussardshof hatte wohl ihre schlechten Instinkte aufgewühlt, aber auch ihre guten. „Ich dachte nur so . . . Es kann ja auch ein andrer sein. Was weiß ich!"

Darauf schüttelte die jüngere Kürassierdame den Kopf. „Wer so reich ist wie Judith und wer so aussieht! Die könnte in der ganzen Provinz jeden haben, den sie wollte."

„Aber wenn er nun gerade nicht wollte?" antwortete Modeste mit zweideutigem Lächeln.

„Klatscht nicht, Kinder, klatscht nicht," mahnte Frau Murrmann. „Aber sagen Sie mir nur ruhig, Modestchen! Sie scheinen doch etwas zu wissen . . ."

„Ich weiß nichts."

Dann gingen sie in den Salon, der, sonst immer kalt, bei Besuch aber regelmäßig überheizt war. Herr Lindt revidierte dann selbst und legte noch eigenhändig große Stücke Holz auf . . . Grillparzers: „Sappho" sollte mit verteilten Rollen gelesen werden. Wie gewöhnlich blieb's beim Versuch. Das ist Dichterlos im Kränzchen. Man beschwert sich eben lieber den Magen als den Kopf. Nur Frau Murrmann begann von Byron zu schwärmen: „Dieser große Dichter, dieser wahrhaft illustrierte Geist!" . . . Der Reserveball wurde besprochen, die Toiletten. Die Kürassierdamen taten geheimnisvoll, Modeste beschrieb ihr Kleid.

Als das Kränzchen diesmal sofort nach dem Kaffee aufbrach wegen Schneesturmbefürchtungen, nahm Frau Murrmann, von einer schrecklichen Ungewißheit die ganze Zeit über gequält, Modeste noch einmal beiseite. „Sagen Sie mal, Modeste: der Falkner hat Judith die Cour gemacht, nicht auffällig, aber doch immerhin. Könnte er sich vielleicht einen Korb geholt haben? Es wäre sehr interessant."

Modeste antwortete: „Ich verstehe immer ‚er'."

Der Nachmittag war sehr hübsch gewesen, für Modestes Geschmack. Der Stern von Barginnen amüsierte sich immer, wo er als erster strahlte. Der Abschied von den Kränzchenschwestern tat ihr diesmal wirklich leid. Sie selbst war draußen und half die Damen in die Pelzdecken packen. Es wehte eine feuchte Schneeluft, und der Horizont bewölkte sich verdächtig. Da ergriff sie eine abenteuerliche Lust, ein Stück in diese Schneedämmerung mit hineinzufahren. Kam der Schneesturm nicht — gut; kam er — um so besser! „Kinder, ich komme mit!" Und ehe die andern noch recht protestieren konnten, kam sie in Baschlik und hohen Gummischuhen lachend herausgestelzt und schwang sich rasch zu dem Kutscher. „Los, los," drängte sie und griff selbst in die Leinen.

„Aber du mußt doch frieren in deinem dünnen Jackett, Modeste," meinte die kleine Meyners.

„Nein, ich friere nicht, ich friere nie. Euer Kutscher fährt mir nur zu langsam. Ach, was die Schneeluft wohl tut!" Sie hatte nicht einmal Handschuhe und machte während der ganzen Zeit die komischsten Kapriolen mit den Händen, um sich zu erwärmen.

Die Sonne versank drüben im Wald, blaß, kraftlos. Die leuchtenden Schneefelder sahen auf einmal stumm, tot. Flocken begannen zu rieseln, groß, wässerig. Jetzt schien auch der Himmel tiefer und tiefer sinken zu wollen. Ein dichtes Flockengewimmel verhüllte auf einmal die Landschaft. Da sprang Modeste vom Bock: „Adieu, adieu!" Und gleich war sie auch in der Dämmerung verschwunden. — Nach einer Weile schaute sie sich um. Die Wagen wie verschluckt vom rieselnden Schnee — fernes Radknirschen — leiser Hufschlag. Auch das verschwamm. Es wollte Modeste bänglich werden. So totenstill alles und sie so mutterseelenallein . . .

Dann aber freute sie sich wieder dieser Schneestimmung, die sie dicht und weich einhüllte. Die Flocken prickelten angenehm. — Modeste schlenderte die Chaussee zurück. „Wenn ich immer so weiter, immer weiter ginge," sagte sie, „und endlich todmüde in einen Dorfkrug käme — es wäre doch hübsch! Ich möcht's rasend gern . . . Das wär' doch noch mal was . . ." Und während sie sich das ausmalte, kam ihr etwas Dunkles entgegen, was sehr schnell wuchs, ein Mensch, wahrscheinlich ein Mann. Sie wollte schon in den Chausseegraben schlüpfen. Der Gedanke an trunkene Knechte machte ihr Grauen. Aber als der Mann näher kam, trieb ihr der Luftzug seinen Zigarettenrauch entgegen. Sofort erkannte sie auch den Mann: es war der Majoratsherr von Eyselin, der so tief in Gedanken dahinschritt, daß sie ihn fast streifte. Als er vorüber, rief sie ihm lustig nach: „Guten Tag, Herr Baron, und gleichzeitig: Gute Nacht!"

Er blieb stehen und faßte nach seinem Lodenhut: „Pardon, ich weiß nicht wer?"

„Modeste Lindt."

„Ach so!" Sie begrüßten sich. „Ich war mal wieder in schlechter Gesellschaft, das heißt mit meinen Gedanken allein."

„Ich höre, Sie kapseln sich jetzt vollkommen ein, Baron."

„Ich nehme Unterricht in der doppelten Buchführung."

„So wollen Sie sich doch in die Gegend einleben?"

„Ich muß. Leider."

„Ich glaube, Sie sind furchtbar hochmütig," sagte Modeste ehrlich.

„Vielleicht. Aber jedenfalls nur für mich. Standeshochmut ist mir unbekannt . . . Ich begleite Sie selbstverständlich nach Haus."

Er sprach dann weiter, höflich, glatt, ohne Interesse. Dennoch fühlte sie wieder den fremden Reiz. ‚Ob er wirklich so abgeblaßt ist?' dachte sie.

Und als ob er ihre Gedanken erriete, unterbrach er sich plötzlich: „Sie möchten noch immer wissen, mein gnädiges Fräulein, wer ich eigentlich bin? Das möchte ich eigentlich auch wissen . . ."

. . . „Dabei käme vielleicht etwas Unglaubliches heraus," scherzte Modeste.

„Jedenfalls etwas Halbes. Denn ich bin gut und schlecht, ganz nach Bedarf. Als Mann

können Sie sich unbedingt auf mich verlassen und wenn's Ihnen einmal übel gehen sollte, auch — aber als Frau ... Ich war merkwürdig neulich — was? Das passiert mir öfters ... Ich habe Sie übrigens noch gar nicht wieder zu Pferde gesehen seit damals. Haben Sie Angst?"

„Vor Ihnen?" fragte Modeste verwundert.

„Nein, vor sich ... Glauben Sie übrigens, daß ich Sie sehr genau kenne? — Sie sind eine kleine Leichengängerin. — Sie kennen den Ausdruck natürlich — das soll aber beileibe kein Vorwurf sein! Denn alle kräftigen Naturen sind Leichengänger, so oder so ... Das ist nur logisch. Wenn wir nicht den Leuten auf den Rücken steigen, so steigen uns die Leute auf den Rücken ... Sie sind eine Leichengängerin, meine Gnädigste, dennoch rate ich Ihnen Vorsicht. Sie haben nämlich einen großen Fehler."

„Der wäre?"

„Sie sind maßlos eitel, und diese Eitelkeit legt sich bei Ihnen wie ein Schleier vor die Augen. Sie würden in jeden Abgrund fallen, weil Sie ihn nicht sehen."

Modeste war stehen geblieben, das Blut schoß ihr nach den Schläfen. „So wollen Sie, Baron, vielleicht behaupten, daß Sie kein Leichengänger sind und nicht maßlos eitel? — Ich kenne Sie auch."

Er lüftete ironisch den Hut. „Die Leichen, über die ich in meinem Leben gegangen bin, waren nichts wert, sie tun mir nicht die Spur leid — aber die letzte anständige Leiche, über die ich gehen werde, die werde ich selbst sein. Verlassen Sie sich drauf!"

Die Lichter von Barginnen tauchten umflort aus dem Park auf.

„Da wären wir ja glücklich!" rief Modeste, „und die Wahrheit hätten wir uns auch genügend gesagt. Wenn Sie sich nur nicht irren, Baron ..."

„Warum soll ich mich nicht irren? Ich bin alt genug, um mich irren zu dürfen."

Am Lindenweg trennten sie sich.

Er sah ihr dabei lächelnd ins frische, junge Gesicht. „Ich irre mich doch nicht, ich irre mich ganz gewiß nicht ... Aber Sie sehen wunderhübsch aus — wunderhübsch!" Sie ertrug seinen Blick, obgleich er sie häßlich prickelte.

„Kommen Sie lieber noch auf ein Glas Tee zu uns hinauf!" lachte sie.

„Nein, das werde ich ganz bestimmt nicht tun." Er verbeugte sich höflich und ging.

‚Was ist das nun für ein Mensch!' dachte Modeste. ‚Ich kann ihm nicht so scharf antworten, als ich ihm wohl antworten möchte. Und seine Art mag ich auch nicht, und ihn mag ich erst recht nicht. Und er mag mich auch nicht, mag mich ganz gewiß nicht! ...' Und dann dachte sie wieder: ‚Ob er wohl zum Reserveball kommen wird und mit mir tanzen? Am Ende mag er mich doch.' Und sofort war ihr ganzes Sein wieder mit dem Reserveball ausgefüllt.

*

Oben klopfte der alte Lindt seine lange Pfeife — die Bismarckpfeife — wie er als Feudaler zu sagen pflegte, bedächtig aus, während Modeste von dem Spaziergang berichtete. „Er ist doch ein sehr tüchtiger Mann, der Baron! Doppelte Buchführung, das imponiert mir ... Dem Romeit ist das nicht beizubringen. Sonst zuverlässiger Beamter! ... In Geldangelegenheiten traue ich nun allerdings keinem Inspektor. Wo die Bande Geld sieht, regt sich sofort die schlummernde Bestie. Der Baron läßt ja den alten Oberinspektor Krischkat auch endlich gehen. Allerdings erst, nachdem der sich vollgesogen hat wie 'n Schwamm ... Wenn's in der Herrschaftsküche nach Erbsensuppe roch, duftete es im Inspektorhaus nach Lampreten. Ich habe so meine Quellen ... Bin neugierig, was für 'n Oberinspektor jetzt dahin kommen wird. Doch eine sehr verantwortliche Stellung! ... Unsrer war heute so widerhaarig. Bildet sich wahrscheinlich ein, weil er die Eyselinschen Stuten hat besehen dürfen, daß die Oberinspektorstelle für ihn gerade gut genug wäre. Die Kerls kriegen mit der Zeit alle den Größenwahn."

„Ja, selbstverständlich!" rief Frieda.

Modeste drehte sich gereizt um: „Falkner hat ihm die Stelle schon vor einem Monat angeboten, liebe Frieda. Du brauchst dich also gar nicht so zu engagieren!"

Der Alte nickte beifällig: „So, so! Das beweist mir doch wieder, daß der Baron viel Blick hat ... Es wäre mir zwar nicht angenehm — zum Glück hab' ich dem Romeit vom Gehalt auch noch einbehalten — aber da Eyselin jetzt partout die Remontenzucht forcieren will ... Soll 'n außerordentlicher Pferdekenner sein, der Romeit ... Wie hat sich denn der junge Mann zu der Frage gestellt?"

„Ich glaube: glatt nein gesagt, Papa."

Der Alte schüttelte wieder mit dem Kopf, diesmal aber sorgenvoll. „Natürlich steht sich der Kerl dann besser hier, das heißt, er bestiehlt mich hinten und vorn ... Da werden wir also nächstens ein sehr ernstes Wort miteinander sprechen müssen, lieber Herr Romeit!"

„Tu's lieber nicht!" riet Modeste.

„Du meinst, weil er jung und dreist ist? Und sich allerlei 'rausnehmen könnte? Dafür haben wir ja 's Strafgesetzbuch ... hm ..."

„Nein, Papa, deswegen gar nicht. Ich glaube nur, daß er unbedingt ehrlich ist und auch recht anhänglich. Und daß er darum bleibt."

Der Alte fuhr sich nach dem Kopf. „Um Gottes willen, Kind! Dann ist der Mensch eben ein Phantast ... Die kann ich nun schon gar nicht gebrauchen! ... Wenn einer das Doppelte

kriegen kann und nimmt's nicht — dann ist er ein unbrauchbarer Mensch. Nicht das Leder wert! ... Was heißt Anhänglichkeit? — Die Groschen sind mir lieber! ... Denkst du vielleicht, liebes Kind, ich habe mein Vermögen mit Anhänglichkeit verdient? Das wäre 'n netter Geschäftsmann! ..." Aber als reputierlicher alter Herr fügte er sehr würdig hinzu: „Natürlich, ein gewisses Maß von Anhänglichkeit muß man von seinen Untergebenen verlangen können. Darauf habe ich stets gehalten."

In dem Augenblicke klopfte es. Herr Romeit trat mit einer wirtschaftlichen Meldung ins Zimmer. Die schlanke, straffe Reitergestalt, die in Modestes Herzen nie, wohl aber in ihren Sinnen eine Rolle gespielt hatte, stand wieder vor ihr.

Der alte Lindt lehnte die Bismarckpfeife in die Ecke. „Ich möchte Sie noch sprechen, Romeit," sagte er im Geschäftstone. „Und ihr, Kinder, habt wohl die Liebenswürdigkeit, ins Nebenzimmer zu gehen."

Im Nebenzimmer — es war das Eckzimmer mit den Plüschmöbeln und dem Grafenkalender — nahmen die Mutter und die ältere Tochter sofort ihre Handarbeit wieder auf, während Modeste auf und ab ging.

Anfangs war die Unterhaltung drüben gedämpft. Der alte Lindt predigte salbungsvoll.

Aber auf einmal schwoll die junge Männerstimme so an, daß der Mutter die Häkelnadel aus der Hand fiel.

„Ich lasse mir das von Ihnen nicht sagen! ... Ich soll unehrlich gewesen sein — ich? Sagen Sie doch lieber gleich, ich hätte Ihren Geldschrank erbrochen ... Ich schmeiße Ihnen hiermit die ganze Sache vor die Füße. Ich hab's längst satt!"

Die alte Lindt flüsterte derweilen ganz blaß: „Hört ihr nebenan? Dieser gemeine Mensch ... Und der engelsgute Papa."

Modeste war stehen geblieben und schaute mit gefalteter Braue nach der Tür, während Frieda ihre Mutter streichelte.

Darauf nebenan zur Abwechslung die ölige Stimme des Hausherrn — ruhig, würdevoll. „Warum schreien Sie denn eigentlich so, Herr Romeit? — Es sind Damen nebenan — Damen! ... Was habe ich denn nun eigentlich gesagt? — Nichts, absolut nichts! ... Ich warnte Sie nur väterlich, wofür Sie mir hätten dankbar sein sollen ... Ich habe ja gar keine Beweise dafür, daß Sie unehrlich sind. Und die müßt' ich doch erst haben! ... Was wollen Sie von dem Geldschrank? — Ich habe die Schlüssel hier in meiner Tasche. Aufbrechen ist nicht ... Die jungen Leute heutzutage! Nicht mal von Möglichkeiten darf man sprechen. 's ist alles möglich, lieber Romeit, alles — sage ich Ihnen aus fünfzigjähriger Erfahrung! Ich bin aber viel zu viel Gemütsmensch, viel zu viel! Sie werden sich nach so 'nem Prinzipal noch mal umsehen ... So kommt man nicht durch die Welt! Die Ohren ankneifen, junger Mann! Wozu haben Sie überhaupt die Ohren? ... Und wenn Sie gehen wollen, gehen Sie in Gottes Namen ... Aber Sie werden damit kontraktbrüchig — Sie! Verstehen Sie? Die Konsequenz können Sie tragen." Und Herr Lindt schnaubte sich hörbar.

Im Nebenzimmer flüsterte die Mutter: „Das hat man nun von seiner Güte! Der Mensch ist so roh und gefühllos, daß er sich an euerm guten Vater vergreifen könnte."

Modeste drehte sich jäh um. „Er ist ein absolut anständiger Mann, absolut!"

Drüben begann Herr Romeit wieder, aber die Stimme so heiser und wuterstickt, daß sich der alte Knochenmehlhändler keines guten Endes versah. „Was Sie gesagt haben, Herr Lindt, haben Sie gesagt! Und was ich gesagt habe, das habe ich erst recht gesagt ... Ich gehe eben. Mein Gehalt können Sie behalten ... Sie brauchen aber nicht etwa Angst zu haben, daß ich schnurstracks zum Baron in Eyselin gehe und mich anbiete. Ich habe einmal nein gesagt — und ich sage nicht urplötzlich ja ... Aber von Ihnen will ich die Bescheinigung haben, daß meine Bücher in vollkommener Ordnung sind und daß der Verdacht dieserhalb der Grund meines Austritts ist."

Der alte Lindt schnaubte beharrlich weiter.

„Und wenn sich mein Nachfolger das gefallen läßt, was Sie mir eben gesagt haben, so ist er eben der Schuft, der ich nicht bin." Er ging ohne Gruß.

Die alte Lindt nahm die verlorene Masche wieder auf. „Gott sei Dank!" murmelte sie erleichtert. „Er ist weg." Sie hatte noch ganz andre Aussprachen erlebt früher — und immer hatte der alte Knochenmehlhändler gesiegt.

In demselben Augenblick verließ Modeste ohne ein Wort das Zimmer.

„Wohin willst du?"

„Zu Herrn Romeit!"

Die Seelenvorgänge während der Zeit bei Modeste waren dunkel. Aber war es nur der Mann oder das Recht, die sie führten — sie wankte nicht.

In der nächsten Minute stand der Stern von Barginnen im Flur bei dem Inspektor. Der Mann war blaß wie die Wand, aber die Augen funkelten ihm und die Hand bebte. „Herr Romeit," sagte sie rasch, „Sie werden bleiben!"

„Ich werde nicht bleiben!"

„Sie müssen!"

„Ich kann nicht ..."

„Aber wenn ich Sie bitte, Herr Romeit? — Ich habe auch nicht eine Sekunde an Ihnen gezweifelt."

Er blickte vor sich auf den Boden. „Nein, ich kann nicht — ich kann nicht!" Er biß die Zähne zusammen und wandte sich zum Gehen.

„Sie werden bleiben, Herr Romeit!" rief sie ihm nach. „Sie dürfen mir diese Bitte nicht abschlagen — um Ihrer selbst willen nicht."

Aber Herr Romeit ging.

*

Gleich darauf folgte im Wohnzimmer eine für Barginner Verhältnisse unbegreifliche Szene.

Die Mutter: „Du bist von Sinnen, Modeste!"

Modeste: „Das seid ihr!"

Die Mutter: „Aber Kind, so überlege doch! Ein Inspektor — ein ganz gemeiner Inspektor!"

Modeste: „Aber er ist hier so infam behandelt worden... Sagt mir, was ihr wollt, aber ein anständiger Mensch ist und bleibt er!"

Frieda rief höhnisch dazwischen: „Heirate ihn doch! Trauzeugen: der Hofmann und der Kutscher."

Der alte Lindt, der indessen die Bismarckpfeife wieder in Brand gesetzt hatte, räusperte sich, machte eine großartige Handbewegung, etwa wie Poseidon, wenn er die von kleinen Wassergeistern erregten Wogen glättet. „Nur keine häuslichen Szenen, Kinder! Kommt nie was dabei 'raus. Weibergezänk — adieu Vernunft!... Modeste ist seit acht Tagen glücklich zwanzig Jahr — unverdaute Ideen in Menge natürlich!... Gibt sich, liebes Kind, gibt sich unbedingt... Aber was die Hauptsache ist: die Fehler sind dazu da, daß man sie nach Möglichkeit gut macht. — Ich habe selbst einen Fehler gemacht, bin zu direkt vorgegangen... Beleidigen kann mich so ein Mensch nicht, ausgeschlossen bei meiner Stellung. Der Bengel ist natürlich schon fest engagiert vom Baron. Mir ganz klar! Die Gelegenheit bei Schopf gefaßt — konnte ihm ja gar nicht günstiger kommen — frech geworden, alles hingeschmissen. Hat ganz geschäftlich gehandelt, der Baron. Erst den Nachfolger engagiert, dann den Vorgänger abgewimmelt... Imponiert mir.... Nur daß sich der alte Lindt nun einmal nicht auf der Nase herumtanzen läßt! Jetzt bestehe ich nämlich auf meinen Schein. Der Kontrakt läuft bis zum ersten Juli... Ich bin Modeste eigentlich gewissermaßen dankbar für das kleine Intermezzo. Ist zu gutherzig, das Kind, wie ich in meiner Jugend auch, hat zu viel Rasse... Wenn also nachher der Mensch mit den Büchern kommt, sage ich nur ganz ruhig: Herr Romeit, hier ist Ihr Kontrakt. Bis zum ersten Juli bleiben wir also noch zusammen. Sie brauchen nichts zu vergessen — ich vergesse so wie so nichts, da verlassen Sie sich schon drauf!... Und wenn's Ihnen angenehm ist, drüben im Inspektorhaus Ihre Mahlzeiten einzunehmen — bitte — mir ist's auch angenehmer... Weitere Einmischungen verbitte ich mir entschieden, Modeste!"

Die Familie beugte sich schweigend vor dieser Logik. Modeste, die vielleicht innerlich den raschen Impuls schon bedauerte, sah in den Schoß. Es war ein ehrlicher Entschluß gewesen, der den Stern von Barginnen wirklich adelte für den Moment. Aber es ist der Fluch solcher Menschen, daß sie sich der guten Regungen doch innerlich schämen... Eine fremde Natur war heut zum erstenmal in Modeste aufgeflammt, stark, mutig — vielleicht ihre eigentliche Natur —, nun schloß sich wieder die kalte Lindtsche Eigenart über der heißen Regung, so daß ihr von dem Frühlingshauch nichts blieb, als ein winterliches Frösteln.

Der alte Lindt stand auf, in sein Bureau hinabzugehen. In der Tür blieb er aufhorchend stehen. „Da reitet ja einer mit stumpfen Eisen Galopp durch den Park. Hört ihr's nicht glitschen auf dem gefrorenen Boden?"

Modeste trat ans Fenster und versuchte durch die beschlagenen Scheiben hinauszusehen.

Der Alte lächelte innerlich. „Streng dich nur nicht unnötig an, liebes Kind! Es dürfte dein Herr Romeit sein, dem es beliebt, schon heute sich in Eyselin vorzustellen... Nicht so eilig, mein Sohn! Hast noch über ein halbes Jahr Zeit."

*

Eine halbe Stunde später saßen Falkner von Oed und der Inspektor Romeit in dem Arbeitszimmer des Besitzers von Eyselin. Der Kamin knisterte, Grog dampfte.

„Machen Sie nur Ihren Maitrank recht steif, Herr Romeit! Der Rum ist mein bester. Ich selbst kann leider nur in Mosel mittun... Tut mir leid, daß Sie definitiv ablehnen! — Was haben Sie nur eigentlich an diesem gottverlassenen Barginnen für einen Narren gefressen? Intensiv wirtschaften werden Sie da nie können..."

„Ich bleibe auch nicht in Barginnen, Herr Baron."

„Gratuliere." Herr von Falkner setzte den Weinkelch langsam ab und strich sich den Schnurrbart. „Weswegen gehen Sie nun eigentlich so plötzlich? — Wegen dem jungen, hübschen Mädchen, das mehr wie eine Sünde wert ist — oder wegen dem alten geizigen Schurken?"

Herr Romeit schwieg.

„Demnach muß es eine sehr scharfe Auseinandersetzung gewesen sein."

„Er hat mich einen Betrüger genannt!" stieß Herr Romeit noch zornbebend hervor. „Natürlich nicht das Wort..."

„Und das hat Sie beleidigt?" Herr von Falkner lächelte. „Sie sind doch ein fabelhafter Enthusiast!... Sich von Herrn Lindt aus Köln beleidigt zu fühlen!... Und was sagte die Tochter dazu — die hübsche natürlich?" Herr von Falkner stand auf und ging im Zimmer umher. „Hm... Schwer da zu raten... Außerdem gehen Sie gar nicht gern."

„Ich wechsele überhaupt ungern, Herr Baron."

„Na, dann bleiben Sie doch!" Er legte mit lässiger Vertraulichkeit seine Hand auf Herrn

Romeits Schulter. „Liebster, Bester! Simson hat sich die Haare von seiner Delila scheren lassen. Andre haben desgleichen getan. Bekam ihnen allen schlecht ... Darum rate ich Ihnen freundschaftlich: Machen Sie trotzdem, daß Sie fortkommen; — aber gehen Sie weit weg — sehr weit! ... Ich bin keineswegs blind — auch der Schönheit von Fräulein Modeste Lindt gegenüber nicht. Solange die Dinge noch im Werden sind, heilt Entfernung sie leicht; sind sie erst geworden, gibt's kaum ein ätzenderes Gift ... Ich glaube, ich bin zehn Jahre älter als Sie. In Wahrheit sind's mehr als hundert. Also gehen Sie!"

Herr Romeit war unter der Berührung der fremden Hand leicht zusammengezuckt. Er schwieg noch immer. Falkner von Oed setzte sich wieder, während sein Gast nach der Uhr sah. „Reisende soll man nicht aufhalten ... Wegen Ihrer Absage bin ich Ihnen übrigens gar nicht böse ... Sie werden also trotzdem in Barginnen bleiben?"

„Ich bleibe nicht, Herr Baron."

„Sie werden aber doch bleiben, lieber Romeit — und gerade darum, weil Sie es eben nicht dürften! Das liegt so in unsrer Natur ..." Er sah nach dem Schreibtisch hinüber, wo die Einladung zum Reserveball lag. „Interessiert Sie so was?"

Herr Romeit antwortete nur: „Damit hat doch ein Inspektor nichts zu tun."

Herr von Falkner zuckte die Achseln. „Sehe ich gar nicht ein! Was ist überhaupt Gesellschaft — zumal solche? — Blague, nur blague! ... Wenn Sie sich den Scherz aber doch ansehen wollen, lade ich Sie hiermit feierlichst ein. Von Geist wird bei der Gelegenheit zwar nichts verzapft, von Gemüt noch weniger — dennoch kann Ihnen vielleicht gerade diese Einladung von Nutzen sein. Sie ist Ihnen eine Ehrenerklärung, so stark wie kaum eine andre, wenn ich Herrn Lindt richtig beurteile. Sie würden den alten Gentleman damit gehörig ärgern und das junge Mädchen dekolletiert sehen ... Es lohnt beides. Verlassen Sie sich darauf."

Herr Romeit lehnte frostig ab und ging gleich darauf.

„Ich heb' Ihnen die Einladung auf," rief ihm Herr von Falkner nach. „Es sind noch gute vierzehn Tage hin. Und vielleicht besinnen Sie sich derweil eines Besseren."

VIII

Herr Romeit blieb in der Tat. Ob aus Kontraktrücksichten, ob aus Schwäche — jedenfalls empfand Modeste eine beinahe verächtliche Regung für den Mann. Wer so behandelt wird, der geht doch! Die heiße und die kühle Frauenmoral unterschieden sich noch immer sehr.

Im übrigen wurde der Stern von Barginnen von den Ballvorbereitungen vollauf in Anspruch genommen. Eine Königsberger Schneiderin kam, beherrschte Modeste eine Woche absolut und wäre von dem Ordensschlosse dankbaren Herzens geschieden, wenn der alte Lindt nicht bei der Abreise erklärt hätte, daß er die Rückfahrt grundsätzlich nur vierter vergüte. Darauf helle Empörung, eisiges Adieu. Es war nicht das Geld, es war die Zumutung. Gute Schneiderinnen haben noch immer auf Ehre gehalten ... Diesmal stand Modeste auf seiten der Schneiderin. Das hellblaue Kleid war wirklich gelungen.

In der menschenfreundlichen Stimmung, die solche Tatsache verleiht, schlenderte sie am Vorabend des Balles über den Hof. Herr Romeit schalt gerade mit einem Knecht, daß es nur so schallte. Seit er im Inspektorhause aß, hatte sie ihn kaum wiedergesehen. Als er das Fräulein bemerkte, verstummte er sofort. — Aus einer Stalltür drang leises Hundegewinsel. Modeste horchte auf.

„Die Juno hat Junge, gnädiges Fräulein," erklärte Herr Romeit.

Das war dem Fräulein sehr interessant. Sie gingen also gemeinsam in den Remontestall, wo Juno in einer warmen Ecke auf dem Stroh lag. Um sie eine äußerst possierliche braune Gesellschaft mit langen Ohren und törichten Augen, die tolpatschig auf der Alten 'rumkletterte und, dabei ungestüm wedelnd, übertriebene Anforderungen an die mütterliche Langmut stellte. Juno knurrte beim Anblick der Fremden leise, leckte gleich darauf zärtlich die Kleinen und benahm sich wahllos verliebt wie jede junge Mutter.

Es war ein warmes, frohes Bild. Modeste schaute fröhlich amüsiert. „Darf man anfassen?"

„Ja, aber nicht 'rausnehmen, sonst beißt die Juno."

Das Fräulein beugte sich zu den Tieren. Während ihre Hand die dicken, samtweichen Körper streichelte und dabei die köstliche Wärme des molligen Nestes spürte, überkam sie ein Anflug von Neid. „Wie gut die's haben! So wundervoll warm ... Eigentlich viel besser als wir!"

Herr Romeit hob den dicksten braunen Schlingel heraus und präsentierte den ängstlich Zappelnden.

„Das ist der Beste!"

„Soll ich ihn haben?" fragte Modeste lachend zurück.

„Aber ja, gnädiges Fräulein!"

„Ich sagte nur so ..."

„Gnädiges Fräulein würden mir eine große Freude machen."

Modeste betätschelte den Kleinen, während die Mutter mißtrauisch blinzelnd zuschaute. Etwas von der warmen Mütterlichkeit rieselte auch zu dem Mädchen hinüber. „Ich möchte ihn schon nehmen — und gut würde er's auch haben! Tiere mag ich überhaupt gern ... Aber wie ihn



„Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!"

Nach dem Gemälde von Eduard von Gebhardt (Düsseldorf)

in das Turmzimmer einschmuggeln? — Denn ein Stallhund ist doch eigentlich kein Hund!"

„Nehmen gnädiges Fräulein doch!" bat er ungelenk.

„Na gut, ich nehme ihn dankbar an, Herr Romeit. Doch erst nach Weihnachten. Da verreist nämlich Frieda. Wenn sie wiederkommt, ist er bereits einquartiert. Und will sie ihn trotzdem 'rausgraulen, beißt er hoffentlich ... Er soll nämlich auch beißen können, ordentlich beißen!"

„Ich danke sehr, gnädiges Fräulein."

„Nein, ich habe zu danken, Herr Romeit."

Er ließ den Hund ins Lager zurückfallen.

„Haben Sie schon mein neues Ballkleid gesehen?" fragte sie, gewissermaßen zur Belohnung. Im Augenblick hatte sie die feste Ueberzeugung, daß sich um dieses neue Ballkleid eigentlich das ganze Weltall drehte.

„Nein, gnädiges Fräulein."

„Nun, dann kommen Sie morgen nachmittag gleich nach Kaffee in den Flur. Da können Sie mich vor der Abreise noch einmal bewundern — natürlich, wenn Sie es interessiert."

„Es interessiert mich schon, gnädiges Fräulein."

„Können Sie eigentlich tanzen?"

„Aber gewiß."

„Es soll ein ganz großartiger Kotillon werden! Ich habe mir auch vorgenommen, so viel zu tanzen wie noch nie in meinem Leben."

Sie maß den jungen, hübschen Menschen keck vom Kopf bis zu Fuß. „Sie müßten eigentlich recht gut tanzen können! Aber ich tanze auch recht gut. Sie sollten mich mal sehen."

Herr Romeit schwieg.

*

Am Ballmittage sagte der alte Lindt sehr würdig: „Herr Romeit wünscht, glaube ich, auch mitkommen zu dürfen. Natürlich nur als Zuschauer. Es ist zwar ein sonderbares Ansinnen ... Aber ich möchte dem jungen Menschen nichts in den Weg legen. Der Baron hat ihm nämlich eine Einladungskarte geschickt und will ihn auch in seinem Schlitten abholen ... Bißchen zu liberal gedacht für meinen Geschmack! Was soll so 'n Mensch da? ... Aber da der Baron durchaus will ..." Nach einer Weile fügte er hinzu: „Auf dem zweiten Schlitten ist noch ein Bockplatz frei. Da kann er meinetwegen mitfahren. Wenn die Geschichte lange dauert ... Der zweite Kutscher säuft so wie so 'n bißchen ... Auf zurück fährt dann Herr Romeit. Hoffentlich ist er nüchtern. Ich habe wenigstens noch nichts bemerkt ..."

„Also Herr von Falkner kommt doch?" fragte Modeste möglichst gleichgültig.

„Es scheint wenigstens so, liebes Kind."

Frieda verzog die welken Lippen zu einem häßlichen Lächeln.

IX

Ein strahlender Nachmittag grüßte. Die Ebene schneeweiß, glitzernd. Von dem Schulhause stieg der Rauch kerzengerade in die Winterluft. Die Krähen im Park krächzten laut und flatterten heftig. Es war schneidend kalt. Nur ein Rabenvater saß bedächtig auf der Spitze der höchsten Fichte und hielt Umschau. Als er mit kurzem Flügelschlag davonstrich, rieselte ein Schneeregen von den schwerbeladenen Aesten.

Modeste stand am Fenster des Turmzimmers, freute sich über den Raben, den Schneeregen und empfand dabei wohlig die Wärme des knisternden Ofens. Es war gegen vier. Die beiden Mädchen zogen sich zum Ball an — nicht lachend, plaudernd, wie sonst Schwestern tun, sondern schweigend und mit einem gelegentlichen Seitenblick. Die stichelnde Feindschaft der Schwestern war zum gefrorenen Haß gediehen seit der letzten Aussprache. Im Bösen vergaß auch Modeste nie.

Die Aeltere stand vor dem Stehspiegel und nestelte an den Taillenhaken. Sie war schon im Staat, das Haar gebrannt, auf den Wangen ein leichter Puderhauch. Das hellgrüne Kostüm machte das blaßblonde Gesicht noch welker. — Modeste hinter ihr, halb angekleidet, Arme und Schultern nackt. Wie sich die beiden Gestalten widerspiegelten — das Blühen und das Welken nebeneinander, wie zum Hohn — trafen sich auch die Augen der Schwestern. Frieda runzelte die Stirn, die Hand knöpfelte nervös. Und Modeste in dem Hochgefühl siegender Jugend und Schönheit lächelte fein, bog wie im Spiel den schlanken vollen Körper mit dem koketten Reiz einer Tänzerin. Die Arme leuchteten weiß, über den Hals floß es rosig, die Haut schien zu duften. — Der Aelteren riß eine Oese. Modeste lächelte höhnisch.

Da wandte sich Frieda mit mühsamer Selbstbeherrschung um:

„Du bist doch wieder schamlos!"

„Nein du, liebe Schwester. Denn du hast nie ertragen können, daß eine andre hübscher ist als du."

„Ach du!" zischte Frieda.

„Ach du!" echote achselzuckend Modeste.

„Ich werde mich unten weiteranziehen."

„Das wollte ich dir eben raten, liebe Frieda."

Die ältere Schwester ging. Der fade Puderhauch zog mit ihr.

Modeste verbeugte sich graziös im Spiegel und grüßte mit der Hand. „Adieu, adieu!"

Frieda ließ die Türklinke, die sie schon gefaßt hielt, wieder los und kam zurück. „Du bist schlechter als schlecht!" rief sie mit bebender Stimme. „Aber wenn du dir übrigens einbildest, ich wüßte nicht, auf was du schon seit Monaten spekulierst!"

„Auf was spekuliere ich?" fragte Modeste sehr ruhig zurück.

Die Schwester trat ganz nahe und zischelte nur noch: „Den Falkner willst du heute einfangen — den Falkner! ... Den Xaver Kajetan Falkner von Oed, Freien Panierherrn zu Eyselin. — Das paßte dir so — jawohl! ... Aber der für dich Interesse haben — der? ... Der eine Lindt heiraten — der? ... Das ist kein Graf Arsil! Der braucht kein Geld ... Und dich braucht er noch viel weniger!"

Modeste sah die Schwester unverwandt an — sehr blaß, aber die Augen brannten. „Bist du nun fertig? — Du bist ja weiß Gott besser orientiert als ich über mein Inneres! ... Aber das kann ich dir sagen: Wenn ich wollte, wenn ich ernstlich wollte ..." Sie hob den schönen nackten Arm. — „Dieser Finger hier genügt, dieser kleine Finger! Ich brauche ihn nur auszustrecken. Heute abend noch — heute abend noch! ... Aber ich strecke ihn nicht aus."

„Weil du ihn dir verbrennen würdest, ihn dir vielleicht schon verbrannt hast! Ha, ha! ..."

Sie ging, um noch einmal zurückzukommen und durch die Türspalte böse zu wispern: „Weißt du, wozu du ihm höchstens gut wärst? ... Zu ... zu ... Ja, tu nur möglichst unschuldig! — Es ist ein französisches Wort und fängt mit dem M an. Die Pompadour war auch eine ... Aber ich glaube, du wärst ihm nicht mal dazu gut genug ..."

Modeste tippte nur an die Stirn. Der Pfeil traf wirklich nicht! Sie liebte ja den Namen, nicht den Mann ... Aber während sie sich allein weiteranzog, langsam, sorgfältig, immer den Blick im Spiegel, da hatte sie angesichts der schönen Gestalt, die das weiche Blau so reizend umfloß, das trunken überquellende Siegergefühl, daß heut oder nie ihre Jugend allmächtig sei.

Das Stubenmädchen klopfte: „Gnädiges Fräulein, die Herrschaften warten schon!"

Modeste hüllte sich rasch in den Pelzmantel und stieg die Treppen hinab, das hübsche Gesicht unverschleiert wie stets.

In der Schloßeinfahrt die Schlitten. Der kleine russische — Frieda saß schon tief vermummt drin, neben dem Inspektor im grauen Fahrpelz. Und der schwere geschlossene — die Bombe genannt —, der an Böschungen gern umzukippen pflegte und mit seiner Matratzenluft leicht Seekrankheitsanwandlungen heraufbeschwor. Modeste haßte ihn. Aber sie hatte keine Wahl. Die Eltern saßen bereits im Fond. Der alte Lindt brummte — er war ein ungewöhnlich pünktlicher Mann ... So fuhren sie in die lichte Schneedämmerung hinein. Modeste zählte auf ihrem Rücksitz die Minuten. Dann klang hinter ihnen ungeduldiges Schellengeläute. Als sie vor der Ressource der Kreisstadt hielten, parierte auch ein zweites Gespann. Ein Herr stieg aus, ging grüßend vorüber und sagte aus seinem hochgeschlossenen Pelzkragen, nicht übermäßig verbindlich: „Ihre Litauer haben die ungarische Geduld auf eine harte Probe gestellt, Herr Lindt! Meine Jucker sind kochgar, aber nicht vom Laufen." Es war Herr von Falkner, in Zivil. Modeste wunderte sich. Sie hatte sich eigentlich auf seine Gardeuniform gefreut.

Das Haus war festlich erleuchtet. Schwankende Tannengirlanden, kräftiger Harzgeruch. Auf den ausgetretenen Stiegen ein Gewimmel vermummter Gestalten. Oben an der Treppe empfing der Bezirksadjutant, unendlich höflich mit dienstlich zur Seite geneigtem Ohr.

„Guten Tag, Herr Hauptmann ..."

„Gnädigste Frau suchen Ihren Herrn Gemahl?"

„Bitte, die Damen rechts, die Herren links."

In der Garderobe schälten sich die Damen aus ihren Hüllen. Man drängte sich brummend, erkannte sich dann lachend. Es roch nach feuchter Schneeluft, duftete nach Parfüm. Hier glitt ein weißer Handschuh noch einmal liebevoll tastend über die Haarfrisur. Dort stampfte eine alte Dame zornig mit den Gummischuhen. — In der Herrengarderobe: Sporenklirren, Stiefelknistern. Die Atmosphäre von Stangenpomade, frisch gebügeltem Tuch. Laute Begrüßung. In einer Ecke der leise getuschelte neueste Mikoschwitz, dem wieherndes Gelächter folgte.

Seit vier Jahren der erste Reserveball wieder. Es war wahrlich ein Ereignis.

Modeste lachte und grüßte nach allen Seiten. Alle Freundinnen waren da, die hübschen, die häßlichen, vor allem die häßlichen. Dazwischen der Stern von Barginnen so übermäßig sicher und jung!

Als sie in den Saal traten — der Bezirkskommandeur an der Tür, die Brust voller Orden —, überflog Modeste mit einem hellen Blick die festliche Menge. Ein wirres Durcheinander von Uniformen: Landwehr, Reserve, Linie. Vom Dragoneradjutanten, der bewundernd auf die tadellose Bügelfalte starrte, bis auf den Landwehrhauptmann mit der dicken Stiefelsohle — fast alles ostpreußische Regimenter. In Gruppen, wie natürlich. Die Kavallerie exklusiv, lascher, eleganter — der Adel. Die Infanterie mehr Kommiß, mehr Drill — die Bürgerlichen. Dazwischen versprengt die Artillerie, das leichte Geschütz zu Pferde — Kavallerieschick; die schwere Bombe — bürgerlich, gesetzt.

Modeste fand den Ballsaal reizend dekoriert. In den Ecken Tannenarrangements, von künstlichem Schnee glitzernd, die Wandleuchter mit wehenden preußischen Flaggen drapiert. Dazu das prickelnde Parfüm einer großen Gesellschaft, die schwüle Atmosphäre vieler Menschen.

Der alte Eller empfing sie zuerst — klein, grau, im altmodischen Frack, mit komisch gewellter Tolle: „Aber gnädiges Fräulein, Sie werden noch alle Männer heut verrückt machen! Die Landesirrenanstalt blüht." Gleichzeitig fuhr er

sich lachend über den Kopf: „Kommen Sie weg von den Kürassieren! Die wollten mich nämlich schon zum Fenster 'rauswerfen. Ganz freundlich, nicht wahr? Fragt mich da so 'n Rittmeister: ‚Ob ich auch Soldat gewesen wär'.' — ‚Nei,' sag' ich. ‚Wo werd' ich? Ich bin zu schad' gewesen für den bunten Rock . . .' Aber da hätten Sie man sehen sollen, den Bos! — Ich streifte mich glücklich noch so durch. Den Zylinder hatten sie mir aber schon in aller Eile zerbolzt!" Dabei zog er Modeste an der Hand fort. „Gnädiges Fräulein, was haben Sie nur für 'n weiches Patschchen! . . . Sehen Sie doch mal den Tilsiter Dragoner, den Reserverittmeister! Vor der letzten Uebung hat er wahrscheinlich keinen Bauch gehabt, jetzt hat er aber einen. Wie sich das stremmt! . . . Kommen Sie rasch weg, gnädiges Fräulein! Der Kerl explodiert uns am Ende noch . . . Und da der gute Wagner im Frack! Pisang, bleibt doch Pisang. Nüchtern ist er schon seit heute vormittag nicht mehr." Unter solchen Belehrungen ging es durch den Saal, bis sie plötzlich vor Herrn von Falkner standen. Der alte Eller rief: „Na, da haben wir Sie ja endlich, Herr Baron! Der Herr hier, gnädiges Fräulein, sehnt sich nämlich sehr nach Ihnen. Tun Sie ihm doch den Gefallen und gönnen Sie ihm den Kotillon!"

Herr von Falkner verbeugte sich etwas steif. „Tanze überhaupt nicht, lieber Eller. — Nicht wahr, das ist auch heute nichts für Zivil, gnädiges Fräulein?" Er zeigte dabei auf seinen eleganten englischen Frack, aus dessen Knopfloch ein gelbes Ordensband leuchtete.

„Rettungsmedaille! Das ist doch noch ein Mann!" lobte der alte Eller.

Modeste lachte. „Da tanzen Sie eben nicht!" Ein leicher Reif fiel auf ihre Ballstimmung. Er verging bald.

Als sie unter den Kronleuchter trat, war sie sofort von Herren umringt. Und immer wieder konnte sie achselzuckend sagen: „Besetzt, besetzt! Vielleicht bekommen Sie später eine Extratour, vielleicht auch nicht." Und dann sah sie sich kühl im Kreise um nach den Freundinnen, Bekannten, nach den jungen Mädchen, die sie heute herzlich liebte, weil sie häßlicher waren als sie. — Die Polonaise begann. Modeste am Arm des einzigen Gardekürassiers, der auf Jagdurlaub in der Gegend weilte. Sie war so froh, so glücklich! Und an der Wand so viel Mauerblümchen — so viel! . . . Ach, das Leben war doch schön!

Einmal nur zuckte leicht ihr Arm in dem ihres Kavaliers. Da war ja auch Judith von Bussard mit ihrer Mutter. Sie standen gleich an der Tür. Judith in weißer Seide, so elfenschlank, so wunderhübsch mit der leuchtenden Haarkrone und der müden Vornehmheit! Sie war wohl im Ballkleid, aber sie tanzte nicht. Und instinktiv suchten Modestes Augen den Falkner von Oed. Er saß an der entgegengesetzten Seite, von einer Säule halb verdeckt, den Blick auf dem Chapeau claque in der Hand. Und wieder dachte sie übermütig: ‚Wenn ich wollte, wenn ich wirklich wollte!' . . . Es war der köstliche Jugendrausch — der köstlichste heut, vielleicht auch der letzte.

Nach dem Tanz ging sie zu Bussards. Die Mutter empfing sie freundlich, die Tochter eisig.

„Ich dachte, Sie wären schon an der Riviera, Frau Baronin."

„Ja, wenn's auf mich angekommen wäre . . . Aber Judith geht nicht."

„Warum eigentlich, Judith?"

„Weil ich nicht will, Modeste."

„Und warum tanzst du denn nicht wenigstens?"

„Weil ich auch nicht will, Modeste."

„Aber du bist doch im Ballkleid!"

„Ja. Und es ist sogar ein Pariser Ballkleid, auf das ich mich sehr gefreut habe." Der Ton war so bitter, daß Modeste nur die Mutter ansehen konnte.

Frau von Bussard lächelte etwas müde. „Judith ist nicht recht wohl — mir ist auch nicht wohl."

Da ging Modeste.

Und während die Musik tönte, die Füße wirbelten und der ganze törichte Ballzauber den Stern von Barginnen mit weicher Woge umfing, blieb Judith von Bussard auf demselben Fleck stehen und sah ins Leere. Es war etwas Suchendes, Flehendes in ihrem Blick. Plötzlich wandte sie sich zur Mutter. „Wir wollen gehen, Mama."

„Ja. Aber tanz der Form halber wenigstens einmal 'rum! Ich werde dir deinen Vetter Mieritz schicken. Du weißt, er hat die Polonaise nur faute de mieux mit Modeste getanzt."

„Ich tanzen, Mama? Ich? Wenn du das überhaupt für möglich hältst nach dieser Begrüßung vorhin!" Die Wangen waren ihr gerötet und das Auge flackerte. „Ich habe dir alles gesagt, Mama."

„Ich dir auch, mein Kind, das heißt später werde ich dir wirklich einmal alles sagen . . . Ich verstehe dich nur zu gut. — Aber es geht alles vorüber, alles."

„Mama!"

„Judith?"

„Du verstehst mich doch nicht, Mama!"

Sie gingen beide ohne einen Blick zurück.

Wenige Minuten später stand auch Herr von Falkner auf und sagte zu einem aktiven Rittmeister, der ziemlich gelangweilt den Tänzern zuschaute: „Riewes, wir wollen mal denken, wir ständen beide noch in Potsdorf bei Berlin, und Böros Miska spielte im Kursaal . . . Erinnern Sie sich noch?"

„Ob ich mich erinnere, alter Leichtfuß! Was wir damals mit den Weibern für Pommery getrunken haben — namentlich Sie . . . Heute will das nicht mehr."

„Aber ich möchte nun einmal trinken, Riewes — viel trinken!"

Der Rittmeister zuckte die Achseln. „Sie sind doch der alte Leichtfuß geblieben. Seien Sie nur erst verheiratet! . . . Also denn los!"

Die Tanzwogen gingen höher. Modeste war glücklich. Sie hatte fast nur mit Adligen getanzt. Der Gardeküraſſier führte sie auch zu Tisch. Es war ein eleganter, äußerst korrekter junger Herr mit einem etwas gelangweilten Zuge um den Mund. Er gefiel Modeste, er gefiel ihr auch nicht. Als sie mit dem Sektkelch anstießen, fragte sie leichthin: „Wer sah nach Ihrer Ansicht, Herr von Mieritz, heute am besten aus?"

„Meinen Sie vorhin oder jetzt?"

„Ich meine überhaupt."

Er lächelte verbindlich: „Solange meine Cousine Judith Bussard da war, glaubte ich, sie wäre die Hübscheste heut. Jetzt weiß ich, daß Sie es sind, mein gnädiges Fräulein."

Da gefiel Modeste der Gardekürassier gar nicht mehr. —

Dann kam ein Moment, wo Modeste eine leichte Uebermüdung fühlte, die ihr gerade die Augen schärfte. Es war nach der großen Pause. Der Ballsaal verlassen, grau, stickig. Die Weingerüche vom Büfett her, die lärmenden Herrenstimmen aus dem Rauchzimmer; über einem geöffneten Fenster die fadenscheinig wallende Draperie. Der Stern von Barginnen stand an derselben Stelle, wo Judith von Bussard gestanden. Schwitzende Diener trugen Tische, hinter einer Säule goß heimlich die Kasinoordonnanz einen Weinrest hinunter. In einer Ecke alte Damen im eifrigen Gespräch: Frau von Gadebusch mit dem Schnurrbart und der Kürassierhaltung, als wenn sie sagen wollte: „Der Adel bittet nicht, er gewährt nur!" Die Töchter hatten wenig getanzt . . . Das Rauchzimmer lag gerade gegenüber, weit geöffnet, eine ekle Dunsthöhle, aus der nur die Uniformknöpfe hervorblitzten. Der dicke Bezirkskommandeur sagte gerade ölig: „Siebzehn Jahre war ich lanzenschwingender Kosak — aber den Napoleon habe ich noch zu Fuß aus Frankreich 'rausgejagt." — Ein sehr geröteter Infanterist schrie überlaut. — Der Dragoneradjutant sah erst mißbilligend auf den Kameraden vom Lande, dann wieder befriedigt auf seine Hosenfalte. An einem Tisch spielten ältere Herren Skat — der alte Eller fuchtelte mit den Karten . . . Ein Lachen, Lärmen, Gläserklirren! Modeste interessierte das Bild. Wo's lustig zuging, schaute sie gern. — Und dennoch war es die Rückseite der Medaille, die sie hier sah. Sie fühlte das recht gut. Die Stallwitze, der Bierdunst, das behagliche Sichgehenlassen. Zwei Offiziere traten in den Saal. Der eine schlank und hübsch, ihr Tischherr; der andre behäbig, lächelnd, Falkners einstiger Gardekamerad.

„Es sind eben die bewaffneten Reserve-Horden der Provinz."

„Pfui Teufel! Der Linieninfanterist da drin torkelte ja," sagte der Schlanke laut.

Der Behäbige winkte lachend ab: „Ist ja zum Torkeln da, so 'n Tag! Aber sie werden schon genau so, wie Falkner früher war. Verrückter Kerl, der! Tanzt nicht, spricht nicht, sitzt mit 'ner Pulle Pommery allein in einem Zimmer. Natürlich alles nicht fein genug! . . . Ich finde es ganz nett. Namentlich die Mächens. Ganz schnittige Dinger, die litauischen Remonten, zum Beispiel die älteste Gadebusch: Gardedukorps, Chargenpferd, Gewichtsträger. — Die Jüngere geht hinten links nicht ganz korrekt. Verstellte Fessel . . . Aber die Lindt — ich meine natürlich die Remonte und nicht den Krümper — wie die sich beizäumt beim Walzer! Brillanter Halsaufsatz . . . Wissen Sie, lieber Mieritz, ich taxiere die Weiber auf Bällen immer genau so, wie die Bauern die Pferde auf dem Wehlauer Markt. Kommt damit am weitesten. — Fehler haben sie natürlich alle. Taugt der Rücken was, hapert's mit dem Gangwerk und umgekehrt. Bei Ihrer Cousine Bussard ist beides bißchen fein, bißchen sehr fein, aber sonst gut, soll dafür auf den Lungen pfeifen. Schade daß sie weg ist! Blut bleibt doch Blut."

„Meine Cousine scheint mit dem Falkner etwas gehabt zu haben?"

„I wo, Mieritz! Der liebt und haßt nur par amour. Ehe wäre ihm, glaube ich, greulich . . . Ich weiß eigentlich nicht, warum er sich nicht der kleinen Lindt angenommen hat. War eigentlich sonst sein Genre."

„Wohl sehr Parvenus, die Lindts?"

„Wie Falkner sagt, sogar Halsabschneider."

Modeste hatte kein Wort dieser Unterhaltung gehört — aber wie im Anblick des verödeten Tanzsaals ihr das farbenfrohe Bild des Tages verblaßte, stieg ihr wieder das Bild des Mannes auf, der ihr der Typ des blasierten Gesellschaftsaristokraten schien. Wo war er? Sie hatte ihn seit der Polonaise nicht wieder erblickt. — Sie schlenderte ohne bestimmten Wunsch weiter durch den Ballsaal, der sich langsam mit Tänzern füllte — die Toiletten verknüllt, die Gesichter ohne Frische. Das Fest ward ihr fast leid. — Sie streifte dabei Frieda, wie eine völlig Fremde, erblickte Herrn Romeit in seinem unmodernen Frack auf der Galerie. Plötzlich befand sie sich in einem kleinen schwach erleuchteten Raum neben dem Damenzimmer. Ein einsamer Herr saß dort an einem Tisch — der gefüllte Sektkelch abgestanden, die Zigarette erloschen. So sehen müde, vom Jahrmarktstreiben des Karnevals angeekelte Gesellschaftsmenschen aus.

„Guten Morgen, Herr von Falkner," rief sie dreist. „Schon ausgeschlafen?"

Er drehte sich langsam um: „Ach, Sie sind's, gnädiges Fräulein! Schon ausgetanzt?"

„Nein, ich will erst recht tanzen!"

„Und wer ist der nächste Glückliche?"

„Ja, raten Sie mal! ... Ich will nämlich mit Ihnen tanzen," rief sie lachend. „Es ist Damenwahl, und wenn ich Sie engagiere, müssen Sie einfach!"

Er stand auf und schnippte sich einen Aschenrest vom Ordensband. „Es tut mir unendlich leid, meine Gnädigste."

„Ich habe Sie angeführt!" lachte sie wieder. „Meine Tanzkarte ist übervoll, und bei der Damenwahl wären Sie ganz gewiß der Letzte."

„Das meine ich eigentlich auch, gnädiges Fräulein."

„Haben Sie noch eine Zigarette?" fragte sie.

„O gewiß." Er präsentierte ihr das zierliche Goldetui mit seinem Namenszug in Brillanten.

„Das ist wunderhübsch!" rief sie.

„Ja, es ist in der Tat wunderhübsch. Ein Großfürst hat's mir geschenkt, als ich einmal in Petersburg zum Ehrendienst befohlen war!" Er hielt ihr das Streichholz, während sie mit graziös gespitztem Munde zog.

„Ich bin nämlich gekommen, um mit Ihnen zu plaudern. — Dreist? — Geniert mich aber nicht weiter. Denn das Tanzen habe ich eigentlich satt ... Sagen Sie, Herr von Falkner, ist das nun eigentlich ein Ball?"

„Soll wenigstens einer sein."

„Ich kenne ja die Königshallenbälle auch. Aber das sind doch keine eigentlich vornehmen Bälle. Ich meine, sind die Bälle der großen Welt nicht ganz, ganz anders ...? Also sagen Sie schnell!"

Er zuckte die Achseln. „Ja, da müßte ich Ihnen einen ganzen Vortrag halten."

„Gut, halten Sie ihn!" Sie ließ sich auf einen Sessel gleiten mit jener koketten Anmut, die stets die Herren entzückt.

Er war stehen geblieben. Und als ob er keinen Blick für diesen Jugendreiz hätte, sagte er nur affektiert langsam, wie es Modeste schien: „Große Gesellschaft ist schon an und für sich eine Lüge, ebenso wie gute, denn alle Gesellschaft ist klein und gemein."

„Um Gottes willen, Baron!"

„Jede Gesellschaft ist außerdem ein notwendiges Uebel."

„Jetzt geh' ich aber wirklich!"

Er aber fuhr unbewegt fort: „Und Sie, meine Gnädigste, gehören in diese Gesellschaft mit Haut und Haaren. Das tut nämlich jede hübsche Frau, die sich gern gut anzieht. Pour le monde il n'y a que du monde."

Im Ballsaal setzte der Faustwalzer ein, leicht, prickelnd. Die Schatten der Tänzer glitten unsicher an der Wand.

„Ihr Kavalier vom Dienst wartet, gnädiges Fräulein."

„Mag er warten!" Sie blies den Zigarettenhauch in die Luft.

Herr von Falkner lauschte den Tönen.

„Tanzen Sie überhaupt, Baron?"

„Ich habe recht gern getanzt."

„Und warum nun heut auf einmal nicht?"

„Weil ich nicht will, meine Gnädigste."

„Und wenn ich nun wollte, Baron?"

Er sah an dem hübschen Mädchen mit einem eigentümlich schillernden Blicke vorüber. „Gelüstet es Ihnen so sehr danach? ... Seien Sie vorsichtig! ... Ich habe noch niemandem Glück gebracht, am wenigsten Frauen."

„Vielleicht bringen Sie es mir!"

Er horchte wieder auf die Musik. Plötzlich wendete er sich zu Modeste: „Sie wollten wissen, was eigentlich an der sogenannten Gesellschaft dran ist? Eh bien — tanzen wir also!"

„Aber natürlich nur zum Scherz und einmal 'rum, Baron!"

„Nein, den ganzen Tanz —"

„Meinetwegen auch den ganzen Tanz ..."

Sie traten in den Saal. Falkner von Oed führte elegant, sicher. Und Modeste hatte sich noch nie so weich, so leicht hingleiten gefühlt. Es war ein Triumph — und sie genoß ihn.

Als die letzten Töne verklangen, schienen ihm die dunkeln Augen heiß geworden zu sein. Sie ruhten auf ihrem schönen Hals.

„Nun, gnädiges Fräulein, wie war's?"

„Sie sind der beste Tänzer hier, Herr von Falkner," antwortete sie enthusiastisch. Sie wollte gehen. Es war ein ungewisser Instinkt. Aber er ließ sie nicht, führte sie wieder zurück in das kleine Zimmer. Dort konversierte er mit ihr, leicht, lustig. Und immer wieder fühlte sie den Blick auf ihrer Schulter. Sie hatte die Zigarette wieder angezündet, aber sie setzte sich nicht mehr.

Während des Gesprächs mußte sie immer denken: ‚Wenn er nun jetzt um mich anhielte? Und dann müßte ich ihn Du und Xaver Cajetan nennen. Xaver Cajetan, wie komisch! Der Name ginge mir nie über die Zunge ... Aber wie sollt' ich ihn sonst nennen?‘

Herr von Falkner zwang sie jetzt mit liebenswürdiger Beflissenheit auf den Fauteuil zurück. „Sie sind eine kleine Zauberin ..."

„Das ich nicht wüßte, Baron!" Ihr gefiel das heiße Gleißen in seinen Augen nicht.

„Sie sind eine kleine Zauberin dennoch," wiederholte er. „Sie haben mir Lethe gegeben. Wissen Sie, was Lethe ist? — Sie sollen mir noch mehr Lethe geben, viel mehr! ... Hören Sie, viel mehr! ..."

„Ich verstehe Sie nicht, Baron." Aber es rann ihr heiß über Schulter und Gesicht.

Dann nahm er ihr Handgelenk. Das Armband klirrte leise. „Sie sind wunderhübsch, Fräulein Modeste, wunderhübsch! ... Es ist keine leere Schmeichelei! ..." Seine Stimme war ganz leise und heiser geworden. „So etwas brauche ich, Modeste ..." Er hatte sich über sie gebeugt, so nah, daß ihr Stirnhaar unter seinem Atem zitterte.

Sie schlug die Augen nieder — es mußte ja der große Moment in ihrem Leben sein ... Aber ein seltsames Empfinden durchpulste sie. Rausch, Ekel ... Sie wußte nicht, was stärker.

Als er ihr jetzt den Arm hob und küßte, zuckte sie zusammen.

„Sie fiebern, Modeste," flüsterte er.

Sie schüttelte nur den Kopf und preßte die Lippen zusammen.

„Du fieberst doch, Modeste ... O, ich kenne euch — ich kenne dich sehr gut, du kleiner lieber, blonder Schatz. Ihr wollt nicht, aber ihr müßt — ja, ihr müßt!"

Wie im Traum hörte Modeste die Musik herüberklingen ... Sie schloß die Augen, sie fühlte einen Kuß auf ihren Lippen. Noch einen — noch einen ... Da ertrug sie's nicht länger. Sie riß sich los, sprang auf mit leeren Augen und glühenden Wangen.

„Modeste, Vorsicht! Es könnte jemand ..."

Da begriff sie.

„Herr von Falkner, Sie haben ... Sie sind ... Sie haben also gewagt ..." Sie hatte es schreien wollen, aber sie konnte es nur zischen.

Da fühlte sie wieder seine Hand an ihrem Arm — der Druck kalt, zwingend. Sie taumelte förmlich in den Sessel zurück. „Bleiben Sie sitzen," befahl er, „kein Wort, kein Laut! Es ist Ihre Ehre, um die es sich handelt, nicht meine ... denn wenn Sie vielleicht wähnen, daß irgend etwas auf der Welt mich zwingen könnte, so irren Sie sich. Ich habe eben etwas getan, was ich natürlich nicht hätte tun sollen. Aber ich hab's nun einmal getan ... Ich habe mich eben geirrt. Meine Geliebte hätten Sie sehr gut sein können — meine Frau: nie! Hören Sie — meine Geliebte! ... Es ist ein häßliches Wort. Aber ich beschönige nichts. Ich kann eben nur eine Geliebte brauchen — nur eine Geliebte. Und wenn vielleicht an diesem Abend heute einem andern anbetungswürdigen Geschöpf das Herz gebrochen ist, so kann ich ihr auch nicht helfen. Ich kann nicht, ich kann nicht! Wenn Sie mich und mein Leben kennen würden, würden Sie mich vielleicht verstehen ... Es ist ein Fluch, der auf mir lastet — aber ich wollte doch nicht leben ohne diesen Fluch. Verstehen Sie mich? — Ich verstehe mich zum Beispiel heute nicht ... Wenn Sie also verständig sind, vergessen Sie diesen unglückseligen Moment, wie ich ihn vergessen werde! Nehmen Sie an, es war temporärer Wahnsinn von mir — vielleicht war er's auch ... Aber wenn Sie irgend mal im Leben einen Freund brauchen, einen wirklichen Freund, so will ich's wettzumachen versuchen ... Um Verzeihung bitte ich Sie nicht. Denn so etwas kann man nicht verzeihen."

Er hatte leise und scharf gesprochen, mit jener Ruhe, die nur große Erregung gibt. Jetzt gab er ihren Arm frei.

Modeste stand langsam auf. „Sie sind ein Schurke — und ich vergesse nichts! Lassen Sie mich allein!"

X

Einen Augenblick stand Modeste starr, leblos — nur die Augen brannten.

Der Wendepunkt in ihrem Leben ...

Da nahten Schritte. Sie nahm den Rest ihrer tödlich verletzten Eitelkeit zusammen: zu lächeln, zu lügen. —

Es war Herr Romeit.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich wußte nicht ..." Er wollte sich mit steifer Verbeugung wieder zurückziehen.

Sie ließ ihn nicht. Er schien ihr der Retter. Mit hastiger vibrierender Stimme sagt sie leise: „Herr Romeit, mir ist nicht wohl. Ich möchte nach Hause ..."

„Um Gottes willen, gnädiges Fräulein! Ich werde sofort jemand rufen. Ein Stabsarzt ist hier ..."

„Sie werden niemand rufen, Herr Romeit, niemand! Nur dem Kutscher werden Sie sagen, daß er den kleinen Schlitten anspannt. Ich will weg — und zwar sofort."

Er besann sich rasch. „Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich selbst anspanne und fahre? Dem zweiten Kutscher kann ich Sie nach Mitternacht unmöglich anvertrauen, er torkelte schon um zehn."

Sie machte eine abwehrende Bewegung. „Aber Herr Romeit, es ist wirklich nichts Schlimmes. Ich verderbe Ihnen den Abend."

„Sie verderben mir gar nichts, gnädiges Fräulein. Was hätte ich hier noch, wenn ..." Er sprach nicht zu Ende.

„Also gehen Sie! Gehen Sie!" drängte Modeste. Der Tanz begann wieder, die Musik tat ihren Nerven weh.

In der Garderobe schrieb sie noch rasch ein paar Zeilen an die Mutter.

„Bin nicht wohl. Darum nach Hause gefahren. Aber derangiert euch meinetwegen nicht! Ich war wohl nur etwas zu fest geschnürt."

Es war eine so plausible Lüge für den Stern von Barginnen! — Dann ging sie, bis an die Augen vermummt, hinunter in die Eiskühle der Winternacht.

Es hatte zu schneien angefangen — feiner, sprühender Schnee, der in dem nebligen Laternenlicht glitzerte. Ein paar Neugierige trieben sich vor dem Haus herum und starrten fröstelnd nach den hellen Saalfenstern und dem warmen Menschenwogen. Der Nachtwächter schritt würdig. Aus der Nebengasse glitt rasch und lautlos der kleine russische Schlitten heran.

„Sie haben sich sehr gesputet, Herr Romeit."

„O, ich kann schon schnell anspannen, und die Pferde können schon schnell laufen! Es sind

die jungen aus dem Arbeitsstall. Haben gnädiges Fräulein bemerkt?"

„Ja, ja," antwortete Modeste zerstreut. „Aber nun fort . . . Es könnte noch in der letzten Minute jemand kommen."

„Darum habe ich auch die Glocken abgenommen," meinte er.

„Ich danke Ihnen, Herr Romeit. Sie denken an alles."

Als sie durch die toten Gassen der kleinen Landstadt fuhren, Seite an Seite, in die dicke Pelzdecke gehüllt, so daß die Jugendwärme von Körper zu Körper strömte, sagte er besorgt: „Ist Ihnen jetzt besser, gnädiges Fräulein?"

„Ja, viel besser. Aber sprechen Sie lieber nicht mehr mit mir, Herr Romeit. Mir wird das Antworten schwer." Darauf lehnte sich Modeste weit zurück und starrte unverwandt in den feinen, rieselnden Schnee, der die Landschaft verhüllte. Es war eine so reine, köstliche Luft. Keine Menschenseele auf der Chaussee. Kein Laut in der Natur. Nur zuweilen das leise Schnauben der flüchtig trabenden Tiere. Hüben und drüben die Schneemauern — weiß, endlos, verschwommen, an den Böschungen zu phantastischen Bogen gewölbt. Der Schlitten glitt weich hindurch. — Modeste wollte aufatmen. Es lag so viel hehre Ruhe über dieser keuschen, weißen, stummen Winternacht — Aber da mußte sie wieder an die Herbstfahrt denken, ihr ehrgeiziges Träumen — und der Alp drückte schwer . . . Der Schnee begann lichter zu rieseln, immer lichter, bis zwischen verirrten Flocken Sterne schläfrig aufblinkten. — Ein Reiter glitt vorüber auf flüchtigem Pferde, den Livreemantel hochgeschlagen. Die scharfen Eisen klirrten auf dem gefrorenen Grunde. Modeste sah ihm nach.

„Es ist der Groom aus Eyselin," sagte Herr Romeit ohne aufzusehen und ließ die Pferde schärfer traben.

Modeste tat, als wenn sie nichts hörte, und sah gedankenlos auf die Ebene, die sich jetzt scharf zeichnete. Auf weißem, totem Grunde die schneebedeckten Bäume. — Gehöfte, dunkel umrissen, tot — ein Bild starrer Oede.

Sie waren wohl eine Stunde gefahren. Modeste wie zerschlagen, müde, mit dem einzigen vagen Wunsch, daß dieser Tag nur ein böser Traum gewesen sein möge. Herr Romeit, in sich gekehrt, unbeweglich, den Kopf auf die Pferde gerichtet. — Da klang fernes Schlittengeläut. Die beiden horchten auf. Es klang vom Rücken her, aber es klang so scharf, so rasch, und näher, immer näher. Dabei gingen die jungen Braunen einen sehr schlanken Trab.

„Wer kann das sein?" fragte Modeste.

Herr Romeit hob als Antwort nur die Peitsche und wippte dem Leinenpferd einen leichten Schmiß zu. Die Tiere streckten sich.

„Wer kann das sein?" fragte Modeste wieder. „Der muß ja Galopp fahren!"

Herr Romeit hob wieder die Peitsche, und ein scharfer Hieb pfiff auf die beiden Rücken.

„Er wird uns doch überholen, Herr Romeit."

„Er wird uns nicht überholen!"

Aber wie scharf auch die Braunen austrabten, das Geläut klang immer näher.

„Wer kann das sein?"

„Wer kann das sein!" wiederholte Herr Romeit verbissen. „Nur der Baron aus Eyselin. Es sind seine verwünschten ungarischen Jucker, und er fährt selbst. Das höre ich 'raus. Aber er soll uns nicht vorbeifahren — er soll nicht!"

Da zog Modeste die Baschlik übers Gesicht und sagte nichts mehr. Sie saß wie in einer Lethargie.

Der fremde Schlitten war ihnen so nahe, daß das Schnauben der Pferde deutlich durch sein Geläut klang.

‚Wenn er nur erst vorüber wäre!' dachte Modeste. Sie hatte keinen Ehrgeiz mehr.

Aber Herr Romeit hielt die Zügel in der Linken, daß die Leinen brummten, und hieb mit der Rechten unbarmherzig auf die Tiere ein . . . Einige Minuten schien's, als wenn die Litauer die Pace durchhalten würden. Da rief eine scharfe, befehlende Stimme: „Vorbeilassen oder rascher fahren!" — Herr Romeit schien es nicht zu hören. Die jungen Braunen gingen langen Galopp, und die Schlittenkufen ruckten und stöhnten.

„Vorbeilassen!" rief die Herrenstimme heftig.

Da sagte Modeste müde, matt: „Lassen Sie ihn vorüber, Herr Romeit! Es nutzt ja doch nichts . . ."

Herr Romeit parierte. Im Augenblick glitt auch schon der andre Schlitten vorüber, halb auf dem Schneewall hängend. Die Tiere naß, der Kutscher an die Rücklehne geklammert, um nicht abgeschleudert zu werden.

„Verzeihung, ich muß vorbei! Ich will den Jagdzug in Gumbinnen erreichen und habe dazu noch knappe fünfzig Minuten Zeit." Die letzten Worte Falkners von Oed klangen schon verschwommen. Modeste antwortete nicht, Herr Romeit brummte etwas für sich. Das Geläut war bereits sehr fern.

Als es verklungen, fragte Modeste wie träumend: „Wie weit ist eigentlich Gumbinnen noch?"

„Zwanzig Kilometer."

„Aber dann ist es doch unmöglich . . ."

„O, für den Baron ist alles möglich! Es ist ja auch nicht das erste Paar Pferde, das er an einem Tage zuschanden fährt."

Modeste schüttelte verwundert den Kopf. Woher plötzlich diese verschleierte Abneigung auch bei dem? Ahnte er instinktiv? Das war doch seltsam! . . . Und sie lehnte sich wieder zurück im

Schlitten und starrte wieder auf die Schneemauern, die hüben und drüben vorüberglitten. Und die ganze ekle Szene ward ihr wieder lebendig. Das abgestandene Glas Sekt, der fadenscheinige Fauteuil und sie selbst in den Armen des Mannes. Wieder tönte in ihren Ohren das empörende: „Meine Geliebte, ja — meine Frau nie!" Dazu die Augen, die auf einmal so kalt blitzten . . . Und die Scham stieg ihr blutrot in die Stirn, und der Haß sengte ihr die Seele. ‚Wenn ich doch einen Bruder hätte! . . . Wenn ich ihn doch hätte! . . . Er müßte ihn erschießen — er müßte! . . . Tot möchte ich ihn sehen — tot . . . So blaß wie der Schnee hier.' Diese Vorstellung erfüllte sie mit wilder Freude. — Und dann ebbte die heiße, schwere Woge von Scham und Rache ab. Sie sah das Leben wieder nüchtern, häßlich, wie's von nun an war. Für Modeste Lindt gab es eben keinen Rächer! Und doch sehnte sie sich nach dem Rächer, suchte nach ihm. — Sie war so heiß geworden, daß sie die Baschlik zurückschieben, den Pelz öffnen mußte. Dabei fiel ihr Blick auf den Mann neben ihr mit dem hübschen, energischen Gesicht, der die Leine so sicher hielt und so gut gehorchte, sobald sie befahl . . . Wenn er der Rächer wäre — er? Dieser Gedanke beschäftigte sie. Sie blickte lange prüfend auf den Mann. Die Züge schienen ihr lieb, vertraut wie nie. Er war sicher stark, hatte sicher Mut. Wer liebt nicht die Klinge, die einem Todfeind nach dem Herzen zucken soll! — Und wie im Moment der Leidenschaft die Augen rot sehen, aber scharf, so erkannte Modeste Lindt auch in diesem Augenblick den Mann neben ihr erst ganz . . . ‚Aber der liebt dich ja, liebt dich unsinnig!' . . . Sie fühlte es, sie wußte es auf einmal. Eine Glut durchrann sie, ein Hochgefühl . . . Schnell verrann's. ‚Nein, so weit wären wir, Gott sei Dank, noch nicht!'

Als sie ausstiegen, tat ihr der Mann nur leid. Und aus diesem Gefühl heraus drückte sie ihm warm und freundlich die Hand.

Modeste ging sofort in das Turmzimmer. Sie wollte sich ausziehen, schlafen. Man verschläft so vieles im Leben. — Das Ballkleid streifte sie ab. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl. Sie konnte ja doch nicht schlafen, wollte auch nicht schlafen . . . Das Erwachen am Morgen — unmöglich! . . . So saß sie fröstelnd in dem kalten Zimmer, die ausgepfiffene Tänzerin. ‚Weißt du, wozu du ihm höchstens gut wärst? Zu — zu . . .' Da ertrug sie's nicht länger hier oben. Halb angekleidet, wie sie war, ging sie hinunter in die kühle, muffige Feudalität der wirklichen Schloßräume. Diese vernünftige Nüchternheit tat ihren Nerven auf Augenblicke wohl. Sie sagte laut vor sich hin: „Was ist eigentlich so Besonderes dabei? Ein Kuß, auch zwei . . . Niemand hat's gesehen . . . Aber ich habe mich doch noch nie von einem fremden Manne küssen lassen — so küssen! . . . Das habe ich meinen Schwestern überlassen. Ich wollte mich nicht beschmutzen wie sie. Nun bin ich beschmutzter als alle . . . Aber es ist doch nicht meine Schuld! . . . Ich bin eine Lindt. Wir sind eine schreckliche Familie — ich weiß es. Kalt, berechnend. Und ich bin die Schlimmste! Nicht mal Sinne, nur Eitelkeit . . . Ich kann ja überhaupt gar nicht lieben! Wir können ja alle gar nicht lieben." Und wieder zischelte es ihr ins Ohr: „Es ist ein französisches Wort, Modeste, es fängt mit dem ‚M' an, und die Pompadour war auch eine." — „Ich gehe ins Wasser!" murmelte sie, „ich gehe ins Wasser! Ich kann das nicht ertragen . . ." Und sie wandelte mit dem Licht in der Hand auf und ab. Und sie wußte eigentlich nicht, warum sie wandelte, aber sie fühlte, daß sie immer so wandeln müßte. Da kam sie auch in das Eckzimmer, Erikas Boudoir, mit dem Grafenkalender und dem verblaßten Bilde. Das Zimmer war noch warm — das einzige warme des Hauses überhaupt. Und diese Wärme tat ihr so wohl, hüllte sie freundlich ein. Die Stimmung schlug um. Ein Herz, dem man beichten, eine Brust, an der man sich ausweinen kann! Warum kam ihr die Sehnsucht gerade hier? Und sie konnte nur bitter lächeln. Das Herz, die Brust gab's ja nicht für sie, weder bei Vater noch bei Mutter, noch bei den Schwestern. Sie war ja so mutterseelenallein! . . . Und sie sah die ganze schreckliche Oede ihres Daseins vor sich, sie fühlte, wie arm sie war . . . Vielleicht hatte das eitle, lieblose Geschöpf nie so schwer gelitten als in der Stunde, wo sie stöhnend die Liebe suchte und nicht fand . . . Sie wollte weinen; auch die einzige, brennend sickernde Träne wäre Befreiung gewesen — aber sie konnte nicht weinen.

Das Licht knisterte, tropfte, ein Räuber zuckte gefräßig. Sie sah's gedankenlos, und wie die Reflexe die Tapete entlang gaukelten. Ihre Augen folgten. Und da sah sie wieder das Bild und begriff das Bild . . . Und sie stand langsam auf und trat vor das Bild, Schritt für Schritt, zurückgezogen und vorwärts gezwungen zugleich durch die zwei Naturen, die in ihr lebten — die kalte, kluge, die allen offenbar war, und die warme, hingebende, die sie selbst nicht kannte. Und in widerwilligem Schauen ward ihr das alte Bild jung, lebendig. Der heiße Hauch einer großen sündigen Liebe, der diese Frau erniedrigt und erhöht hatte dereinst, strömte ihr entgegen. Und doch war es ein reiner, befreiender Hauch! Dem tödlich verwundeten Weltkinde dämmerte die einzige Wahrheit, daß die Höhen und die Tiefen des Lebens nur dazu da sind, daß man sie mißt, und daß nur aus den Saulussen die Paulusse geboren werden. Die Spreu aber, die gute wie die schlimme, verweht der



Tuchgaden in Frankfurt a. M. Nach dem Gemälde von Anton Burger († 5. Juli 1905)

(Das Original im Besitz der Kunsthandlung von J. P. Schneider jr. zu Frankfurt a. M.)

Wind ... Und bei der großen Sünderin fand das kleine Weltkind endlich das verstehende Herz und die mitfühlende Brust. Die Träne rann.

Modeste weinte lange und bange wie ein Kind. Als sie wieder in das Turmzimmer hinaufstieg, dämmerte der Wintermorgen. Eine rote Sonne hob sich über der weißen Ebene, kalt, funkelnd, in eisiger Majestät. Von den Instshäusern wallte geschäftig der Rauch. Im Hof krähte der Hahn. Auf der Chaussee wand sich die „Bombe" mühsam durch die Schneemauern.

Als Frieda an das Bett der Schwester kam, schlief die sanft und ruhig.

XI

Judith von Bussard ist doch schwindsüchtig, Falkner von Oed doch verrückt, und Modeste Lindt schnürt sich bis zur Unmoral.

Das war das Hauptresultat des Festes. Frau Murrmann, die gern gewissenhaft kolportierte, fuhr schleunigst von Gut zu Gut, um mit leuchtenden Augen und intimsten Details jene Vorgänge zu schildern, die sie ja am besten kennen mußte, weil sie schließlich gar nicht auf dem Balle gewesen war.

Der Morgen macht nüchtern. Und Modeste verdroß die Schnürgeschichte doch. Die Gegend war ihr vergällt. Vierzehn Tage später wollte sie mit der Schwester Frieda nach Königsberg. Bei Gumbinnen brach der Radreifen der Lokomotive. Kein Unglück weiter — nur daß die wenigen Reisenden eine höchst komische Expedition durch knietiefen Schnee bis zur Station durchzumachen hatten. Der Nordexpreß sollte sie von da weiterbringen. In dem Wartesaal erster Klasse zwei Damen, tief verschleiert, offenbar vornehme Ausländerinnen. Die Jüngere ein auffallend schön gewachsenes Geschöpf, die schlanke Hand mit kostbaren Ringen bedeckt. Sie sprach gerade mit dem Gepäckträger. Gutes Deutsch, aber fremder Klang.

Der Mann gab schwerfällig Bescheid: „Ja, wenn die gnädigen Herrschaften den Herrn Baron aus Eyselin meinen, den gibt's schon, aber der ist nicht hier. Vor zwei Wochen, so um drei Uhr morgens — es kann auch 'ne Viertelstund' früher gewesen sein, da hab' ich ihn noch gesehen. Er fährt nämlich 'n bißche schnell, der gnäd'ge Herr. Kam gerade, als der Eydtkuhner Zug einlief. Die Pferd', scheene Pferd' — dunkelbraune, und so abgedreht! Ich half ihm noch aus dem Schlitten. Und da schlackert auf einmal das eine Pferd so mit dem Kopf und dann das andre. Und ich weiß auch nicht wie's kam, da liegt auf einmal das eine Pferd auf dem Pflaster und dann das andre, beide so richtig breitseit, mausetot. Er soll ja auch dreißig Kilometer gejagt sein wie dammlig und verrückt ... Das hat 'n aber weiter gar nicht geniert. Ich sprang noch schnell nach 'm Billett. Der gnädige Herr steigt aber gar nicht ein, sondern rennt nur den Zug 'n paar mal auf und ab und ruft so was Russischs oder Berlinsches. Und zu guter Letzt ist er gar nicht mitgefahren ... Wenn er noch kommt, soll ich ihm was bestellen?"

Die ältere Dame sagt darauf kurz: „Nein."

Die Jüngere wandte verlegen den Kopf. „Es ist schon gut!" Dann fügte sie mitleidig hinzu: „Die armen Pferde!"

„Jedenfalls ist er nicht da, liebe Odi — und du hast deine Pflicht getan."

Darauf sprachen die Damen eine Weile leise und beflissen.

Der Expreßzug lief ein. Der Kofferträger kam noch einmal gelaufen. „Der Herr Baron soll in Königsberg sein." — Die beiden Damen erhoben sich und dankten, beide vornehme Gestalten mit aristokratischen Allüren.

Im Vorbeigehen hörte Modeste, wie die Aeltere sagte: „In Königsberg verlassen wir das Coupé nicht, Odi!"

„Aber wenn er nun da ist?"

„Dann ist er eben da ... Je eher die Geschichte ein Ende hat, desto besser! Wir sind ja auch zu keinem andern Zweck gekommen. Il est fou, parfaitement fou."

Die jüngere Dame verzog das Gesicht wehmütig. „Du sollst ihn aber nicht kränken! ... Wenigstens einen Gruß möcht' ich ihm noch durch den Mann bestellen. — Gepäckträger, wenn Herr von Falkner ..."

Die Aeltere unterbrach sie kurz: „Bitte, keinen Gruß! Er konstruiert sich dann wieder wer weiß was zurecht."

Modeste hatte von dieser Unterhaltung eigentlich nur den Namen gehört. Und der tat ihr schon weh. Den Zusammenhang begriff sie nicht. Sie war wieder müde geworden. Der Anblick dieser vornehmen Ausländerinnen war ihr peinlich — sie wußte eigentlich nicht warum. Es war wohl die große Welt, die Welt, nach der sie sich gesehnt. Und eine Angst vor der Welt, der Wüste erfaßte sie. Es war doch ein fremdes, unheimliches Land, diese große Welt! — Und wenn vielleicht gar dieser Falkner in Königsberg wäre am Zug — sie grüßte? ... O, sie hätte ihn nie wieder grüßen können, auch wenn die Schwester neben ihr ging! — ‚In Litauen geht man sich leichter aus dem Weg,' dachte sie. — Und auf einmal schien ihr die Landeinsamkeit, zu der sie der Winter alljährlich verdammte, als etwas Köstliches, ein Eden.

„Mach schnell, Modeste!" drängte Frieda.

„Ich komme überhaupt nicht mit."

„Was fehlt dir auf einmal?"

„Gar nichts. Aber du weißt ja, ich mache mir eigentlich aus Königsberg nichts. Das Billett kann man wieder zurückgeben."

„Na denn in Gottes Namen, bleib! . . . Aber wenn ich je solche Launen gehabt hätte, mir würden sie schon ausgetrieben worden sein. Bei dir findest du sie nächstens selbst reizend. Star der Gegend — wer kann da widerstehen?"

„Ja, star!" wiederholte Modeste mit bebenden Lippen. „Du hast 'ne Ahnung!"

Der Zug dampfte ab. Frieda grüßte noch einmal flüchtig, dann stand der star von Barginnen auf dem Bahnhof allein.

*

Nachmittag fuhr Modeste zurück. Als die müden Pferde langsam durch die stumpfe Schneewüste trotteten — der Himmel grau, hangend —, da wollte Modeste doch irre werden an ihrem Heimatsgefühl.

„Fahren Sie schneller!" rief sie dem Kutscher zu. Der hieb ärgerlich auf die Pferde. Eine Weile klangen die Glocken munter, dann setzte das träge „Bim, bim" wieder ein, das so gut in die mürrische Winterlandschaft paßte.

Der Kutscher fuchtelte. Auf einmal drehte er sich vertraulich zu Modeste: „Gnädiges Fräuleinchen, sie können beim besten Willen nicht schärfer; so 'n Huschchen Heu, und das bißchen klammer Hafer!" Das alte Lied. In Barginnen verhungerte über Winter fast das Inventar. Modeste wußte das nur zu gut.

Der Schlitten kroch weiter. Plötzlich rief eine Stimme: „Kommen wohl von 'ner Leich', gnädiges Fräulein?" Es war der alte Eller, der am Wege stand in Pelzjacke und hohen Stiefeln, die Büchsflinte unterm Arm. Er lächelte pfiffig. „Ich habe nämlich Ihren Inspektor 'n Stück gebracht. War auf 'n Augenblickchen bei mir. Und dann hätte ich für mein Leben gern noch so 'n aasigen Reineke bedrückt, der in den Kuseln da drüben immer 'rumschnürt. Der Kreth steigt in meinem Hühnerstall aus und ein, als wenn das so sein müßte. 'n paar Schroten hab' ich ihm vorhin allerdings auf den Pelz gebrannt. War wohl zu weit. Schlug so zwei-, dreimal Koppskegel, trabte dann aber so seelenvergnügt ab wie nie. Gegen Abend wird er wohl wieder höflich auf meinem Hofe anfragen, ob nicht 'n größeres Keuchelgeschäft zu machen ist."

„Fahren Sie doch 'n Stück mit, Herr Eller!" bat Modeste, „Sie sind immer so lustig."

„Und ohne eine Spur von Würdigkeit!" Darauf warf er sich in die Brust, und Frau von Gadebusch sehr komisch kopierend, näselte er: „Der Adel bittet nicht, er gewährt nur!" Dann stieg er rasch ein und lehnte sich gemächlich zurück. „Wie geht's sonst, gnädiges Fräulein?"

„So so."

„Aber was machen Sie für Geschichten, gnädiges Fräulein! Auch neulich auf dem Ball . . . Ihr gutes Schwesterchen und Ihre beiden Freundinnen, die Gadebuschens, die konnten ja gar nicht geraten mit Laufen, damit jeder erfuhr, daß Sie sich mit Ihrem Königsberger Korsettfabrikanten veruneinigt hätten."

Modeste hob die Hand: „Ellerchen, Sie werden dreist!"

„Aber, gnädiges Fräulein!" besänftigte er. „Alter Krauter. Ueber sechzig Jahre. Seien Sie mir nur nicht bös! Es war so 'ne dammlige Rederei." Dann lächelte er wieder: „Ueberhaupt merkwürdiges Fest. Erst nehmen sie mir die Groschens im Whist ab, dann wird auch noch der lange Lorbaß, der Wagner, rabiat. Der Falkner jagt aus reinem Pläsiervergnügen noch in derselben Nacht seine Vollblutjucker tot. Und dann der Oberlehrer aus Insterburg — ich meine den, der so häßlich ist und alles weiß — scharmierte der aber mit der hübschen Frau von seinem Kollegen! Soll bildschön gewesen sein... Steht also mit der Frau zusammen und sagt: ‚Nicht wahr, ist doch eigentlich furchtbar langweilig hier?' — ‚Ja, wo wird nicht langweilig sein!' antwortet die. — Dann sagt er wieder: ‚Man müßte sich so 'n bißchen mehr für sich amüsieren.' — ‚Ja, Herr Professor, ich bin sehr dabei!' — ‚Was meinen gnädige Frau zum Beispiel zu so 'nem kleinen Schritt vom Wege?' — Sie klatscht in die Hände: ‚Reizend, reizend! Ich brenne drauf — aber nur nicht mit Ihnen, Herr Professor!' Eitler Kerl ist er doch, und gewurmt hat's ihn natürlich . . . Und so gegen fünf Uhr morgens, da sehe ich, wie der Kreth so ganz vollgesogen sich am Büfett lang tappt, so feucht vor sich hinlächelt und bei jedem Schritt sagt: ‚Ach, wie reizend und gemütvoll! . . .' — ‚Doktorchen,' ruf' ich, ‚Sie wandeln wohl nacht? . . .' Und da fährt er aber so zusammen wie 'n Mondsüchtiger und wäre um ein Haar hingeschlagen und hätte auch noch sämtliche Gläser vom Büfett mitgenommen . . . Eigentlich schad', daß er's nicht tat! . . . Jetzt ist er mir natürlich spinnefeind!" Darauf fuhr sich der alte Vokativus mit der Hand nach dem Kopf und rief scheinheilig: „Um Gottes willen, gnädiges Fräulein! Was erzähl' ich denn da für Sachen vom ‚Schritt vom Weg' und so weiter! . . . So was dürfen Sie ja gar nicht hören . . . Sie haben's doch auch hoffentlich nicht verstanden? — Nicht wahr, Sie haben's doch nicht verstanden, Fräulein Modestchen?" — Und als Modeste, rot geworden, sich abwandte, scherzte er wieder unbedenklich: „Bös? — Das steht Ihnen ja gar nicht, Modestchen! Das dürfen Sie sich nicht erst angewöhnen . . . Aber jetzt muß ich schleunigst 'raussteigen, sonst werd' ich 'rausgestiegen mit 'nem Mutzkopf hinterdrein!"

Da mußte Modeste lachen. Aber es war nicht das alte Lachen.

Herr Eller tippte dem Kutscher auf die Schulter, kletterte aus dem Schlitten und sah prüfend nach Westen. „Es krieselt schon so fein.

Möglich, daß wir Stiemwetter kriegen ... Und nun, gnädiges Fräulein, machen Sie, daß Sie nach Haus kommen, und grüßen Sie Ihr Papachen und sagen Sie ihm so beiläufig, daß er 'n bißchen schärfer füttern möcht'." Leiser fügte er hinzu: „Ihr Romeit geht ja nun doch! Selten tüchtiger Mensch, Ehrenmann durch und durch! Den kriegt Barginnen so leicht nicht wieder ... Ihr Papachen hätte das bedenken sollen ... Heute ließ der junge Mensch nun schon ganz den Kopf hängen. Will überhaupt weg aus Deutschland, womöglich nach Amerika und was so dammlige Ideen von jungen Leuten sind. Aber tüchtig ist er und bleibt er! Und wenn ich für einen die Hand ins Feuer leg', so tu' ich's für den Romeit. — Also adieu. Nächstens komme ich 'rüber zur Partie."

Modeste fuhr weiter. Sie war nachdenklich geworden. Alles drängte doch weg von Barginnen und Lindts ... Schließlich, was ist ein Inspektor? ... Aber er war doch ein andrer gewesen als die andern, auch ihr. Ein Gefühl der Dankbarkeit regte sich, der Gemeinsamkeit.

Es dämmerte. Dicker Schnee wirbelte, scharfer Wind blies. Die Pferde schnaubten und kamen nur mühsam vorwärts. Ein weißes Chaos ringsum. „Ich weiß nicht, ob wir durchkommen. Es verweht immer mehr," sagte der Kutscher. Und Modeste dachte mit geheimem Grauen an eine Nacht im Schnee. Gerade heute sehnte sie sich nach einem warmen Nest.

Endlich starrte etwas Graues, Ungewisses. Das Schloß, aber kalt, tot, ohne ein einziges Licht. Die Eltern jedenfalls ausgefahren, das Gesinde wahrscheinlich im Dorf. Modeste ward es bald müde, fröstelnd in der zugigen Durchfahrt zu stehen und an der verschlossenen Tür zu läuten. Vom Dorf her klang verschwommene Musik. Es mochte wohl bei Lehrers sein, die gern lustig waren und gern Feste feierten, unbekümmert um die sauern Gesichter des Patrons. „Die Else hat, glaube ich, heute Geburtstag, und unsre Leute werden unterm Fenster stehen und zusehen, wie der Alte fiedelt ..." Sie ging über den Hof. Eine trübe Stallaterne schwankte. Ein dumpfer Knechtsgruß. Aus dem Kuhstall quoll warmer, dicker Dunst. Hinter der geschlossenen Pferdestalltür machten die jungen Hunde täppisch ihre ersten Bellversuche. Zuweilen knurrte die Mutter warnend dazwischen. Modeste blieb stehen und hatte nicht übel Lust, ihren dicken braunen Unhold schon jetzt mitzunehmen, daß er mit seiner Kinderlust und Kinderwärme die einsame Turmstube erhelle. Aber sie dachte an den Kampf mit der Mutter und ließ die Türklinke wieder los ... Die beschlagenen Fenster der Dorfhäuser tauchten auf, ein Herd flammte. Das Knarren des Webstuhls, Kindergeschrei, dazu das kopfnickende „Jo, jo," irgendeines alten Weibes. Im Schulhause Musik, Lachen, Gläserklirren. Die beschneiten Bienenkörbe davor standen sehr würdig mit hohen weißen Nachtmützen. Burschen und Mädchen lungerten kichernd umher. Das helle Kreischen der blonden Jungfer klang unverkennbar. Modeste rief ärgerlich hinüber: „Wer vom Schloß da ist, hierher kommen!" — Die Gesellschaft huschte mit leisem Schrei auseinander, die Jungfer kam beflissen durch den hohen Schnee gewatet und sagte verwundert: „Ach, gnädiges Fräulein sind's! ... Ich konnte doch auch nicht wissen — und der Herr Lehrer geigt so wunderschön!"

„Ja, ja, gib mir nur den Schlüssel und bleib!"

„Den hat, glaube ich, die Mamsell. Ich weiß aber nicht, wo die ist, vielleicht bei Hofmanns."

„Na, dann werde ich wohl bei einem Instmann auf der Lucht logieren dürfen," meinte Modeste schlecht gelaunt und ging zurück, diesmal auf einem Umweg durch den Park. Sie wußte eigentlich nicht recht wohin ... Die alten Bäume starrten so unnahbar, die weiß verwehten Boskets hoben sich wie Grabhügel aus dem Flockensturm. Hinter dem Birkenwäldchen endlich unsicherer Lichtschimmer. Modeste dachte, daß vielleicht Herr Romeit den Schlüssel habe und sie zu ihm gehen könne. Durch das offene Fenster sah sie ihn genau. Er stand vor dem Sofatisch in einer alten Jagdjoppe, aber schlank und hübsch wie immer, wenn ihn nicht der Gesellschaftsrock beengte. Er schüttete gerade Weizen in ein Messingmaß, die Hand glitt sorglich glättend über die rieselnden Körner. Dann starrte er wieder auf den Boden mit finsterem Gesicht. Modeste trat rasch entschlossen ins Haus und klopfte.

„Wer ist da wieder?" klang es zurück. Darauf ein rascher, federnder Männerschritt.

„Herr Romeit!"

„Gnädiges Fräulein!" Er war zusammengezuckt.

Modeste strich sich das anmutig verwirrte Stirnhaar zurecht. Das Gesicht rosig und frisch. „Haben Sie vielleicht den Hausschlüssel?"

„Den vom Schloß? — nein."

Er hatte Modeste einen Stuhl hingeschoben. Auf dem Kanapee lagen die Rechnungsbücher aufgeschlagen. Sie setzte sich. Der braune Kachelofen sprühte. Das Gefühl wohlig stechender Wärme durchrieselte sie. „Sie sind wieder bei der Arbeit?"

Er sah ohne Freude auf das große Speicherbuch. „Ja. Aber wo mag denn eigentlich der Schlüssel sein?"

Ihr war's ganz heimlich in dem einfachen Zimmer mit der Kalkwand und den Fichtenstühlen. In dem Sofaspiegel sah sie ihr Bild, und das gefiel ihr sehr. „Ich werde mit Ihrer Erlaubnis,

Herr Romeit, zehn Minuten warten. Es ist unangenehm kalt draußen. Dann wird sich wohl endlich einer besonnen haben auf den Schlüssel."

„Darf ich gnädigem Fräulein etwas anbieten? Ich weiß zwar nicht ..."

Sie lachte. „Vielleicht einen Kümmel wie dem Fleischer? — Nein, das können Sie wirklich nicht verlangen!"

„Aber vielleicht Tee? — Ich kann ihn schon machen. Ich mach' ihn mir jeden Morgen selbst."

„Tee?" scherzte sie weiter, „das wäre das Schlechteste noch nicht ... Und Sie sagen, Sie trinken ihn sogar morgens? Ich weiß eigentlich niemand in der Gegend, der morgens Tee trinkt ... Das ist so englisch-amerikanische Sitte. Ich denke, Sie wollen ja auch hin?"

„Wer hat das gesagt?" fragte er kurz.

„Nun zum Beispiel ich."

„Nein, das kann nur Herr Eller gewesen sein," sagte er bestimmt. „Er kann auch nichts bei sich behalten!"

„Sie sind aber sehr undankbar gegen ihn! Er hat nur nett über Sie gesprochen. Wissen Sie, was er gesagt hat?"

„Ich will's gar nicht wissen," antwortete er nervös. „Was ich kann, weiß ich selbst. — Aber daß er so indiskret sein konnte!" Er war rot geworden und ärgerlich.

„Machen Sie mir lieber Tee, Herr Romeit!" sagte sie munter. „Für Sie mit Rum, für mich, bitte, ohne."

Darauf trug er gehorsam die alte Berzeliuslampe aus der Schlafkammer herbei, spülte eine Tasse und ein Glas. Die Spiritusflamme leckte, der Kessel summte. Modeste sah zu und wunderte sich, wie geschickt die braunen Hände hantierten.

„Ich hätte das eigentlich selbst machen können, Herr Romeit," meinte sie, während er den Tee in die Kanne schüttete. „Herren benehmen sich dabei immer so rührend ungeschickt — Aber Sie benehmen sich gar nicht ungeschickt!"

Er sah sie von der Seite an. Witterte er den kühlen Spott der Lindts, den er gar nicht vertrug?

„Nein, ich meine es im Ernst, Herr Romeit." Sie griff nach dem Speicherbuch und blätterte. „Sie schreiben auch eine hübsche Hand. Eine energische Hand. Das mag ich."

„Ich schreibe aber sehr ungern," erwiderte er.

„Gott, ich tue auch manche Arbeit ungern — eigentlich jede, wenn ich ehrlich bin."

„Da sind aber gnädiges Fräulein nicht gut dran."

„Wieso?" fragte sie kühl.

Er zuckte mit der Schulter „Gott, wenn unsereiner nicht die Arbeit hätte!"

„Sie haben hier viel zu tun, Herr Romeit?"

„Ich habe mein Lebtag viel zu tun gehabt — aber ich habe immer gern gearbeitet." Mit einem etwas verächtlichen Lippenzucken fügte er hinzu: „Sie sind eine Dame, Sie kennen's nicht anders. — Ich aber brauche die Arbeit. Dumme Ideen bringt man sich nur durch Arbeit weg ... Oder denken Sie vielleicht, unsereiner hat nicht auch seine Kämpfe? — Die Empfindungen bei den Herrschaften mögen feiner sein und unsre Ehre stumpfer — aber haben haben wir beides." Er hielt inne. Die Stimme bebte ihm leicht. Auch die Hand tastete unsicher, als sie die Flamme zurückschrauben wollte. „Ja, gnädiges Fräulein," sagte er plötzlich hart, „ich werde allerdings von Barginnen weggehen, aus Preußen überhaupt. Je weiter, je besser. Ich meine, wer jung ist und arbeiten will, der findet überall seinen Platz ... Ich habe gar keine Bedürfnisse, ich schlage mich schon durch."

Modeste war aufgestanden und trat zu ihm. „Herr Romeit, ich spreche ganz ehrlich zu Ihnen, wollen Sie mir ebenso ehrlich antworten?"

„Ja. Wenigstens soweit ich kann."

„So antworten Sie mir, Herr Romeit! Gehen Sie wegen meines Vaters?"

„Nein."

„Wegen der Gutsverhältnisse überhaupt?"

„Nein."

„Weswegen denn?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, gnädiges Fräulein ... Ich gehe, weil ich eben gehen will und gehen muß."

„Ja, allerdings dann ..." Sie war zurückgegangen zu ihrem Stuhl und blätterte wieder im Speicherbuch. Was ihn forttrieb, wußte sie jetzt wohl. Aber sie begriff doch nur halb. Es war eben die andre Menschenklasse, die doch auch anders fühlen mußte, nach ihrem Gefühl ... Und was ihrer Eitelkeit früher vielleicht geschmeichelt hätte dabei, heute schmeichelte es ihr nicht mehr. Gerade die Eitelkeit war damals am schwersten getroffen ... Und dann dachte sie wieder an das einsame Schloß, an den einsamen Winter, und daß *der* Mensch ging, den sie eigentlich immer gern gehabt hatte, wie eine Königin den Pagen. Sie stand ja so hoch über ihm!

Das Wasser brodelte. Herr Romeit goß den Tee auf. Später kostete Modeste mißtrauisch. „Er schmeckt gut — sehr gut! Und mit der Bedürfnislosigkeit scheint's doch nicht so weit her. Der Schloßtee ist jedenfalls schlechter."

Und dann saßen sie gemütlich beieinander, tranken Tee, sprachen von den schlechten Schlittenwegen, von dem Frühling und der zurückgebliebenen Remonte.

„Ich werde das bißchen Reiten bis dahin ganz verlernt haben," klagte sie.

„Kommt wieder, gnädiges Fräulein, kommt wieder!"

„Sie haben gut reden, Herr Romeit! Sie erleben es ja nicht mehr, wenn ich 'runterfalle."

„Das erlebe ich allerdings nicht mehr."

Dann sagte sie, warm geworden vom Tee,

wunderlich eingesponnen von der einfachen Gemütlichkeit, die der braune Kachelofen drinnen ausströmte und der weiße Flockentanz draußen: „Was wollen Sie eigentlich jetzt im Winter gehen, Herr Romeit? — Da ist's doch auf allen Gütern gleich. Entweder fußtiefer Schnee oder fußtiefer Schmutz. Und wenn das bißchen Viehzeug nicht wäre und das Dreschen, könnten Sie doch eigentlich ruhig die Wohnung abschließen und drei Monate auf Urlaub gehen!"

Er sah finster vor sich hin.

„Also bis zum nächsten April, Herr Romeit?"

„Nein, gnädiges Fräulein."

„Und wenn ich Sie nun darum bitte? Ich bat schon einmal."

„Nein, gnädiges Fräulein."

„Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir damit persönlich einen Gefallen tun! Die Menschen," fuhr sie rasch fort, als wenn sie über sich selbst hinwegeilen wollte, „die Menschen, die mich gern haben, die kann ich leicht zählen, und die Menschen, die mich nicht gern haben, die brauche ich gar nicht zu zählen. Es sind ihrer übergenug."

„Aber gnädiges Fräulein wurden doch so bewundert auf dem Ball!"

„Ach, sprechen Sie nicht von dem Ball, Herr Romeit!" Das Blut schoß ihr in die Schläfen. „Oder sprechen wir gerade davon!" Sie vergaß sich ganz. „Ich war nicht etwa krank, Herr Romeit ... ich habe nur etwas erlebt, was ich nicht zum zweitenmal wieder erleben möchte ... Es mag meine Schuld sein — es ist sogar meine Schuld ... Trotzdem ..." Sie atmete so rasch, daß ihr ganzer Körper zitterte. „Trotzdem — ich hätte nur einen Wunsch: der Falkner läge erschossen hier!"

Herr Romeit war langsam aufgestanden, mit einem tückisch-heißen Augengleißen. „Gnädiges Fräulein," sagte er ganz leise und gepreßt. „Was Sie befehlen, tue ich."

Sie sah ihn entgeistert an. „Herr Romeit!"

„Ja, ich tue es, ich tu's ..." wiederholte er starrsinnig, den Kopf an ihrem Kopf, wie ein Verschwörer.

Bei dem Ton der letzten Worte besann sie sich, sprang verwirrt auf. „Was habe ich denn da gesagt? — Ich bin wohl nicht bei Sinnen ... Es ist Unsinn, Unsinn — ein Nichts. Sie würden lächeln darüber. Eine Lappalie ..." Aber der seltsam entschlossene Ausdruck des Männergesichts blieb derselbe. „Herr Romeit, es ist ein Unsinn, wiederhole ich Ihnen noch einmal, und wenn Sie sich auch nur in Gedanken einfallen lassen wollten ..."

Er schwieg.

An der Tür klopfte es.

Modeste flüsterte, auf einmal sehr nüchtern geworden: „Es darf mich niemand hier sehen! Ich trete rasch ins Nebenzimmer. Und, Herr Romeit," fügte sie hastig hinzu, „Sie werden vergessen, was ich gesagt habe. Ich habe beinah Angst ... Und nicht wahr! Sie werden bleiben?" Sie hielt ihm die Hand hin. Er beugte sich auf die Hand, sie zu küssen.

„Nein, nicht so, nicht so! Sie sollen mir nur versprechen, daß Sie schweigen werden und nie etwas tun."

„Ich werde schweigen, und ich werde bleiben, weil's gnädiges Fräulein befehlen."

Modeste verschwand in der Kammer. Die blonde Jungfer kam aufgeregt herein: „Ach Gott, Herr Inspektor, ach Gott! Wo ist denn das gnädige Fräulein? Die Herrschaften sind zurückgekommen — und nun soll ich schuld sein. Die alte Mamsell kriegt ja immer recht ... Und Sie sollten mit Leuten und Laternen auf der Stell' kommen ... Der Alte hat sich schon ganz heiser geschimpft."

„Ja, ich komme sofort," antwortete er und knöpfte die Jagdjoppe zu.

Als die beiden gegangen, schlüpfte Modeste lautlos in den Park.

*

Nach einer Viertelstunde kam der Stern von Barginnen wie von ungefähr im Schlosse an.

„Da ist sie ja," lispelte der alte Lindt herzlich erfreut.

„Da bist du ja, Modeste!" sagte die Mutter gleichmütiger. „Ich wußte ... "

„Nein, du wußtest gar nichts, Louise!" rief zornig der Alte. „Aber das kommt alles von der Schwefelbande, den Inspektoren, das fährt zum Grog und läßt Gut Gut sein ... Man ist eben viel zu gutherzig, viel zu gutherzig!"

Modeste erzählte angesichts dieser Erregung eine schnell erfundene Geschichte, daß sie nämlich im Park herumgegangen sei, dann bei Lehrers am Fenster der Musik zugehört habe. „Ich hatte wirklich keine andre Wahl, Papa."

„Ja, ja, Kindchen," beruhigte der Alte, „die Hauptsache ist, daß du wieder da bist ... Aber der Lehrer," fuhr er sich erbosend fort, „ist erst recht 'n gemeiner Kerl, ganz wie der Romeit, auffässig und unzufrieden." Er fuchtelte währenddem mit einem Brief, der ihm wahrscheinlich größere Qual verursacht hatte als Modestes Verschwinden. „Da hat man nun dem Kerl aus reiner Menschenfreundlichkeit die neue Schule gebaut — 'n Palais einfach! Aber die Regierung fürchtet sich ja direkt vor diesen Schulmeistern — Und da beschwert sich der Kerl jetzt wieder wegen des Richtstrohs. Es wäre überhaupt kein Richtstroh und muffig und vom vorigen Jahre. — Dabei habe ich es selbst ausgesucht. — Aber die Gesellschaft steckt ja sämtlich unter einer Decke. Und der Romeit hatte noch vor fünf Minuten die Frechheit, mir zu sagen, daß es gar kein Richtstroh gewesen wäre, und er hätte es nur

auf meinen besonderen Befehl geschickt ..." Der alte Knochenmehlhändler hatte sich ganz atemlos gelispelt. „Und wenn's auch zehnmal kein Richtstroh gewesen wäre und muffig und vom vorigen Jahr — das weiß ich ebensogut — aber der Schulmeister wird doch nicht mit seinem Patron debattieren dürfen über Recht oder Unrecht! Da hört ja die Weltgeschichte auf ... Mag er bei der Regierung klagen, ich lasse mich auf nichts ein — nichts!" Und er faßte instinktiv nach der Westentasche, wo der Geldschrankschlüssel so sicher geborgen war.

Die Mutter Lindt, ohne Nerven wie stets, sagte nur: „Aergere dich doch nicht, lieber Mann, über diese gemeinen Menschen! Es lohnt sich nicht." Zur Tochter aber wandte sie sich mißbilligend: „Bei Lehrers am Fenster zu stehen und zuzusehen, wie das Geburtstag feiert, das schickt sich nicht! Du hast überhaupt zuweilen gewöhnliche Passionen, wie Erika ganz richtig schreibt ... Vergiß, liebe Modeste, nie, was du deinem Stande schuldig bist!"

Modeste, die heute nicht auf Standesrücksichten gestimmt war, antwortete sehr kühl: „Ja, Mama, dann hätte eben das Haus nicht abgeschlossen sein müssen, worauf ich wirklich nicht vorbereitet war."

„Oder du, liebes Kind, hättest nicht aus Gumbinnen zurückkommen müssen, worauf wir erst recht nicht vorbereitet waren."

Der Alte, dessen Liebling Modeste immer gewesen, antwortete darauf würdig: „Doch besser so, daß du wiedergekommen bist, Modestchen! Königsberg kommt noch später zurecht ... Ich habe seit neulich so meine Gedanken. — In der Gegend bleibst du vielleicht gerade, liebes Kind."

„Oder ich bleibe vielleicht gerade nicht, lieber Papa!"

„Das wird sich finden. Ich weiß, was ich weiß. Im übrigen übereile ich nie etwas."

Modeste ging früh zu Bett. Schlafen konnte sie nicht. Sie war unzufrieden mit dem Tag und mit sich. Woher eigentlich diese plötzliche Wallung von Vertrauen, Freundschaft? Allen gegenüber hütete sie ihr Herz, log — diesem Mann allein gab sie das Innerste preis, war rücksichtslos wahr. — Hatte die Mutter am Ende doch recht mit ihrer Warnung? ... Und dann war's ihr doch wieder ein heiß prickelndes Gefühl, wenn sie dachte, daß ein Mann bereit war, auf einen Wink von ihr zu töten. Es war ein schauerlich schönes Gefühl.

XII

Weihnachten kam, Lindtsche Weihnachten. Die Zimmer ein wenig wärmer, die Lichter ein wenig heller. Unter dem Tannenbaum nüchterne Geschenke, statt des Lieblingswunsches Geld. Herr Romeit war nach Hause gefahren. — Sonst die gewöhnliche Weihnachtsgesellschaft. Arsils mit dem kleinen Dagobert, Frieda. Der Graf konferierte den halben heiligen Abend wegen eines Fischotters mit dem Gärtner; die Gräfin revidierte habsüchtig alte Truhen. Frieda saß den ganzen Tag am Klavier. Festfreude empfand eigentlich nur der kleine Dagobert, der das ganze Schloß mit dem Knall seiner neuen Peitsche erfüllte. Am heiligen Abend wurde Tee getrunken. Die Gegend passierte Revue. Herr Lindt ging mit dem Lichtlöscher um den Baum, und wenn eine Flamme nach einem Zweig haschte, dämpfte er die Freude.

„Ach, laß doch 'n bißchen brennen, Papa," rief Modeste, „es riecht so weihnachtlich!"

„Damit das ganze Haus nächstens absengt!" brummte er ... „Da ist mal wieder mit dem Wachsstock gequast worden ..."

„Modeste und ich haben's getan," sagte der Graf scharf. „Ich dächte, das wäre recht gleichgültig, ob ein bißchen mehr oder 'n bißchen weniger Wachs verbraucht wird an solch einem Tage."

Der Alte senkte das Lichthütchen. „Ich meine ja auch nur so ..." Es gab einen gewissen gräflichen Tonfall bei seinem Schwiegersohn, der den alten Knochenmehlhändler auch unfehlbar dämpfte.

Die ewig handarbeitende Mutter sah mit leisem Vorwurf zu Erika auf.

„Ich möchte eigentlich morgen allein zu Falkner 'rüberfahren," sagte der Graf lässig. „Ich habe ihm Grüße zu bringen von einem Petersburger Diplomaten, der die schönste Frau der Welt haben soll, nur wird sie niemals gezeigt, weil sie entweder Migräne hat oder im Auslande weilt. Ständige Frage im Klub, wenn ein Neuer kommt: ‚Haben Sie die entzückende Gräfin Soundso schon gesehen?' — ‚Nein. Sie? —' ‚Ich leider auch nicht.' — Darauf ein wieherndes Gelächter allerseits, in das der gute Ehemann am kräftigsten mit einstimmt. Er hat nämlich seine Frau, glaube ich, auch noch nicht gesehen."

Die Gräfin Arsil verzog darauf lächelnd den Mund und versuchte gleichfalls eine vornehme Geschichte zu erzählen. Jedoch der Gatte, der diese Geschichte zur Genüge konnte, wiegelte ab. „Die Großfürstin später, liebe Erika!"

Modeste fuhr sich mit beiden Händen nach den Ohren: „Um Gottes willen nicht nochmal die Großfürstin! Ich weiß noch genau. Du hast sie gegrüßt und sie hat dich wieder gegrüßt, und dann hat sie ein Taschentuch verloren und du hast's ihr gebracht, und sie hat gesagt: ‚Merci, madame!'"

Darauf befremdliches Schweigen.

Nach einer Weile Erika eisig: „Modeste hat sich ja sehr zu ihrem Vorteil verändert."

„Habe ich das? Außerordentlich gnädig!" gab der Stern von Barginnen spitz zurück, stand auf und ging hinaus.

Die Familie schaute ihr etwas kopfschüttelnd nach. „Sie hat Manieren, lieber Papa, Manieren! Was habe ich immer gesagt, Mama, Frieda?"

Darauf der Graf versöhnlich: „Wundert mich allerdings auch. Sie war sonst auf dem Großfürstinohr gar nicht taub. Vielleicht Nerven ... Ich mag sie aber sehr gern. Wahrscheinlich, weil sie doch am Ende das besitzt, was wir andern am wenigsten besitzen, nämlich Frische ... Sie ist jetzt in dem nihilistischen Alter. Das machen alle jungen Menschen einmal durch ... Und Erika, du erzählst die Geschichte mit der Großfürstin wirklich 'n bißchen oft. Du weißt, glaube ich, schon gar nicht mehr ... Dagobert, lauf und ruf sie wieder 'rein!"

Dagobert, ein sehr gehorsames Kind, ging sofort, aber vergebens.

Modeste war hinabgegangen vors Haus. Es war wahrhaftig nicht die Großfürstin allein, es war vielmehr der Name Falkner von Oed, der sie so gereizt hatte. Die Wunde brannte noch immer, tat so weh. — Und wenn ihr Schwager nun morgen hinüberführe und wenn der Oed als echter Lebemann doch wortbrüchig würde, durchschimmern ließe ... Er hatte sie ja tatsächlich in seinen Armen gehalten und mit seinen Küssen bedeckt! — Das „Nachher", lieber Gott, wer glaubt denn das nach dem „Vorher"?!

Es war eine klare, kalte Sternennacht mit dem freudigen Festglitzern, der reinen Winterluft; weihnachtlich auch in ihrer feierlichen Stille. Modeste ging durch den Park. Der Schnee knisterte, ein hungriger Hase sprang aus einem Boskett. Die Fichten so düster, so majestätisch. — Sie ging durch den Hof. Kein Mensch. Nur die bedächtig malmenden Kühe im Stall, die schnaufenden Pferde, die kindisch bellenden jungen Hunde. Weihnachtsfrieden auch hier. Modeste hatte auf einmal die Vorstellung, als kauten die Pferde Weihnachtshafer und wüßten das. — Sie ging durchs Dorf. Helle, freudige Fenster, wie Widerschein des Christfestes. Muntere Menschenstimmen, froher Kinderlaut, in dem Lehrerhause wieder Musik — aber ein geistliches Lied. Sie unterschied deutlich die hellen Stimmen der Mädchen, die einst ihre Jugendgespielinnen gewesen. Es wurde ihr fast weinerlich ums Herz. Hier feierte alles Weihnachten. — Die Herzen waren warm. Warum war ihre eigne Heimat immer so kalt? — Auch nach dem weißen Birkenwäldchen ging sie. Es war wie unbewußt. Und als sie vor das Haus trat mit den verschlossenen Laden, da suchte sie nach einem Lichtstrahl zwischen den Holzritzen. Sie wäre so gern hineingegangen, hätte mit ihm gesprochen von der Kindheit, von Weihnachten, überhaupt von all den schlichten Freuden, die sie eigentlich nie gekannt und die doch hinüberleuchten sollen bis zum Grab. Und einem dunkeln Instinkt folgend sagte sie für sich: „Ich gehöre überall hin, nur nicht in dieses Schloß." — Sie ging zurück. Als sie wieder an dem Stall vorbeikam mit den schnuppernden Hunden, da blieb sie, einem jähen Impulse folgend, stehen und öffnete die Tür. Die braune Gesellschaft quoll aus dem warmen Nest und sammelte sich wedelnd und bellend um den Eindringling. Die Mutter erhob sich nur langsam. Sie waren schon so groß geworden, die Kinder, und mehr eine Last als eine Freude. — Modeste erkannte sofort ihren Hund. Er war der dickste und frechste und riß ihr am Kleidersaum. Und sie hob ihn zu sich, ob er sich auch knurrend wehrte, und drückte ihn so fest an die Brust, daß er ängstlich jaulte. Dann schloß sie rasch wieder die Stalltür. Die Mutter heulte auf und kratzte an der Tür. Modeste aber eilte davon mit dem Raub. „Du hast noch so viele! Und ich will auch etwas Warmes haben!"

Am Abend gab's noch einen großen Kampf wegen des Hundekorbes und der Hundedecke, die das Turmzimmer entweihen sollten. Aber Modeste drückte ihren Pflegling nur um so fester an das Herz: „Es ist mein Weihnachtsgeschenk. Ich behalte ihn, was ihr auch sagt!"

„Ich schmeiße die Töle zum Fenster heraus," drohte Frieda.

„Ja, versuch's nur! Aber ich will's dir nicht raten ..." Sie ging auch gleich darauf in das Turmzimmer und hüllte den sich wild Sträubenden warm ein.

*

„Ja, sie hat sich doch sehr zu ihrem Nachteil verändert. So 'was Gewöhnliches! Ich weiß wirklich nicht, ob man sie jemals wieder auffordern kann," sagte Erika abends im Schlafzimmer zu ihrem Gemahl.

Er aber, der doch auch Herzensaristokrat sein konnte, antwortete nur: „Liebes Kind, keine altadligen Airs, wenn's sein kann! ... Gerade, daß sie sich den Hund gegen euch alle erkämpft hat — das imponiert mir. Er ist übrigens von einer tadellosen Mutter. — Und laß, bitte, ein für allemal die Großfürstingeschichte! Sie fällt mir nächstens auch auf die Nerven."

Die Folge dieser Unterredung war, daß Erika sich bewundernd in ihrem Stehspiegel besah und dabei die merkwürdige Entdeckung machte, daß sie doch eigentlich viel mehr Gräfin als er Graf. Die gute Erika! Sie war des alten Knochenmehlhändlers echteste Tochter.

(Fortsetzung folgt)

Herbstreife

Von

Theo Seelmann

An Busch und Baum, an Zweig und Ast lastet die Fülle des reichen Obstsegens. An den Kräutern des Waldes und der Hänge drängen sich die schwarzblauen Heidelbeeren und die feurigen Preißelbeeren, im Rebengelände schwellen die strotzenden Trauben, und aus dem Laub der Bäume lugen die blauen, braunen und roten Backen der Pflaumen, Birnen und Aepfel hervor. Und der gleiche Reichtum wiederholt sich an Wegen, Hecken und Rainen. Die blauschwarzen Beerendolden des Holunders, die korallenroten Troddeln der Eberesche, des Spierlings, der Arlesbeere und der Zwergmispel, die scharlachroten Beerentoste der Bärentraube und noch zahllose andre Gewächse, groß und klein, breiten ihre Früchte beglückt vor den milden Strahlen der Herbstsonne aus. Noch einmal frohlockt die Natur in schaffensfreudiger Lebenskraft und noch einmal schmückt sie sich, wenn auch nicht mit üppigem Blumenflor, so doch mit farbensattem, blinkendem Fruchtgeschmeide.

Die Früchte des Herbstes sind in ihren ersten Anfängen nicht ein Ergebnis des vorangegangenen Sommers, sondern seines Vorläufers. Das kundige Auge unterscheidet leicht an den Obstbäumen, wenn die Blätter gefallen sind, die im nächsten Jahre fruchtbringenden Blütenknospen von den Laubknospen, welche die Grundlage der Blätter in sich schließen. In haarige Pelzkappen geborgen oder auch in undurchlässige, harzgetränkte Mäntelchen gehüllt, überdauern die Blütenknospen die grimmen Tage des eisigen Winters. Erst wenn die Frühlingssonne wieder lächelt, werfen sie ihre Wintervermummung aufatmend ab, um sich für den Kuß des Lenzes zu schneeigen Blüten zu öffnen. Und während sie dann selbst im Verlauf des Sommers zu Früchten heranwachsen, werden abermals bereits die ersten Keime für ihre Nachfolgerinnen angelegt, die dann im übernächsten Herbst sich zu Früchten entwickeln. Wenn mit dem Fall der Blätter der Schluß der oberirdischen Wachstumsperiode eingetreten ist, kann demnach der Baum oder Strauch zur Steigerung des Fruchtanhangs im nächsten Herbst nichts mehr beitragen. Er kann im kommenden Sommer nur die bis zum Eintritt der vorangehenden Winterruhe gebildeten Blütenknospen zur Entwicklung bringen, sie aber nicht mehr selbständig vermehren. Nur ausnahmsweise steht ihm eine Art von Selbsthilfe zu Gebote. Vernichtet der Frühjahrsfrost die Blüten, dann entfaltet ein Baum zuweilen, gleichsam um für den Verlust Ersatz zu schaffen, noch gegen Ende des Sommers die heranwachsenden Blütenknospen, die eigentlich erst für die Fruchtbildung im übernächsten Herbst bestimmt waren. Das ist dann die merkwürdige Erscheinung der zweiten Blüte. Aber dieser Akt der Selbsthilfe ist nutzlose Kraftvergeudung, denn diese zweite Blüte stirbt unter den Schauern der heraufziehenden kalten Jahreszeit unfruchtbar dahin.

Die Hervorbringung der Frucht hängt ab von dem Bau der Blüte. Es gehen daher auch durchaus nicht alle Früchte aus einen und denselben Blütenteilen hervor. Vielmehr zeigt sich gerade hierin eine große Mannigfaltigkeit der schöpferischen Gestaltungsfähigkeit der Natur. In groben Umrissen weist der Bauplan einer Blüte folgende Anordnung auf. Auf dem Blütenstiel sitzt der oftmals tellerartige oder becherartig ausgehöhlte Blütenboden auf. Dieser bildet den gemeinsamen Träger der verschiedenen Blattformen einer Blüte. Der Rand des Blütenbodens ist zunächst von zwei Blattkreisen garniert. Der äußere stellt den Kelch mit den grünen Kelchblättern, der innere die eigentliche Blütenhülle mit den bunten oder weißen Blütenblättern dar. Der Mitte des Blütenbodens entspringen in wechselnder Anzahl eigentümlich gestaltete Blattgebilde, die Fruchtblätter. Diese Fruchtblätter umschließen den Fruchtknoten, der die Samenknospen in sich birgt. Die Fruchtblätter verengern sich oberhalb des Fruchtknotens zu feinen Röhren, die an ihren Spitzen die Narbe tragen, auf die bekanntlich durch den Wind oder Insekten der befruchtende Blütenstaub abgeladen wird. Die meisten dieser Blütenorgane können nun zu dem Fruchtkörper umgewandelt werden. Selbst der Blütenstiel gibt mitunter die Grundlage für die Frucht ab. Denn die Hagebutten der Rosen sind weiter nichts als die verdickten und fleischig gewordenen Stiele der duftenden Rosenkronen.

Wenn nach der Uebertragung des Blütenstaubes die Ausbildung des Samens beginnt, so fängt auch das Zellengewebe desjenigen Blütenteiles, der zum Fruchtgehäuse für die Samenkörnchen bestimmt ist, an, sich zu vermehren und für den neuen Zweck umzugestalten. Bei den Aepfeln, Birnen und Quitten sind es nun der becherförmige Blütenboden und der Kelch, die durch den Ansatz der saftigen Fleischmasse zu der Frucht umgewandelt werden. Auf andre Art vollzieht sich die Metamorphose beim Steinobst, wie den Pflaumen sowie auch den Kirschen. Hier ist es der Fruchtknoten, der den Grundstock zur Frucht liefert. Die Wandung des Fruchtknotens setzt sich aus drei Schichten zusammen. Aus der äußeren Schicht geht die Oberhaut der Pflaume hervor, die mittlere Schicht schwillt zu dem Fruchtfleisch an, und die innere Schicht verdickt und verhärtet sich zu der Steinschale, die den Samenkern einkapselt. Bei den einzelnen Beerenarten gelangen wiederum eigne Umformungen zur Anwendung. Auch bei den Heidelbeeren und Preißelbeeren stellt zwar der Fruchtknoten das Gerüst für die Frucht dar, aber die Wandung hat in diesen Fällen nur zwei Schichten. Die äußere Schicht wird hier zur Beerenhaut, die innere zum Fruchtfleisch. Gewöhnlich enthält eine jede Blüte nur einen einzigen Fruchtknoten. Verschiedentlich kommen jedoch auch in einer Blüte mehrere Frucht-



Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Irrende Seele

Nach dem Gemälde von George von Hoeßlin (München)

knoten vor, oder die Blüten stehen so dicht aneinander gedrängt, daß die aus den Fruchtknoten herauwachsenden Früchte sich gegenseitig drücken und abplatten und sich zu einem gemeinsamen Ganzen, einer sogenannten Sammelfrucht, zusammenschließen. Diese Methode der Fruchtbildung findet bei der leider nur zu wenig angebauten Maulbeere und u. a. auch bei der Brombeere statt. Aber auch sogar der Samen kann den Hauptanteil an der Hervorbringung des Fruchtgehäuses übernehmen. So ist es bei den Weinbeeren nicht der Blütenboden und nicht der Fruchtknoten, sondern die äußere Schicht der Samenknospe, die sich zu dem schmackhaften Fleischgewebe vergrößert.

Die Stoffe, die zur Bildung des Fruchtfleisches verwendet werden, bezieht die Pflanze zum Teil aus dem Boden, zum Teil aus den Blättern. Der Boden liefert das Wasser und die in ihm gelösten mineralischen Nährstoffe, die mittels der Wurzeln aufgesaugt werden. Alle übrigen Stoffe bieten den sich entwickelnden Früchten die Blätter dar. Die wichtige Tätigkeit der Blätter wird meist verkannt. Und doch sind sie die Verarbeitungsstätte des dem Pflanzenleibe unentbehrlichsten Rohstoffes, der Kohlensäure der Luft, die durch die zahllosen Spaltöffnungen der Blattoberfläche aufgenommen, unter der Mitwirkung der Blattgrünkörner, des aufsteigenden Saftstromes und des Sonnenlichtes zersetzt, zu Kohlenstoff umgewandelt und endlich in die Stärke mit ihren mannigfachen Nebenprodukten übergeführt wird. Aber auch die aromatischen Stoffe, die die Hauptträger des Wohlgeschmacks der Früchte sind, entstehen in den Blättern. Man kann daher den Satz aufstellen: ohne Blätter keine Früchte. Die Stärke sowohl als auch die aromatischen Stoffe wandern mit dem absteigenden Saftstrom nach den Bedarfsorten, den Wurzeln, den Zweigen, den Blüten und ebenso nach den Früchten, wo mit Hilfe des Wassers und der mineralischen Nährstoffe neue Umsetzungen vor sich gehen und neue Verbindungen geschaffen werden. Die Abwanderung alles dieses Materials erfolgt in der Nacht und erreicht in der ersten Nachtstunde ihren Höhepunkt.

Daß es tatsächlich nicht die durch die Wurzeln aus dem Boden bezogenen Nährstoffe sind, wie die allgemeine Anschauung glaubt, sondern die Blätter und ihre Produkte, die den maßgebenden Einfluß auf die Fruchtentwicklung ausüben, erkennt man klar aus gewissen Vornahmen der Obstbaumzucht und neuerdings auch des Weinbaues. Die Edelreiser der Obstbäume werden auf Wildlinge aufgepfropft, die allein durch ihre Wurzeln die Aufsaugung der Nährsalze entsprechend ihrer vererbten Eigenart vermitteln, und doch tragen die Zweige, die aus den Edelreisern heranwachsen, die betreffenden herrlichen Obstsorten! Zum Schutz gegen die Reblaus benutzt man jetzt amerikanische Rebunterlagen, auf die man die klassische Rieslingrebe aufsetzt. Trotz des minderwertigen Unterstockes bringen dennoch die Rieslingreben die tadellosesten Trauben hervor. Die aromatischen Stoffe sind in den Blättern an gewisse Körper gebunden, die man als Glykoside bezeichnet. Man versteht unter Glykosiden Verbindungen, die durch Gärung in Traubenzucker und in einen oder mehrere andre Körper zerfallen. Für gewöhnlich ist das Vorhandensein der aromatischen Stoffe in den Blättern ohne besondere Untersuchungsmethoden nicht wahrnehmbar. Nur ausnahmsweise lassen sie sich sogleich feststellen. Zerreibt man die Blätter der schwarzen Johannisbeere oder Ahlbeere mit den Fingern, so entwickeln sie dasselbe Aroma, wie es den reifen Früchten eigen ist. Zerkleinert man die Blätter des Apfelbaumes, des Birnbaumes und des Weinstockes, legt sie in eine Zuckerlösung und setzt eine gewisse Hefemenge hinzu, so tritt auch hier nach Beginn der Gärung das charakteristische Aroma dieser Obstarten auf.

Bei der Abspaltung der aromatischen Stoffe von den Glykosiden, von denen man über hundert Arten kennt, spielen die im Fruchtfleisch entstehenden Säuren eine hervorragende Rolle. Denn innerhalb der heranreifenden Frucht vollziehen sich noch zahlreiche verwickelte chemische Vorgänge. Nehmen wir die Weintraube als Untersuchungsobjekt für die Klarlegung dieser Prozesse! In der ersten Periode, solange die Traube noch hart ist, steigt zunächst der Gehalt an freier Säure. Später, wenn die Traube weich wird, vermindert sich der Säuregehalt, der Zucker gewinnt mehr und mehr die Vorherrschaft, der anfänglich vorhandene Gerbstoff schwindet aus dem Saft und sammelt sich in Schale und Beeren an, und die Farbe der Traube gelangt zur Ausbildung. Gleichzeitig geht während des Weichwerdens die freie Weinsäure durch von der Wurzel aufgesaugte Mineralstoffe in Salz über. Der Zucker, den die Beeren aufweisen, stammt, wie schon angedeutet, aus den Blättern, denn er ist ein Umsetzungsprodukt der von dort eingewanderten Stärke. Anfänglich findet sich nur Traubenzucker oder Dextrose vor, je reifer aber die Traube wird, desto mehr steigert sich auch der Gehalt an Fruchtzucker oder Lävulose, und schließlich sind von beiden Zuckerarten beide Teile vorhanden. Jetzt erst hat die Traube ihre volle Reife und den feinsten Wohlgeschmack erreicht.

Dieser langsame Uebergang von der Säure zur Süße in den heranreifenden Früchten und zugleich die allmähliche Anlegung des bunten Farbenkleides haben übrigens im Haushalt der Natur ihren guten Zweck. Für den Menschen ist das eßbare Fruchtfleisch das Hauptsächliche. Für die Pflanze aber sind die vom Fruchtfleisch umschlossenen Samenkörner der bedeutungsvollste Bestandteil, da von ihnen die Erhaltung der Art abhängt. Das Fruchtfleischgewebe ist für die Pflanze nur äußeres Beiwerk, das, wie bekannt, zur Anlockung der Tiere dient, damit sie nach Verzehrung des Fruchtgehäuses die Samenkörner verstreuen und verbreiten. Solange die Samenkörner noch nicht vollkommen ausgebildet sind, wäre, da sie noch nicht neue Pflanzenindividuen hervorzubringen vermögen, eine Forttragung und Aussaat gegen das Interesse der Mutterpflanze. Die herben und sauern Stoffe in der unreifen Frucht schützen daher die noch nicht entwicklungsfähigen Samenkörner vortrefflich vor einer vorzeitigen Plünderung und Verschleppung. Erst wenn sich die Samenreife vollzogen hat, dann wird das Fruchtfleisch zuckerreich und aromatisch, und nun ist die Verbreitung der Fruchtkerne der Pflanze ein willkommenes Geschehnis.



Holsteiner Bauer

In der Holsteinischen Schweiz

Von

J. W. Scherr

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wenige freie Tage hatte ich vor mir, und nun galt es, um jeden Preis das herrliche Frühlingswetter auszunutzen. Bald trug mich der Zug hinaus aus der alten Hansastadt; Akten und Bücher blieben hinter mir auf dem Schreibtisch, und vor meiner Seele gaukelten leuchtende Bilder von herrlichen grünen Wäldern und blauen Seen. Mein Sinn stand nach dem östlichen Holstein, jenem herrlichen Fleck Erde, den man — ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — die Holsteinische Schweiz genannt hat. Nur mein Rad, und als Gepäck der wasserdichte Rucksack mit dem Allernötigsten, begleiten mich auf meiner Tour. Schon liegt der wenig schöne und rußige Bahnhof von Neumünster hinter mir, und durch saftige Wiesen, vorbei an herrlichen Buchen, saust der Zug. Da tauchen auch schon die ersten spiegelblanken Seen auf, aus denen dies schöne Land wie aus ernsten Augen still und träumerisch gen Himmel blickt.

Bahnhof Ascheberg! Ich steige aus, schnell ist mein Stahlroß ausparkiert, und gemächlich fahre ich unter einer duftenden Lindenallee nach dem Gasthof Schwiddeldei, der am Eingang des Ascheberger Parks liegt. Nach einem kurzen Imbiß mache ich mich zu Fuß auf den Weg nach dem Park.

Wie das Dach eines herrlichen Domes wölben sich die Zweige einer Kastanienallee über dem breiten Fahrweg, der zum Ascheberger Schloß führt. Das von Glyzinien dicht umwucherte ehrwürdige Haus liegt mit seiner Hauptfassade nach dem See zu. Ringsherum zieht sich ein breiter Wassergraben, wie um eine Festung; es ist wohl möglich, daß er die Altvorderen der jetzigen Besitzer von Ascheberg häufig vor dem Ansturm trotziger Feinde bewahrt hat. Jetzt überzieht ihn ein Teppich von Mummeln und blühenden Wasserpflanzen. Wie ich so stehe und das kleine Märchenschloß betrachte, schreitet rüstig die große Freitreppe herab ein alter würdiger Herr. Hier und da schneidet er einen Zweig im Garten weg, biegt einen Stock zurecht und kommt so langsam dem Eingang, vor dem ich stehe, näher. Da sprengen die lange Allee zwei Reiter im gestreckten Galopp heran; jugendliche, kräftige Gestalten, mit bunten Mützen auf dem Kopf. „Großvater!“ ruft der eine von weitem. Schon sind sie am Portal, springen gewandt aus dem Sattel und begrüßen ehrerbietig den alten Herrn. Lächelnd hört der alte Herr dem Erzählen der beiden zu. Er wendet sich in ihrer Mitte langsam nach dem Stalle hin, während die beiden die dampfenden

Pferde am Zügel nach sich ziehen. Das ist ein Bild, wie man es häufiger auf jenem Boden sehen kann, zu dem es in seiner Innigkeit und Einfachheit so gut paßt. Wie ich weiter in den schattigen Park hineinschlendere, muß ich immer wieder beim Anblick der alten knorrigen Eichen und des jungen kräftigen Baumwuchses an die drei denken! Kräftiger, urdeutscher Boden ist das Holstenland, und deutsche Kraft ist es, die Bäume wie Menschen aus dem mütterlichen Boden saugen.

Immer neue Bilder entdeckt das staunende Auge in der beinahe einstündigen Wanderung durch den schattigen Park. Bald ist es ein Ausblick über den leicht bewegten See, über dessen Fläche sich im graziösen Fluge die Möwen tummeln, bald ist es eine Gruppe alter Baumriesen, die uns fesselt; bald fragt man sich erstaunt, ob nicht irgendein Wunder plötzlich eine Stelle des fernen Italien hierher gezaubert habe! Aber nichts ist gekünstelt, nichts gemacht; überall atmen die wechselvollen Bilder der Natur Kraft und Gesundheit! —

Mit Widerstreben trenne ich mich von dem schönen Park; aber ich muß weiter, wenn ich meine drei freien Tage ausnutzen will. Auf einer festen holsteinischen Chaussee, die sich zwischen Seen, Wiesen und wohlbestellten Feldern hinzieht, fahre ich auf meinem Rade dem Städtchen Plön entgegen. Langsam nur komme ich vorwärts; immer wieder muß ich halten, um die Ausblicke über den See zurück nach dem Ascheberger Park zu genießen. Und jetzt steigt auch das Plöner Schloß vor mir aus der grünen Landschaft auf und blickt mit seinen weißen Mauern stolz über Seen und Wälder. Am kleinen Plöner See vorbei geht die Fahrt in das schmucke Städtchen hinein, dessen rosenumwachsene Häuser mich beim ersten Anblick anheimeln. Ueber dem ganzen Lande liegt diese freundliche idyllische Stimmung, die wir aus Voßens „Luise“ kennen. Patriarchalisch empfängt mich der „freundliche Wirt“ im Hotel und weist mir einen Platz im Garten, der direkt an den kleinen Plöner See stößt, an. Ein herrlicher Platz! Vor mir liegt der schilfumwachsene, spiegelglatte See; am andern Ufer steigen sanft reich bestandene und waldige Höhen an. Langsam versinkt im Westen der rote Sonnenball, und seine Glut spiegelt sich im Wasser. Es schimmert in magischem Glanz, und acht Schwäne, die in majestätischer Ruhe vorübergleiten, ziehen silberne Furchen auf der glatten Oberfläche. Aus der Höhe tönt ab und zu ein schriller Möwenschrei; sonst Stille, Stille ringsumher. Manchmal rauscht die Welle am Ufer etwas lauter auf, wenn der Ruderschlag irgendeines Bootes das Wasser in Aufruhr gebracht hat. Aber bald verstummt es wieder, und mir ist, als hörte ich nur den immer leiser und stiller werdenden Odem der Mutter Erde, die langsam einschlummert.

Der nächste Morgen führt mich in den Plöner Schloßpark. Es ist noch früh am Tage; die Sonne steht über dem östlichen Teile des großen Plöner Sees und wirft ihre funkelnden Strahlen über seine leicht gekräuselten Fluten. Still ist's noch im Park. Am Prinzenhaus, der Wohnstätte der drei jüngsten kaiserlichen Prinzen, führt der Weg hinein



Blick auf den Ukleisee in der Holsteinischen Schweiz

in die Wasserallee, von wo man einen weiten Blick über den großen See, eine der imposantesten Wasserflächen Norddeutschlands, genießt. Die herrliche Lindenallee steht in voller Blüte, ein betäubender Duft steigt aus ihren Kronen. Die Blätter rauschen leise im Wind, aber ihr Rauschen wird übertönt von dem Summen vieler Millionen von Bienen, die geschäftig ihrer Arbeit nachgehen. Auf dem Stern, einer kleinen Anhöhe im Park, von der man nach allen Seiten hin Ausblicke auf den See hat, halte ich Rast.

Bald darauf schlendere ich am See entlang auf einem lauschigen Weg, der zwischen Weiden und Ulmen hinführt, langsam zurück. In den Zweigen zwitschern die Vögel ihr Morgenlied. An einer breiteren Stelle des Weges ist ein Altan hinausgebaut, die Kanzel, von der man einen weiten Blick über den ganzen See hat. Links schimmert das weiße Schloß durch die Lindenbäume, darunter streckt sich die Stadt mit ihren roten Ziegeldächern hin. Vor dem waldartig ansteigenden Park liegt die kaiserliche Haltestelle, die im norwegischen Stil erbaut ist. Vom gegenüberliegenden Ufer stoßen mehrere weiße Boote ab. Wie ich genauer hinblicke, entdecke ich, daß die Insassen lauter Kadetten sind. Es ist eine Lust zu sehen, wie sie mit kräftigem Ruderschlage auf den See hinausstreben. Beim Weiterschreiten stoße ich denn auch bald auf den sogenannten Kadettenhafen, in dem wohl zehn schlanke weiße Marineboote liegen. Der Weg zum Schloß führt am großen Spielplatz der Kadetten vorbei. Man nennt ihn die Reitbahn; den Namen hat er aus der Zeit, in der die Ritter der Herzoge von Plön-Holstein sich im Turnier tummelten. Heute tummeln sich dort im fröhlichen Spiel die Plöner Kadetten. Ein erbitterter Fußballkampf wird gerade, als ich vorbeischreite, ausgefochten. Eben fliegt der Ball durchs Ziel, und ein markerschütterndes „Partie!“ tönt über den großen Platz.

Bald aber muß ich mich von der kleinen Prinzenresidenz trennen, und mein Stahlroß trägt mich dem benachbarten Gremsmühlen zu. Der Weg führt durch echte holsteinische Dörfer, mit den alten strohgedeckten Bauernhäusern. Auf manchem hat Gevatter Storch seine Residenz aufgeschlagen. Eine Stunde etwa vor dem am Tieksee gelegenen Gremsmühlen führt der Weg durch einen herrlichen Laubwald, den Holm. Mächtige alte Buchenriesen wölben ein dichtes Laubdach über den Weg; während auf der rechten Seite des Weges die letzten Höhen des Uralbaltischen Höhenzuges sanft ansteigen, breitet sich links der malerische Tieksee aus. Immer wieder hat man Ausblicke auf das freundliche Gremsmühlen. Die Fenster der schloßartigen Villen mit ihren offenen Balkonen und Veranden glitzern im Sonnenschein. Bald mache ich im Hotel Tieksee Rast; von einer behaglich ausgestatteten Veranda hat man einen freien Blick über den bewegten Wasserspiegel. Die Wellen jagen ihre Spritzer bis weit in den breiten Weg hinein, der vor dem Hotel entlang führt, und die Segelboote, die draußen liegen, kämpfen tüchtig mit den Wogen. Einen herrlichen Platz habe ich mir zur Rast ausgesucht. Die Verpflegung ist vortrefflich; die kleinen blauen Schleien, die mir vorgesetzt werden, sind mindestens ebenso gut wie die besten Bachforellen.



Gremsmühlen am Tielsee



Baumgruppen im Park von Ascheberg mit Blick auf den Plöner See



Holsteiner Bauerndorf



Eine Holsteiner Viehkoppel



Holsteiner Bauernhaus

Da die Mittagshitze ziemlich stark ist, dehne ich meine Rast bis zum späten Nachmittag aus und fahre erst gegen Abend am Kellersee entlang nach der „Holsteinischen Schweiz“. Die „Holsteinische Schweiz“ ist ein großes Hotel, das an einem hohen Ufer des Kellersees liegt und einen freien Blick über diesen herrlichen See gewährt. Ganz in der Ferne sieht man auf dem andern Ufer den Kirchturm von Eutin herüberragen. Ein kühles Bad in dem blauen See erfrischt mich für den nächsten Tag. Die Abendstunden verbringe ich auf dem Balkon meines Zimmers: der Mond steht hoch über dem herrlichen Wasser, und die Fluten glitzern und gleißen wie in feurigem Golde.

Der letzte Morgen meiner freien Tage führt mich über Zielbeck zum Ukleisee. Viel hatte ich mir erzählen lassen von seiner Schönheit, aber meine Erwartungen wurden bei weitem übertroffen. Tief im Walde versteckt liegt dieses schönste blaue Auge Holsteins. Ein Kranz von Hügeln, der von herrlichem Buchen- und Eichwald bestanden ist, umgibt ihn. In seinen Buchten schwimmen Hunderte von weißen Wasserrosen, und langsam streichen Schwäne über das Märchenwasser dahin. Wohl eine Stunde lang sitze ich einsam unter den Baumriesen am Ufer, fern von allem Menschengetriebe, und lausche in tiefer Andacht nur dem Flüstern der Bäume und dem leisen Wellenschlag des Wassers. Wenn plötzlich Nixen aus seinem Grunde auftauchen und ein märchenhaftes Lied erklingen lassen würden, mich sollt's nicht wundern! Langsam schlendere ich den breiten, bequemen Weg, der um den ganzen See herumführt, entlang bis zum Forsthaus Uklei. Durch einen künstlich geschaffenen Durchblick hat man den blanken Spiegel des Sees immer vor Augen, und über uns wölbt sich der schönste deutsche Hochwald mit seinen mächtigen Kronen. Allmählich ist es Mittag geworden, und da ich nachmittags von Eutin meine Heimfahrt antreten muß, so heißt es nun Abschied nehmen von diesem herrlichen Fleck Erde. Am Gasthof Uklei vorbei geht es zur Haltestelle des Dampfers, der den Namen „Carl Maria von Weber“ trägt. Der Komponist des „Freischütz“ war ein Eutiner Kind. Diese Fahrt über den herrlichen Kellersee ist ein schöner Abschluß meines Ausfluges, und die waldigen Ufer des Sees bieten mir mit ihren weißen Villen den letzten Gruß.

Das schmucke Städtchen Eutin mit seinen mannigfachen literarischen Erinnerungen kann ich nur durcheilen, dem ehrwürdigen Haus, in dem einst der Dichter der „Luise“ gewohnt hat, entbiete ich im Vorüberfahren einen flüchtigen Gruß, und bald bringt mich der Zug über Lübeck wieder in die rauschende Großstadt.

Irrende Seele

(Zu dem Bilde von George von Hoeßlin, zwischen S. 144 u. 145)

Meine arme, irrende Seele,
Wirst du nach Hause finden?
Welche Wege mußt du noch gehen,
Bis du ein Licht und Ziel wirst sehen?

Lange bist du in Aengsten gegangen
Und wolltest, wie oft, verzagen,
Bist zitternd in die Knie gesunken
Und hast aus bittern Quellen getrunken.

Meine arme, irrende Seele,
Noch immer hält dich ein tiefes Hoffen,
Es muß aus allen Dunkelheiten
Ein letzter Weg nach Hause leiten.

Gustav Falke



Wasserallee im Plöner Schloßpark



Empiremeublement im Salon auf Schloß Wetzdorf

Schloß Wetzdorf

Eine Perle des Empirestils

Von

Joseph Aug. Lux, Wien-Döbling

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Der liebliche Ort Wetzdorf an der Franz-Josephs-Bahn bei Wien birgt ein kostbares Vermächtnis. Daß der volkstümlichste österreichische Feldherr, Graf Radetzky, dort begraben liegt, will für uns weniger besagen, als daß im Schloß Wetzdorf, ehedem von Radetzky bewohnt, ein vollkommenes Beispiel der Kultur von 1800 bis 1850, soweit sie im Hausrat und in den häuslichen Gebrauchs- und Kunstformen zum Ausdruck kommt, erhalten ist. Und zwar in solcher Vollständigkeit und Echtheit, daß wir heute kein zweites auch nur annähernd vergleichbares Dokument aus dieser Epoche zu nennen vermögen. Die Schätze, die sich dort angesammelt haben, sind ziemlich unbekannt. Wer würde auch derlei in dem bescheidenen Oertchen in zwar reizender, aber ziemlich anspruchsloser Gegend vermuten? Freundliches Hügelland, Kornfelder und Weingärten, zwischen denen sich ein Bach durchschlängelt, von Weiden bestanden, die weiße reinliche Ortschaft, die man von der Bahn aus übrigens gar nicht mal bemerkt: das ist die Idylle, in der ein Stück österreichischer Kriegsgeschichte friedlich verklingt. Das Landschaftliche hält den Wanderer nicht mit starken Fesseln. Auch der

sogenannte Heldenberg, wo Graf Radetzky, Graf Wimpffen und — der Armeelieferant Parkfrieder begraben liegen, lockt wenige Besucher an. Denn mit Kunst hat dieses Mausoleum wenig zu tun. Ein langer gerade geschnittener Waldweg führt den Heldenberg — eine ganz mäßige Anhöhe — hinan; Standbilder aus Gußeisen säumen den Weg und stehen auf dem Plateau, wo sich ein Obelisk und die Ehrenhalle erheben. Büsten sind es von ausgezeichneten Kriegsgenossen, kreisförmig angeordnet. Links und rechts vor der Halle steht je solch ein Büstenkranz. Unter den Obelisken aber ruhen die Helden Radetzky und Wimpffen. Und Parkfrieder. Der letztere sogar zwei Stockwerke tief, also ganz zu unterst, und zwar sitzend, in eine eiserne Ritterrüstung gehüllt. So ist er, seiner letztwilligen Verfügung nach, um Mitternacht bei Fackelschein ohne jede weitere Zeremonie bestattet worden. „Das Grab im Busento" mag dem romantischen Manne vorgeschwebt haben. Ja, die Legende will wissen, er habe sich auf einem Düngerwagen in einer Kiste zur Grabstätte führen lassen. Die Frage stellt sich ungerufen ein: wie kommt jenes katzenbuckelnde, samtpfotenweiche Männchen mit den suchenden, hastigen Augen und habsüchtigen Gesichtszügen in diese illustre Gesellschaft, zu diesen theaterhaft angetanen Insignien der Ritterschaft und zur Ehre, die Heldengrabstätte zu teilen, ja sogar ihre innerste Kammer zu bewohnen, daß es den Anschein hat, als ob alle hier verewigten Kriegshelden Oesterreichs nur die Ehrenwache für ihn bildeten? Parkfrieder war Armeelieferant und eigentlich immer mit einem Fuße im Gefängnis. Der arme Soldat, der im Felde lag und dem gewissenlosen Lieferanten fluchen mochte, der ihn bei jeder Ration betrog, ahnte nicht, daß er die schwere Blutsteuer zum Bau der Ruhmeshalle auf dem Heldenberg zu tragen hatte. Prozesse wegen schlechter und vertragswidriger Proviantversorgung waren anhängig, wurden aber niedergeschlagen. Die Klagen mehrten sich, aber es fand sich niemand, die Sache zu vertreten. Dabei wuchs Parkfrieders Vermögen ins Ungemessene. Die Führer standen bei ihm tief in Geldschuld. Daß der Mann den Heldenberg noch zu Lebzeiten der Schlachtenführer errichten ließ, daß er sie in dem von ihm adaptierten Schlosse Wetzdorf mit freigebiger Gastfreundschaft empfing und dem Grafen Radetzky den Wohnsitz auf lange Zeit zu freier Verfügung überließ, entsprang keineswegs seiner patriotischen Heldenverehrung, sondern hatte begreiflicherweise einen viel prosaischeren Grund. Was dem heutigen Kaufmann die Reklamekosten sind, das war dem schlauen Rechenmeister die Lockspeise, mit der er sich die einflußreichen Persönlichkeiten gewogen hielt. Was lag dem Krösus daran, wenn er mit devoter Unterwürfigkeit dem Heerführer sagte: „Herr, mein Schloß ist Euer!" Es war kein Opfer. Er hatte genaue



Spiegelkommode mit Standuhr und Armleuchtern



Gesticktes Sofa mit Bronzebeschlägen

sein Ehrgeiz vielleicht zuletzt gedacht hat, auf dem Gebiete der Kultur- und Kunstgeschichte aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Was wir aus jener uns zunächst liegenden Vergangenheit wissen, haben wir mühselig aus einzelnen noch vorhandenen und verstreuten Resten zusammengetragen, aber nirgends haben wir ein unverfälschtes Bild gefunden von der Art, wie reiche Leute in jener eminent bürgerlichen Epoche zu leben pflegten. Ein solches Bild hat uns Parkfrieder hinterlassen. Er hat wohl nicht daran gedacht, seinen Nachkommen einen Spiegel seiner Persönlichkeit innerhalb des Hauses zu geben, sonst wäre deswegen auch in den Dingen seines Heims die Pose an Stelle einfacher Lebenswahrheit getreten, sondern er hat einfach als Mann von weltmännischer Bildung sein Haus mit dem Luxus ausgestattet, den seine Zeit und sein Geschmack erlaubten. Und da er dabei so auf eigne Art verfuhr, bekam das Hauswesen den Ausdruck von Frische und persönlicher Unmittelbarkeit, den es heute noch auf den überraschten Enkel jener Tage ausübt. Wir können uns nicht fassen vor Staunen über die dekorative Leistungsfähigkeit jener Zeit, über die Gediegenheit der Möbel und den feinen Geschmack, der im Arrangement der Räume liegt.

Vierunddreißig Räume sind heute noch im ursprünglichen Zustande erhalten, von dem jetzigen

Rechnung gemacht, und die Rechnung war gut. Er konnte sich ins Fäustchen lachen und von dem Lorbeer, der die greise Soldatenstirn deckte, ein paar Blättlein für seinen kahlen Schädel abpflücken. Er konnte sich dabei ganz gut eine kleine Passion erlauben, indem er das Angenehme mit dem Nützlichen verband und einem romantisch ritterlichen Sport huldigte, der ihn bei seinen hohen Gönnern recht angenehm erscheinen ließ. Und er trieb diesen Sport wie ein kleiner bürgerlicher Geschäftsmann, der tagsüber den Rechenstift und die Elle führt, am Abend seine Tischgesellschaft aufsucht, wo Ritter gespielt wird und der Schoppen erst dann die rechte Würze gibt, wenn man in Gewändern der nahen Maskenleihanstalt davor sitzt.

Aber derselbe Parkfrieder, der trotz des Heldenberges vergebens danach strebte, seinen Namen mit den glanzvollen Trägern österreichischer Militärgeschichte dauernd zu verflechten, hat sich auf einem Gebiet ein Verdienst erworben, an das



Alter Flügel im Musiksaal



Zimmereinrichtung auf Schloß Wetzdorf, ein Beispiel des besten Geschmacks in der Zeit des Empirestils

Besitzer des Gutes, dem Oekonomen Anton Fichtl, mit der Liebe und Sorgfalt eines treuen Kustoden bewacht. Möbel, kunstvoll geschnitzt, aus edeln Hölzern gefertigt, mit feiner Einlegearbeit versehen, Empire und Biedermeierformen harmonisch vereint, weiße Tüllvorhänge vor den Fenstern und über den Betten auf so kunstvolle Art drapiert, daß man ordentlichen Respekt vor solcher gänzlich entschwundenen Tapezierkunst empfindet, eingebaute Schränke, helle, freundliche Korridore, anmutige Höfe und bei aller Pracht so viel liebenswürdige bürgerliche Schlichtheit und Vornehmheit, daß man aus den Räumen, in denen die Stimme der Ahnen forttönt, nicht mehr scheiden möchte. Die Malerei der ersten Jahrhundertshälfte ist in allen Räumen vertreten, zahlreiche anmutige Frauenbildnisse, von Künstlerhand gemalt, schauen aus den Rahmen nieder, und um mehr als eines schlingt ein unvergeßlicher Liebesroman den immergrünen Efeu der Erinnerung, den Namen des Schloßherrn mit einspinnend, der es verstanden haben muß, mit seiner Klugheit und seinem Gelde nicht nur Mars, sondern auch Amor zu seinem Freunde zu machen.



Himmelbett aus der Biedermeierzeit

Freilich feiert auch der Personenkultus in einigen Räumen wahre Orgien. Es entspricht der leidenschaftlichen Schwäche dieses mit der Heeresgeschichte unlösbar verbundenen Mannes und wohl auch dem Umstande, daß Heerführer das Schloß bewohnten, daß das Militärbild, in Reproduktionen wenigstens, einen Hauptteil einnimmt. Ganze Napoleon-Legenden werden an den Wänden lebendig. In der Kapelle erreicht der theatralische Effekt seinen Höhepunkt. Sechs eiserne Ritter umstehen einen Katafalk, worauf Uniform, Orden und Feldherrnhut Radetzkys in getreulichen Nachbildungen liegen. Neben dem Hochaltar stehen als Altarbilder die Porträts der beiden Heerführer Radetzky und Wimpffen, die Abgötter, denen der reiche Armeelieferant und Schloßherr zu Wetzdorf mit augenscheinlich knechtischer Verehrung und innerlich doch protzenhaftem Hochmut seine Hekatomben dargebracht hat.

Heimat

Von

Maurice von Stern

Aus weiter, verworrener Ferne
Leiteten mich die Sterne
Heim in die alte Stadt.

Da sah ich auf Erkern und Stiegen
Das weiße Mondlicht liegen.
Es schien so fremd und matt.

Es ward mir so weh und eigen,
Als klagte das glimmende Schweigen
Mich des Vergessens an.

Ach, wie man doch nur verlassen
Die alten verwitterten Gassen
Und ganz vergessen kann!

Die Menschen ruhen im Schlummer,
Da faßt mich am Herzen ein Kummer.
Ich kenne niemand mehr.

Ihr Jugendgenossen und Lieben,
Wo seid ihr doch alle geblieben?
Mein Herz ist mir so schwer.

Ich möchte gleich weiterwandern,
Fort wie alle die andern
Auf Nimmerwiedersehn. —

Die Stadt mit den Erkern und Stiegen
Bleibt träumend im Mondschein liegen.
Doch ich muß weitergehn.



Jeanne d'Arc als Kind. Nach dem Gemälde von Virginie Demont-Breton



Paul Dubois — Jeanne d'Arc

Die Jungfrau von Orleans in der bildenden Kunst

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu dreizehn Abbildungen nach Gemälden und Plastiken)

In Frankreich haben die Damen von jeher eine große und entscheidende Rolle gespielt, und fast in jeder bedeutsamen Zeit findet man eine Frau als ausschlaggebende Persönlichkeit, von Klotilde an, die ihren Gatten Klodwig zum Christentum bekehrte, bis zur Dubarry, die Ludwig XV. beherrschte, und zu den Damen, welche die Ursache des Todes für den General Boulanger und den Präsidenten Felix Faure geworden sind. Frankreich steht eben im Zeichen des Weibes. Da ist es kein Wunder, daß auch die am meisten Verehrung findenden französischen Heiligen weiblichen Geschlechts sind: unten im Süden die heiligen Marien, die hier in der Provence landeten und das Volk bekehrten, wie man bei Mistral nachlesen kann, in den Pyrenäen die fromme Bernadette Soubirous, die leider erst dreißig Jahre tot ist und deshalb noch ein paar hundert Jahre auf die Heiligsprechung warten muß, obschon sie aus Lourdes den gegenwärtig am meisten besuchten und die meisten Wunder wirkenden Wallfahrtsort gemacht hat, in Paris die heilige Genoveva, deren Wirken Puvis de Chavannes im Pantheon dargestellt hat. Fast scheint es, als ob die Franzosen sich in den Augenblicken der Gefahr immer gern auf die Frauen verlassen hätten, so wie sie ihnen auch in friedlichen Zeiten das Regiment überließen.

Die Jungfrau von Orleans, die berühmteste und gepriesenste aller französischen Heldinnen, ist bei weitem nicht die einzige streitbare Dame, die der französische Boden hervorgebracht hat. Unten in der Gascogne hat man vor wenigen Jahren einer schneidigen Edelfrau ein Denkmal gesetzt, die vor vier oder fünf Jahrhunderten die Heimat gegen einfallende Feinde verteidigte. In Beauvais, übrigens einer der schönsten und interessantesten, obschon von Fremden wenig besuchten Städte Frankreichs, steht das Denkmal einer jungen Dame, die mit dem Beile in der Hand ihre Vaterstadt gegen die Scharen Karls des Kühnen von Burgund verteidigt hat. Dieses Mädchen von Beauvais ist nach Johanna die berühmteste französische Heldin geworden. Alljährlich wird ihr Fest in der Heimat gefeiert, und dabei werden auf dem Marktplatz zwei Kanonen aufgefahren, die nicht von alten Kanonieren, sondern von jungen Mädchen abgefeuert werden. Denn die Frauen von Beauvais sollen Heldinnen werden wie ihre berühmte Landsmännin, und so marschieren die weißgekleideten Mädchen im Alter von sechs bis sechzehn Jahren auf, der Artillerist reicht ihnen die an einem langen Stock befestigte brennende Lunte, und bumm! — knallt die Maschine los. Ich habe zugesehen und gefunden, daß die Mädchen zwar Spaß, aber auch Angst hatten, was ich für ein gutes Zeichen halte, denn trotz Jeanne Hachette von Beauvais und Jeanne d'Arc von Domremy wäre es uns vermutlich durchaus nicht erfreulich, wenn alle unsre Schwestern, Frauen, Töchter, Waschweiber und Köchinnen Heldinnen und kriegerische Mannweiber

wären. Niemals gäbe es dann Mauslöcher genug für alle die Männer, die eine Zuflucht suchten!

Jeanne Hachettes Ruhm ist nicht über ihre Heimat hinausgedrungen, und ebenso kennt man die genannte Gascognerin nur bei ihren engeren Landsleuten. Jeanne d'Arc aber hat sich von Anfang an internationalen Ruhmes erfreut, und seit ihrem Tode hat ihr Ruhm nicht aufgehört, in die Höhe und Breite zu wachsen. Geschichtschreiber und Dichter, Maler und Bildhauer haben sich um ihn verdient gemacht, und dabei waren nicht nur Landsleute der Heldin, sondern auch die größten Ausländer tätig. Schon Shakespeare beschäftigt sich mit ihr, und obschon er als guter Engländer in ihr eher eine teuflische Hexe als, wie es jetzt die Franzosen tun, ein göttlichen Eingebungen folgendes Heldenmädchen sieht, hat er doch zur Ausbreitung ihres Ruhmes nicht wenig beigetragen. Nach dem größten englischen hat einer der größten französischen Schriftsteller Johanna auf die Bühne gebracht, aber in Voltaires „Pucelle" kommt sie fast noch schlimmer weg als in Shakespeares „Heinrich VI.", und obgleich nachmals zahlreiche französische Dramatiker sich mit der Geschichte Johannas beschäftigt haben, ist doch das bei weitem beste Schauspiel über die französische Heldin das Werk unsers Schiller. Nicht nur wegen seiner herrlichen Form, sondern auch wegen der klaren, hohen und reinen Anschauung, die der Dichter von den Beweggründen und von dem Charakter der Heldin hatte, ist Schillers Drama allen andern Dichtungen über das Mädchen von Domremy voranzustellen, und dabei zähle ich Michelets begeisterte Prosaschilderung, wie es sich gebührt, als Dichtung mit.

Gegenwärtig ist Jeanne d'Arc in Frankreich populärer, als sie es je vorher gewesen ist, und das hat seine politischen Gründe. Obgleich die Jungfrau von ihrem Könige schändlich im Stich gelassen, obgleich sie von einem französischen Edelmanne den Engländern verkauft, obgleich sie von einem aus französischen Geistlichen bestehenden Gericht verurteilt, obgleich das Urteil von der berühmtesten französischen Universität, von der Pariser Sorbonne, gutgeheißen worden ist, hat man mit der Zeit aus ihr ein Palladium gerade der Parteien gemacht, die ihren Untergang direkt und indirekt verschuldet haben. Heute sind es gerade die Royalisten und Klerikalen, also die nämlichen, deren Gesinnungsgenossen die Jungfrau vor fünfhundert Jahren verlassen oder verdammt haben, die sie auf den Schild heben und den andern Franzosen das Recht absprechen, in Jeanne d'Arc auch die Heldin der französischen Republikaner zu sehen.

Solange Frankreich eine Monarchie war, und besonders solange die Bourbonen herrschten, machte man sich wenig oder nichts aus dem Mädchen von Domremy. In Rouen wurde ihr auf dem großen Marktplatze, wo man sie verbrannt hatte, im achtzehnten Jahrhundert ein Denkmal errichtet, das heute noch da steht und das sehr sinnig an die Stelle der einstigen Feuerflammen die kühlenden Strahlen eines Brünnleins brachte. Und in Orleans, der von ihr befreiten Stadt, baute man zur nämlichen Zeit eine Statue auf, wo sie einer barocken Pallas Athene ähnlich sieht. Im neunzehnten Jahrhundert aber beschäftigte sich die bildende Kunst eifriger mit ihr, und allenthalben, wo Jeanne gewesen war, entstanden Denkmäler für die Jungfrau. In Compiègne, wo sie in die Gefangenschaft geriet, stellte man sie auf den Marktplatz, in Orleans genügte die alte Statue nicht mehr: man schaffte sie von ihrer Stelle auf dem Markte weg und brachte sie auf die Loirebrücke, während an den Platz auf dem Markte



E. Lenepveu — Die Vision der Jeanne d'Arc
(Aus den Wandgemälden im Pantheon zu Paris)

ein riesiges Reiterdenkmal kam, dessen Sockel ringsum mit Reliefdarstellungen geschmückt ist. Damit noch nicht genug, richtete man ein hübsches Bürgerhaus aus dem sechzehnten Jahrhundert als Museum ein und brachte hier alles unter, was sich irgendwie auf die Jungfrau bezieht. Da hängen, liegen und stehen Gemälde und Denkmäler aller Art, alle Bücher, worin Jeanne erwähnt wird, alle Dramen und Gedichte, die man in vierhundert Jahren ihr zu Ehren ersonnen, liegen da in den Glasschränken: Shakespeare, Voltaire und Schiller hausen da als friedliche Nachbarn, obschon ein jeder von ihnen die Jungfrau von ganz anderm Standpunkte ansieht. In diesem Museum steht auch die Statue der Jungfrau, von der sich ein andres Exemplar in Versailles befindet und die lange Zeit die berühmteste Statue Jeannes war, weil sie das Werk einer königlichen Prinzessin ist. Sie trägt den Namen der Prinzessin Marie von Orleans, der Tochter Ludwig Philipps, aber der Bildhauer Etex, der Schöpfer der beiden großen Gruppen an der Westseite des großen Triumphbogens, hat sich das Vergnügen gemacht, in einem Nachrufe zu Ehren seines Kollegen Pradier festzustellen, wer die Statue wirklich geschaffen hat. Da sagt er, ohne zu zucken, die beste Arbeit Pradiers sei die unter dem Namen Marie von Orleans gehende Statue der Jeanne d'Arc, und in der Tat unterliegt es keinem Zweifel, daß Pradier und nicht die Tochter des Bürgerkönigs das Werk geschaffen hat.

Rouen gab sich auch nicht mit der Statue zufrieden, die der wackere Slodts im achtzehnten Jahrhundert geschaffen hatte: es baute der Jungfrau auf einem benachbarten Hügel eine Riesenkapelle, die wohl zu einer großen Kirche geworden wäre, wenn man in Rom ein Einsehen gehabt und die als Ketzerin Verbrannte heilig gesprochen hätte. Sobald das geschieht, und ohne Zweifel wird es schließlich geschehen, werden die der heiligen Johanna von Arc geweihten Kirchen wie Pilze aus dem französischen Boden aufschießen, und die Franzosen werden fürder nicht mehr zu dem heiligen Dionysius, dem heiligen Martin von Tours, dem heiligen Michael oder der heiligen Genoveva von Paris beten, sondern nur noch zu dem Mädchen von Domremy.



E. Frémiet — Statue der Jungfrau von Orleans

(Auf der Place des Pyramides in Paris)

Solange Johanna aber noch nicht heilig ist, muß man sich mit profanen Denkmälern begnügen, und daran ist denn auch kein Mangel in Frankreich. Im neunzehnten Jahrhundert hat es kaum einen französischen Bildhauer gegeben, der nicht seine Jungfrau von Orleans geschaffen hätte, und die Maler folgten dem Beispiel ihrer modellierenden Kollegen mit Eifer und Lust. Zuerst stellte man Statuen auf, wo Johanna ihre Taten verrichtet hatte: in ihrem Geburtsort Domremy, in Compiègne, Orleans, Rouen. Dann mengten sich andre Städte ein. Paris gab sich mit einer einzigen Johanna nicht zufrieden, es mußte gleich zwei haben, abgesehen von den Dutzenden in den Museen. In Reims stellte man sie vor die Kathedrale, deren Fassade die herrlichste Prachtleistung der Gotik ist, hundert andre Städte, selbst solche, wo Johanna nie gewesen war, beeilten sich, den Bildhauern zu tun zu geben, und wenn irgend jemand in Frankreich dem Heldenmädchen Dank schuldig ist, so sind es die Jünger und Nachfolger des Phidias, denen sie schon Millionen zu verdienen gegeben hat.

Nach der Jungfrau der Prinzessin Marie von Orleans ist die berühmteste Jeanne d'Arc die Reiterstatue von Frémiet, die neben dem Tuileriengarten an der Place des Pyramides



A. Cordonnier Jeanne d'Arc
(Musée du Luxembourg)

in Paris steht. Diese Statue ist, ganz abgesehen von ihrer künstlerischen Vortrefflichkeit, dadurch sehr bekannt, daß sie, wie die im Tuileriengarten stehende, dem Andenken des letzten Krieges geweihte Gruppe „Und dennoch!“ von Mercié, wie die Statue von Straßburg am Eintrachtsplatze und wie die Vendômesäule eine Art patriotischen Wallfahrtsortes geworden ist. Zu der Gruppe Merciés und zu der Statue von Straßburg ziehen die Patrioten, die noch von einer Revanche und von einer Wiedereroberung des Reichslandes träumen; die Vendômesäule wird von den Bonapartisten besucht, die dem oben auf der Spitze der Säule stehenden Imperator ihre Huldigungen bringen; und Jeanne d'Arc ist, wie schon zu Eingang angedeutet, das Symbol der klerikalen und royalistischen Franzosen geworden. Frémiets Reiterstatue hat vor fünf Jahren in der Statue von Paul Dubois eine Konkurrentin erhalten. Eine Weile disputierte man in Paris über die beiderseitigen Vorzüge der Denkmäler; der eine hielt die von Frémiet für schöner, der andre zog die Jungfrau von Dubois vor. Jetzt läßt man ruhig beide gelten. Bei Dubois ist, wie die beigegebenen Abbildungen zeigen, sowohl das Pferd wie die Reiterin weniger irdisch als bei Frémiet. Beide scheinen wirklich einer göttlichen Eingebung zu folgen, indem sie voll Vertrauen und Zuversicht geradeaus in die Welt ziehen. Was die Popularität anlangt, so hat die Statue von Dubois schon deshalb der Figur Fremiets keinen Abbruch tun können, weil sie an einem etwas entlegenen Platze vor der Augustinuskirche aufgestellt ist, also ganz außerhalb der Heerstraße der Pariser Manifestanten. Uebrigens ist Frémiets Werk, wie wir es heute sehen, das Zeugnis einer wahrhaft seltenen künstlerischen Gewissenhaftigkeit: dem Bildhauer war vorgehalten worden, die Figur der Jungfrau sei allzu klein für das gewaltige Streitroß, auf dem sie reitet; und da er diesen Tadel als berechtigt anerkannte, so schuf er in aller Stille eine jenen Mangel vermeidende Replik, die er dann mit der ersten Arbeit vertauschte, als diese gelegentlich einer Reparatur am Sockel heruntergenommen und zu ihm ins Atelier gebracht worden war. Die Sache ist erst nach Jahren in die Oeffentlichkeit gedrungen und hat dem Künstler wohl den Tadel gewisser Pedanten eingetragen, die herausfanden, er habe gar nicht das Recht gehabt, die ihm nicht mehr gehörende Statue zu vertauschen; aber die Einsichtigen waren einig in Lob und Anerkennung seiner selbstlosen Tat.

Diese beiden Denkmäler der Jungfrau stehen in Paris auf der Straße. Wer aber die öffentlichen Gebäude von Paris durchwandert, der findet noch viele, viele Darstellungen der Nationalheldin. Im Pantheon hat der Maler Lenepveu eine ganze Wand mit Darstellungen aus dem Leben Johannas geschmückt. Da sieht man sie zuerst als Hirtenmädchen, dem der Engel die himmlische Botschaft verkündet, dann als gepanzerte Ritterin im Kampfe,



Statue der Jeanne d'Arc zu Orleans
(Angeblich ein Werk der Prinzessin Marie von Orleans)



Paul Dubois — Jeanne d'Arc

(Das Bildwerk ist aufgestellt in Paris und Reims)



Jean Paul Laurens — Die Geschichte der Jeanne d'Arc
(Mittelbild eines Triptychons)

endlich auf dem Scheiterhaufen in Rouen. Zu einer zyklischen Darstellung hat auch Jean Paul Laurens den Stoff in seinem großen Triptychon verarbeitet, in dem er, seinem Hang zum Tragischen und Schrecklichen folgend, das furchtbare Ende der Jungfrau schildert: besonders grausig wirkt auf dem rechten Flügel des Bildes der einsam ragende Pfahl mit den verkohlten Resten der Leiche. Die meisten Künstler haben sich damit begnügen müssen, nur eine der für die bildende Kunst so dankbaren Szenen aus dem Leben der Jungfrau darzustellen. Die einen erblickten in der Heerführerin das beste Thema, die andern begeisterten sich für das Hirtenmädchen, noch andre nahmen den Tod der Märtyrerin zum Vorwurfe. Rude, der größte französische Bildhauer des neunzehnten Jahrhunderts, hat





Jean Paul Laurens — Die Geschichte der Jeanne d'Arc
(Linkes und rechtes Flügelbild eines Triptychons)

Johanna dargestellt, wie sie als Hirtenmädchen der geheimnisvollen Stimme lauscht, die sie zum Auszuge und zum Entsatze von Orleans mahnt. Indessen ist seine Jeanne kein schüchternes, hübsches Mädchen wie die Jungfrau Lenepveus, sondern ein gallisches Heldenweib, dem nur der Anlaß fehlte, um sein Heldentum darzutun. Den nämlichen Moment hat der Maler Bastien Lepage gewählt. Auch hier lauscht die Hirtin der geheimnisvollen Stimme wie bei Rude und bei Lenepveu, aber bei Lepage ist die Verzückung des Mädchens packender zum Ausdruck gebracht als bei Rude und Lenepveu. Rudes Statue ist nicht auf einen öffentlichen Platz gekommen, sondern man hat sie in den Louvre gebracht. Ebenso sind die Statuen von Chapu und Cordonnier im Museum geblieben. Auch Chapu hat sich das Hirtenmädchen gewählt. Seine Johanna liegt auf den Knien und betet. In ihr kommt nicht das Heldentum zur Aussprache wie bei Rude, auch die Verzücktheit ist nicht so betont wie bei Lepage. Johanna ist hier ein schönes Mädchen im Gebet, wie es deren Tausende gibt. Aber die Arbeit zeichnet sich durch auserlesene Schönheit der Formen aus und ist eine der anmutigsten und einwandfreiesten Schöpfungen der modernen Plastik.

Bei der schon mehrfach erwähnten Jungfrau der Prinzessin von Orleans hat Jeanne die Heimat verlassen. Sie ist gewappnet und drückt das Schwert an die Brust. Bei Dubois und Frémiet führt sie hoch zu Roß die Soldaten in den Streit, bei Cordonnier endet ihre Laufbahn auf dem Scheiterhaufen. Und in allen diesen Darstellungen ist immer die Legende festgehalten, daß Jeanne d'Arc von den bösen Engländern hingerichtet worden sei. Wenn man alle ihre Widersacher und Feinde als Engländer gelten lassen wollte, so wären damals nicht nur die Bewohner des Inselreiches, sondern auch die Bewohner von ganz Nordostfrankreich Engländer gewesen, ja die Pariser selbst, die Einwohner der Hauptstadt Frankreichs, wären dann als Engländer anzusehen, denn die Pariser versperrten ihre Tore der Jungfrau und ihrem König, sie huldigten dem englischen Herrn der Normandie und fanden es ganz in der Ordnung, daß man die



Jules Bastien Lepage — Jeanne d'Arc



Wilhelm von Kaulbach — Die Jungfrau von Orleans
(Aus Bruckmanns Schiller-Galerie)

böse Hexe verbrannte. Jetzt aber ist jeder Pariser und auch jeder Normanne davon überzeugt, daß Jeanne auf der Seite seiner Vorfahren gekämpft hat und daß diese in ihr die nämliche heilige Heldin gesehen haben, die er selbst in ihr sieht. Und das nämliche glauben die Klerikalen und schieben alle Schuld nicht der katholischen Kirche, sondern den bösen Engländern zu. Da kann man sehen, wie sich die Zeiten ändern und die Menschen mit ihnen.

Aphorismen

Von

Otto Weiß

Gewisse Leute haben so wenig Sinn für Poesie, daß sie selber dichten.

•

Wenn einer Pech hat, hat er's auch im Glück.

•

Gewisse Geister predigen das Evangelium des Egoismus ... Warum denn eigentlich? ... 's ist gerade so, als wollten sie die Menschen ermahnen, zu essen, zu trinken, zu schlafen und sich zu vermehren.

•

Der Karikaturenzeichner hat's leicht: oft braucht er die Wirklichkeit nur zu kopieren!

Jemand sagte: „Was bei Verliebten so schön ist: daß sie sich einstweilen für immer lieben!"

•

Gewisse Leute verachten jeden, der ebenso wenig Geld hat wie sie.

•

X und Y stehen zueinander in den widerspruchsvollsten Beziehungen: einesteils sind sie befreundet — anderenteils verwandt.

•

Schon mancher ideale Schwärmer wurde ernüchtert — dadurch, daß man ihm zumutete, für die Verwirklichung seiner Ideen Geld auszugeben.



Antoine Chapu — Jeanne d'Arc in Domremy

(Das Marmorbildwerk im Musée du Luxembourg zu Paris)

Der Garten des Kindes

Von

R. Reichhardt

Wenn die Frühlingssonne die ersten wärmenden Strahlen über die Erde scheinen läßt und der Landmann seine ersten Furchen zur Frühjahrsbestellung auf dem Acker zieht, dann regen sich allenthalben in Stadt und Land viele tausend Hände, um des Hauses schönsten Schmuck, den Garten, für den Sommer vorzubereiten. Jeder Hausbewohner ist glücklich, ein Stückchen Erde sein eigen zu nennen, auf dem er Floras liebliche Kinder unter der Arbeit seiner Hände hervorwachsen sehen kann. Dabei wird jeder Gartenfreund die Beobachtung gemacht haben, daß niemand mehr Interesse am Pflanzen, Gießen, Graben und Harken, Säen und Ernten im Garten nimmt als die Kinder des Hauses. Die Entwicklung des Samenkorns zum Keim, zum Stengel, zur Blattbildung, zur Blüte und Frucht, die dem Kinde in der Theorie in der Schule vorgeführt wird, vollzieht sich hier leibhaftig in seiner eigensten Anschauung. Wie leuchten der Kleinen Augen, wenn sie der Mutter die ersten Radieschen für die Küche liefern, die ersten Veilchen pflücken, die ersten Rosen zu einem Strauße zierlich winden und dem Vater zum Geburtstag überreichen können! Aber erst dann wird die Lust und Freude am Garten in der Seele des Kindes von dauernder Bedeutung für das Bewußtsein seiner eignen Kraft sein, wenn ihm ein eignes Gärtchen zu selbständiger Bearbeitung, Pflege und Ernte eingeräumt wird. Den hohen erziehlichen Wert solcher Anlagen haben unsre Pädagogen längst erkannt und allenthalben sogenannte Schulgärten eingerichtet, in denen Kindern der einzelnen Schulklassen kleine Beete zugewiesen sind, auf denen sie selbständig Gemüse und Blumen bauen, pflanzen und pflegen. Aber das Gärtchen des Kindes mitten in Vaters Garten, das bei sorgsamer und fleißiger Pflege des Knaben oder des Mädchens unter der Eltern Augen gedeiht, hat doch eine besondere Anziehungskraft für das Kind. Wer es daher irgendwie mit den Raumverhältnissen seines Gartens ermöglichen kann, der gebe seinen Kindern ein Gärtchen.

Wie überall für die Kinder das Beste gerade gut genug ist, so soll der beste und sonnigste Platz des Gartens zum Kinderbeet ausgewählt werden. Unter schattigen Bäumen oder in entlegener Ecke gedeihen Pflanzen nur kümmerlich, und der Erfolg steht in keinem Verhältnis zur Mühe. Der ausgewählte Platz gehört ganz dem Kinde; hier soll es herrschen, schalten und walten. Wohl sollen ihm Vater und Mutter mit Richtlinien und Anweisungen in bezug auf Sauberkeit und Ordnung im allgemeinen an die Hand gehen, aber bei der besonderen Behandlung und Pflege der Gartengewächse sollen sie nur dann helfend eingreifen, wenn des Kindes Kraft nicht ausreicht. Gerade die Gewährung der Selbständigkeit in der Gartenpflege verleiht der Arbeit des Kindes einen besonderen Reiz.

Es ist eine alte Erfahrung, daß das Kind am leichtesten geneigt ist, der Arbeit und des Spiels überdrüssig zu werden. Auch bei der Pflege eines Gärtchens liegt diese Gefahr dann nahe, wenn bei der Auswahl der Gartengewächse, besonders aber bei ihren Entwicklungs- und Blüteperioden nicht Abwechslung geschaffen wird, das heißt, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß vom Beginn des Frühlings bis zur Herbstzeit das Kindergärtchen möglichst mit blühenden Blumen oder reifenden Gemüsearten und Früchten bepflanzt ist. Freilich ist dabei anderseits zu bedenken, daß auf diese Weise leicht ein Uebermaß an Pflanzenmaterial und Pflanzenpflege geschaffen wird, das dem Eindruck des Ganzen und dem Erfolge nur hinderlich wird. Auch hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister.

Das Kind hat einen ausgeprägten Nachahmungstrieb. Zu jedem kleinen Gärtchen gehört eine Laube. Der Vater besitzt sie, das Kind will sie auch haben. In ihrem Schatten will es mit seiner Puppe spielen oder mit seinen Genossen plaudern. Solch eine Kinderlaube ist leicht hergestellt. Der Vater steckt in der Ecke des Gärtchens einige Bohnenstangen kreuzweise in die Erde und verbindet ihre Kreuzungspunkte durch eine wagerechte Stange. Dadurch entsteht von selbst der Raum in der Laube. Damit sie sich beranke und Schatten gebe, legt das Kind im Mai rings um das Gestell die Kerne der Feuerbohnen, die in kurzer Zeit aufgehen. Die Ranken werden mit Fäden an die Stangen gebunden, bald steigen sie bis an die Enden, und der ganze Bau erglänzt bald im lichten Rot der Bohnenblüten. Die reifenden Schoten sind in jungem Zustande der Mutter für die Küche ein willkommenes Gemüse. Sehr empfehlenswert ist es auch, die Be-

rankung durch die neuerdings in große Aufnahme gekommenen farbenprächtigen, wohlriechenden Wicken (lathyrus) oder die rankende Kapuzinerkresse zu bewerkstelligen.

Bei der Frage, wie das Gärtchen des Kindes am besten einzuteilen sei, und zwar unter Berücksichtigung der Jahreszeit und der Entwicklungsfolge der Gartenpflanzen, kommt es auf den verfügbaren Raum an. Kann man es ermöglichen, so lasse man das Kind sein Beetchen in zwei durch einen Weg geschiedene Stücke teilen, in einen Gemüse- und einen Blumenteil. Ist der Raum beschränkt, so ist einem Blumenbeet allein der Vorzug zu geben. Die ganze Beetfläche kann vom Gesamtgarten durch Einfassungen mit Ziegelsteinen, Muscheln oder Drahtgeflecht abgesondert werden. Die einzelnen Beete aber erhalten eine besondere Einfassung von Pflanzenmaterial. Das Kind soll seinen Garten von Anfang an selbst zubereiten. Es soll graben und harken, die Wege reinigen, die Pflanzreihen ziehen, die Abstände ausmessen, die Pflanzlöcher bestimmen und selbst pflanzen. Fehlt es an natürlichem Dünger, so soll der Boden mit dem künstlichen Gartendünger, der auf die Oberfläche nach dem Graben gestreut werden muß, gedüngt werden. Das Kind soll, wenn der Erdboden hart geworden ist, diesen mit seiner Hacke rings um die Pflanze lockern, soll sorgfältig alles Unkraut entfernen und bei Trockenheit gießen. Alle abgeblühten Blumenreste sind zu entfernen, damit der Blütenentwicklung größere Nahrung und Kraft zugeführt wird. Vor allem aber soll das Kind aus eigenster Erfahrung heraus das Wachstum der Pflanze kennen lernen. Der Vater gibt ihm einen Blumentopf und läßt es vom Gärtner zum Beispiel Stiefmütterchensamen kaufen. Der Samen wird dünn auf die Erdoberfläche des Topfes ausgesät und mit Erde bedeckt. Mit der Brause des Gießkännchens wird die Saat befeuchtet. Bald erscheinen die Keimblättchen, später die Herzblätter, das Pflänzchen erstarkt und ist bald so weit gewachsen, daß es in das Land des Gärtchens oder als zierliche Einfassung in die Reihe gepflanzt werden kann, im Herbste schon erscheinen die ersten Blütchen — wie freut sich das Kind dieses Erfolges und ist stolz darauf, von Vater oder Mutter Lob zu ernten!

Der kleine Gemüsegarten kann natürlich nur einfach gestaltet werden. Als Einfassung kommen Petersilie und Schnittlauch in Betracht. Das Kind ist glücklich, der Mutter mit kleinen Suppeningredienzen und Salatwürzen aushelfen zu können. Für den eignen Bedarf würden Radieschen, Sommerrettiche und die süßen Buschzuckererbsen anzupflanzen sein, und an ihre Stelle mag für die Herbstkultur Spinat oder der zweite Kohlrabi treten. Auch die gelben Wachsbohnen nehmen sich in Kindergärten gut aus, und wenn Platz vorhanden ist, so mag auch der Versuch mit einer japanischen Klettergurke gemacht werden. Tomaten zeigen prächtige Schaufrüchte,[1] doch werden diese nur in heißen Sommern reif.

Mit besonderer Vorliebe wird ein Kind das Blumenbeet pflegen. Eine wirkungsvolle Einfassung gibt letzterem besonderen Reiz. Gute Einfassungsblumen sind in erster Linie die anmutigen Tausendschönchen, zwischen die man die Zwiebeln der Schneeglöckchen pflanzen kann. Wenn letztere im zeitigen Frühling verblüht sind, so treten die roten und weißen Bellisblüten an ihre Stelle. Auch Nelken, Primeln und Vergißmeinnicht sowie die allerliebsten Hainblumen (Nemophila) eignen sich zur Einfassung. Für die Beete selbst sind die sogenannten Sommerblumen empfehlenswert. Perennierende Stauden, zum Beispiel Päonien, Mohn, Centauren, Akelei beanspruchen viel Platz und blühen nur kurze Zeit. Aber viele Sommerblumen blühen bis in den Herbst hinein. Empfehlenswert sind: Phlox, Löwenmaul, Tagetes, Levkojen, Astern, Reseda (auch als Einfassung), Verbenen, Strohblumen, Kapuzinerkresse. An die Laube kommen zur Seite einige Sonnenrosen (helianthus), deren Kerne im Winter den hungernden Vögeln eine willkommene Schnabelweide bieten, auf einem kleinen erhöhten Brett aber in der Ecke des Beetchens stehen die Topfgewächse, die sich das Kind aus Stecklingen herangezogen hat. In kleine Töpfe sind sie eingesetzt und von Geranien, Fuchsien, Topfrosen, Kaktus, Myrten gewonnen. Dicht unter einem Knoten im Zweige sind sie abgeschnitten, in sandreiche Erde gesetzt und mit einem Glas bedeckt. Bald haben sie Wurzel geschlagen und treiben lustig Blätter und Zweige. Wenn der Herbst kommt, werden sie in der Mutter Zimmer ans Fenster versetzt und erfreuen die Hausgenossen durch ihren lieblichen Flor. Aber eins haben wir noch vergessen — die Sommerblumen fangen erst im Juni an zu blühen, so wäre denn das Blumengärtchen des Kindes vom Frühling bis zum Sommer blumenlos? Das Kind sorgt im Herbst vor: es legt im Oktober Blumenzwiebeln, Hyazinthen, Tulpen, Krokus, Scilla in sein Blumengärtchen und bedeckt die Pflanzung mit Laub oder Fichtenzweigen. Kommt dann der holde Lenz, dann prangt sein Frühlingsbeetchen, umsummt von Bienen und umgaukelt von Faltern, im herrlichsten Blumenschmuck. Die Zwiebeln werden dann der Erde entnommen, und an ihre Stelle treten die Sommerblumen. Hat der Vater in seinem Garten einen Rasenplatz, so können die Kinder im Herbst in den Rasen ebenfalls Blumenzwiebeln pflanzen. Im ersten Rasengrün gewähren dann die blühenden Frühlingsblumen einen entzückenden Anblick. Ist im Garten eine kleine Gehölzgruppe, so verlohnt es sich, an deren Rand rankenlose Monatserdbeeren, die gar süße Früchte tragen, oder Waldhimbeeren anzupflanzen. Auch Maiblumen und Waldmeister, Waldanemonen und Walderbsen, Farne und Waldflechten kommen hier gut fort.



Weinumrankt

Nach einem Aquarell von Kolo Moser (Wien)

Von Nikko nach Chuzenji

Von

Eduard Cucuel

(Hierzu fünf Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers)



Auf der Straße nach Chuzenji

Einer der entzückendsten und malerischsten Ausflüge in Japan ist der von dem Dorfe Hachiischi nach dem See von Chuzenji, der etwa 1450 Meter hoch im Gebirge liegt, 13 Kilometer von Nikko. Es ist eine Reise, die einerseits von fast allen die Tempel von Nikko aufsuchenden Touristen und anderseits von Tausenden von Wallfahrern gemacht wird, die aus religiösen Gründen die Besteigung des Nantai-Zan, eines der höchsten Gipfel der Gebirgskette, unternehmen. In einer Nacht sollen manchmal während der Monate Juli und August 10000 Pilger in dem Dorfe Chuzenji schlafen!

Nikko steht unter anderm in dem gleichen Rufe, dessen sich in Deutschland Heidelberg erfreut, es soll dort fast immer regnen, und ich kann das aus eigner Erfahrung bestätigen, denn ich befand mich dort Tage und Nächte lang an mein japanisches Hotel gebannt, in der Hoffnung, daß der Himmel sich aufklären werde.

Drei aus unsrer Gesellschaft, ein amerikanischer Millionär, ein englischer Geistlicher und meine Wenigkeit, entschlossen sich, den Ausflug zu wagen, und an dem vierten Morgen, der sich warm und hell anließ, brachen wir von unserm Hotel in drei Jinrickschas auf, von denen jede von zwei Kulis befördert wurde, einem vorn und einem hinten (als Schiebebuben). Ein weiterer Kuli war zum Tragen unsers Gepäcks gemietet worden; dieser arme Bursche mußte sich aus Leibeskräften abmühen, gleichen Schritt mit der Jinrickscha zu halten.

Der Weg führte außerhalb des Dorfes an einem Gebirgswasser vorbei, an dessen Ufer auch eine Straßenbahn hinlief, deren Wagen von schweren Ochsen gezogen wurden. Diese Wagen waren mit Fässern voll Kupfer beladen, dem Produkte der großen Kupferminen von Aschio, den reichsten im Lande. Der Weg war äußerst holperig, und wir wurden in unsern Jinrickschas hin und her geworfen wie die Schachtelmännchen, so daß wir mehr als



Dem Gepäckkuli wird nichts zu schwer



Ein Ausflug im „Kigo"

einmal in Gefahr gerieten, in das reißende Bergwasser unter uns geschleudert zu werden. Stellenweise verschwand der Weg vollständig, und wir wurden dann genötigt, auszusteigen, während die Kulis die Rickschas über die gefährliche Stelle trugen. So ging es oft eine Stunde lang, doch langten wir endlich in dem Dorfe Uma-Galschi an, wo die Jinrickschas zurückgelassen wurden, weil der Aufstieg zu steil und uneben wurde und wir deshalb die letzte Strecke zu Fuß zurücklegen mußten.

In Uma-Galschi steht ein großes Teehaus, in dem die Reisenden Rast zu halten pflegen, bevor sie die Tour fortsetzen. Hier trippelten reizende kleine Musmes an uns heran, begrüßten uns mit dem landesüblichen „Oahio!" und brachten uns zu unsrer Erfrischung heißen Tee, Pfeffermünzküchlein und süßes Backwerk, dabei nicht aus dem Lachen kommend.

Während unsrer Erfrischungspause langte eine ganze Menge japanischer Touristen an, von denen die meisten, von zwei Kulis befördert, in sogenannten „Kigos" herankamen. Dieses Transportmittel ist typisch für die Gebirgsgegenden Japans. Das Kigo ist eine Art schwebenden Tragsessels, der von einer langen Bambusstange herabhängt und ein Verdeck hat, auf dem das Gepäck des Reisenden befördert wird.

Der Stuhl ist nicht lang genug, daß man sich auf ihm ausstrecken könnte, und das Verdeck nicht hoch genug, daß man aufrecht auf dem Stuhl sitzen könnte; die Japaner bedienen sich seiner, indem sie eine halb sitzende, halb kauernde Stellung annehmen, die für den Fremden äußerst ungemütlich ist.

Die Arbeit der Kulis ist schrecklich. Sie können sich nur 10 Meter vorwärts bewegen und müssen dann stehen bleiben, um ihre Stelle zu wechseln. Ein dritter Kuli folgt von hinten, um seine beiden Vordermänner, sobald eine gewisse Strecke zurückgelegt ist, zu unterstützen. Das Gesamtgewicht des Kigo, seines Insassen und des Gepäcks beträgt mindestens 115 Kilogramm, oft aber noch mehr, und das ist auf engen und schwierigen Gebirgspfaden eine Last, die weit über normale Menschenkraft hinausgeht. Es ist wirklich empörend, wenn man sehen muß, wie ein dicker Japaner es sich nach seiner Art auf seinem Stuhl bequem macht, während die armen Kulis unter der unmenschlichen Last stolpern, stöhnen und schwitzen.

Unser Gepäckkuli war ein wahres Wunder. Auf seinem Rücken trug er ein Bambusgestell, das unsre schweren Reisetaschen, Ueberzieher und Mäntel enthielt, und die schwere Kamera des amerikanischen Millionärs hing ihm um den Hals — und doch schien ihm das kaum nennenswerte Beschwerden zu machen.

Der Aufstieg war prachtvoll. Wilde, zerklüftete Felsschluchten und hoch über uns weiß schimmernde Bergketten, die Hänge ringsum mit dem blutroten und goldgelben Blattschmuck der Ahornbäume bedeckt — den vielgepriesenen Herbstfarben, derentwegen Nikko so berühmt ist — und mächtige Stürze und Wasserfälle, die ihre schäumenden Wassermassen unter betäubendem Lärm in eine bodenlose Tiefe ergossen. Und dabei überall Teehäuser! Wie man in Deutschland und Tirol an fast allen schönen Aussichtspunkten Bierhallen findet, so kann man sich in Japan stets darauf verlassen, an ähnlichen Punkten ein Teehaus anzutreffen.

Hier erfrischten wir uns wieder mit heißem Tee und Pfeffermünzküchlein, während der Kuli sich den

Schweiß von seiner nassen Stirn wischte und sich ein Pfeifchen anzündete. Ich zählte im ganzen auf dem Wege aufwärts zwanzig Teehäuser.

Nach einer steilen Kletterpartie von etwa drei Stunden erreichten wir endlich die Höhe des Passes, und der schöne See von Chuzenji breitete seine Silberfläche vor uns aus. Es war in der Tat der Mühe wert gewesen, diese Partie zu machen. Die Bergwände bildeten eine Farbenglut, die sich, soweit unser Blick reichte, auf der kristallenen Oberfläche des mächtigen Sees widerspiegelte. Die Luft kam uns hier viel kühler und frischer vor nach der Hitze der unter uns liegenden dampfigen Täler.

Am See liegt ein reizendes Hotel in japanisch-europäischem Stil, in dem wir frühstückten und uns zugleich der herrlichen Aussicht von der Veranda aus erfreuten. Die Vortrefflichkeit einiger dieser so ganz abseits vom Wege gelegenen japanisch-europäischen Hotels ist wirklich etwas ganz Einziges. Da, wo man erwartet, höchstens das zum Leben absolut Notwendige anzutreffen, findet man luxuriöse Hotels, die im erlesen-japanischen Geschmack erbaut sind, während die innere Einrichtung und die Küche durchaus den europäischen Stil wahren.

Etwa 11 Kilometer weiter liegt das Dorf Yumoto mit heißen Schwefelquellen, für die Japaner ein Kurort à la Wiesbaden. Dieses wollten wir vor Nacht noch erreichen, und wir bestiegen deshalb einen langen Sampan mit einem viereckigen weißen Segel, auf dem wir stolz die klaren, kühlen Fluten des Sees durchfurchten. Am Ufer konnten wir eine ganze Reihe von Landhäusern europäischer Diplomaten gewahren, so reizend gelegen, wie es nur irgendwie in Tirol möglich ist.

An dem andern Ende des Sees von Chuzenji stiegen wir aus und setzten die Tour zu Fuß fort, wobei der Gepäckkuli uns getreulich voranschritt und uns als Führer diente.

Von allen Seiten wieder großartige Herbstfärbung. Ich habe nie etwas wie diesen Farbenglanz und diese Farbenpracht gesehen. Wasserfälle, Teehäuser und endlich Yumoto, als es gerade zu dämmern begann. Ein schöner kleiner See lag friedlich am Hange goldiger Hügel und spiegelte an einem seiner Enden das niedliche Dorf Yumoto wider, 2000 Meter über Meereshöhe.

Hier lernte ich zum erstenmal durch praktische Erfahrung die japanische Lebensweise kennen. Unser Kuli brachte uns zu einem japanischen Gasthause am Eingange des Dorfes, einem niederen Bauwerke mit einer Veranda im Obergeschosse, auf die sich die papiernen Schiebetüren der Schlafzimmer öffneten.

Unser Wirt begrüßte uns mit tiefen Bücklingen, und zwei lächelnde „Nesans“ taten das gleiche; unsre staubigen Schuhe wurden uns am Eingange des Hauses abgenommen und wir erhielten dafür Pantoffeln; dann wurden wir hinauf in unsre „Appartements“ geleitet.

Wir erhielten drei Nesans, jeder eine, und ihre Obliegenheit war, für unsre persönlichen Bedürfnisse zu sorgen und es uns möglichst bequem zu machen.

Wir ließen uns alle auf den Boden nieder, der mit herbeigeschafften weichen Matten belegt worden war, und dann kam der unvermeidliche Tee in Begleitung von warmem Sake.

Unser Wirt erschien während des Tees und machte uns darauf aufmerksam, daß, wenn wir ein Bad wünschen sollten, eine der Nesans uns den



Abendlicher Zeitvertreib: Japanischer Fächertanz



Im Hotel zu Yumoto: Ki Ku San bringt das Frühstück

Weg zeigen würde; inzwischen werde das Abendessen zubereitet werden. Wir gingen freudig auf das Anerbieten ein. Zunächst legten wir unsre Röcke ab und zogen die Kimonos an, die jedes japanische Hotel seinen Gästen zur Verfügung stellt; dann folgten wir „Ki Ku San“ (Fräulein „Chrysanthemum“) durch das Dorf zu dem Badehause in der Meinung, dieses sei ein Privatannex des Hotels. Man denke sich daher unser Erstaunen, als Ki Ku San vor einem kleinen hölzernen Schuppen Halt machte, in dessen Innerem sich ein großer Behälter voll dampfenden Wassers befand, und in diesem zehn Frauen, sieben Männer und zwei Kinder, die, bis an den Hals im Wasser steckend, das Schwefelbad in aller Gemütsruhe gemeinschaftlich nahmen. Mitten in der Gruppe entdeckten wir den Kopf unsers Gepäckkulis, der uns, rot wie ein Krebs, vergnüglich angrinste!

Das Zusammenbaden von Männlein und Weiblein mit oder ohne Badeanzug ist in Japan durchaus comme il faut.

Ich war genötigt, Ki Ku San davon zu verständigen, daß eine Teilnahme an diesem Familienbade nicht nach unserm Geschmack sei, und wir kehrten betrübt in unser Hotel zurück, zum größten Mißvergnügen unsers Wirts, der nur unwillig zwei Kulis beauftragte, Wasser von den heißen Quellen nach einigen Badewannen in einem Hintergebäude des Hotels zu schaffen. In diesen nahmen wir dann endlich unser Bad in Anwesenheit des gesamten Hotelpersonals.

Das Abendessen wurde angekündigt, und die drei Nesans erschienen mit lackierten Tragbrettern, auf denen wieder verschiedene kleinere Bretter mit den einzelnen Speisen standen. Sämtliches Eßgeschirr war rot lackiert und goldgemustert. Es gab Suppe mit Zwiebelscheiben und Essig, gesottene Lachsforelle mit Soya, gebratene junge Hühner, Bambussprossen, und dann eine Anzahl spezifisch japanischer Gerichte, die ich weder benennen noch beschreiben kann, die mir aber ungenießbar vorkamen, weil sie samt und sonders einen zugleich süßlichen, säuerlichen und salzigen Geruch hatten. Selbstverständlich gab es auch Reis, einen großen hölzernen Napf mit heißem Reis. Dieser ist gleichsam die Basis oder das Fundament des ganzen Essens; man hält eine Schale voll dicht an den Mund, läßt von jedem Gericht etwas hineinfallen und schiebt es dann mit den Eßstäbchen zwischen die Zähne. Diese Eßstäbchen waren natürlich etwas Selbstverständliches. Ich vermochte mit ihnen auch nicht das mindeste aufzupicken, und schließlich war

Ki Ku San genötigt, mich wie ein Kind zu füttern. Der Millionär wurde, als er das sah, ganz eifersüchtig, und seine Nesan mußte es nun auch so machen.

Das Zimmer, in dem wir saßen, war äußerst schlicht und einfach. An zwei Seiten befanden sich papierene Schojis oder Schiebefenster, und die übrigen waren mit verschiebbaren Wandteilen versehen, die, wenn sie sich öffneten, den Einblick in andre, ähnlich eingerichtete Zimmer gestatteten. Von einer eigentlichen Zimmereinrichtung war nichts vorhanden, wenn man dafür nicht die reinlichen Matten am Boden, zwei Kakemonos an den Wänden und eine kleine Hängelampe ansehen wollte. In der Mitte des Zimmers stand ein Feuerbecken mit glühenden Kohlen für den Teetopf und zum Anzünden der Pfeifen.

Nach dem Essen wurden wir durch drei Tänzerinnen unterhalten, wenigstens tanzte eine von ihnen den anmutigen „Fächertanz", während die beiden andern sie begleiteten, eine auf der „Samesan" (der langen japanischen Gitarre) und die andre mit zwei Hölzchen, die sie zusammenschlug und dadurch einen scharfen, kastagnettenartigen Ton hervorbrachte. Sie trugen große Hüte aus Reisstroh, die wie Pagoden aussahen und unter dem Kinn mit Bändern zusammengebunden waren. Ihre Lippen waren rot geschminkt und ihre Kimonos sehr elegant. Während des Tanzes sang die Tänzerin, und ich muß gestehen, es klang, als ob mehrere Katzen eine Versammlung auf dem Dache abhielten. Immerhin war das Ganze eine recht amüsante Veranstaltung, die irgendwelche Langeweile nicht aufkommen ließ.

Aber die Betten! Mit gelindem Grauen schon hatte ich ihrer in Erinnerung früherer Abenteuer gedacht.

Ki Ku San geleitete mich, mir mit einer von einem Bambusstabe herabhängenden Laterne voranleuchtend, zu meinem Schlafzimmer. Auf dem Boden lag etwas, das wie ein Haufen bunter, wattierter Kleider aussah; bei näherem Zusehen gewahrte ich, daß es ein Kimono war, in dem ich, wie in einen Sack gehüllt, schlafen sollte; darunter lagen verschiedene Lagen weicher Matten, über die ein weißes Leintuch gebreitet war. Eine dünne runde Rolle, die mit schwarzem Samt überzogen und fest ausgepolstert war, sollte mir als Kopfkissen dienen. Seitwärts stand eine kleine Lampe und eine Kerze. Das war alles.

Nur eine dünne papierne Schoji schied mich von der kalten Bergluft draußen, und ich sah anfangs der Nacht, die ich in diesem nach europäischen Begriffen wenig gastlichen Raum zubringen sollte, mit gemischten Gefühlen entgegen. Als ich indes einmal in dem dicken Kimono steckte, fühlte ich mich sehr behaglich und warm, obwohl ich wie ein Waltier aussah. Rechts und links ragten meine Arme hervor wie die Flossen eines Seelöwen. Das Kissen erwies sich als etwas hart, im Traum erschien es mir späterhin als die weichste Lagerstätte, die ich je gehabt.

Als ich aufwachte, sah ich das volle Tageslicht schon durch die Schojis hereindringen und Ki Ku San mit heißem Tee auf einem Brette vor mir knien. „Oahio!" sagte sie mit einer tiefen Verbeugung.

Wiederkehr

Von

Emil Roland (Emmi Lewald)

Und als die Luft, die linde Luft,
Im Abendglanz erglühte,
Als ich ihn sog, den süßen Duft
Der ersten Pfirsichblüte,
Als ich das weiße Segel sah
Auf blauen Fluten fließen,
Da lag das Land Italia
Mir wiederum zu Füßen.

Da zauderte mein schneller Schritt,
Die Schwelle zu beschreiten,
Da war es mir, als ob ich litt
Vor lauter Seligkeiten —

Als ob des Glückes Goldpokal
Zu voll geschüttet wäre —
Da graute mir mit einem Mal
Vor solchen Glückes Schwere —!

Denn wenn ich wieder wandern kann
Beim Takte welscher Wellen
Und mir des Südens Lippen dann
So heiß entgegenschwellen,
Wenn von den Türmen allerwärts
Die Osterglocken tönen —
Wonach, mein sehnsuchtsdurst'ges Herz,
Sollst du dich dann noch sehnen?!

Kriegsleistungen und Friedensarbeit

Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

Wer in den Krieg zieht, sei es als Angreifer, sei es als Verteidiger, hofft auf den Sieg. Aber der Sieg fällt immer dem Stärkeren zu.

Bei der Unvollkommenheit der menschlichen Leistungen wird es sich im Kriege vielleicht seltener um die größere Heldenhaftigkeit der einen Partei als um ihre geringere Mangelhaftigkeit handeln; von zwei Schwachen siegt der weniger Schwache. Wie groß oder wie klein der Wert der beiderseitigen Armeen auch sein mag, so bleibt der Sieg aber doch stets der Maßstab für die Machtverhältnisse der Kriegführenden. Der Gott der Schlachten ist immer mit den größeren, das heißt mit den stärkeren Bataillonen.

Kann man also auch mit geringer Kraft siegen, wenn es sich um einen noch schwächeren Gegner handelt, so bindet sich der Sieg doch um so sicherer an die Fahnen des Stärkeren, je größer der Ueberschuß seiner Kraft ist. Jede Nation wird daher einen möglichst hohen Grad kriegerischer Leistungsfähigkeit erstreben müssen, um so mehr, als es nicht immer vorausgesehen werden kann, gegen welchen Feind oder gegen welche Koalition von Feinden sie zu kämpfen haben wird. Das trifft vermehrt für jeden nach Weltmacht ringenden Staat zu.

Was die im Kriege verwertbare Kraft an sich anlangt, so setzt sie sich aus einer großen Zahl von Komponenten zusammen. Der Mensch mit seinen körperlichen, geistigen und seelischen Eigenschaften, mit seiner Hingabe, seiner Begeisterung und seinem Opfermut steht im Vordergrund. Dann kommen die technischen Hilfsmittel in Betracht sowie die Fertigkeit in ihrer Handhabung. Schließlich spielen die geographische Lage des Landes und die Beschaffenheit des Kriegstheaters wichtige Rollen, aber sie bleiben gegebene Größen, während die vorgenannten Faktoren steigerungsfähig sind.

Die Vorbereitung auf den Krieg hat also die Mehrung der Kraft und der kriegerischen Fertigkeiten des lebenden, wie die Entwicklung, Ansammlung und Ausnutzung des technischen Materials zu umfassen. Ein Volk hat daher hinsichtlich seiner Wehrhaftigkeit nur dann das Rechte getan, wenn es seine im Krieg verwendbare Kraft bis zur Grenze der Möglichkeit steigert. Die Kriegsvorbereitung schließt somit ein ungeheures Arbeitspensum in sich, an dem aber nicht die Armee allein, sondern die gesamte Nation teilzunehmen hat. Das Beste, was die Armee besitzt, ihr Menschenmaterial, erhält sie aus den Händen der Nation, und es wird daher mit aller Schulung wenig erreicht, wenn die Leistungsfähigkeit des Ersatzes nicht von Hause aus auf gesunden Grundbedingungen beruht. Die Armee kann die Wehrpflichtigen disziplinieren und durch Unterweisung und Uebung auf ihre Kriegstätigkeit vorbereiten, aber sie vermag aus körperlich mangelhaften Menschen wie aus Leuten, die des seelischen Schwunges und patriotischer Begeisterung bar sind, niemals gute Soldaten zu machen. Die Nation hat also ihre Vorbereitung auf den Krieg noch mangelhaft bewirkt, wenn sie nur die Geldmittel für die Aufstellung, Versorgung und Bewaffnung der Streitkräfte zu Land und zu Wasser bewilligte, ohne das der Armee zu übergebende Material zielbewußt vorzubereiten und zu entwickeln.

Handelt es sich hierbei für die Nation im wesentlichen noch um eine Heranbildung des Menschenmaterials und der technischen Hilfsmittel, wie sie überhaupt im Interesse des gedeihlichen Fortbestehens des Staats und der Gesellschaft liegt, so hat die Armee die Pflicht, das ihr übergebene Material auf seine Tätigkeit und Ausnutzung im Kriege vorzubereiten. Das nach dieser Richtung hin einsetzende intensive Bestreben muß aller Friedensarbeit in der Armee den Stempel aufdrücken. Die Forderungen des Kriegs haben den Regulator jeder Friedenstätigkeit zu bilden. Alle Maßnahmen sind von dem Standpunkt aus zu beurteilen, ob sie zur Heranbildung und Mehrung der im Kriege verwendbaren Kraft beitragen oder nicht. Die Armee hat sich unausgesetzt vor Augen zu halten, daß nur von Wert ist, was zur Niederwerfung des Gegners dient. Denn der einzig logische Zweck des Kriegs besteht darin, den Gegner kampfunfähig zu machen, und zwar möglichst rasch und mit möglichster Schonung der eignen Kräfte. Hierin liegt auch der einzig gangbare Weg zu einer humanen Kriegführung, soweit die Humanität bei diesem Gewaltakt überhaupt zum Ausdruck gelangen kann.

Aus diesen Darlegungen wird ersichtlich, daß die Friedensarbeit in der Armee ebenso umfassend wie verantwortlich ist. Es handelt sich nicht um wohlgefällige Bilder, um bunte Tändelei und Kling und Klang, sondern um eine so tiefgreifende, zielbewußte Arbeit, wie sie in der Vorbereitung auf die Zeit erforderlich ist, in der es gilt, mit den nationalen Gütern auch Haus und Hof des einzelnen zu schützen. Ernst, wie der Krieg selbst ist, muß auch die Vorbereitung auf ihn sein.

Man hat oft die Friedensarbeit für langweilig und geisttötend erklärt. Das kann sie allerdings werden, wenn sie zu einem starren Formalismus herabsinkt, niemals aber, wenn sie ist, was sie sein soll, eine sachgemäße Vorbereitung auf den Krieg. Richtig erfaßt, gibt es keine vielgestaltigere Tätigkeit als diese, denn welche körperlichen und geistigen Eigenschaften kämen im Kriege nicht zum Ausdruck? Und wie groß ist die Masse der technischen Hilfsmittel! Wie viel Einsicht, Umsicht und Uebung sind zu ihrer Anwendung und Beherrschung notwendig! Wenn es sich aber auch selbst um nichts andres handelte, als um die physische und psychische



Auf der Segeljacht

Nach dem Gemälde von Raoul du Gardier (Paris)

Ausbildung des Menschenmaterials, so würde allein schon hierin eine so weitverzweigte, hochinteressante Aufgabe zu erblicken sein, daß alle, die sich in wahrhaft hingebender Weise damit beschäftigen, darin eins der vielseitigsten Arbeitsfelder auf dem Gebiete menschlicher Tätigkeit finden. Von allem, was uns umgibt, bleibt immer das interessanteste der Mensch; er ist der am höchsten ausgebildete Organismus auf dieser Erde, er stellt in seiner geistigen Entwicklung stets neue, fesselnde Probleme dar. Deshalb kann die Heranbildung der Heerespflichtigen für den Krieg immer nur zum kleinsten Teile eine reglementarische Arbeit sein, denn ihrer wichtigsten Seite nach gipfelt sie in körperlicher und geistiger Erziehung. Eine solche Tätigkeit ist gewiß weniger geisttötend wie irgendeine andre. Zu ihrer Ausführung bedarf der Offizier eines hohen Maßes allgemeiner Bildung und der Anwendung des Erkennungs- und Denkvermögens in jedem einzelnen Falle.

Wer die Ausbildung der Wehrpflichtigen in richtiger Weise leitet, wird dadurch gleichzeitig zu einem Erzieher des Volkes, denn ein wirklich brauchbarer Soldat ist auch unter allen Umständen ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft.

Die Ausbildungsarbeit in der Armee soll somit eine Erziehungstätigkeit sein, die dem Frieden nicht minder zugute kommt wie dem Krieg. Im Frieden braucht man, wie im Kriege, vollwertige Männer, die Kopf und Herz auf dem richtigen Fleck haben und die ihre Glieder zu brauchen wissen. Soldatische und bürgerliche Tugenden decken sich weit mehr, als viele glauben. Der brauchbare Krieger eines Kulturvolks ist kein brutaler Zerstörer, sondern ein zielbewußter Mann, der seiner schweren Pflicht mit Hingebung und Opfermut nachkommt.

Je zielbewußter wir deshalb im Frieden für den Krieg arbeiten, mit desto größerer Teilnahme sollte auch der Bürger auf den Krieger blicken, auf seinen Beschützer und künftigen Mitarbeiter.

In einem gesund entwickelten Staatswesen gibt es keinen Gegensatz zwischen Volk und Heer.

Sommerabend

Von

Hermann Hesse

Es singt ein Schnitter auf der Rast,
Im Dufte schwelgt der reife Klee —
O du, daß du das alte Weh
Mir wieder wachgesungen hast!

Volkslieder, Kinderlieder gehn
Leistönig auf im Abendwind,
Und wieder schmerzen alle Wehn,
Die doch vernarbt, vergessen sind.

Spätabendwolken segeln zier,
Die Erde atmet warm und weit ...
Was willst du heute noch von mir,
Verlorene Jugendzeit?

Der erste gefangene General

(Zu dem nebenstehenden Bilde von Carl Becker)

Die blutige Schlacht von Vionville-Mars-la-Tour ist im Gange. In heißem Kampf ringen das III. Korps und Teile des X. mit der Armee Bazaines, vermögen dem Andrängen der frischen Truppen des dreifach stärkeren Gegners aber nicht standzuhalten. Kavallerie soll die Schlacht auf dem am meisten bedrohten linken Flügel wiederherstellen, und beiderseits versammeln sich hier die verfügbaren Regimenter. Gardedragoner, dann 13. Dragoner kreuzen ihre Klingen mit denen der Chasseurs d'Afrique, General Montaigu mit seiner Husarenbrigade greift in dieses Treffen ein, ihm wenden sich in neuer Attacke die schleswig-holsteinischen Dragoner zu. Magdeburgische Husaren, hannoverische Dragoner und Ulanen, Oldenburger Dragoner und 4. Kürassiere greifen diesseits, französische Dragoner, Gardelanciers und Kürassiere greifen auf der andern Seite ein: 2900 deutsche ringen mit 2600 französischen Reitern. Der französische General Montaigu wird von unsern 10. Husaren aus dem Sattel gehauen; ein Ordonnanzoffizier und ein Husar versuchen den aus schwerer Kopfwunde Blutenden aus dem Getümmel zu retten. Das sieht der Dragoner Breitholz und führt, nachdem er die ihm entgegentretenden Begleiter des Generals kampfunfähig gemacht, die drei gefangen weg. Der Reiterkampf ist mittlerweile beendet; die bessere Führung, die kräftigere deutsche Faust haben ihn entschieden. Geschlagen fluten die französischen Reiter zurück, und die unserm linken Flügel drohende Gefahr ist endgültig abgewendet. Ermattet vom heißen Streit sammeln sich die Sieger um ihre Standarten, die 1. Schwadron der 13. Dragoner aber sieht stolz auf ihren Kameraden Breitholz und auf den ersten gefangenen General. C. B.



Der erste gefangene General 1870

Nach dem Gemälde von Carl Becker (München)

(Das Original im Besitz des Schleswig-Holsteinischen Dragoner-Regiments Nr. 13 in Metz)



Zwei Bälle

Von

R. Noël

„En avant! Double été! Changez les dames!" klang die dünne, hohe und doch kräftige Stimme des Leutnants Zeisler durch den großen, vierfenstrigen Ecksalon der Generalin Barth von Bartenfelde.

Es hallte wie in einer Kirche, denn die Möbel waren zum größten Teil ausgeräumt und in dem großen Raume war eigentlich nichts übriggeblieben als der Kronleuchter mit seinen gelben Glastulpen, das Ebenholzpianino, an dem ein Jüngling mit tief ausgeschnittener Weste saß, es mit kräftigen Fingern bearbeitend, und einige kleine Fauteuils, die mit matt malvenfarbigem Brokat überzogen waren.

Die weiß-goldene Dekorierung der Decke und der Wände paßte gut zum Rahmen des kleinen Festes, denn es war ja ein „weißer Ball", den Generals an diesem 16. Dezember zu Ehren ihrer Tochter Heidy gaben. Sie hatte zugleich Namenstag und Geburtstag, deshalb mußte der Tag immer doppelt gefeiert werden. Diesmal also, weil sie heute schon fünfzehn Jahre alt geworden war, durch einen Ball. Freilich war es nur ein Nachmittagsball, eine Jausentanzerei, die zu jämmerlich früher Stunde ihr Ende finden würde, wenn richtige Bälle noch nicht einmal begannen, aber er befriedigte Heidys Ansprüche doch.

Es war auch wunderschön! Wie Schneeflocken wirbelten die Tänzerinnen durch den Salon, und nur die Tänzer störten einigermaßen das lichte Bild. Sie waren jedoch in der Minderzahl, so daß manchmal zwei Mädchen miteinander tanzten. Aber es waren doch Fracks und sogar Leutnantsuniformen vorhanden, wenn auch dünn gesät. Die übrigen Tänzer waren Kadetten und Freiwillige, halbwüchsige Jungen im Etonjäckchen, und einer trug sogar einen Matrosenanzug.

Im Nebenzimmer, dem Boudoir der Generalin, saßen die Mütter, Tanten und sonstigen Hüterinnen, wobei die Generalin ihren Stuhl so gerückt hatte, daß ihr der Einblick in den Salon nicht verwehrt war.

Sie war keine junge Frau mehr, die Exzellenz, den Sechzig näher als den Fünfzig, und man konnte sie leichter für die Großmama als für die Mama ihrer Tochter halten. Aber auf ihrem großzügigen Gesicht mit dem gleichförmigen grauen Teint, das von reichem, graugemengtem Haar umrahmt war, lag ein Ausdruck von Gemütsruhe und Zufriedenheit, der ihm eine eigne, seltsam anziehende Schönheit verlieh.

Ihr hatte das Leben es recht gemacht, das sah man ihr an. Aber doch nicht gleich. Vielmehr hatte sie hübsch lange auf ihr Glück warten müssen.

Als Tochter eines pensionierten Hauptmanns war sie ganz hoch in die Dreißig gekommen, ohne einen Freier zu finden. Ein spätes Mädchen mit unerquicklichen Zukunftsaussichten. Dann plötzlich änderte sich alles. Der Major Barth von Bartenfelde, nicht von so altem Adel wie sie selbst, aber ein in den besten Jahren stehender Mann, dem noch eine reiche Zukunft winkte, bewarb sich um sie, und kaum daß sie verheiratet waren, wurde er Oberst und beerbte einen sehr reichen Onkel, so daß sie nun alles auf einmal hatte: einen Gatten, eine angesehene Stellung in der Welt, beträchtliches Vermögen und — bald darauf — auch ein Kind ... Heidy kam schon in eine seidene Wiege zu liegen, und mit dem Kinde blühte dem Paare alles auf, was es im Leben bis nun entbehrt hatte. Freigebig holte das Glück ein, was ihnen lange vorenthalten geblieben war.

Heidy, der blondgelockte Engel, ihr Eigentum? Sie vermochten es fast nicht zu glauben. Der Oberst erinnerte sich kaum mehr daran, was für eine Farbe ehedem seine Haare gehabt hatten, und daß Eleonore von Schröckenstein einst blond gewesen, klang auch nur noch wie eine Sage der Vorzeit. Es war nicht leicht, eine Aehnlichkeit des Kindes mit den Eltern herauszufinden, und sie betrachteten es rein als ein Gottesgeschenk, da sie in ihrer späten Ehe auf Kindersegen nicht zu

rechnen gewagt hatten. Beide hatten sich bereits auf ein einsames Alter vorbereitet und sich jetzt nicht nur gegenseitig gefunden, sondern auch noch ein teures Drittes. Welch ein Sonnenschein, dieses Kind! ... Es machte sie aus einem alten Paare, das sie im Grunde waren, zu einem jungen und lehrte sie alle Glücksempfindungen auf einmal kennen.

So blickte die Generalin auch jetzt mit glückfeuchten Augen hinein zu ihrem blonden Sonnenscheinchen, das mit ihrem Tänzer gerade Nina Pfeiffer gegenüber tanzte, wie ein schlankes Elfchen von dem plumpen Geschöpf mit dem großen, eirunden Gesicht abstechend, auf dem sogar der Ausdruck ungemessenen Vergnügens abstoßend wirkte, weil das belebende Licht der Vernunft fehlte.

Das erinnerte sie daran, daß nicht alle Mütter so glücklich waren wie sie.

Die arme Lori Denberg!

Ihr Schicksal und das ihrer Freundin und Namensschwester waren lange sehr ähnlich verlaufen. Die arme Baronesse und die arme Comtesse hatten beide gleich wenig Aussichten im Leben. Beide erlöste in zwölfter Stunde ein Ehrenmann vom Sitzenbleiben. Pfeiffer war kein so stattlicher Mensch wie Barth und seine Baronie noch jünger als dessen Rittertum, aber er hatte es nun schon gar bis zum Feldmarschalleutnant gebracht und verehrte seine vornehme und geistvolle Gemahlin noch immer wie ein höheres Wesen.

Auch Pfeiffers hatten eine einzige Tochter, etwas älter als Heidy, aber hier hörte die Aehnlichkeit auf, denn Nina war ein ungeschlachtes Geschöpf und geistig nicht normal, obgleich man kaum zu bestimmen vermochte, was ihr eigentlich fehlte. Eine äußerst sorgfältige Erziehung ermöglichte es ihr, annähernd so viel zu lernen wie andre Mädchen, aber sie war und blieb ein nur oberflächlich dressiertes Tier, und die stolze Leonore fühlte anstatt Mutterliebe nichts als eine große Demütigung.

Sie war auch nicht mitgekommen, sondern hatte Nina mit ihrem Fräulein geschickt, das in bester Laune drinnen mittanzte.

‚Wie bin ich doch glücklich gegen Lori!‘ dachte Frau von Barth zum tausendsten Mal! ‚Wenn ich ein Kind hätte wie diese Nina, könnte ich es lieben? Sicher nicht so, wie ich meine Heidy liebe.‘

Man sah ihr an, wie glücklich sie sich fühlte, und zwei Damen auf dem Ecksofa des Boudoirs steckten flüsternd die Köpfe zusammen.

„Es geht doch kein Glück über spätes Glück,“ sagte die Majorin Ronniger zu ihrer Nachbarin, Frau von Rixa.

„Glaub' ich nicht. Wer gibt einem die Jahre zurück, wo man auf das Glück gewartet hat und nicht wußte, ob es sich jemals blicken lassen würde? Na, aber Glück ist's wirklich. Noch ist sie ja bloß ein großes Baby, die Heidy, aber die macht sich!“

Die Quadrille war aus, und das junge Volk bewegte sich nun paarweise hin und her oder stand in kleinen Gruppen beisammen, verlor sich wohl auch im Nebenzimmer, dem Speisesalon, wo auf dem mächtigen Eichenbüfett und auf Tischen alles aufgestapelt war, was die Jugend lockt: Eis, süße Getränke, Torten und Kuchen aller Art, aber auch pikante Sachen und Weine für die Erwachsenen.

Der Diener ging mit einem Aufwartebrett herum und kam gerade zu Nina Pfeiffer, die zu glauben schien, er biete ihr die ganze Tablette, denn mit dem ihr eigentümlichen Glucksen, das Lachen vorstellen sollte, griff sie mit beiden Händen zu, worauf Fräulein von Schuller, ihre Erzieherin, herbeistürzte und ihr Zugreifen auf anständige Grenzen beschränkte.

In jeder Hand ein Schokoladetörtchen, blieb Nina vor Heidy stehen, die am Türflügel der Speisezimmertür lehnte und sich mit ihrem etwas zu kleinen Fächer fächelte.

„Kommst nicht mit hinein? Eis!“ sagte Nina auffordernd.

Heidy lehnte mit vornehmem Kopfschütteln ab. Etwas verächtlich blickte sie auf das Mädchen, das in seiner ungeschickten Haltung — mehr die eines aufrechtstehenden Tieres als die eines Menschenkindes — vor ihr stand und vergnügt grinsend aus ihren glasig blauen Augen auf sie blickte.

Sie schienen geschaffen, um einen schreienden Gegensatz zu bilden, diese zwei. Der Generalin zog es das Herz zusammen. Ihre Heidy so fein und vornehm — ein adeliges Kind, wenn es je eines gab, und diese plumpe Kröte! ... Sie begriff sehr gut, warum die Freundin nicht mitgekommen war. Sie fühlte den Abstand zwischen ihnen ja noch tausendmal schärfer. Sah man freilich von alledem ab und zog nur das Subjektive in Betracht, so war Nina zweifellos ebenso glücklich wie Heidy und noch glücklicher, denn sie hatte nur wenig Talent zum Unglück, fühlte an sich gar keinen Mangel und erfreute sich mit animalischer Unbefangenheit des Gebotenen, des Augenblicks. Vielleicht unterhielt sich niemand so gut wie sie.

„Bist dumm! Ich geh'!“ sagte sie und bewegte sich mit ihrem Entengang dem Speisezimmer zu.

Heidy blieb und fächelte sich heftiger. In dem nunmehr sich leerenden Salon spiegelte der glatte Parkettboden nur die Glühlichter des Kronleuchters und ihr schlankes, weißes Figürchen.

Sie war in der Tat nur noch ein großes Baby, schlank aufgeschossen, so daß man sah, sie würde dereinst ein wohlgewachsenes Fräulein über Mittelgröße abgeben, aber noch ganz Kind.

Ihr weißes Kleid mit den Spitzeneinsätzen war auch noch recht kindlich gemacht, und ihr langes hell- und reinblondes Haar floß ihr offen über den Rücken, von einer blonden Schildpattklammer gehalten.

Es war schlichtes, seidenweiches Haar; nur um die Stirn ringelte es sich, diese etwas zu hohe Stirn teilweise durch leichte Löckchen verschleiernd. Es war auch noch ein Kindergesicht, schmal und fein, gegen das Kinn zu sich spitzend, mit unentwickelten, skizzenhaften Zügen. Aber das Versprechen großer künftiger Schönheit war hier deutlich genug gegeben. Nicht nur der Schnitt des Gesichtes, das reine Blond und die zarte Haut, der lebhafte Farben immer fehlen würden, vor allem ließen es die graublauen Augen erwarten, die schon so ernst in die Welt sehen konnten und doch auch noch einen Kinderblick hatten.

„Sie wird einmal eine stolze, spröde Schönheit werden,“ sagte die Majorin Ronniger, und in der Tat hatte das Gesichtchen einen schroffen, hochmütigen Ausdruck. Niemand sah es dem Backfisch an, daß

er im Grunde von Sehnsucht nach dem jungen Manne erfüllt war, der nun unfern von der Generalin an der Boudoirtür stand, zerstreut in den Salon blickend, offenbar ohne daß er das blonde Kind auch nur sah.

Eine schlanke jugendliche Gestalt im Frack, das nur mit einem dunkeln Schnurrbärtchen geschmückte Gesicht vom Romeoschnitt, dunkle, geistesabwesende und doch tiefblickende Augen.

„Wozu ist er denn hergekommen, wenn er nicht mit mir tanzen will?" fragte sich Heidy grollend.

Es entging ihr nicht, daß sie, obgleich diejenige, der zuliebe der Ball stattfand, doch keineswegs für alle die Ballkönigin, die Hauptperson war. Leutnant Zeisler gab sich hauptsächlich mit Fräulein von Schuller ab, und die „Großen", die beiden Greinerschen Töchter, die, obgleich erst sechzehn und siebzehn, so groß und dick waren wie Erwachsene, Erna Palitzky, die schon über achtzehn war und einen modischen Schopf trug, und Alma Ronniger, die, in der Schule berühmt dumm, sich im Salon so anstellen konnte, daß niemand ahnte, daß sie vom pythagoreischen Lehrsatz keinen blauen Dunst hatte, bildeten in einer Ecke eine Gruppe und waren „umringt" von den Leutnants Graf Bogenhausen, Otto Hebenau und dem Einjährigen Windowsky. Mochten sich die faden Kerls um Berta, Lintschi, Erna und Alma reißen, was ging es sie an? Er sah keine von ihnen an. Sie selbst freilich auch nicht. Um sie könnte er sich doch ein wenig kümmern und nicht über sie hinwegsehen, als ob sie Luft wäre?

Robert von Barth-Arenstein war ein Verwandter des Generals, aber Heidy hatte ihn doch in ihrem jungen Leben nur selten noch zu Gesicht bekommen. Diese wenigen Male achtete er kaum auf sie, und so hatte sie sich früher auch nichts aus ihm gemacht, denn sie wurde von zu vielen verwöhnt, um viel nach denen zu blicken, die sich nicht ihretwegen umschauten. Aber jetzt, seit einiger Zeit, war's anders. Die Mädchen sprachen nun alle von Liebe, von Idealen, schwärmten für diesen und jenen, für lauter Leute, an denen Heidy nichts finden konnte, und Heidy wunderte sich, daß sie gar nichts von alledem spürte. Da sah sie nach langer Pause Robert von Barth-Arenstein wieder, und nun wußte sie auf einmal, was ein Ideal war. Ein Tor ging in ihr auf. Er war schön, fand sie, und so interessant. Sein blasser Teint mit dem Blaubartschimmer um die Wangen imponierte ihr. Die dunkeln Augen und der stolze Ausdruck seines Gesichtes schreckten sie und zogen sie zugleich auch an. Sie fühlte, daß er sehr fern von ihr war, sehr fern! Aber das war ja gerade das Wesentliche an einem Ideal, mußte sie sich seufzend gestehen.

Sie war ganz erregt gewesen, als sie, Mama beim Schreiben der Einladungen treffend, bemerkte, daß auch er geladen wurde. Ob er wohl kommen würde? Nun, gekommen war er. Wahrscheinlich aus Höflichkeit gegen die Mama. Aber er hatte doch die Verpflichtung, mit ihr zu tanzen, nicht? Ob er sie etwa um den nächsten Tanz bitten würde? Keine Spur!

Stattdessen trat ein Knabe von etwa dreizehn Jahren, jener einzige, der noch die kurzhosige Knabentracht trug, einen weißen Matrosenanzug mit weißseidenen Strümpfen und weißen Lederschuhen, an Heidy heran. In der einen Hand hielt er ein Kaviarbrötchen, das er mit großen Bissen verschwinden ließ, in der andern eine Schinkensemmel, mit der er sich vorsorglich bewaffnet hatte.

„Du, Heidy, tanzt du jetzt mit mir?" fragte er formlos.

Obgleich er fast ebenso groß war wie sie, blickte das Mädchen ihn sehr von oben herab an. Der Abstand zwischen dem Tänzer, den sie erwartet hatte, und dem, der sich meldete, war so grell, daß sie beinahe aufgelacht hätte. Sie hielt sich aber zurück und sah nur mißmutig auf den Jungen. „Du bist ein Gentleman, du! Ich würd' gleich siebzehn Butterbrote in die Hand nehmen zum Engagieren."

„Ah was!" meinte der Junge leichthin. „Wenn man sich nehmen kann, was man will, wär' ich doch blöd, wenn ich nicht zugreifen tät' . . . ‚Bediene dich selbst,' heißt es immer. Liest du das nicht in der Zeitung?"

„Ich les' keine Zeitung," erwiderte Heidy abweisend.

„Ich immer . . . den Abendblattroman . . . Ich weiß schon, was Liebe ist. Du glaubst es nicht, Heidy? Ich schwör' dir, ich weiß es."

„Schon gut!" lehnte sie mit einer vornehmen Handbewegung ab.

„Geh, nimm mich, Heidy! . . . Die Magda Hay hat mich engagieren wollen, aber ich hab' ihr einen Korb gegeben."

„Sehr ritterlich!"

„Ich werd' mich doch nicht von einem Haifisch verschlingen lassen?"

„Verschlingst lieber selbst. Hörst, du degradierst mir meinen Ball rein zum Kinderball!" sagte Heidy mit schnödem Lippenverziehen.

„Kinderball! Hat sich was! Weißt, wie der Leutnant Zeisler sagt? Lämmerhüpfen! Wenn dir das besser gefällt! . . . Lämmer seid ihr alle, alle! . . . Bäh! . . . Bäh! . . . du, Heidy, tanzt du jetzt mit mir?"

„Du bist ein ganz unartiger Bub! . . . Ich sollt' nicht!"

„Aber ich bin doch dein Gast . . . Da gibt's keinen Korb. Paß auf, ich sag's deiner Mama!" Und da die Drohung nicht verfing, verlegte er sich aufs Betteln. „Geh, tanz mit mir!"

„Meinetwegen! Aber schau, daß du mit deinem Butterbrod fertig wirst, du Vielfraß. Und wisch dir die Händ' dann gut ab. Ich mag auf meinem neuen Kleid keine Fettflecken."

„Gott, ich zieh' ja die Handschuh' an, wenn's sein muß."

„Kurtl! Kurtl!" rief Frau von Rira in der Salontüre und trat auf den Jungen zu. „Man muß sagen, du bist bescheiden! Hast denn einen solchen Hunger? Und wie schaust du denn wieder aus?"

„Ob eine Mama jemals etwas andres sagt, als: ‚Wie schaust du wieder aus?'" rügte Kurt in überlegenem Tone, während die Mama an ihm herumzupfte. „Man kann machen, was man will, man schaut immer aus . . . Paß auf, Mama, jetzt tanz' ich mit der Heidy . . . die ist mir die liebste von allen den dummen Mädeln da. Wir passen auch

sehr gut zusammen ... Nicht wahr, Mama? Ich bin schon fast so groß wie sie ... Gelt, Mamachen, ich darf die Heidy heiraten, wenn ich groß bin?" fragte er schmeichelnd.

„Wenn sie dich nimmt!" sagte Frau von Nira lachend und entließ ihn mit einem kleinen Stoß, während Heidy verächtlich die Lippen schürzte, aber doch ihrem kleinen Kavalier zum Tanze folgte.

„Nun, Robert, Sie tanzen nicht?" fragte die Generalin den jungen Mann, der an der Türe lehnte.

„O doch, Frau Tante! Ich bin mit den besten Absichten gekommen!" verteidigte sich der junge Mann lächelnd. „Aber nun hab' ich mich ganz ins Zusehen vertieft ..."

„Es ist hübsch, zuzusehen, wie sich die Jugend unterhält," bestätigte die Generalin. „Barth hat sich auch vorgenommen, er weiche nicht von der Stelle, aber Pfeiffer hat ihn zum Spiel gepreßt, und jetzt sitzen sie drinnen. Er versäumt freilich nicht viel, wenn er seiner Nina nicht zusieht."

„Aber er hat das Mädchen doch gern?"

„Sehr gern. Väter sind darin manchmal großartiger als Mütter."

„Wirklich, so etwas ist ein Unglück ... Sie, Tante, Sie können lachen ..."

Die Generalin nickte ernst. „Sie haben mit meiner Heidy noch nicht getanzt? Dann tun Sie's doch bald!" riet sie. „Sie hat mich noch eigens gefragt, ob ich glaube, daß Sie mit ihr tanzen werden. Bedenken Sie, daß Sie hier beinahe zu den alten Herren gehören, und da rechnet sie sich's zur Ehre ..."

„In dem Fall werde ich nicht ermangeln ... Groß ist sie schon, die Heidy! Die Zeit vergeht! ... Ich kann kaum begreifen, daß sie nicht mehr im Kinderwagen liegt ... Und jetzt können Sie bald eine richtige Ballmama werden, Frau Tante."

„Tout vient à celui qui sait attendre," antwortete die Generalin mit einem leichten Seufzer, der aber nichts Melancholisches an sich hatte.

Der junge Mann mit der vielen Weißwäsche, der Sohn der Klavierlehrerin, ein junger Mensch, der niemals Klavierspielen gelernt hatte, es aber gewissermaßen durch Erbschaft konnte und sich ein Vergnügen daraus machte, hier aufzuspielen, ließ wieder die Tasten erdröhnen, und die Paare wirbelten lustig im Kreis umher ... Das niedlichste waren Heidy und Kurt. Der Junge hielt den Arm fest um seine Tänzerin geschlungen; ihr blondes Haar mit diesem an ihren Leib andrückend, drehte er sich eifrig und gewissenhaft mit ihr, während Heidy ihr hochmütigstes Prinzessinnengesicht aufzog und sich sehr steif hielt.

Robert stand und sah nicht eigentlich vertieft, sondern eher zerstreut zu. Er begriff nicht recht, wozu Tante Barth ihn geladen hatte. Er wäre auch gar nicht gekommen, wenn er nicht Hoffnung gehegt hätte ... Aber das war ja Unsinn. Was sollten Friedrichs hier tun? ... Nun, da drückte man sich eben bald.

Der junge Barth-Arenstein war den Damen äußerst interessant. Während ihn die jüngeren mit stummen Blicken maßen, wurden die älteren nicht müde, seine Persönlichkeit, seine Erscheinung, die Aussichten seiner Karriere immer aufs neue durchzusprechen.

„Ein prächtiger Mensch, der junge Doktor Barth-Arenstein," sagte drinnen ein ältliches Fräulein mit einer Habichtsnase und falschem braunen Toupet zur Generalin. „Ein prächtiger Mensch! Der bringt's gewiß noch einmal zu was!"

„Schade, daß seine arme Mutter so jung sterben mußte!"

„Gewiß! Ich sag's immer: Alt muß man werden, dann erlebt man manches, woran man in der Jugend verzweifelte ... Was hat sie jetzt von seiner schönen Karriere? In der Barthschen Familiengruft am Zentralfriedhof? Und ihr Platz längst besetzt im eignen Hause."

„Beim Sohne aber doch nicht," wandte Fräulein von Gemmingen ein. Sie war eine Schulfreundin der Generalin, sah aber bedeutend älter aus. Es war ihr als mittelloser Majorswaise anfangs nur schlecht gegangen, aber auch sie hatte schließlich in einer Weise Glück gehabt. Ihre Schwester, die schöne Frida, hatte den Baron Palitzky geheiratet und sie zu sich genommen. Nun war die weitaus Jüngere längst tot, und die alte Jungfer leitete den Haushalt, die Erziehung der Tochter und — den Schwager.

„Einmal muß auch das kommen. Er soll viel bei Friedrichs verkehren. Dodo Friedrichs ist ein Prachtgeschöpf."

„Eine wahre Juno," bestätigte Fräulein von Gemmingen. „Aber ein wenig über natürliche Größe ... Sie muß ja größer sein als er."

„Glaub' ich nicht ... Und was macht's? ... Die Männer lieben das ... Sie kann sich jedenfalls gratulieren, wenn sie ihn kriegt!"

„Gewiß! Ich wollte, Erna ... " Sie führte den Satz nicht zu Ende und fuhr fort: „Ich muß doch sehen, ob sie sich nicht zu sehr erhitzt!"

„Und nicht gar zu viel mit den Herren kokettiert!" ergänzte die Generalin lachend. „Weißt du, Erna muß gerade kein leichtes Hüten sein!"

„Eben deshalb!" murmelte Fräulein von Gemmingen, stand auf und begab sich zur Türe, aber sie fand ihre Nichte gerade mit Robert Barth tanzend und ließ sich befriedigt auf einen der kleinen Fauteuils nieder, um zuzusehen. Heidy, die ihren Tänzer abgeschüttelt hatte, schlich zur Mama hinein.

„Wie geht's, Darling?" fragte die Generalin, das Kind an sich ziehend. „Unterhältst du dich?"

„Danke, sehr gut, Mama! ... Aber, ich glaube, Kurt wird sich noch den Magen verderben. Er ist schon wieder zum Büfett gegangen und sagt, jetzt wird er sich der Schaumrollen erbarmen."

„Laß ihn! Ich glaube, er verträgt viel!"

„Und die Erna, Mama, die kokettiert fürchterlich!"

„Weißt du denn, was kokettieren ist, Heidy?"

„Jetzt weiß ich's, weil ich ihr zugesehen hab'," erklärte Heidy entrüstet. „Immer stecken sie die Köpfe zusammen, die Erna, die Berta, die Lina und die Alma Ronniger, und flüstern miteinander... Ich weiß, sie reden bloß immer von Herren und von der Liebe ..."

„Ach, wer weiß, wovon die reden!" wehrte die Generalin ab.

„Und er hat noch immer nicht mit mir ge tanzt ..."

Die Generalin verstand sofort, wen sie meinte. „Kommt noch! ... Und ist es denn im Grund

nicht alles eins, mit wem man tanzt? Wenn man nur tanzt!"

„Nein, das ist gar nicht alles eins," berichtigte Heidy diese Auffassung. „Mit dem Kurtl tanz' ich nur, weil ich die Haustochter bin, aber gar nicht zu meinem Vergnügen."

Eben betrat Robert Barth das Boudoir und ging geradeswegs auf die Generalin und ihre Tochter los: „Meine kleine Cousine," sagte er lächelnd, „wollen Sie mir das Vergnügen machen, den nächsten Tanz mit mir zu tanzen?"

‚Das Vergnügen hätt' er schon früher haben können,' dachte Heidy, traute sich's aber nicht zu sagen, sondern bewilligte schüchtern den Tanz.

Während Robert bei der Generalin stand, hing sie sich an deren Arm und hörte dem Gespräch zu, ohne recht aufzupassen, wovon man sprach.

Von Hofrat Friedrichs war die Rede ... Was gingen die sie an? ... Die Dodo Friedrichs war steinalt ... Sie hatte sich bereits in der Fortbildungsklasse des Lyzeums befunden, als Heidy noch in den Unterklassen war.

Dann begann drinnen der Walzer, und Robert Barth bot seiner Tänzerin den Arm, um sie hineinzuführen. Er tat es so, als sei es eigentlich Spaß, aber Heidy war doch sehr befriedigt und nahm sich zusammen, gut zu tanzen. Es ging auch famos mit dem Sechsschritt: „Sie tanzen wie eine Feder, Heidy! Man wird sich auf den Bällen um Sie reißen," sagte Robert.

Heidy strahlte. „Ach, das ist noch in sehr weiter Ferne!" antwortete sie etwas affektiert.

„Gehen Sie denn noch in die Schule, Heidy?"

„Natürlich! Fortbildung!"

„Fortbildung? Was lernt man denn da?"

„Eine ganze Masse ... Sprachen, Literatur, Aesthetik, Kunstgeschichte ..."

„Kunstgeschichte? Was ist denn das?" scherzte er.

„Haben Sie's nicht gehabt? Wann Raffael gestorben ist und alle die andern, und ob sie gut gemalt haben oder nicht ... Solche Sachen halt ... Denken Sie sich, die Maler haben alle zwei Namen, einen wirklichen und einen, wie man sie geheißen hat. Bloß damit mehr zu lernen ist."

„Vermutlich ... Und die Aesthetik? Ist die auch schwer?"

„Na, und ob! Das kann der Professor unmöglich selber verstehen, was er da vorträgt ... Ich lern's nie ... Zum Glück sagt die Mama, sie weiß es auch nicht ... Und die andern Mädchen sagen, ihre Mamas haben auch keinen blassen Schimmer davon ... Stenographie haben wir auch, wir malen auf Seide ... Und ... Und ..."

Sie wollte sich noch auf ein paar Kenntnisse besinnen, fand aber nichts.

„Das ist schön, Heidy ... Lernen Sie nur brav! ... Es bleibt Ihnen ja nicht mehr viel Zeit ... In ein paar Jahren sind Sie eine erwachsene junge Dame!"

„In ein paar Jahren?" Sie fand den Termin lang ... In einem doch oder höchstens in zweien ... „Ich wachs' nicht mehr," sagte sie, um ihr vorgeschrittenes Stadium anzudeuten. „Ich bin schon groß genug ... So lang wie Magda mag ich auch gar nicht werden. Mögen Sie groß?" fragte sie schüchtern, während sie zu tanzen aufhörten.

„Gewiß! Große Figuren sind schön!"

„So?" Heidy nahm sich schnell vor, doch noch zu wachsen. „Und blond? Ich möcht' nicht so blond sein ... Der Literaturprofessor — ein schauderhafter alter Kerl! — der sagt immer zu mir, ich bin negativ blond, und eigentlich darf man nur positiv blond sein ... Der Papa sagt, es ist nicht wahr: Blond ist blond ... Aber mir gefällt überhaupt besser schwarz. Ihnen auch?"

„Das kommt darauf an," entgegnete Robert diplomatisch, obgleich ein dunkler Mädchenkopf vor ihm auftauchte, der ihm der schönste schien auf Erden.

Das Geplauder der Kleinen hatte ihn ein paar Augenblicke unterhalten, aber er räumte doch bereitwillig einem Kadetten das Feld, ging ins Spielzimmer, um sich vom Onkel zu empfehlen, und verabschiedete sich dann auch von der Tante mit einer Ausrede. Er hatte seiner Präsenzpflicht genügt. Mehr konnte man doch nicht von ihm verlangen.

Heidys große Augen blickten vergebens nach ihm aus. Er war und blieb verschwunden, und die ganze Tanzerei machte ihr nicht mehr die rechte Freude. Es war auch so, als wolle nun auf einmal alles schief gehen. Beinahe wären sich Magda Hay und eine der drei Bankierstöchter Wittmann in die Haare geraten. Der lange Kadett Ettelmayer stürzte mit seiner Tänzerin, der kurzen, dicken Rosa Latzky, zu Boden, so daß sie sich eine tüchtige Beule schlug, und der kleinen Dienstl wurde übel, weil sie offenbar den Süßigkeiten zu sehr zugesprochen hatte. Nina dagegen war so lustig, daß Fräulein von Schuller sie kaum im Zaume zu halten vermochte. Es fehlte beinahe nichts, um Heidys Ball wirklich zu einem Kinderball herabzuwürdigen.

Nach Beendigung des Festes blieb der Salon zerstampft, die Büfetts demoliert und alles andre in ziemlich hergenommenem Zustand zurück. Heidys bemächtigte sich eine katzenjämmerliche Stimmung. Das durfte man aber die Mama ja nicht merken lassen. Die Mama hatte sich's so viel Geld und Mühe kosten lassen, und nun sollte sie noch nicht einmal zufrieden sein?

Und warum eigentlich diese Verstimmung? Heidy war noch nicht gewöhnt, solchen Empfindungen auf den Grund zu gehen, nach und nach aber erkannte sie doch die wahre Ursache ihrer Enttäuschung: „Er" hatte sie nicht erwachsen genug behandelt. Nicht nur, daß er wie zu einem Kinde zu ihr gesprochen hatte. Das war noch nicht das Aergste, aber sie fühlte wohl die Gleichgültigkeit, die seinem Benehmen zugrunde lag. Zum erstenmal empfand sie, wie niederdrückend es ist, wenn die sich nichts aus uns machen, an denen uns viel liegt.

Na ja, sie war halt noch nicht groß genug ... Aber in ein paar Jahren ... Er hatte es ja selbst gesagt! ... Dann ging sie auf richtige Bälle, trug kein Kleid mehr, das die Schuhe frei ließ, sondern eine „Schleppe" und eine hohe Frisur ... Dann, dann würde er sich schon anders benehmen.

Und mit diesem beglückenden Gedanken schlief sie ein.

*

„Fräulein Heidy möchten einen Augenblick zu Ihrer Exzellenz in den Salon kommen," meldete das Stubenmädchen.

„Was gibt's denn, Marie?" fragte Heidy, die gerade so schön in dem traulichen Fenstereckchen ihres Mädchenstübchens saß, das Elternliebe ihr ausgeschmückt und wo sie zusammengetragen hatte, was einem Kinde nur Freude und Behagen bereiten kann.

„Zwei Damen sind drin ... Sie möchten wohl das gnädige Fräulein Heidy sehen," berichtete Marie.

„Aha, gezeigt soll ich werden!" Heidy stand auf und strich sich Haar und Bluse glatt. „Kennen Sie die Damen, Marie?"

„Frau Hofrätin Friedrichs und Fräulein Tochter ... Herrje, ist das aber ein schönes Fräul'n! Großgewachsen wie ein Dragoner!"

„Mir scheint, einen Schnurrbart hat sie auch wie ein Dragoner," krittelte Heidy, von der Begeisterung des Mädchens etwas unangenehm berührt.

„Das macht nix! Das haben die Herren gern!" erklärte Marie sachkundig.

„So—oh?" dehnte Heidy verwundert.

Durch das neben ihrem eignen Zimmer liegende Schlafzimmer der Eltern trat sie in das Boudoir und stand nun an der Schwelle des Salons, dem Festschauplatz von neulich, der aber jetzt, mit allen seinen Möbeln und hellen Teppichen, einen ganz andern Eindruck machte.

Auf einer der malvenfarbigen Causeusen saß die Generalin in einem einfachen grauen Hauskleide neben einer ziemlich verknittert aussehenden Dame in Braun, während auf einem Fauteuil daneben eine junge Dame Platz gefunden hatte, selbst auf diesem niederen Sitz imposant aussehend, eine wirklich königliche Figur.

Sie hatte ein dunkelgrünes Samtkleid an, das ihr sehr gut stand, dazu eine braune Boa aus Fehschweifen, wie sie eben Mode waren, um den Hals und eine grüne Samttoque auf dem dunkeln Haupt.

Während Heidy herantrat, um vor der Hofrätin ihren Backfischknicks zu machen, wurden ihre Blicke unwillkürlich von dem stolzen Mädchenbilde gefesselt, und es fiel ihr auf, daß Dodo Friedrichs ihr besonders freundlich zulächelte. Weshalb denn? Sie kannten einander doch kaum.

In früher Jugend hat man nichts weniger als klare ästhetische Begriffe und zumeist einen höchst sonderbaren Geschmack ... Im Grunde gefiel Dodo Friedrichs der blonden Heidy nicht, denn ihr Schönheitsideal glich noch zu sehr den Feen in den Märchenbüchern, als daß sie für Dodos brünette Schönheit Verständnis haben konnte, aber doch hatte sie eine Ahnung, daß man dergleichen „klassische Züge" nennt, und sie sah auch, daß der leichte dunkle Flaum auf der Oberlippe das nur auf den Wangen warmrot gefärbte ovale Gesicht keineswegs entstellte. Ihr schien sie mehr fremdartig als schön, aber Dodo mußte doch eine Schönheit sein. Alle sagten es.

Die junge Dame streckte ihr kameradschaftlich die Hand entgegen.

„Wie geht's, blonde Heidy? Sie sind ja jetzt schon fast ein erwachsenes Fräulein ... War der Ball schön neulich? Ja, das kann ich mir denken! Ein erster Ball! ... Und wie geht's denn im Lyzeum? Hat Fräulein Bernhardine noch immer die große Warze auf der Nase?"

„Natürlich!" bestätigte Heidy etwas verkniffen lächelnd, denn sie fand solche Bemerkungen eigentlich unter ihrer Würde. Vielleicht glaubte Fräulein Dodo, sie müsse gerade so mit ihr sprechen. Aber da täuschte sie sich.

Dodo merkte sofort, daß sie noch keinen sicheren Grund gefunden hatte.

„Und Fräulein Amélie ist noch immer Aufsichtsdame?"

„Ja, und sie ißt noch immer die ganze Zeit ... Neulich hat Magda Hay ihr den Retikule versteckt, in dem sie immer ihre Vorräte hat, und sie hatte bis mittag nichts zu essen ..."

„Ah, wirklich?" Dodo lachte heiter auf. „Da seid ihr aber keck. Zu meiner Zeit hätte keine einen solchen Frevel gewagt ... Und der alte Martinser? Der lebt und unterrichtet noch?"

Heidy vergaß allmählich, daß sie steif und kühl hatte sein wollen.

„Ja, und er ist noch genau so ekelhaft wie früher ... Jetzt soll er sich bald ins Privatleben zurückziehen. Aber was hab' ich davon? So lang wie ich bleibt er auch noch ... Auf mich hat er's besonders abgesehen. Er sekkiert mich bis aufs Blut."

Dodo lächelte begütigend. „Sie fassen vielleicht seine Aufmerksamkeit falsch auf. Wenn er sich mit einer viel beschäftigt, dann ist sie sein Liebling, selbst wenn sich das nur durch Sekkieren äußert. Und lebt denn der Pensionmops noch?"

„Der ist schon lang ausgestopft," erklärte Heidy melancholisch.

So unterhielten sich das „steinalte" Mädchen und der Backfisch, und immer fühlte Heidy, daß hinter der auffälligen Freundlichkeit der Aelteren etwas steckte, ein Hintergedanke, eine Absicht. Sie konnte sich's nicht anders erklären ... Sie kannte die „Großen" doch, wie die normalerweise waren.

Das verursachte ihr Unbehagen, und überdies drückte Dodos Damenhaftigkeit auf ihr Selbstgefühl. Neben dieser Dodo konnte man sich unmöglich einreden, daß man schon etwas war ... Sie fühlte ihr Backfischtum wie eine Last, beinahe wie eine Schande.

„Wie sie gewachsen ist, die Heidy!" rühmte die Hofrätin. „In ganz kurzer Zeit haben Sie eine heiratsfähige Tochter, Exzellenz!"

„Ja," seufzte Frau von Barth. „Sie können mir das nachfühlen, Frau Hofrätin. Ich fürchte mich ordentlich vor der Zeit ... Mein Mann meinte heute schon, es wäre doch toll, daß man die Töchter nur für Fremde erziehe."

„Du guter Gott, und dabei muß man froh sein, wenn sich ein solcher Fremder findet!" rief die Hofrätin.

Und — merkwürdig! — ohne Uebergang sprach man von Robert Barth, eine Tatsache, die Heidy nicht entging. Mißtrauisch starrte sie das schöne Mädchen an. Eine unangenehme Empfindung ward in ihr wach und ließ sich nicht mehr zum Schweigen bringen.

„Verkehrst du jetzt mehr mit der Hofrätin, Mama?" fragte sie, als die Damen nach einem von beiden Seiten sehr herzlichen Abschied gegangen waren.

„Jawohl, mein Herz," antwortete die Generalin liebreich. „Weißt du, es ist nicht unmöglich, daß

sie mit der Zeit noch Verwandte von uns werden, die Hofrätin und ihre liebe Tochter."

„Wieso denn?" erstaunte Heidy, während gleichzeitig eine Ahnung in ihr aufstieg.

„Ich glaube, die Dodo wird Robert Barth heiraten," sagte die Generalin wohlüberlegt. Ihr, der keine noch so leise Regung im Herzen ihres Kindes entging, hatte auch die kleine Schwärmerei Heidys für den schönen Cousin nicht unbekannt bleiben können, und eben deshalb schien es ihr angemessen, dem Kinde beizeiten zu sagen, was sich vorbereitete. Es war noch so kurze Zeit her, daß Heidy überhaupt auf den jungen Mann achtete, die Geschichte konnte unmöglich mehr sein als der Anfang einer Kinderei. Jedoch damit sie auch nicht zu mehr wurde, war es gut, vorzubeugen.

Heidy stand unbeweglich. „So—oh?" fragte sie schließlich langgedehnt. Und dann kein Wort mehr von der Sache.

Die Generalin war beruhigt. Gottlob, es war nichts gewesen ... Was sie selbst betraf, so war es ihr mehr als einmal flüchtig durch den Kopf gezogen: wenn Robert Barth noch ein paar Jahre wartete ... Allein, es hatte eben jetzt nicht den Anschein, als ob er gesonnen sei, noch ein paar Jahre zu warten, und man mußte sich bescheiden ... Heidy war ja noch viel zu jung, um sich irgend etwas gedacht zu haben ... Zu jung für „Liebesgram"! Lächerlich! Aber die Gefahren des Mutterglückes gingen ihr nun auf ... Alles konnte sie ihrem Kind geben, vor allem sie hüten ... Nur über das Beste gebietet die Mutter nicht, und über ihrem Willen und ihrer Fürsorge steht das Schicksal, das minder zärtlich ist ... Hoffentlich war es die erste und letzte Herzensenttäuschung, die Heidy da erlitt.

Heidy sagte nun niemals mehr „Er". Sie erwähnte Robert Barth überhaupt nicht mehr, und zunächst sah man ihn auch nur sehr wenig im Hause des Generals ... Höchstens an Abenden, wo Heidy als noch nicht gesellschaftsfähig nicht erschien.

Der Winter verging, der Frühling kam, dann der Sommer. — Jede Jahreszeit brachte der so sorgsam Betreuten neue Freuden, liebevolle Aufmerksamkeiten der Eltern. Generals gingen zum Landaufenthalt an den Ossiachersee, wo Heidy den ganzen Tag im Dirndlkostüm herumsteigen durfte und ihr eignes Boot zur Verfügung hatte ... Sie fand dort neue und alte Freundinnen, unterhielt sich und schien mehr Kind denn je. Mitten drin steckte sie in einer lärmenden jungen Gesellschaft, mit der sie Tennis und Krocket spielte und die nahen Berge bestieg. Sie schwamm rüstig in den See hinaus und erstarkte sichtlich ... Es war der Generalin angenehm, daß die Nachricht von Robert Barths Verlobung mit Dodo Friedrichs gerade in diesen Sommerrummel fiel, wo Heidy gar nicht Zeit hatte, an etwas andres zu denken als an Spielpartien und Ausflüge. Die Neuigkeit schien auch keinen besonderen Eindruck zu machen, so daß die Generalin sich aller Befürchtungen, Heidy könnte sich vorzeitig etwas in den Kopf gesetzt haben, gern entschlug.

Die Hochzeit des jungen Paares fand im Herbst statt. Heidy war eingeladen, als Brautjungfer zu amtieren, die Generalin lehnte jedoch ab, ohne dem Töchterchen etwas von der Aufforderung zu sagen. Aber an dem zur Hochzeit bestimmten Tage, als Heidy harmlos bat: „Nicht wahr, Mama, du nimmst mich mit?" erfüllte sie ohne weiteres die Bitte des Kindes.

Papa Barth, ein alter Haudegen von nun mehr als Sechzig, aber kräftig und wohlerhalten, fügte mit seinem sonoren Baß hinzu: „Natürlich kommst du mit. Was fragst du denn?"

Eine sehr stattliche Versammlung, mit sehr vielen „Spitzen" verziert, füllte die Votivkirche, soweit eine Hochzeitsgesellschaft die weiten Räume füllen konnte.

Eine stattlichere Braut als Dodo Friedrichs hätte man lange suchen können. Robert Barths interessante Männerschönheit behauptete sich wohl glücklich neben ihr, und doch waren sie nicht eigentlich ein passendes Paar. Sie überragte ihn doch, und ihre Gestalten waren in zu verschiedenen Stilen gebaut.

Die Generalin beobachtete heimlich ihr Töchterchen, ob sie ihre Aufmerksamkeit mehr dem Bräutigam schenkte als der Braut. Nun, Heidys Blicke hingen unverwandt an Dodo Friedrichs hoher Gestalt, die die prächtige Zopfkrone, auf der der Kranz und der Schleier saßen, noch vergrößerte. Nebstbei musterte Heidy auch die sechs Brautjungfern in Rosa, nach deren Namen sie die Mama flüsternd fragte. Für den Bräutigam blieb da wohl wenig übrig.

Nichts in der Haltung des Kindes, das im Sommer noch mehr aufgeschossen war und sich beinahe schon zur Jungfrau entwickelt hatte, verkündete, daß Heidy einen lebhafteren Eindruck empfing, als eine Hochzeit ihn eben in einem jugendlichen Gemüte hervorruft. Aber doch schrieb Heidy am Abend in ihr Tagebuch, das sie so geheim hielt, daß nicht einmal die Eltern etwas von seinem Dasein ahnten, die Worte: „Ich werde nie heiraten."

▪

Vor dem Palais Auberg in einer der vornehmen alten Straßen der inneren Stadt, wo sich ein Aristokratenheim an das andre reihte, fuhren an einem Winternachmittag, während sich von dem tief niederhängenden graugelben Winterhimmel große weiche Schneeflocken niedersenkten, elegante Wagen vor, denen niedliche kleinere oder größere Gestalten, manche mit seltsamen Abzeichen, aber alle unter den Ueberkleidern weiß schimmernd, entstiegen, denn die Gräfin Auberg, geborne Baronesse Palitzky, gab heute einen Kinderkostümball, der zugleich weißer Ball sein sollte, so daß also alle Kostüme in der Hauptsache weiß sein mußten.

In dem als Garderobe dienenden Raum schälten sich denn auch aus den Winterhüllen lauter Milchmädchen, Köche, Zuckerbäcker, Schneemänner, Pierrots und Pierretten, kleine Damen in weiße Blumen vorstellenden Phantasiekostümen, Täubchen, Hermelinchen und ähnliches niedliches weißes Getier. Sie waren nicht alle in dem putzigen Stadium etwas über dem ersten Jahrzehnt, manche reichten schon in das Backfischalter hinauf, denn die Haustöchter befanden sich in dem Alter zwischen vierzehn und zehn Jahren, und so vereinigten sich hier verschiedene Stufenalter.

Die Haustöchterchen, die Komtesse Fanny in einem sehr luftigen Anzug und ihre jüngeren Schwestern Fifi und Mutzi, die eine als Winter vermummt, die jüngste als Amor gekleidet, empfingen am Eingang des Tanzsaales ihre Gäste, während die Gräfin, eine volle, blühende Frau, natürlich auch in Weiß, in der man noch recht wohl die lachende Erna Palitzky von vor fünfzehn Jahren erkennen konnte, die erwachsene Begleitung bewillkommte, worin sie von ihrem Gatten, einem hageren, ziemlich verlebt aussehenden Herrn mit einem Diplomatengesicht, unterstützt wurde.

Er war auch wirklich Diplomat gewesen. Erna Palitzky hatte bald nach Heidys fünfzehntem Geburtstag geheiratet, keinen ihrer damaligen Verehrer, sondern einen voll ausgereiften Legationsrat. Sie hatte mit ihm in verschiedenen Residenzen gehaust; seitdem sich der Graf aber ins Privatleben zurückgezogen hatte, verlebte sie den Winter in Wien, bestrebt, es nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Kindern wohl gehen zu lassen.

„Ah, Exzellenz Barth! Wie schön, daß Sie gekommen sind! Grüß Gott, Heidy!" begrüßte die Gräfin die hochgewachsene alte Frau und ihre Begleiterin, die eben eintraten.

„Du entschuldigst, mein Kind, daß ich nicht in Weiß komme," sagte die Generalin, „aber ich bin zu alt . . ."

„Durchaus nicht! Weiß in Weiß, das steht alten Damen sehr gut!" widersprach die Gräfin. „Besonders so reizenden alten Damen wie Sie, Tante Barth. Aber ein Zwang besteht keineswegs . . . Wie jung du heute wieder aussiehst, Heidy!" wandte sie sich an die vornehm-schlanke Gestalt in Weiß. „Fabelhaft! Du kannst gleich mit den Kindern tanzen. Möcht' man glauben, daß die nur um drei Jahre jünger ist als ich?" fragte sie, sich neben Heidy vor den Spiegel stellend, ihren Gatten.

„Erste Frühlingsblüte!" sagte der Graf galant.

Heidy lachte leise auf. „Ich glaube nicht, daß ich noch auf einen Kinderball passe," sagte sie mit feinem Lächeln, „aber, wie du weißt, sehen Mama und ich solche Jugendfeste gern."

„Du hast dich auch nicht zu beklagen, Erna," tröstete die Generalin.

In der Tat, die Gräfin sah jung und blühend genug aus, aber sie war doch schon zu voll aufgeblüht, um sich neben Heidy von Barth sehen lassen zu können, die sich wirklich noch das Lenzhafte der Erscheinung bewahrt hatte. Jemand, der es nicht bestimmt wußte, konnte in keinem Falle auf die Vermutung kommen, daß diese junge Dame bereits vor einigen Wochen ihren dreißigsten Geburtstag gefeiert hatte.

Dreißig! Welche verhängnisvolle Zahl in einem Mädchenleben! Es war zum Staunen, daß man das der jungen Dame so wenig ansehen konnte. Sie durfte eben erst in die Gesellschaft eingeführt worden sein. Noch immer war sie so jugendlich schlank und so jugendlich blond wie ehedem, beinahe kindhaft blickend. In das heitere und doch stille, kluge Gesichtchen hatten die Jahre keine Züge gegraben, denn Mißmut und Unzufriedenheit nagten nicht an ihrer Seele. Ueber ihrem Wesen lag dieselbe unberührte Mädchenholdseligkeit wie vor Zeiten, jede ihrer Bewegungen strahlte dieselbe anmutige Vornehmheit aus.

Auch die Generalin hatten die Jahre milde behandelt, die Gestalt war noch nicht merklich kleiner geworden, die Haltung nicht gebeugt, die Haare noch ebenso voll wie früher, nur jetzt weiß, statt grau. Sie hatte auch den seelenruhigen Ausdruck und ihr würdevolles Wesen behalten und war eine sehr schöne alte Frau, aber der Altersabstand zwischen ihr und ihrer Tochter schien sich nur vergrößert zu haben. Sie war nicht mehr der Herbst, sie war der Winter, und Heidy war, wie der Graf sagte, der Frühling geblieben.

„Daß gerade du aus unserm ‚Kränzel' ledig geblieben bist!" staunte die Gräfin. „Alle haben wir geheiratet und früh geheiratet obendrein. Alle sind dir zuvorgekommen. Sogar die unglückselige Nina hat doch einen gefunden, was wirklich nicht vorauszusehen war . . . Sie sind für einige Tage aus ihrer Garnison Wiener-Neustadt nach Wien gekommen, Habichts, und sie hat mir heute ihre Lolo geschickt. Als Baby mit gelben Maschen auf dem Steckkissen . . . Ich glaube, sie wiegt schon fünfzig Kilo, diese Lolo mit ihren zehn Jahren. Aber das Wagnis ist doch ganz gut abgelaufen . . ."

„Es war ein Glück für Pfeiffers, daß sie die Nina anbrachten," sagte die Generalin.

„Gewiß, ein Glück für die Baronin," lachte die Gräfin spöttisch. „Sie hat sich nicht schwer von ihrer Tochter getrennt, die gute Pfeiffer. Nicht so schwer, wie Sie es täten, Tante Barth . . . Aber im Grunde ist es gut, wenn man zu Hause nicht zu sehr geliebt und verhätschelt wird, sonst hat man keine Lust fortzugehen. Die Heidy mag gar nicht von Papa und Mama weg. Sag, Heidy, wie viele Körbe hast du wohl ausgeteilt?"

„Nicht so viele, wie du denkst," antwortete Heidy ablenkend. „War es nicht etwas gewagt, Erna, die Fanny als Ballettmädel zu kostümieren?"

„Was Ballettmädel! Eine Fee soll sie vorstellen!" verbesserte die Gräfin mit lachender Entrüstung. „Kann ich dafür, daß sie eher wie ein Ballettmädchen ausschaut? Du, Heidy, ich will eine Ballkönigin ernennen lassen. Wir Erwachsenen stimmen ab. Ich glaube, die Dodo Barth kriegt den Preis. Sieh nur, wie hübsch sie ist! Man weiß nicht, artet sie mehr dem Papa oder der Mama nach."

Sie traten in den Tanzsaal, wo sich die lichten Figürchen über das spiegelnde Parkett bewegten. Heidy blickte sich suchend um und gewahrte sofort das als Wickelkind eingebündelte dicke Mädchen, das eben einen vergeblichen Versuch machte, vor einer Dame, die es ansprach, zu knicksen. Sie sah gar nicht so übel aus, die kleine Lolo Habicht . . .

Und dort das schöne, schon große Mädchen mit den langen blauschwarzen Haaren, das erkannte sie auch, obgleich sie Dodo Barth nur in größeren Zwischenräumen zu Gesichte bekam.

Die Gräfin winkte das vornehm-schöne Kind heran. „Du kennst die Damen doch noch, Dodo?"

„Gewiß, Tante Barth und Tante Heidy," antwortete das Mädchen rasch, knickste, küßte der Generalin die Hand und schien dies bei Heidy wiederholen zu wollen, aber Heidy verhinderte sie daran und gab dem Kinde die Hand.



Junge Kätzchen

Nach dem Gemälde von Karl A. Schlegel (München)

Man sah schon jetzt, daß Todo einmal eine große Schönheit werden würde. Daß sie sehr groß werden würde, war sicher. Wunderbares Haar, flammende Augen und ein streng gezeichnetes Profil würden sie auch auszeichnen . . . Sie hatte doch mehr vom Vater als von der Mutter, dachte Heidy.

„Wie geht es dir?" fragte sie das Mädchen liebreich.

„Danke, Tante Heidy, ganz gut."

„Ganz gut und nicht sehr gut?" fragte die Gräfin.

„Sehr gut kann's einem nicht gehen, wenn man bloß ein Fräulein hat und keine Mama," antwortete das Mädchen in überzeugtem Tone.

„Was stellst du denn vor, mein Kind?" forschte die Generalin.

„Schneewittchen bin ich!" rief das Mädchen lebhaft, „aber niemand erkennt es. Ich müßte einen gläsernen Sarg haben und sieben Zwerge . . ."

„Und eine Stiefmutter," ergänzte die Gräfin halblaut, aber das Kind hörte es doch.

„Nein, eine Stiefmutter nicht!" Und sie warf den Kopf in den Nacken.

Die Gräfin lachte: „Kommt dein Papa auch, Todo?"

„Er hat versprochen, mich abzuholen."

„Wir haben ihn lange nicht gesehen, den lieben Robert. Nicht wahr, Heidy?"

„Ziemlich lange."

„Papa hat furchtbar viel zu tun," sagte Todo, die eben von ein paar Freundinnen gesucht wurde und sich mit ihnen entfernte.

„Zu tun, gewiß," meinte die Generalin, „aber deshalb brauchte er uns doch nicht so zu vernachlässigen. Er ist nämlich im vorigen Frühling häufig bei uns gewesen und schien sich da recht heimisch zu fühlen . . . Dann kam der Sommer, und jetzt läßt er wieder nichts von sich hören."

„Untröstlicher Witwer," entgegnete die Gräfin achselzuckend. „Schließlich trösten sie sich dann doch, die Untröstlichen, und Gott weiß mit wem."

„Ich glaube nicht, daß Robert sich auf eine solche Weise trösten wird, wie du andeutest, Erna," bemerkte die Generalin. „Er hat wahrscheinlich in der Tat sehr viel zu tun."

Sie sagte so, wegen der Gräfin. Im geheimen aber ging es der alten Dame nahe, daß Robert Barth sich wieder so von ihnen zurückzog. Er war nun schon Ministerialrat und seit drei Jahren Witwer. Natürlich hatte man ihm bei dem harten Schlage, der ihn unerwartet durch den Verlust seiner Frau betroffen, die wärmste Teilnahme gezeigt, und obgleich er sich seit damals von jeder Geselligkeit zurückhielt, zu ihnen war er doch manchmal gekommen und im vorigen Frühling sogar öfter als früher. Er sprach mit Barth über Politik und die Welthändel und ließ sich von Heidy etwas vormusizieren. Man verbrachte die Zeit so gemütlich zusammen, schöne, friedliche Abende en famille. Was mochte in ihm vorgegangen sein, daß er seit dem Herbst gar keine Miene mehr machte, sich solche Abende zu sichern? War es möglich, daß die weltliche Erna recht hatte und er sich anderswo trösten ließ?

Der einzige Verwandte, den sie hatten, und der ließ sich jetzt auch nicht mehr blicken.

Wenn sie sich die Wahrheit gestand, so war es nicht der Verwandte allein, dessen Ausbleiben die Generalin verdroß. Seit Barth pensioniert und schon ziemlich hinfällig war, lebten sie sehr eingezogen und sahen wenig Menschen bei sich. Fehlte also einer von den wenigen, so wurde es dann gleich sehr fühlbar. Aber das war doch nicht der alleinige Grund, daß sie sich verletzt und beunruhigt fühlte.

Seit einigen Jahren hatte sich manches im Innenleben der beiden alten Leute geändert, wenn es dem oberflächlich Zuschauenden auch gar nicht so scheinen mochte. Barths hatten ein ungewöhnlich glückliches Alter, urteilten alle. Und das war ja auch tatsächlich der Fall. Aber ein ganz heiteres Abendrot war es doch nicht.

Hoch in den Siebzig war er nun schon, der alte Exzellenzherr, und er mußte sich darauf gefaßt machen, bald abberufen zu werden. Er würde nicht murren, wenn der Appell kam. Ihm war ja so viel Glück gegönnt gewesen, mehr als er je gehofft. Denn als Heidy aufwuchs und in die Welt trat, eine von den gefeiertsten gesellschaftlichen Erscheinungen, da sagte der alte Herr oft seufzend zu seiner Frau: „Da erzieht man so ein Kind, hegt es und pflegt es, wie der Gärtner seine kostbarste Blume, und wenn sie aufblüht, dann kommt ein andrer und holt sie weg, einer, der nichts getan hat, um sie sich zu verdienen."

„Die alte Väterklage!" lächelte Frau von Bartenfelde dann, allein auch sie zitterte insgeheim vor dieser unausbleiblichen Entführung des geliebten Kindes, denn wie lange würde man ihnen einen solchen kostbaren Schatz noch lassen? Jeder, der sich Heidy näherte, konnte der Räuber sein, und keiner schien der Mutter gut genug, denn sie maß den Freier nach dem Opfer, das sie dann würde bringen müssen, und dessen konnte keiner wert sein.

Eine einzige Tochter, hübsch, anmutig, gefeiert, vornehm und reich. Man wunderte sich in der Gesellschaft allgemein, als sie zwanzig Jahre alt wurde, ohne verlobt zu sein, aber immer weniger, als es ein Jahr um das andre so fortging. Von Körben verlautete nicht viel. Sie wurden ganz in der Stille oder überhaupt nicht ausgeteilt, denn Heidy winkte beizeiten ab, ließ womöglich keinen so nahe herankommen, daß er es wagte, sich um sie zu bewerben. Der schöne Dreiklang des Barthschen Familienlebens blieb ungestört. Die Eltern fühlten sich glücklich, ihr Kind noch zu behalten. Man brauchte ja nicht so jung zu heiraten. Als Heidy aber die Mitte der Zwanzig überschritt, fing der Vater bereits an, sich zu beunruhigen, und allmählich kamen auch der Mutter sorgende Gedanken. Sollte denn gerade ihr Kind sein Glück verfehlen? Wenn sie es jetzt nicht fand, später war viel weniger Aussicht dazu, daß es sich noch zeigte . . .

Ringsherum heirateten die Freundinnen, die Altersgenossinnen, unter den ersten jene, die man für unanbringbar gehalten hatte. Es kommt im Leben immer anders, als man denkt. Nina Pfeiffer bekam einen Mann. Seltsam, was für Mädchen einen Mann bekommen! Es war wahr, Pfeiffers mußten mit einem bürgerlichen, vermögens-

losen und nicht mehr ganz jungen Schwiegersohn vorlieb nehmen, aber er war doch Offizier und somit jedem ebenbürtig. Lori Pfeiffer war glücklich, ihre Tochter loszuwerden, und der Baron, der, von einem unheilbaren Leiden unterhöhlt, auf sein baldiges Ende gefaßt sein mußte, noch glücklicher, sie in guten Händen zurückzulassen, wenn er selbst von hinnen ging.

Die Baronin zog sich nach dem Tode ihres Gatten nach Graz zurück und kümmerte sich nicht mehr um Nina, die mit ihrem Mann in verschiedenen Garnisonen lebte. Habicht zeigte sich seiner Rolle gewachsen. Er war eine Bändiger- und Zähmernatur und leistete auch bei den Soldaten Erkleckliches an Drill. Nina formte er so und gewann eine solche Macht über sie, daß sie in seiner Gegenwart beinahe zivilisiert erschien. Man glaubte, ihr Zustand habe sich gebessert, im Grunde war es aber nur, daß er weniger hervortrat. Fremde merkten gar nicht, daß sie nicht normal war, und da Habicht ohnehin einer jener Männer war, die sich gern in alles mischen, so führte eigentlich er das Hauswesen, regierte die Dienstboten, erzog das Kind, und alles ging ganz gut. Das Wagnis war gelungen, mußte die Generalin sich sagen, wenn sie das dicke, gesunde Baby mit den gelben Schleifen betrachtete. Nina Pfeiffer hatte ein großes, prächtiges Kind, und ihre Heidy würde vermutlich nie eins haben, vielleicht einsam altern.

Das war der Schatten, der seit einigen Jahren auf ihr Altersglück fiel und sich täglich verdichtete. Wenn Barth und sie starben, was ja in sehr absehbarer Zeit der Fall sein mußte, ließen sie Heidy alleinstehend zurück, und sie, die die wärmste Liebesatmosphäre gewöhnt war, würde in der Kälte der Einsamkeit leben müssen. Eine alte Jungfer! Ihre Heidy!

War es denkbar? Hatte es so kommen müssen? Das Gewissen schlug der Generalin. Trug sie nicht vielleicht doch die Schuld, daß die Tochter nicht heiratete? Die Gesellschaft sagte es natürlich allgemein. Aber die Generalin ahnte, daß es nicht ganz so war. Wenn der Mann gekommen wäre, den Heidy liebte, sie hätte seinetwegen doch die namenlos geliebten Eltern verlassen. Sie zu verlassen, um einem Ungeliebten zu folgen, dazu hatte sie nicht das Herz gehabt — dazu war sie auch eine zu stolze, vornehme Natur.

Und war es ihr, der Mutter, denn möglich, ihrem Kinde zuzureden: „Nimm einen, den du nicht liebst? Der dich wohl auch nicht so recht liebt, dem du nicht das Höchste auf Erden wärst?"

Niemals hatte Heidy der Mutter ein Wort von dem anvertraut, was in ihr vorging, und doch wußte die alte Frau immer alles. Sie hatte ein echtes Mutterherz, ein Herz nicht nur voll Liebe, sondern voll zarten Verstehens, und so erriet sie alle Regungen im Herzen ihres Kindes, alle.

Es war das beste, sich so zu verstehen, ohne von allem zu sprechen. Dieses wortlose Verstehen ist erst der rechte Einklang. Die Mutter war auch viel zu zartfühlend, jemals eine Saite zu berühren, die Heidy schmerzen konnte.

Die Musik begann. Eine richtige Musikkapelle, echt wienerische Tanzweisen spielend. Zuerst eine Quadrille, und mit den ernstesten Gedanken hörten und sahen Mutter und Tochter gleichwohl heiter dem bewegten Kindertreiben in dem glänzenden Barocksaale zu. Welch liebliches Gewühl von blond- und braunlockiger Kindlichkeit! Fast ausschließlich waren es hübsche Kinder, und die es nicht waren, schienen es in der festlichen Kleidung und Umgebung. Da gab es herzige Dingelchen, die sich in ihrem Staat kaum zu rühren wagten, wie solche, die ausgelassen schon ihre ganze Pracht zerknittert hatten. Einfache, harmlose Kinder, ganz jugendliche Freude, und gezierte Aeffchen, die nur daran dachten, wie sie gefielen. Knaben und Mädchen, die unbefangen miteinander verkehrten, und Größere, zwischen denen schon etwas wie ein Flirt im Gange war ...

Zuerst wurde eine Quadrille getanzt, deren Figuren die Kinder noch viel besser innehatten und gewissenhafter ausführten als die Erwachsenen. Nur ein in ein Hofkostüm aus weißem Atlas gesteckter Knabe störte fortwährend die regelmäßigen Verschlingungen, indem er den dummen August spielte und sich stellte, als wüßte er nicht, was Double été oder Chaine des Dames sei, das Damensolo mittanzte und sonstigen Ulk trieb, während seine Dame, eine lange Greenawaypuppe, sich vergebens bemühte, ihn durch Puffen und Zerren auf den richtigen Weg zu bringen.

Kaum war der Tanz aus, so stürmten die Knaben schon zum Büfett, und auch die älteren Tänzer, die beinahe schon die Bezeichnung Jünglinge verdienten, folgten ihnen nach; während die Mädchen die mit Eis, Backwerk und Konfekt herumgehenden Diener durchaus nicht abwiesen, sondern sich gern die Mäulchen stopften.

„Hu, wie klebrig sie gleich alle sein werden!" lachte Heidy. „Hier bei Erna ist ja alles viel großartiger, aber das hier erinnert mich doch sehr an meine Kinderbälle."

Beim Engagieren ging es noch nicht sehr förmlich zu, ja, einzelne junge Herren zogen es vor, die erwählte Tänzerin einfach bei der Hand zu fassen und mit sich zu ziehen, nicht immer ohne Protest von ihrer Seite.

Sie wollten übrigens alle nur mit den größten Mädchen tanzen, die jungen Herren, und die kleineren Mädchen wären sitzen geblieben, wenn sie nicht untereinander getanzt hätten. Auch von den Erwachsenen opferten sich einige, um mit den kleinen Mädchen zu tanzen, und sogar Graf Auberg engagierte ein kleines Gänseblümchen und tanzte mit ihm zur allgemeinen Heiterkeit der Kinder, denen es Spaß machte, zu sehen, daß der Graf sich zu seiner Tänzerin herabkrümmen mußte wie ein Fiedelbogen.

Es fehlte nicht an den kleinen Zwischenspielen, die Heidy so wohlbekannt waren. Zwei Freundinnen wurden plötzlich ohne ersichtliche Ursache todfeind und warfen sich wütende Blicke zu, irgendein Kind in unbequemem Kostüm purzelte nieder, und mitten in der Polka stand plötzlich einige Schritte weit von den Damen Barth ein einschichtiges kleines Mädchen in weißem Kleid mit gekripptem Blondhaar, ein Herz, einen Reiter und ein Wickelkind aus Lebzelten umgehängt, weinend und tänzerlos da.

Steinerweichend heulte die Verlassene, während die tanzenden Paare lachten und sie anstießen und ein großer, als Beduine angezogener Junge sogar sie beinahe umstieß.

„Aus 'm Weg! Aus 'm Weg!" rief er übermütig. „Hier ist keine Weinstube!"

Heidy stand auf und holte sich die kleine Verzweifelte aus dem Getümmel, sie bei sich in Sicherheit bringend. Es stellte sich heraus, daß ihr Tänzer sie mitten im Saale stehen gelassen hatte, unter der ungerechten Beschuldigung, sie mache zu kleine Schritte.

„I bin a Topfenknöderl, hat er g'sagt," stieß sie schluchzend hervor, „i soll mi lieber kugeln ... Und mein'n Pferd hat er alle Haren ausg'rissen."

Sie zeigte verzweiflungsvoll das verstümmelte Pferd.

„O du armes Kind! Topfenknöderl! Und alle Haren ausgerissen! Schrecklich!" bemitleidete Heidy das Kind. „Weswegen hast du aber die drei Sachen da anhängen?" fragte sie.

„I bin do' a Firmling!" erklärte die Kleine, beinahe beleidigt. „Haben S' scho' an Firmling ohne Lebzelten g'sehen? Aber der Vatter hat glei' g'sagt, sö wer'n mer'n Lebzelten auseſſen!"

Der kleine Firmling sprach deutsch wie ein Hausmeisterkind. Jedoch Heidy zweifelte gar nicht, daß er ein um so feineres Französisch spreche.

„Ist das deine Freundin?" rief sie die jüngste Comtesse Auberg an, die eben vorbeikam.

„Aber ich bitt' schön, so a Fratzerl!" wehrte sich Mutzi gegen die Zumutung. „Meine Freundinnen sind größer. Das ist ja die Lilly Boß. Die muß überall mit, wo die Sissy hingeht."

Also ein Comtesserl ... Und doch dieses Deutsch!

Aber die kleine Lilly erklärte gleich, warum sie „urdinärr" sprach. Die Sissy hatte eine Miß und sie eine Mademoiselle. Im Hause wurde meistens Französisch gesprochen, und Deutsch hörte sie eigentlich nur in der Office oder auf dem Lande von den Bauernkindern. „Ich kann das noble Sprechen nicht leiden!" versicherte sie.

Ihre Tränen waren bald getrocknet, besonders als Heidy sie bei den Händen faßte und mit ihr die Polka zu Ende tanzte. Diesem lieben Fräulein war sie also nicht zu klein? Sie litt sonst fürchterlich unter dieser Kleinheit. Alles war nur für die Sissy. Sie selbst sollte nicht reiten, nicht kutschieren, nichts. Und heute hatte sie fürchterlich „röhren" müssen, um überhaupt nur auf diesen Ball mit zu dürfen, der doch ein Kinderball war.

Nun wollten aber auch andre Mädchen mit Heidy tanzen, und diese erhielt mehr Aufforderungen, als sie annehmen wollte.

Beim Walzer kam auch Dodo Barth heran, knickste und bat: „Darf ich die Ehre haben, Tante Heidy?"

„Mit mir willst du tanzen? Gibt's denn keine Tänzer, Dodo?"

„Genug," sagte Dodo verächtlich, während sie ihr langes Haar über die Schulter zurückwarf. „Lauter so dumme Buben! ... Was glaubst du, Tante? Drei haben mir nacheinander gesagt: ‚Dodo, bist du aber schön!' Als ob sie's was anging, ob eins schön ist oder nicht!"

Heidy nahm lächelnd die Aufforderung an und tanzte mit Dodo, die darauf bestand, der „Herr" zu sein ... Dodo war noch sehr Kind, und doch auch wieder kein Kind mehr. Bald kam sie in die gefährlichen Jahre, wo das Mutterauge doppelt wachsam auf solcher jungen Seele ruhen soll, und sie hatte niemand als ihre norddeutsche Halbengländerin, eine sehr anständige „mittelalterliche" Person, aber nach dem, was Dodo von ihr erzählte, voll Schrullen.

„Möchtest du glauben, Tante Heidy, daß sie sich mit Petroleum einschmiert und sich nie mit Wasser wäscht? Immer riecht sie nach Petroleum, natürlich. Ganz feuergefährlich ist sie. Ich weiß nicht, warum sie's tut, ob wegen der Gesundheit oder wegen der Schönheit. Aber wenn sie's wegen der Schönheit tut ..." Sie machte ein Gesicht, als ob sie dann die Sache für recht aussichtslos halte.

Heidy fühlte eine warme Zuneigung zu dem schönen temperamentvollen Kinde, eine wärmere, als ihr jemals die Mutter eingeflößt, der sie fremd geblieben war. Und auch dem Kinde würde sie ja wohl fremd bleiben müssen.

Während Dodo zu ihren Freundinnen und Heidy zu der Generalin und den Damen zurückkehrte, die sich mit dieser unterhielten, dachte sie an Robert Barth und sein seltsames Benehmen. Mehr wie Gleichgültigkeit hatte er früher nie für sie gehabt. Von dem glücklichen Gatten war es begreiflich, daß er keiner andern einen Gedanken schenkte, und dann, nachdem das Unglück ihn getroffen, scheute er jahrelang jeden Verkehr. Erst gegen Ausgang des vorigen Winters fing er an, sich wieder bei ihnen zu zeigen, und seine Besuche wiederholten sich dann in immer kürzeren Zwischenräumen. Heidy durfte jetzt an diese Zeit gar nicht denken. Es war zu schlimm, daß sie vorbei sein sollte, wie abgeschnitten, und man wußte nicht, warum ... Jene Abende, wo er still neben ihr am Klavier gesessen hatte, die Notenblätter für sie umwendend, oder wo sie zum erstenmal im Leben längere und vertrautere Gespräche miteinander geführt hatten. Eigentlich lernte sie ihn da erst kennen und er sie. Denn vorher war es eine recht oberflächliche Bekanntschaft gewesen.

Es wurde Frühling, ihr Herz öffnete sich dem Licht. Ein Abend vor allem war ihr gegenwärtig. Der letzte war es. Ein Frühlingsabend, wo draußen sich noch die weiche, wohlige Wärme des Tages erhielt, so daß die Fenster offen stehen konnten und die ersterbenden Geräusche des Tages eindrangen. In den Zimmern dufteten Hyazinthen, die die Mama so sehr liebte. Robert sah sich lächelnd nach den Vasen um, in denen die Blumen standen. Er könnte den Duft auch lieben lernen, sagte er. Gesprochen war nicht sehr viel worden, nichts sehr Bedeutungsvolles, aber doch hatten alle den Eindruck, daß man sich sehr gut verstand und sich im Beisammensein wohl fühlte. Ein Abend, an dem die Seelen sich lautlos einander näherten, bis sie daran waren, in eins zusammenzufließen ...

Als er dann ging, griff Heidy nach einigen Hyazinthen, wickelte Seidenpapier um die Stiele und reichte die Blumen dem Fortgehenden. Er faßte die Stiele an, ihre Hände berührten sich, und ihre Blicke hefteten sich aufeinander, ohne sich los-

reißen zu können. Dann gab Robert sich einen Ruck und ging — und seitdem war er so nicht wieder gekommen. Zuerst machte er eine Reise, dann kam der Sommer, wo Barths Wien verließen, und im Herbst begnügte er sich mit einem kurzen offiziellen Besuch, bei dem er ein ganz andrer schien als im Frühjahr ... Angstvoll fragte sich Heidy: hatte jener Blick ihm verraten, was in ihr vorging, und schreckte es ihn ab, ihn, der seine Dodo nicht vergessen konnte? Es war brennendes Herzeleid und Scham, zu denken, daß er nicht käme, um jenem Gefühl auszuweichen, das damals ohne ihr Wissen aus ihren Augen geleuchtet haben mochte. Und doch ließ sich dem Ganzen keine andre Deutung geben. Er hatte ihr Freundschaft entgegengebracht, verwandtschaftliches Wohlwollen, wie eben der Tochter des allgemein verehrten Paares, die noch dazu seine nächsten Verwandten waren. Mehr nicht, und von dem Augenblick an, wo er fürchtete, daß bei ihr ein wärmeres Gefühl entstehen könnte, hatte er sich zurückgezogen, auffallend und schonungslos zurückgezogen. O, unbesorgt! Er brauchte nicht zu fürchten, daß Heidy von Bartenfelde ihm ihre Liebe aufdringen würde. Sie, die so lange geschwiegen und verzichtet hatte, würde es wohl auch ferner treffen. Aber um ihm das klarzumachen, mußte sie ihn erst sehen. Er würde an ihrer Haltung wohl erkennen, daß er von ihr nichts zu befürchten hatte.

Wenn er heute käme! Sie wünschte es aus diesem Grunde, um ihm zeigen zu können, daß sie sich ihm nicht an den Kopf warf, und sie gestand sich's nicht, daß sich nebenbei eine heiße Sehnsucht in ihr regte, ihn wiederzusehen.

Aber er würde wohl gar nicht kommen.

Niemand beachtete den Eintritt des schlanken, eleganten Herrn in den Saal besonders, nur Heidys Blicke richteten sich sofort auf die Tür. Ein Gefühl hatte ihr gesagt, wer sich nahe. Sie sah ihn schon von ferne.

Robert Barth von Arenstein hatte sich gleichfalls die jugendliche Erscheinung seiner Zwanzigerjahre bewahrt. Er war noch ebenso schlank, feingliedrig gebaut und jugendlich gerade, und auf einige Entfernung hin war es unmöglich, zu erkennen, daß dieser jünglinghaft aussehende Mann bereits die Vierzig streifte. Er trug auch noch immer nur den kleinen Schnurrbart, während die glattrasierten Wangen des blassen Gesichtes jener bläuliche Hauch umgab, den man am öftesten bei Schauspielern sieht. Der Romeoschnitt seiner Züge war ganz unverändert, und nur aus seinen Augen sprach ein noch tieferer Ernst als früher, während doch seine Lippen zu dem Bilde lächelten, das sich ihm bot.

Heidys Herz begann heftig zu klopfen. Die Schwermut, die noch immer deutlich wahrnehmbar sein Wesen umschleierte, galt ihr, der andern. So sah ein Mensch aus, der kein neues Glück mehr hoffte, wollte. Vor ihren Augen dunkelte es, denn sie fühlte in diesem Augenblick besonders tief das Los, lebenslang sich in einiger Nähe des geliebtesten Menschen zu befinden und ihm doch nie um einen Schritt näher kommen zu dürfen. Nie!

Hier grüßend, dort sich zu einem der Kinder bückend, den tanzenden Paaren ausweichend und mit den Augen in der Ferne suchend, wohl nach seiner Dodo, näherte Robert sich dem Winkel, wo die Generalin jetzt neben der Gräfin Auberg saß, während der Graf sich zu Heidy gesellt hatte.

Schon war er ihnen nahe, als Dodo zwischen den tanzenden Paaren hervorschoß, sich an den Papa hängend: „Ach, schön, daß du kommst, Papachen! Du mußt mit mir tanzen, weißt du?"

Mit liebevollem Lächeln schob der Ministerialrat den Arm seines Kindes in den seinigen und trat so mit ihr auf die Damen zu.

Zuerst küßte er der Generalin die Hand, dann der Gräfin, und hierauf wendete er sich zu Heidy, um ihr die Hand zu geben.

Sie lächelte ihm freundlich zu, aber doch kühl, ein Lächeln, wie man es in der Gesellschaft für jedermann bereit hält, und Robert Barth mußte merken, daß er genau so empfangen wurde wie jeder andre.

Nachdem er der Gräfin einige schmeichelhafte Worte über ihr Fest gesagt hatte, verließ diese die Gruppe, um sich andern Gästen zu widmen, und der Graf, der Heidy heftig den Hof machte, war bald gezwungen, ihr zu folgen, denn noch ein andrer Papa war gekommen, Graf Voß, der auch sehen wollte, was seine Töchterchen machten.

Sie konnten ihn aus der Ferne beobachten, wie der hochgewachsene Mann sich zu dem „Topfenknöderl" neigte, das ihm jammervoll seine Lebkuchenattribute vorwies, von denen es nur noch geringe Reste besaß.

„Onkel Barth befindet sich doch wohl?" fragte Robert, dessen Augen scheu an Heidy hingen, denn der Frosthauch, der von ihr ausging, war ihm neu.

„Danke, recht gut. Ganz ohne Beschwerden ist er ja nie. Wenn man alt wird, lieber Robert. Wer ihm Gutes tun will, muß sich beeilen, denn wer weiß, wie lange er uns noch erhalten bleibt. Wir haben Sie lange nicht gesehen, lieber Robert," setzte sie klagend hinzu.

„Leider ... Viel zu tun ... Aber Sie mahnen mich nicht umsonst, verehrte Frau Tante. Ich werde schleunigst das Versäumte einholen. Wenn Sie mich nicht hinauswerfen, Tante Barth, komme ich bald."

„Nein, wir werfen Sie nicht hinaus, Robert. Das wissen Sie sehr gut. Barth ist auch heuer jeden Tag um dieselbe Stunde zu Hause wie im vorigen Jahr. Sie treffen ihn immer. Er wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Sehr freuen."

„Ich komme gewiß!" versicherte Robert.

„Unterhältst du dich, Dodo?" fragte Heidy das Mädchen, das sich noch immer an den Papa schmiegte.

„Danke, Tante Heidy, es geht! Du, Papa, Tante Heidy hat vorhin mit mir getanzt. Ich war der Herr," berichtete Dodo wichtig.

„Wirklich?" Er lächelte zu dem blonden Mädchen hinüber, unsicher, wie um Verzeihung bittend.

Während er sich wieder zur Generalin wandte, ging Dodo von ihm zu Heidy über und sagte, sie mit Backfischschwärmerei anschmachtend: „Tante Heidy, du bist so hübsch blond! Und so schlank! Wie eine Tanne!"

„Und was noch?" lachte Heidy. „Weil sie mein Herr war, glaubt sie, sie muß mir den Hof machen."

„Wenn ich ein Herr wäre, würde ich dich heiraten," erklärte Dodo höchst entschieden.

Die Generalin lachte, während Robert Barth freudig-ungläubig die Haltung seines Töchterleins Heidy von Barth gegenüber beobachtete.

„Warum tut es denn keiner?" fragte Dodo entrüstet. „Es ist niederträchtig von der Fanny ... Sie sagt ..."

Plötzlich stockte sie und wurde blutrot.

„Was sagt sie?"

„Ich kann es natürlich nicht wiedersagen," versicherte Dodo würdevoll. „Verzeih, Papa, ich bin engagiert." Ein halbwüchsiger Koch näherte sich ihr eben grinsend. „Nachher tanzt du mit mir, nicht wahr? Und mit der Tante Heidy mußt du auch tanzen!" rief sie übermütig, während sie sich entfernte.

„Sie ist ein liebes Geschöpf, Ihre Dodo!" sagte die Generalin freundlich, während auf ihren Wink Robert zwischen Mutter und Tochter Platz nahm. „Aber muß sie denn gerade das Petroleumfräulein haben? Die Kinder nennen sie nämlich nur so, wie mir die Gräfin vorhin erzählte."

Robert zuckte die Achseln. „Ich könnte auf eine treffen, die schlimmere Eigenschaften hätte."

Aber die Generalin widersprach. „Nein, schrullige Menschen gehören nicht zu Kindern."

Zwischen der letzten intimeren Aussprache und heute lag eine lange Frist. Um so reicheren Gesprächsstoff gab es. Robert und die Generalin unterhielten sich über das Dazwischenliegende, während Heidy dem Tanze zusah. Von Zeit zu Zeit wandte sich Robert für einen Augenblick dem blonden Mädchen zu, wie um zu sehen, ob sie denn nicht mitsprechen wolle, aber er begegnete ihrem Blick nicht, der in den Saal gerichtet war.

Eine Dame, die Frau von Barth noch nicht gesprochen hatte, segelte mit ausgestreckten Händen auf sie zu: „Ach, Exzellenz! Wie reizend, daß Sie auch hier sind! Ein entzückendes Schauspiel, nicht wahr?"

Sie nahm neben der Generalin Platz, so daß Robert sich nun seiner andern Nachbarin zuwenden konnte.

„Cousine Heidy, sind Sie böse auf mich?"

„Haben Sie ein schlechtes Gewissen?" fragte sie neckend.

„Ja, ich fühle mich schuldbeladen ... Und doch auch wieder nicht ... Wenn ich aber mein Versäumnis gutmache und in den Prater komme" — Barths bewohnten eine Pratervilla — „werde ich dann auch wieder gut aufgenommen?"

„Wie der verlorene Sohn," scherzte sie.

„Sie werden wieder freundlich zu mir sein, Heidy?"

„Aber nicht zu freundlich," hätte Heidy beinahe geantwortet.

„Ich verdien' es ja nicht. Aber wenn ich alles erzählen werde ..."

„Für Besuchszwang bin ich nicht," antwortete Heidy gesetzt. „Jeder soll nur kommen, wann und weil er mag, nicht weil er es für seine Schuldigkeit ansieht."

„Ich bin sehr gern bei Ihnen gewesen," sagte Robert, vor sich auf den Boden blickend. Heidy war sanft und gut, aber er fühlte doch ihre Verletztheit und die Kälte, die heute von ihr ausging.

Dodo, die eben ihrem Tänzer entronnen war, kam erhitzt zurück.

„Immer tritt er einem auf den Fuß!" beklagte sie sich. „Geh, Papachen, tanz du jetzt mit mir!" Und als Barth eine leichte Bewegung nach seiner Nachbarin zu machte, fuhr sie schmeichelnd fort: „Nicht wahr, Tante Heidy, du erlaubst, daß der Papa mit mir tanzt."

„Bitte, bitte! Gehen Sie doch, Robert! Ich sehe euch zu."

Nun erhob er sich und trat mit seiner Tochter an, die in seinem Arm stolz erhobenen Hauptes und leuchtenden Blickes durch den Saal tanzte. Aber dabei flüsterte sie dem Papa doch zu: „Ist es nicht niederträchtig? Die Fanny hat gesagt sie ist eine alte Jungfer und greulich alt ..."

„Wer ist eine alte Jungfer? Die Fanny? Und welche Fanny?"

„Aber, Papa!" rief Dodo, etwas empört über die Konfusion. „Ich red' natürlich von der Fanny Auberg. Und sie hat gesagt, die Tante Heidy ist eine alte Jungfer. Alt wie die Pyramiden ... Schön, was? ... Aber so ist sie! Du hast keine Idee, Papa, wie die ist! ... Ist sie denn alt, die Tante, Papa? Ich finde es nicht ... Sie gefällt mir so gut ... Sie ist nicht gerade schön ... Nicht so schön wie die Mama. Aber lieb, sehr lieb ... Warum kommt sie denn nie zu uns, Papa?"

„Vielleicht geschieht es künftig," antwortete der Papa stockend, während seine Blicke scheu über die Tochter hinflogen.

Dodo war sonst gar nicht so begeistert. Er bemerkte dieses Mädchenentzücken zum erstenmal bei ihr.

Als sie zurückkamen, stellte Dodo sich hinter Heidys Stuhl, flüsterte ihr allerlei zu und wich erst, als beim nächsten Tanz ein Tänzer sie holte. Dann ging sie, dem Papa einen Blick zuwerfend.

Vielleicht deutete der Ministerialrat ihn richtig, denn er wandte sich lächelnd an Heidy: „Wie steht's, Heidy? Wollen Sie mir die Ehre geben?"

„So alte Leute wie wir? Hier unter dem Kleinkram?" Aber sie erhob sich schließlich doch, als er bittend sagte: „Einmal herum!"

„Wir haben noch nie miteinander getanzt," bemerkte er, während er sich mit ihr aufstellte.

Unwillkürlich nahm sie eine vorwurfsvolle Miene an. Hatte er vergessen?

„Also doch?" fragte er, ihren Gesichtsausdruck richtig deutend. „Wann denn?"

„Vor fünfzehn Jahren. Auf so einem Ball wie dieser hier. Einem Lämmerhüpfen. Bei uns! Es war mein fünfzehnter Geburtstag. Sie erinnern sich natürlich nicht mehr."

„Doch, doch!" widersprach er. „Es fällt mir schon ein. Sie trugen auch ein weißes Kleid und offenes Haar wie meine Dodo heute. Nur daß Ihres blond war. So hübsch blond! Wie heute noch! Ich sehe es so gern!"

Das letzte kam im Wirbel des Tanzes ziemlich undeutlich heraus, und Heidy glaubte sich's gar nicht, daß er das gesagt haben könnte. Es sah Robert, dem strengen, ernsten Mann, so gar nicht ähnlich. Heidy schwebte in seinen Armen durch den Saal, von den Kindern angestaunt, die ihnen aus dem Wege gingen, um nicht übertanzt zu werden. Nicht einmal, sondern mehrmals herum tanzten sie. Als sie aufhörten und Robert seiner

Tänzerin den Arm bot, um sie zu einem Sitz zu führen, lag ein jugendliches Leuchten in seinen Augen. Er geleitete Heidy nicht zu ihrem Platz neben der Generalin zurück.

„Nicht hier," sagte er. „Das Kindergewirbel macht einem Schwindel." Damit lenkte er seinen Schritt gegen einen Nebensaal zu, einem Wintergarten, in dem die jungen Tänzer noch nichts zu suchen hatten und auch nichts suchten.

Es war kühl, still und einsam hier.

Heidy fühlte sich ein wenig beklommen. War es Absicht, daß er sie hierher führte? Und was bezweckte er? Seitdem sie denken konnte, war sie mit Robert nie allein gewesen, und der feierliche, nachdenkliche Ernst, der sich auf seiner Stirne lagerte, entging ihr nicht.

„Ich dachte nicht, Sie und die Tante hier zu treffen," begann Robert, ohne das blonde Mädchen an seiner Seite anzublicken.

„Natürlich! Wir gehören auch gar nicht hierher. Aber die Mama sagt, es verjüngt sie ordentlich, wenn sie Kinder sieht."

„Die Tante ist die beste und liebste alte Frau, die ich kenne," sagte Robert mit warmem Ton. „Aber ein bissel übelgenommen hat sie meine Fahnenflucht doch. Nicht wahr?"

„Uebelgenommen nicht. Nur denken eben alte Leute mehr als jüngere an das Wort des Dichters: ‚Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.' Sie haben so oft von Ihnen gesprochen, beide Eltern, sich den Kopf zerbrochen, was man Ihnen getan haben könnte ..."

„Getan? Was sollte man mir getan haben?"

„Ja, man fragt sich das in solchem Fall. Sie sollten das nicht wieder tun, Robert. Es liegt doch kein bestimmter Grund vor, der Sie hindert, zu uns zu kommen. Nicht wahr?"

„Und doch können Sie nicht glauben, Heidy, daß ich ohne Anlaß ausgeblieben bin, aus bloßem Undank und Gleichgültigkeit. Oder glauben Sie das?"

„Nein." Sie blickte in ihren Schoß und wurde etwas blaß. „Ich kenne sogar den Grund — ein unzureichender —, leicht zu erraten."

„Nun?"

„Zu erraten, aber nicht zu sagen."

„Ich habe keine Idee, was Sie meinen, Heidy. Sie erraten ihn eben gewiß nicht."

„Es fällt mir schwer, davon zu sprechen, Robert. Aber um alle Zweifel zu verjagen ... Der einzige Grund, der Sie veranlaßt haben kann, unserm Hause fern zu bleiben ..." Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen, um das auszusprechen, was ihr nicht über die Lippen wollte. „Vielleicht fürchteten Sie, die Leute könnten meinen Namen und den Ihrigen zusammen nennen. Vielleicht haben sie das schon getan. Und Sie, der Sie so tief trauern und an keine denken als an die liebe Tote, Sie ... wollten ... keine ... Hoffnungen wecken, keinen Anlaß zu falschen Vermutungen geben. Aber soll deshalb der Papa den Verkehr mit seinem einzigen Verwandten entbehren? Die Leute kann man ja reden lassen. Und ich versichere Ihnen, lieber Robert, ich bin wirklich schon über die Grenze hinaus. Eine überzeugte alte Jungfer ... Alt wie die Pyramiden ... Erna hat mir erzählt, daß ich ihrer Fanny so scheine. Denken Sie sich, ich sei schon fünfzig."

Robert, der den Kopf gesenkt gehalten hatte, blickte rasch auf das Mädchen an seiner Seite und lächelte schwach. „Dann darf ich Sie nie ansehen, Heidy. Denn Sie sehen nicht einmal aus, als ob Sie schon die Hälfte wären. Also so haben Sie sich's ausgelegt?" fuhr er nach einer Pause fort. „Das hätte ich mir eigentlich denken können ... Nein, nicht deshalb bin ich nicht mehr gekommen, weil ich keine Hoffnungen wecken wollte, Heidy. Haben Sie mich denn wirklich und wahrhaftig für einen solchen eingebildeten Kerl gehalten? Und das von der überzeugten alten Jungfer ..." Er machte eine Handbewegung. „Blühender Unsinn, Heidy. Gerade Sie vor allem! Wie kämen Sie dazu? Und ich wundere mich wie die andern ... Sind Sie denn nicht geliebt worden? Haben Sie selbst nie einen liebgehabt?"

„Wir sind hier nicht im Beichtstuhl, mein Herr Cousin," wich Heidy aus.

„Vertrauen für Vertrauen! Wenn ich Ihnen alles sagen soll! Es war nicht meine Hoffnung, Sie heute zu sehen, aber ich hegte die Absicht, nächstens zu Ihnen zu kommen, und da wollte ich Ihnen auch erzählen, warum ich so lange weggeblieben bin. Wollen Sie das hören? Dann gehen Sie mir mit gutem Beispiel voran. Denn ich will klar sehen. Es ist unmöglich, daß man sich nicht häufig um Sie beworben hat. Konnte keiner Ihr Herz gewinnen?"

Er fragte es mit bescheidener Innigkeit, wie ein Mensch, der nicht aus müßiger Neugierde fragt, und seine Augen hingen dabei forschend an dem erblaßten Gesichtchen.

„Wenn Sie jetzt gar anfangen, sich um meine Herzensgeheimnisse zu kümmern," scherzte sie mit entfärbten Lippen. Sie wußte nicht recht, wo er hinaus wollte, und wie diese Frage mit ihrem Gespräch zusammenhing. „Uebrigens will ich Ihnen sagen, wie es war. So einfach die Geschichte ... Von denen, die sich um mich beworben haben, sagte mir keiner zu."

„Und andre hätten Ihnen zugesagt?"

„Einer." Heidy schlug doch die Augen nieder, weil sich die seinigen mit einem so forschenden Ausdruck in sie versenkten.

„Und dieser?"

„Hat sich mir nicht genähert."

„Der muß ... Wann war denn das?" forschte er nach einer Pause.

„Schon vor sehr langer Zeit. Eine Jugendliebe. Sie wissen, junge Mädchen haben in ihren Büchern immer vertrocknete Blumen. Und so eine vertrocknete Blume ist das."

„Was wurde aus ihm?"

„Er hat natürlich eine andre geheiratet. Reden wir nicht mehr davon."

„Eine Jugendliebe! ... Eine andre geheiratet!" Die Worte weckten etwas Eigentümliches in ihm. Er wagte jedoch nichts mehr zu fragen.

„Das war nur eine halbe Beichte, Heidy." Er seufzte leicht. „Aber ich will sie mit einer ganzen erwidern. Sie müssen wissen, Heidy, ich war der Glückliche, der seine Jugendliebe heimführte, seine erste und einzige, und all mein Leben habe ich

geglaubt, wem der Gegenstand einer solchen schließlich entrissen wird, der hat keine Kraft mehr, zu lieben. Sein Herz wird keine zweite Blüte treiben. Ich brauchte mir also nicht zu sagen: Du wirst nicht mehr lieben, nicht wieder heiraten. Das verstand, ergab sich ja von selbst. Ohne an ein Jenseits zu glauben, stellt man sich doch ein Wiederfinden vor, und wie sollte das sein, wenn man dann mehr als eine wiederfindet? Mein Schmerz war so echt und wahr. Bloß für mein Kind wollte ich leben, auf andres Glück verzichten. Aber die Zeit geht dahin. Der Schmerz verebbt. Wir sind Menschen. Ein neuerer französischer Dichter hat es gesagt: Unser Herz ist nicht imstande, immer zu leiden ... Das geliebteste Bild umzieht sich mit einem Schleier. So ging es auch mir. Es befremdete mich, dies zu merken, aber ich war meiner Herzenstreue dabei so sicher, beunruhigte mich also nicht."

Er hielt inne, und dem Mädchen neben ihm stockte der Atem. Was würde sie hören?

„Schließlich mußte ich doch wieder unter Menschen. Der gute Onkel war einer der ersten und wenigen, die ich besuchte. So bin ich zu euch ins Haus gekommen, zuerst selten, dann öfter. Ich kann es nicht beschreiben, wie wohl mir da wurde, wie heimisch ich mich fühlte. Ihre Eltern sind so seltene Menschen, Heidy, und ich habe lange geglaubt, meine Zuneigung gelte hauptsächlich ihnen beiden. Heidy, ich habe Sie ja seit Ihren ersten Tagen gekannt ... Noch wie man Sie im Wiegenkorb gefahren hat. Aber was man so sehen heißt, gesehen hatte ich Sie früher nie. Ein liebes blondes Mädchen, und weiter keine Gedanken. Wie sollte es auch anders sein? Ich heiratete ja, ehe Sie das Backfischalter überschritten. Aber wie ich jetzt wieder ins Haus gekommen bin ... Vielleicht hatte ich eine Ahnung von der wahren Anziehungskraft. Ich wollt' es mir nur nie gestehen. Den wohltuenden, besänftigenden Einfluß Ihres holden Wesens, Heidy, ich habe ihn dem Hause, den Eltern zugeschrieben. Wollte nichts wissen. Man betrügt sich so gern selbst. Aber am letzten Tag ... Damals, wie Sie mir die Hyazinthen gaben und wir uns dabei unwillkürlich in die Augen blickten, da ist es wie ein Blitz in mich gefahren: Du liebst sie ja!"

Heidy zuckte zusammen, aber sie blickte nicht auf, vom Klange seiner Stimme wie gelähmt, und er fuhr fort: „Ein Blitz! Wie ich unten war und durch die grünen Praterwege und Alleen der Stadt zustrebte, war ich wie vernichtet. ‚Das ist also deine Liebe und Treue?' hat es in mir gerufen. ‚Dem Menschen von Gemüt sind seine Toten nicht tot, sie sind bloß entfernt, und also eine Entfernte betrügst du, nicht eine Tote. Du bist nicht besser wie die andern! Aus den Augen, aus dem Sinn, und das Herz offen für eine neue Liebe!' Es war ein Sturz für mich. Ich habe in dieser Beziehung solche Anforderungen an mich gestellt. Mein Herz mußte tot sein, und daß es wieder aufwachen wollte, erschreckte mich, statt mich zu beglücken. Ich wollte und konnte mich nicht so Lügen strafen und redete mir ein, es könne ja keine Liebe sein. Nur das natürliche Wohlgefallen an einer so lieblichen, rührenden und so reinen Erscheinung. Die Dankbarkeit des Verwaisten für erwiesene Teilnahme. Das ließ sich noch bekämpfen. Und so habe ich gekämpft. Lange und hart genug, mit selbstmörderischem Willem, aber es nützte nichts. Heute weiß ich es bestimmt: man kann noch einmal lieben, mag die erste Liebe noch so ehrlich und wahr gewesen sein. Ja, das Herz, das die Liebe kennt, ist nur um so empfänglicher. Und hat mir das Schicksal ganz absichtslos ein so liebes Wesen auf den Lebensweg gestellt? Sie, Heidy, sollen entscheiden, ob ich wieder zu meinem alten Onkel kommen darf. Denn wenn Sie nichts für mich übrig haben, wenn ich meine heiße Liebe zu lauen verwandtschaftlichen Gefühlen abdämpfen soll ..."

Er hielt inne und blickte auf das Mädchen, dessen liebes Gesicht so bewegt aussah. Unter seinem Blick hob sie die Lider, und ihre Blicke begegneten sich.

„Hab' ich Hoffnung?" fragte Robert mit vor Erregung rauher Stimme. „Du lächelst, Heidy! Sag, wer war denn das, den du gern gehabt hast damals, vor langer Zeit, und der eine andre geheiratet hat?"

„Derselbe," flüsterte sie mit erstickter Stimme, „derselbe, dem mein Herz auch heute noch gehört. Immer gehört hätte, ob hoffnungslos oder nicht."

Robert Barth starrte sie an. Da war sie also, die Neigung, die standhielt, und ihm wurde sie entgegengebracht, der ihrer nicht fähig war.

Aber Heidy erriet seine Gedanken, noch ehe sie sich in seinem Gehirn recht formten. „Robert, laß dich's nicht gereuen, daß du noch Glück genießen und mir es gewähren sollst. Glaub mir, die Verklärte gönnt es uns, und dein Kind ..."

„Mein Kind!" unterbrach er sie lebhaft. „Willst du es liebhaben, als ob es dein wäre?"

„Nein, als ob es dein wäre!" verbesserte sie mit feucht schimmernden Augen. „Und nun laß uns wieder hineingehen. Wir wollen nicht zu sehr auffallen."

„Morgen komm' ich zum Papa," flüsterte er ihr zu, während er ihr den Arm reichte und sie zur Mutter zurückführte, die sie wohl etwas befremdet anblickte, aber so fern jeder Hoffnung war, daß sie nichts zu erraten wagte.

Sie hielten sich beide sehr gut, Heidy sogar zu gut, fand Robert, der keinen Blick mehr erhielt.

Die Generalin wollte bereits aufbrechen, und so nahm man Abschied. Heidy sagte jedem der Kinder, die sie persönlich kannte, liebe Worte. Nina Pfeiffers dickes Baby, das Topfenknöderl, keines wurde vergessen. Dodo Barth erhielt einen Kuß, den sie feurig erwiderte, während Heidy sich scherzend an das bereits stark zerzauste Ballettmädel wandte: „Na, wart, Fanny, du kriegst es noch von mir!"

„Gott, die Dodo hat getratscht!" rief Fanny schuldbewußt aus.

„O nein! Ein Vogel hat mir was ins Ohr gesungen! Alt wie die Pyramiden!" Lachend wandte sie sich ab und ließ Fanny blutübergossen stehen, zum großen Ergötzen der Mama, die ihre Tochter ja selbst verraten hatte.

„Aber keine alte Jungfer!" flüsterte Robert beim Hinabgehen über die Treppe seiner Braut zu.



Der kleine Taugenichts

Nach einer Zeichnung von A. Besnou (Paris)



Abb. 1: Mnium-Moos mit „Früchten"

Aus der Welt der blütenlosen Pflanzen

Von

Dr. Udo Dammer

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Der großen Zahl der blühenden Gewächse steht eine kaum minder große Zahl Pflanzen gegenüber, die man unter der Bezeichnung blütenlose Pflanzen zusammenfassen kann. Nur ein geringer Bruchteil dieser hat auch äußerlich einige Aehnlichkeit mit den Blütenpflanzen, die meisten haben ein so vollständig andres Aussehen, daß der Laie nur schwer ihre pflanzliche Natur erkennt. Es hat sich nun einmal eingebürgert, das organische Reich, die Welt der Lebewesen in Pflanzen und Tiere zu scheiden. Je tiefer man aber in die Kenntnis der „Pflanzen" und „Tiere" eindringt, desto mehr drängt sich die Vorstellung auf, daß diese Scheidung eine künstliche ist. Die Grenzen zwischen Tier und Pflanze verwischen sich immer mehr, und selbst die Fachleute sind in manchen Fällen im Zweifel, ob sie gewisse Lebewesen als Pflanzen oder Tiere ansprechen sollen.



Abb. 2: Parasolpilz

Die alte Teilung der blütenlosen Pflanzen in Algen, Pilze, Flechten, Moose, Farne, Bärlappe und Schachtelhalme wurde zunächst dadurch erschüttert, daß Schwendener den Nachweis führte, daß die Flechten gar nicht den übrigen Abteilungen gleichwertig sind, sondern eine symbiotische Genossenschaft der Algen und Pilze bilden. Später wurde dann das Heer der Pilze als ein Konglomerat heterogener Gebilde erkannt, das in mehrere Stämme auseinander fiel, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß man über kurz oder lang wenigstens einen Teil derjenigen Lebewesen, die man früher unter dem Sammelbegriff Pilze vereinigte, ganz und gar aus dem Pflanzenreich hinauswirft und aus ihnen ein neues Reich bildet. Als eines der durchgreifendsten Merkmale des Pflanzenreiches dürfen wir den grünen Farbstoff, das Chlorophyll, betrachten. Zwar gibt es unter den Blütenpflanzen einige wenige Arten, die des Farbstoffs entbehren, aber niemand wird daran zweifeln, daß diese bleichen Gewächse Pflanzen sind. Unter den Algen gibt es ferner eine nicht unbedeutende Zahl, die durch andre

Farbstoffe nicht grün, sondern rot oder braun gefärbt sind; doch auch diese sind ziemlich leicht noch als Pflanzen anzusprechen. Ganz anders ist der Sachverhalt bei den Pilzen: ihnen fehlt das Chlorophyll stets. Sie sind, wie die Tiere, nicht imstande, aus anorganischer Substanz organische Substanz zu bilden. Wohl auf der untersten Stufe des Pflanzenreiches stehen jene Lebewesen, die es während ihrer Vegetationsperiode niemals zur Bildung einer Zellmembran bringen, sondern als formlose, schleimige, bewegliche, chlorophyllfreie Masse vegetieren, die Schleimpilze oder Pilztiere. Wie der letztere Name andeutet, sind es Organismen, die auf der Grenze von Tier- und Pflanzenreich stehen. Man findet sie bisweilen im Gebüsch auf toten Zweigen und Blättern, am Boden verhältnismäßig große Massen bildend, bald farblos, bald weißlich, gelblich bis satt chromgelb. Einer der bekanntesten Schleimpilze dürfte die auf Lohe in Gerbereien auftretende Lohblüte sein, eine chromgelbe Schleimmasse, die ziemlich weit wandert.

So einfach die Pilztiere auch erscheinen, so stellen sie doch schon einen ziemlich hohen Entwicklungszustand im organischen Reiche dar. Sicher sind sie nicht die Anfänger der organischen Welt, schon deshalb nicht, weil sie nicht imstande sind, aus anorganischer Substanz organische Substanz zu bilden. Ihre Stellung an den Anfang des Pflanzenreiches ist meiner Ansicht nach nicht begründet. Vielmehr bin ich der Ansicht, daß nur Pflanzen, die imstande sind, aus anorganischer Substanz organische Substanz zu bilden, den Anfang der organischen Welt gebildet haben können. Daß diese Organismen grün gewesen seien, ist keine unbedingte Voraussetzung, wenngleich wir heute nur grüne Pflanzen, das heißt solche, die Chlorophyllfarbstoff enthalten, kennen, die aus anorganischer organische Substanz zu bilden vermögen. Ich habe gewichtige Gründe, anzunehmen, daß nicht sowohl das Chlorophyll als vielmehr das Plasma für sich die Eigenschaft der Assimilation besitzt, daß das Chlorophyll aber, wenigstens ursprünglich, eine sekundäre Rolle bei

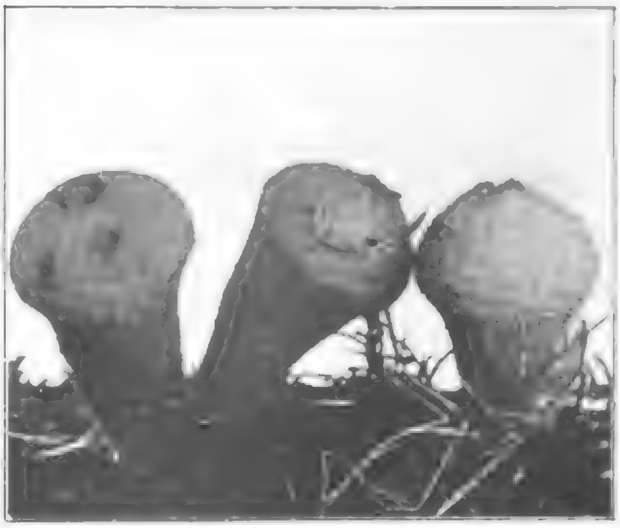


Abb. 3: Bovist

dem Assimilationsprozeß spielt. Doch das nur nebenbei.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier die zahlreichen niedersten Pflanzengruppen eingehender charakterisieren wollten. Wir machen deshalb einen großen Sprung über die Entwicklungsreihen der Pflanzen und wenden uns zu einer Gruppe, die auch der Laie genügend kennt, den höheren oder echten Pilzen. Es sind das Organismen, die zunächst durch den Mangel an Blattgrün ausgezeichnet sind, also nicht assimilieren können. Weiterhin zeichnen sie sich dadurch aus, daß ihre Zellhäute aus einer Zellulose bestehen, die von derjenigen der übrigen Pflanzen abweicht. Dagegen haben nicht wenige einen Entwicklungsgang, der so vollständig mit demjenigen gewisser grüner Pflanzen, sogenannter „Algen“ übereinstimmt, daß man sie wohl als chlorophyllfreie Parallelformen zu diesen gestellt hat. Ich vermag nicht, mich dieser Anschauungsweise anzuschließen, denn ich sehe keinen logischen Grund, der zu der Annahme berechtigt, daß diese chlorophyllfreien Formen aus den chlorophyllhaltigen hervorgegangen sind. Vielmehr bin ich der Ansicht, daß dieselben formbildenden Gesetze, die bei den grünen Organismen bestimmte Formen ausgelöst haben, dieselben Formen auch in dem Reiche der nichtgrünen Organismen bedingen. Daß der ganze Stamm der Pilze von Algen ausgegangen ist, soll damit nicht in Abrede gestellt werden. Unter den echten Pilzen spielen viele im Haushalte der Natur eine bedeutsame Rolle. Andre haben für uns Menschen eine große Bedeutung. So gehören zu den Pilzen die zahlreichen „Schimmel“arten, dann das große Heer der



Abb. 4: Renntierflechte

verschiedene Pflanzenkrankheiten erzeugenden Pilze. Hier sei nur an die Kartoffelkrankheit und an den Meltau des Weinstockes und der Rose, an die Kräuselkrankheit des Pfirsichs, an die Fleckenkrankheit der Obstbäume, an den „Hexenbesen" verschiedener Bäume, an den Hausschwamm erinnert. Weiterhin gehören hierher auch die die Gärung hervorrufenden Hefepilze sowie die zahlreichen eßbaren und giftigen Pilze oder „Schwämme" wie Morcheln und Lorcheln, echte und falsche Trüffeln, Pfefferlinge, Reizker, Steinpilz, Parasolpilz, Fliegenschwamm, Champignon, Bovist und so weiter. Endlich sind auch die Rost- und Brandpilze, die unsern Rosen und



Abb. 5: Engelsüßfarn

den Getreidearten so schädlich sind, hierher gehörig. Ziemlich bei allen echten Pilzen haben wir zweierlei zu unterscheiden: einen feinfädigen Teil, der bald einfach, bald verzweigt ist, bald spinnwebartige Ueberzüge, bald mehr oder minder feste, verfilzte Massen bildet, und einen meist festeren, bestimmt geformten Teil, der bald schüsselförmig, bald kugelförmig, birnförmig, hutförmig und so weiter ist. Der erstere Teil wird das Mycelium genannt. Er ist der vegetative Teil. An ihm treten außerdem aber bisweilen auch eigenartige Bildungen auf, die wir als Regenerationsbildungen betrachten müssen. Der andre Teil dagegen dient der Verbreitung der Art. Er wird, nicht ganz richtig, als Fruchtkörper bezeichnet, denn hier werden sich später isolierende Zellen gebildet, die zeitweise ruhen und dann zu neuen Individuen auswachsen. Diese Dauerzellen heißen Sporen. Sie entstehen entweder frei auf den Enden von Mycelfäden oder innerhalb schlauchförmiger Zellen. Unsre Abbildungen 2 und 3 zeigen uns zwei verschiedene Fruchtformen, einen Bovist und einen Parasolpilz. Bei ersterem werden die Sporen von im Innern des Fruchtkörpers liegenden Mycelfäden abgeschnürt und erfüllen schließlich den Fruchtkörper fast vollständig. Bei dem Parasolpilz dagegen werden die Sporen an den feinen hautartigen Lamellen, die auf der Unterseite des „Hutes" sitzen und aus dicht verfilzten Mycelfäden bestehen, abgeschnürt.

Es ist allgemein bekannt, daß Pilze bald parasitisch, bald saprophytisch leben. Erstere siedeln sich auf oder in lebenden Organismen an und verursachen Krankheit oder selbst Tod des „befallenen" Organismus; letztere dagegen leben auf oder in toter organischer Substanz, sind also viel unschädlicher als erstere. Auf alle Fälle sind die Pilze auf organische Substanz angewiesen. Nun kommen aber noch zwei Lebeformen der Pilze vor, die wir nicht ohne weiteres in eine der beiden obigen Kategorien einfügen können. An den Wurzeln gewisser Pflanzen, zum Beispiel der Buchen, Birken, Heidekräuter und so weiter, findet man nämlich regelmäßig dichte Pilzmycele, welche die Wurzeln als einen dichten Mantel umgeben. Genaue Untersuchungen haben festgestellt, daß hier ein symbiotisches Verhältnis vorliegt, das heißt, daß die betreffenden Gehölze erst dann kräftig gedeihen, wenn sich auf ihren Wurzeln der Pilz angesiedelt hat. Es scheint, als ob hier der Pilz die Aufgabe hat, für die grüne Pflanze die organischen Humusbestandteile des Bodens, die an sich für die grüne Pflanze wertlos sind, weil sie sie nicht direkt verarbeiten kann, verwertbar zu machen. Welchen Vorteil dagegen der Pilz von der grünen Pflanze direkt hat, ist nicht recht einzusehen. Ein andres symbiotisches Verhältnis tritt uns ferner zwischen Pilzen und Algen entgegen, das sich aber von jenem dadurch unterscheidet, daß durch dieses Verhältnis eine eigne Formbildung ausgelöst wird. Unsre Abbildung 4 zeigt solche Symbioten, die wir im gewöhnlichen Leben als „Flechten" bezeichnen. Man hat die Flechten früher als eine besondere Abteilung des Pflanzenreiches betrachtet. Erst verhältnismäßig spät erkannte man den wahren Sachverhalt, und es gelang dann, auf experimentellem Wege Flechten herzustellen, indem man neben freilebenden Algen einer bestimmten Art, die auch in Flechten vorkommt, Sporen eines Pilzes aussäte, der mit dieser Alge zusammen eine Flechte bildet. Die Pilzsporen keimten, und der Pilz wuchs mit der Alge zu einer Flechte aus. Sowohl Algen wie Pilze lassen noch keinerlei Unterschied zwischen Stamm, Blatt und Wurzel erkennen. Auch die Flechten haben dementsprechend keines dieser Organe, so reichgegliedert sie auch sonst sind. Deshalb hat man die Algen, Pilze und Flechten auch als Lagerpflanzen bezeichnet und ihren Körper einen Thallus, ein Lager, genannt. Thallophyten oder Lagerpflanzen heißen sie im Gegensatz zu den Cormophyten oder Stammpflanzen, das heißt allen höherstehenden Gewächsen, die einen bald dünnen, bald dicken, bald kurzen, bald langen Stamm (cormus) bilden. Neben diesem äußerlichen Unterschiede haben die Cormophyten aber noch einen andern, zunächst weniger in die



Abb. 6: Natterzunge

Augen fallenden Unterschied von den Thallophyten: sie entwickeln einen Embryo oder Keimling. Aus diesem Grunde hat man die Cormophyten auch Embryophyten oder Keimlingspflanzen genannt, zu denen außer den Blütenpflanzen die Moose und Farne im weiteren Sinne gehören. Nur diese beiden letzteren sollen uns heute noch etwas mehr beschäftigen.

Wir wissen, daß bei allen Blütenpflanzen eine Frucht mit keimfähigen Samen nur dann entstehen kann, wenn Blütenstaub auf die Narbe der Blüte gelangt und wenigstens ein Blütenstaubkörnchen auf der Narbe keimt, zu einem Schlauche auswächst und dieser Schlauch mit einer Eizelle, einer Samenanlage im Fruchtknoten in so innige Berührung kommt, daß ein Teil des Schlauchinhaltes in die Eizelle übertritt. Erst nachdem dies geschehen ist, kann sich aus der Eizelle der Embryo entwickeln. Nur bei den Blütenpflanzen findet diese Schlauchbildung statt, weshalb man sie auch als Siphonogamen oder Schlauchehige bezeichnet hat. Bei den Moos- und Farnpflanzen tritt keine Schlauchbildung ein, deshalb bezeichnete man sie als Asiphonogamen oder Ohneschlauchehige. Unsre Abbildung 1 zeigt uns einen kleinen Moosrasen einer Mnium-Art mit „Früchten" auf langem dünnen Stile. Oeffnen wir eine eben reife Mooskapsel, indem wir ihre Spitze entfernen, so fällt ein feines Pulver heraus, die Moossporen, das heißt einzelne derbwandige Dauerzellen, die dazu bestimmt sind, die Art zu verbreiten. Da sie sehr klein und leicht sind, werden sie vom Winde fortgetragen und weit verstreut. Ist dann die Moosspore an günstiger Stelle zur Ruhe gelangt, so keimt sie. Es entwickelt sich aus ihr ein zunächst fädiges grünes Gebilde, ein „Vorkeim", der an seinen Verzweigungsstellen Knospen bildet, die zu der Moospflanze auswachsen. An dieser treten dann nach bestimmter Zeit eigenartige Gebilde auf, die man als Archegonien und Antheridien bezeichnet.

Letztere sind kleine Büchsen, deren Inhalt in außerordentlich viele kleine Zellen zerfällt, die, sowie sie heraustreten und in Wasser gelangen, platzen und ein korkzieherförmiges Gebilde entlassen, das beweglich ist. Dies Gebilde ist ein Spermatozoid. Die Archegonien dagegen entstehen aus einem krugförmigen Gebilde mit langem Halse, das in seinem unteren, bauchigen Teile die Eizelle enthält. Benetzt ein Wassertropfen zugleich ein Archegonium und ein Antheridium, so gelangt wohl ein freibewegliches Spermatozoid an den Hals eines Archegoniums, in den es sich einbohrt, bis zur Eizelle vordringt und seinen Inhalt mit dem der Eizelle vermischt. Nun entwickelt sich aus der Eizelle ein Embryo, ein Keimling, aus dem dann später die langgestielte Mooskapsel hervorgeht, in der wieder Sporen durch Zellteilung gebildet werden. Alle diese Sporen sind gleichartig.

Aehnlich ist der Vorgang bei den echten Farnkräutern. Auch hier bildet die Spore zunächst einen Vorkeim. Aber dieser Vorkeim bildet nicht Knospen, aus denen die Farnpflanze sich entwickelt, sondern zunächst Archegonien und Antheridien mit Spermatozoiden. Nachdem letztere in die Eizelle der Archegonien eingedrungen sind, entwickelt sich aus der Eizelle ein einfacher Embryo, der sofort zur Farnpflanze auswächst mit Stamm und Blättern. An letzteren entstehen dann meist in kleinen Häufchen auf der Unterseite der Blätter auf der Fläche oder am Rande kleine kapselartige Gebilde, die gleichförmige Sporen erzeugen.

Unsre Abbildung 5 zeigt ein in unsern Wäldern nicht seltenes Farnkraut, Polypodium, bei dem die Sporenkapseln als kleine ockerfarbene Häufchen auf der Unterseite der Blätter gebildet werden. Bei dem allbekannten Adlerfarn sitzen diese „Fruchthäufchen" am Rande der Blätter unter einem feinen Häutchen. Beim Königsfarn (Osmunda regalis) wird die Blattfläche stark reduziert, wenn die Pflanze zur Sporenbildung schreitet, so daß die fruchtende Pflanze große Blütenrispen zu tragen scheint. Ein



Abb. 7: Ackerschachtelhalm

ganz eigenartiges Farnkraut ist die in Abbildung 6 dargestellte, bei uns heimische Natterzunge (Ophioglossum), deren Blatt zweispaltig ist. Die eine Hälfte des Blattes entwickelt sich laubblattartig, während die andre Hälfte an dem stark reduzierten Flächenteile die Fruchthäufchen trägt.

Unsre letzte Abbildung 7 endlich zeigt uns drei „fruchttragende" Ackerschachtelhalme. Während bei den Farnen die Sporenbehälter auf meist laubigen Blättern saßen, befinden sie sich bei den Schachtelhalmen auf schildförmigen, gestielten Gebilden, die keulenförmig an den Enden der Zweige sitzen. Die in diesen Sporenbehältern befindlichen Sporen haben eine eigentümliche Außenwand, die sich in Gestalt zweier spiralig um die Spore aufgerollten Bänder fast ganz ablöst. Diese Spiralbänder sind sehr hygroskopisch und strecken sich oder rollen sich zusammen, je nach dem Feuchtigkeitsgehalte der Luft. Läßt man von einem Schachtelhalmfruchtstande eine Anzahl Sporen auf eine Glasscheibe fallen und trocknen, so sieht man unter dem Vergrößerungsglase die Sporen die tollsten Bewegungen ausführen, sowie man über sie hinhaucht. Obgleich die Schachtelhalmsporen alle gleichartig aussehen, entwickeln die aus ihnen entstehenden Vorkeime nicht wie bei den echten Farnen Archegonien und Antheridien, sondern nur entweder Archegonien oder nur Antheridien, etwa so, wie ein Weidenbaum entweder nur weibliche oder nur männliche Blüten bildet.

Waren bei den Schachtelhalmen die Sporenbehälter und die Sporen noch sämtlich gleichartig, so finden wir bei den Wasserfarnen einerseits und bei einer Gruppe der Bärlappgewächse, nämlich bei den Selaginellen, anderseits verschieden gestaltete Sporenbehälter mit verschieden gestalteten Sporen. Wir treffen hier große Sporenbehälter mit großen Sporen und kleine Sporenbehälter mit kleinen Sporen. Letztere, Mikrosporen genannt, keimen noch im Sporenbehälter, bilden einen kleinen, nicht aus der Spore hervortretenden Vorkeim, der nur Antheridien mit Spermatozoiden bildet. Erst diese treten aus der sich dann öffnenden Spore heraus. Auch die großen Sporen, Makrosporen, keimen in dem Sporenbehälter, ihr Vorkeim tritt nur wenig aus der Spore hervor und bildet einige Archegonien. Nachdem von diesen eins befruchtet ist, wächst die Eizelle sofort zum Embryo aus.

Es war nun eine epochemachende Entdeckung, als der Japaner Ikeno fand, daß bei Gingko in dem Schlauche des Blütenstaubes Spermatozoiden auftreten, die bisher bei den Blütenpflanzen vergeblich gesucht worden waren. Später sind dann noch bei andern nacktsamigen Gewächsen Spermatozoiden im Schlauche des Blütenstaubes gefunden worden. Die Analogie zwischen Makrosporen und Samenanlagen einerseits, zwischen Mikrosporen und Blütenstaub anderseits war damit zur Evidenz erwiesen. Die Brücke über die Kluft, welche die blütenlosen von den Blütenpflanzen trennte, war geschlagen, der Begriff der Blüte war ein ganz andrer geworden. Denn nun mußten auch die Teile der Selaginellen, die Sporenbehälter trugen, als Blüten angesprochen werden.

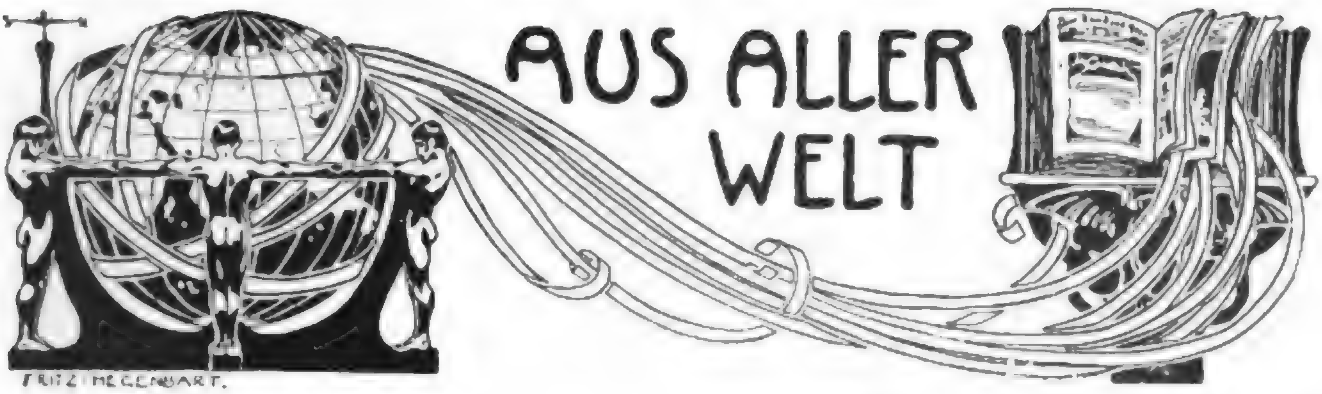
Literatur

Der Verlag von Franz Hanfstaengl in München gibt neben seinen großen Galeriewerken, die in ihrer kostbaren Ausstattung und der dadurch bedingten Preislage sich an einen engeren Kreis wenden, unter dem Titel „Hanfstaengls Maler-Klassiker: Die Meisterwerke der bedeutendsten Galerien Europas" eine Serie billigerer Galeriewerke heraus, deren fünfter Band die Meisterwerke der Kgl. Gemäldegalerie im Haag und der Galerie der Stadt Haarlem enthält. Unter den 125 in warmem braunem Ton gedruckten Reproduktionen wird man wohl keine der herrlichen Schöpfungen vermissen, die den Ruhm jener beiden erlesenen Sammlungen ausmachen. Auch zu diesem Band hat wieder der kenntnisreiche Münchner Kunstgelehrte Dr. Karl Voll eine Einleitung geschrieben, die in knapper Fassung die Entstehungsgeschichte und eine Gesamtcharakteristik der beiden Galerien bietet. Die Hanfstaenglschen „Maler-Klassiker" bedeuten für den Kunsthistoriker eine wertvolle Materialsammlung, für jeden Kunstfreund, besonders für diejenigen, welche die betreffenden Sammlungen aus eigner Anschauung kennen, eine Quelle schöner Anregungen und Erinnerungen.

— Unter dem Titel „Anselm Feuerbachs Medea, Lucia Brunacci" hat Paul Hartwig bei S. Hirzel in Leipzig (Preis 3 Mark) eine Schrift erscheinen lassen, die als eine wertvolle Ergänzung des Allgeyer-Neumannschen Feuerbach-Buches bezeichnet werden darf. Lucia Brunacci war Feuerbachs zweites römisches Modell. Von 1867 bis zu dem 1880 erfolgten Tode des Meisters blieb sie mit ihm in unausgesetzt persönlicher oder schriftlicher Beziehung. Wie diese geworden, welch künstlerischer Gewinn aus ihr Feuerbach für die Gestaltung seiner reifsten und größten Werke erwuchs, welch herzliche Anteilnahme der Künstler für die Lebensschicksale Lucias empfand, dies alles schildert die Schrift in liebevollstem Eingehen an Hand der Erinnerungen, die sich in Lucias Händen befinden, und nach dem, was der Autor aus ihren mündlichen Erzählungen erfahren. Interessante bildliche Beigaben sind zwei Bildnisse Lucias nach photographischen Aufnahmen aus verschiedener Zeit und eine jüngst entstandene Zeichnung Otto Greiners, die den noch immer heroischen Kopf der jetzt Dreiundfünfzigjährigen gibt.

— Einen „Führer für Bibliothekbenutzer" hat Dr. Arnim Graesel, Oberbibliothekar an der Königlichen Universitätsbibliothek zu Göttingen bei S. Hirzel in Leipzig (Preis 2 Mark) erscheinen lassen. Das Büchlein erstrebt, unerfahrenen Benutzern von wissenschaftlichen Bibliotheken alles Wunschens- und Wissenswerte mitzuteilen, das ihnen eine zweckmäßige Ausnutzung der vorhandenen Bücherbestände gleich von Anfang an ermöglichen kann. Gilt das Büchlein so in erster Linie der akademischen Jugend, so wird, speziell in der Uebersicht der Nachschlagewerke, gewiß auch der erfahrenere Benutzer öffentlicher Büchersammlungen manches finden, das ihm dienlich sein kann. Ein Verzeichnis der wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands und der wichtigsten außerdeutschen Institute bildet den, ebenfalls nicht unwichtigen Beschluß des Führers.

— Unter dem Titel „Der Plakatspiegel" hat Ernst Growold in aphoristischer Form „Erfahrungssätze" für Plakatkünstler und -besteller mitgeteilt. Das Büchlein (Kampffmeyerscher Zeitungsverlag Dr. Otto L. Salomon, Berlin C.) macht keinen Anspruch darauf, die Materie zu erschöpfen, es will (und tut es notabene in höchst lehrreicher Form) die Erfahrungen eines Fachmannes mit langjähriger Praxis zu Nutz und Frommen aller Interessenten widerspiegeln. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird zudem mancherlei Gewinn für das Verständnis modernen Kunstschaffens überhaupt davontragen.



Das Ende des ostasiatischen Krieges

Den Bemühungen des Präsidenten Roosevelt ist es gelungen, einem der blutigsten Kriege der modernen Zeit ein Ende zu setzen. Nachdem die zu Portsmouth zwischen den Delegierten beider Länder geführten Verhandlungen schon als aussichtslos betrachtet wurden, ist in letzter Stunde eine Einigung doch noch erzielt worden. Japan hat, auf eine Kriegsentschädigung verzichtend, in den strittigen Punkten nachgegeben, ja sich sogar mit der Hälfte der Insel Sachalin begnügt. Das scheint zunächst ein geringer Preis für so viel Opfer, so viel Siege. Wenn die Russen auch mit Recht sich für noch nicht besiegt erklären konnten, so war doch nach der örtlichen Lage ein vollständiger Sieg des einen Gegners über den andern von vornherein ausgeschlossen, und es bleibt zunächst abzuwarten, ob sich dieser Friedensschluß tatsächlich als ein diplomatisches Meisterstück des vielgewandten Herrn Witte darstellt, oder ob Japan in seinen Forderungen nur zurückging, weil ihm unter der Hand mehr zugesichert wurde, als der Oeffentlichkeit bekanntgegeben ist. Inwieweit aber der Einfluß der Großmächte bei dem Friedensschluß wirksam war, ist vorderhand dunkel. Daß Deutschland in redlichster Weise für den Frieden gewirkt hat, ohne jedoch irgendwelche Partei zu ergreifen, war nach den Lehren des Friedens von Shimonoseki nur natürlich. Hoffen wir nur, daß dort in Portsmouth Verhältnisse geschaffen wurden, die ein friedliches Zusammenleben der Völker im fernen Osten für absehbare Zeit gewährleisten. Der Krieg aber, der jetzt hinter uns liegt, wird wohl für immer zu den folgenschwersten Ereignissen der Weltgeschichte gehören. Nicht nur eine neue Macht, eine ganz andre Rasse tritt damit in den Wettbewerb um die Herrschaft der Welt ein. Die Tage der unbeschränkten Suprematie der weißen Völker sind endgültig vorbei.

Heinrich Bulthaupt †

In Bad Eilsen, fern seiner Vaterstadt Bremen, die er lange Jahre hindurch literarisch vollständig beherrschte, ist Heinrich Bulthaupt im Augustmonat gestorben. Obwohl er nicht einmal das Alter des Psalmisten erreicht hat — er war 1849 geboren —, so galt er doch in der Literatur seit langem als einer der Alten, denn er hatte sich mit besonderem Eifer zum Hüter und Schützer der alten Tradition in der Kunst aufgeworfen. Seine eignen poetischen Werke zeugen mehr von Formtalent als von wirklich schöpferischer Kraft; ganz und gar ein Mensch der Uebergangsepoche hing er mit der ganzen Kraft seines reichen, gebildeten Geistes an der Vergangenheit, dem Neuen, Jungen in Kunst und Leben stand er fremd gegenüber. Seine Dramen und Lustspiele werden ihn kaum lange überleben, schwerer wiegt seine kritische Tätigkeit. In seiner „Dramaturgie des Schauspiels“, einem umfangreichen, mehrfach aufgelegten und verbesserten Werk, dem sich auch eine „Dramaturgie der Oper“ angliederte, gab er eine ansprechende, glänzend geschriebene



Links: Adachi, Ochiai, Komura, Takahira, Sato — Rechts: Nabokoff, Plançon, Witte, Rosen, Korostovetz

Zum Abschluß der Friedensverhandlungen in Portsmouth: Eine der letzten Sitzungen der Kommissäre



Phot. L. C. Gruenwaldt, Bremen

Heinrich Bulthaupt †

Einführung in die Technik des Dramas, die in weiten Kreisen des Publikums Anklang fand. Bulthaupt war ursprünglich Jurist. Später bekleidete er die Stelle eines Stadtbibliothekars in seiner Vaterstadt, dessen Senat ihn durch die Verleihung des Professortitels ehrte, als es galt, ihn anläßlich einer Berufung an die Düsseldorfer Akademie in Bremen festzuhalten.

Julius Stinde †

Unerwartet schnell ist Julius Stinde aus dem Leben geschieden, der Schöpfer der „Familie Buchholz", deren Lektüre gewiß vielen Tausenden ein paar Stunden harmloser, herzlicher Fröhlichkeit bereitet hat. Mit ihm sinkt der hauptsächlichste Vertreter eines ganz spezifisch Berliner Humors in das Grab. Aus kleinen Anfängen hat sich Stinde emporgearbeitet, ursprünglich Chemiker von Beruf, vertauschte er aber bald das Laboratorium mit dem Redaktionssessel und wurde Schriftsteller. Seine Feder war unermüdlich. Neben einer Unmenge naturwissenschaftlicher Feuilletons, für die er auch noch in der allerletzten Zeit besondere Neigung und großes Geschick hatte, schrieb er auch für die Bühne, bald hochdeutsch, bald plattdeutsch, aber erst der große Erfolg der „Familie Buchholz" sicherte ihm die materielle Existenz. In mehrfachen Variationen hat er dann später noch das gleiche Thema behandelt – Buchholzens mußten, nachdem ein Band „Buchholzens in Italien" die Serie eröffnet hatte, neuerlich auf Reisen gehen, Frau Wilhelmine griff sogar zur Feder, um ihre Memoiren aufzuzeichnen — aber trotz dem großen äußeren Erfolg fesselten die späteren Werke das Publikum nicht in gleichem Maße. Auch im Leben war Julius Stinde eine heitere, gesellige Natur, aber nicht ohne die gerade für den Norddeutschen so charakteristische mystische Unterströmung, und den okkulten Wissenschaften wandte er besonderes Interesse zu. In Holstein, wo er im Jahre 1841 als Sohn eines Landpastors zur Welt kam, hat man ihn jetzt zur letzten Ruhe gebettet.



Julius Stinde †

Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika

An seinen afrikanischen Kolonien hat Deutschland bislang wenig Freude erlebt. Die zur unrechten Zeit angewandte Sparsamkeit, die eine wirtschaftliche Erschließung der Kolonialgebiete beinahe unmöglich machte, rächt sich nun bitter. Noch ist Deutsch-Südwestafrika in vollem Aufruhr, die Schutztruppe hat fast täglich Gefechte zu bestehen, die Totenliste wächst beängstigend schnell, und schon treffen aus Ostafrika ähnliche Hiobsposten ein. Zwar ist die Gefahr dort lange nicht so groß. Während man es im Westen mit einem gut bewaffneten und berittenen Gegner zu tun hat, der, unterstützt durch die Natur des Landes, den Kampf mit europäischen Soldaten wohl mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen kann, handelt es sich im Osten um Wilde im eigentlichen Sinne des Wortes, die überhaupt nur zum Teil mit Feuerwaffen ausgerüstet sind. Allerdings ersteht ihnen in dem tropischen Klima ein mächtiger Bundesgenosse, der die Verwendung von europäischen Soldaten in jenen Breiten sehr beschränkt, so daß eventuell auf farbige Söldner zurückgegriffen werden muß. Die militärischen Maßnahmen zur Bekämpfung des Aufstandes in Ostafrika bewegen sich denn auch in einem viel kleineren Rahmen als für Südwestafrika. Zunächst ist eine aus 9 Offizieren und 222 Mann zusammengesetzte Marinefeldkompagnie unter Führung des Hauptmanns von Schlichting nach dem Aufstandsgebiet abgegangen.



Phot. Berl. Illustr.-Gesellschaft

Hauptmann von Schlichting,
Führer der Verstärkungen nach Ostafrika

Das Eisenbahnunglück bei Spremberg

Kurz nach den verschiedenen Eisenbahnunfällen bei Altenbeken, Ingolstadt, Kattowitz, Dirschau hat in der Nähe von Spremberg der Zusammenstoß zweier Schnellzüge wiederum zu einer furchtbaren Katastrophe geführt, bei der vierzehn Personen getötet und mehrere schwer verwundet wurden. Das Unglück ist durch die Unvorsichtigkeit eines Stationsassistenten entstanden, der dem 8 Uhr 20 Minuten vom Görlitzer Bahnhof abgefahrenen Schnellzug Nr. 118 das Signal zum Ausfahren gab, obwohl der Nachzug zu dem Schnellzug Nr. 112 in der Richtung nach Berlin, der auf dem Spremberger Bahnhof den andern Zug vorschriftsmäßig vorüberfahren lassen muß, wegen Verspätung noch nicht eingetroffen war. Da die Strecke nur eingleisig ist, so befand sich der Schnellzug nach der Schilderung eines Augenzeugen bei erhöhter Fahrgeschwindigkeit 1900 Meter hinter der Station in der Nähe der Bahnwärterbude 7, als der fehlende Nachzug auf dem Gleise herangebraust kam. Unglücklicherweise beschreibt die Bahnstrecke an jener Stelle eine starke Kurve, so daß das Lokomotivpersonal die drohende Gefahr erst zu erkennen vermochte, als die beiden Züge auf eine Entfernung von kaum 150 Metern sich der Stelle genähert hatten. Mit unheimlicher Geschwindigkeit sausten die Schnellzüge aufeinander. Die beiden Lokomotiven bohrten sich buchstäblich ineinander, stürzten von dem Bahndamm hinunter und bildeten, wie unser Bild a. S. 202 zeigt, eine einzige unentwirrbare Trümmermasse.

Ein Wieland-Museum

Die württembergische Oberamtsstadt Biberach, in der Christoph Martin Wieland den größten Teil seiner Kindheit und neun Jahre seiner Manneszeit verlebte, will eine Stätte schaffen, an der alle zum Leben und zur Person des Dichters in enger Beziehung stehenden Gegenstände, soweit sie noch erreichbar sind, gesammelt und aufbewahrt werden sollen. Zu diesem Zwecke hat der dortige Kunst- und Altertumsverein das Gartenhaus angekauft, in dem Wieland in den Jahren 1760 bis 1769 als städtischer Kanzleiverwalter und Theaterdirektor gewohnt und eine Anzahl seiner bekanntesten Werke geschrieben hat. Der Dichter stand damals in regem Verkehr mit dem im benachbarten Schlosse Warthausen ansässigen ehemaligen kurmainzischen Staatsminister Grafen Stadion und dem schöngeistigen Kreise, den er um sich versammelt hatte, vor allem dem Hofrat La Roche und seiner Gattin Sophie. Die Anregungen, die der Dichter dort empfing, wurden für seine innere Entwicklung entscheidend und machten ihn zum „Sänger der Aufklärung und allgemeinen Herrschaft der Vernunft“. Zu den



Phot. A. Renard, Kiel

Die zur Bekämpfung des Aufstandes in Deutsch-Ostafrika bestimmte Marine-Infanteriekompagnie in feldmarschmäßiger Ausrüstung, zur Abfahrt bereit



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Die Lokomotiven der beiden Schnellzüge nach dem Eisenbahnunglück bei Spremberg

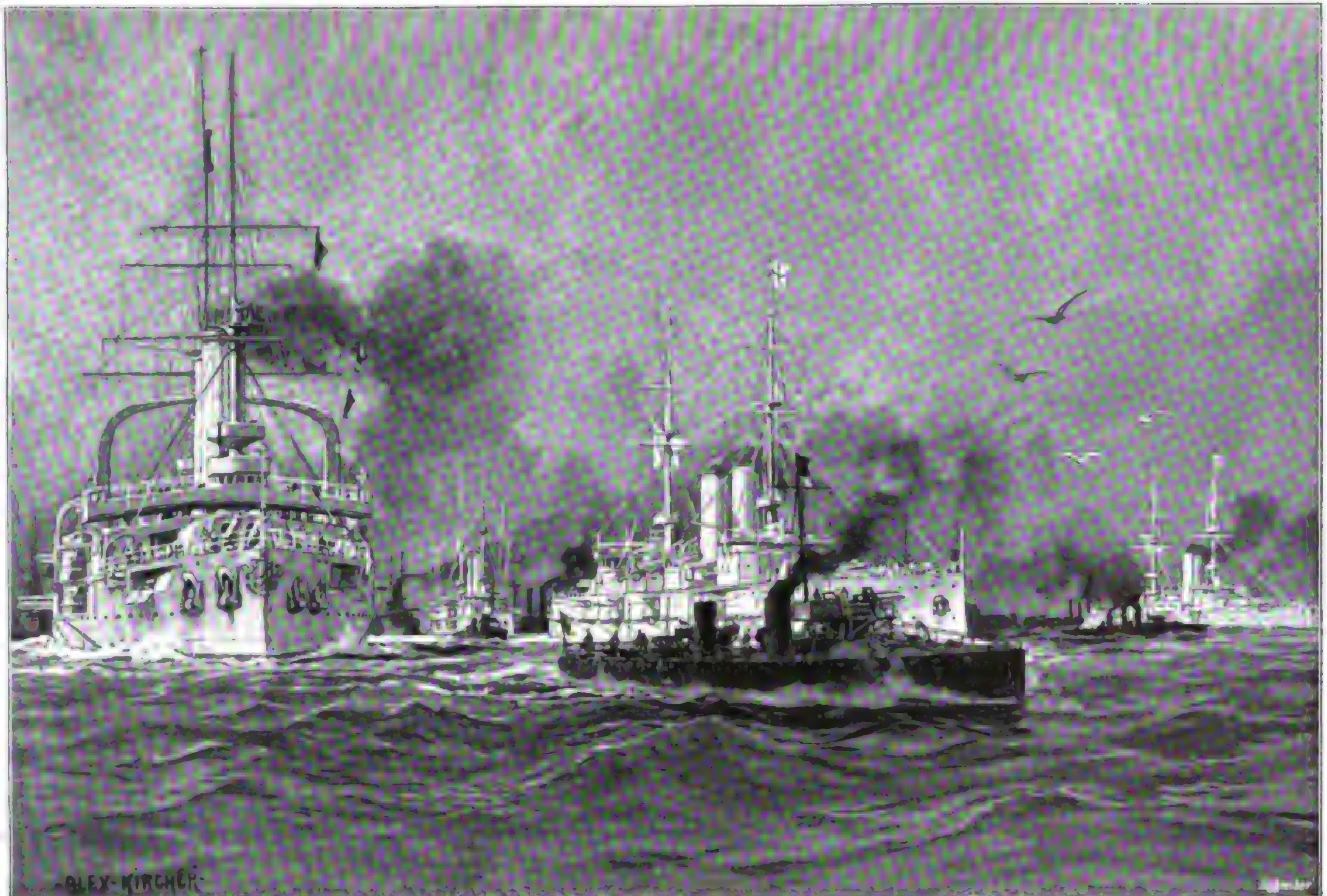
Werken, die Wieland in Biberach schrieb, gehören außer den „Abenteuern des Don Sylvio de Rosalva“, den „Komischen Erzählungen“ und dem „Idris“ vor allem die „Geschichte des Agathons“ und „Musarion“; auch verfaßte er damals seine Uebersetzung von 22 Stücken Shakespeares. Für das geplante Museum hat der obengenannte Verein von Verwandten Wielands, Sammlern und Literaturfreunden bereits eine Anzahl wertvoller Andenken erhalten, denen sich ohne Zweifel bald weiteres interessantes Material anreihen wird.

Der Besuch der englischen Kanalflotte in der Ostsee

Es war keine geringe Ueberraschung für Swinemünde, als am 27. August, nachmittags kurz vor 5 Uhr, die massigen Leiber der englischen Panzer plötzlich aus dem Nebel hervortauchten. Da man die Ankunft erst einen Tag später erwartet hatte, so ließ, wie man berichtet, die Antwort auf den Salut der englischen Schiffsgeschütze von seiten der deutschen Küstenforts etwas lange auf sich warten. Dafür sollte den Engländern aber ebenfalls eine Ueberraschung nicht erspart bleiben. Denn kurz nach ihrer Ankunft sah man bereits wiederum dunkle Rauchwolken am Horizont auftauchen, und bald darauf warf die deutsche Manöverflotte, die ihre Uebungen unterbrochen hatte, neben der englischen Anker. An Vergleichen zwischen den beiden Flotten und ihren Mannschaften hat es natürlich in diesen Tagen nicht gefehlt, und da zeigte sich der Umstand, daß sich unser deutsches Publikum von dem mehr militärischen Auftreten unserer Blaujacken und dem martialischen Aussehen der deutschen Schiffe, die durch mancherlei Aufbauten von den englischen abstechen, ganz entschieden imponieren ließ, während ihm doch ein wirklich ernster Vergleich der beiderseitigen Flotten zeigen mußte, daß, was den Bau von Linienschiffen und Panzerkreuzern anbetrifft, Deutschland auch heute noch so ziemlich alles von England lernen kann.



Wielands Wohnhaus in Biberach, wird zu einem Wieland-Museum ausgestaltet



Linienschiff „Triumph" (Depl. 11 400 Tonnen, 40 Gesch.) Flaggschiff „Exmouth" (Depl. 14 000 Tonnen, 36 Gesch.) Linienschiff „Caesar" (Depl. 14 900 Tonnen, 46 Gesch.)
Linienschiff „Albemarle" (Depl. 14 000 Tonnen, 36 Gesch.)

Die Schlachtschiffe der die Ostsee besuchenden englischen Kanalflotte. Nach einer Zeichnung des Marinemalers Alex. Kircher



Copyright by Carl Delius, Berlin

Professor Herkomer und Frau beim Start des Automobilrennens um den von ihm gestifteten Preis

Die deutsche Automobilwoche

München, das bayrische Gebirge, ja in weiterem Sinne das ganze südwestliche Deutschland war im Augustmonat der Schauplatz eines sportlichen Ereignisses von allergrößtem Interesse. Die Automobilindustrie hat gewissermaßen eine große Generalprobe ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt, denn diesmal galt es nicht nur eine möglichst große Schnelligkeit zu entwickeln, sondern die modernen Verkehrsmaschinen wurden in den mannigfachsten sportlichen Veranstaltungen von allen Seiten geprüft. Da gab es eine Schönheitskonkurrenz, denn neben dem praktischen Bedürfnis soll das ästhetische nicht ganz vernachlässigt werden, schwierige Bergfahrten auf den Kurven der Straße am Kesselberg, Schnellfahrten im Forstenrieder Park und schließlich die große Tourenfahrt von München über Ulm, Reutlingen nach Baden-Baden und zurück über Stuttgart, Nürnberg, für die der bekannte deutsch-englische Maler Hubert Herkomer, der aus Landsberg am Lech stammt, einen kostbaren Preis gestiftet hatte. Nach den vorliegenden Resultaten hat die deutsche Industrie, die bei den letzten größeren Rennen keine Lorbeeren zu erringen vermochte, diesmal besser abgeschnitten.

Das Esmarch-Denkmal in Tönning

Das freundliche Städtchen Tönning in Schleswig-Holstein hat kürzlich seinen großen Sohn, den bekannten Chirurgen Friedrich von Esmarch, durch ein Denkmal geehrt, aber der Mittelpunkt der Enthüllungsfeierlichkeiten war nicht die stille Statue, sondern der greise Gelehrte selber, der mit seinem imposanten weißen Bart aller Augen auf sich zog. Esmarch gehört zu den Glückskindern unter den deutschen Gelehrten; er nimmt eine Stelle in der Welt ein, wie sie einem Manne der Wissenschaft selten zuteil wird. Seine epochemachenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Chirurgie fielen in eine Zeit, da drei große



Phot. Jaeger & Goergen, München

Von der deutschen Automobilwoche: Rennstrecke am Kesselberg



Der englische Premierminister Balfour beim Golfspiel

Mitgliedern des Parlaments und einfachen schottischen Fischern ausgefochten wurde. Die Parlamentarier blieben Sieger, es ist aber unwahrscheinlich, daß dieser Sieg im Spiel den Premier vor einer Niederlage in der Politik bewahren wird.

Kaiser Wilhelm in Kopenhagen

Was Kaiser Wilhelm auf seinem letzten Besuche — dem vierten — am dänischen Hofe mit König Christian gesprochen, was ihn veranlaßt, überhaupt nach Kopenhagen zu gehen, entzieht sich ebenso der öffentlichen Kenntnis wie Zweck und Inhalt der Unterredung zwischen ihm und dem Zaren in Björkö. Doch liegt die Vermutung nahe, daß hauptsächlich dynastische Fragen speziell im Hinblick auf den auf so seltsame Weise erledigten norwegischen Thron auf der Tagesordnung dieser Monarchenzusammenkunft standen. Bisher hat sich bekanntlich König Oskar nicht entschließen können, einen Prinzen aus dem Hause Bernadotte für den norwegischen Thron zu designieren. Bei den nahen Beziehungen zwischen Norwegen und Dänemark ist es daher nicht verwunderlich, daß alsbald auch eine dänische Kandidatur auftauchte. Prinz Karl von Dänemark, der die Tochter des Königs von England, Maud, zur Frau hat, wird als Thronanwärter genannt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß über dies Projekt zwischen den Monarchen eher gesprochen wurde als über den seltsamen Plan, die Ostsee zu einem Mare clausum zu machen, denn dafür hätte man in Kopenhagen, wo man das Bombardement

Kriege für ein überreiches Arbeitsfeld gesorgt hatten, und gerade die Kriegschirurgie verdankt ihm große Förderung. Esmarch ist bekanntlich in zweiter Ehe mit der Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein vermählt, einer Tante der Deutschen Kaiserin. Unser Bild zeigt neben dem Esmarchschen Ehepaar auch die Söhne Professor Dr. Erwin von Esmarch und Oberleutnant Carl Friedrich von Esmarch und die Tochter Esmarchs, die mit dem Major Freiherrn von Verschuer vermählt ist, mit ihrem Manne.

Aus dem englischen Parlamentsleben

James Arthur Balfour, der nach seinem Onkel, dem Marquis von Salisbury, erster Lord des Schatzes wurde, ist unstreitig einer der seltsamsten Premiers, die das Vereinigte Königreich jemals besessen. Mit irdischen Glücksgütern überreich gesegnet, geistreich in der Wissenschaft dilettierend, betreibt er die Politik gleichsam als eine Art von Sport. Gewandt in der Leitung des Unterhauses bei kleineren Debatten, versagt er vollkommen, wenn große Fragen an ihn herantreten und seine Entscheidung herausfordern. So hat er es durch seine nonchalante Art — posiert er doch heute noch, daß er keine Zeitung lese — in ganz kurzer Zeit so weit gebracht, daß die Regierung, die nach einem fast beispiellosen Wahlsieg ihr Amt antrat, jetzt nach verschiedenen Abbröckelungen vor ihrem nahen Ende steht, und man kann mit gutem Recht sagen, daß nicht nur die von Chamberlain aufgeworfene fiskalische Frage, sondern mehr noch die tändelnde, balancierende Behandlung dieser Frage durch Balfour das Kabinett unmöglich gemacht hat. Im übrigen ist Herr Balfour einer der liebenswürdigsten, fein gebildetsten Herren des englischen Adels. Unser Bild zeigt ihn bei einem Golfmatch, der zwischen



Phot. Jean Thiele, Hamburg

Professor von Esmarch und seine Gemahlin, Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein, vor dem Esmarch-Denkmal in Tönning



Phot. Th. Jürgensen, Kiel

Kaiser Wilhelm im Gespräch mit den Mitgliedern der dänischen Königsfamilie

durch die englische Flotte im Jahre 1807 noch nicht vergessen hat, schwerlich ein offenes Ohr. Der Kaiser wurde übrigens in Kopenhagen mit Begeisterung empfangen und genoß die Schönheit der dänischen Hauptstadt am Sund in vollen Zügen.

Das Winzerfest in Vevey

An den rebenbekränzten Ufern des Genfer Sees, in Vevey, der zweiten Stadt des Waadtlandes, dort, wo Rousseaus unsterblicher Roman „La nouvelle Heloise" spielt, wird seit Jahrhunderten ein Fest gefeiert, das wohl zu den größten und künstlerisch bedeutendsten Volksfesten unsers Kontinents gehört. Der Ursprung dieser in unregelmäßigen Zeitabständen gefeierten Feste verliert sich im Dunkel. Seltsam mischen sich antike und moderne Anschauungen in Tanz und Spiel, so daß es einem schwer in den Sinn will, daß ursprünglich Mönche dadurch, daß sie fleißigen Winzern Lohn und Lob erteilten, den Anstoß zu diesen Feiern gaben, die dann von der Winzerzunft aufgenommen und weitergebildet wurden. Gott Bacchus hat von jeher bei diesem Feste eine große Rolle gespielt, aber auch Ceres fehlte nicht, und im Zuge ging Silen mit den Zyklopen, und manchem strengen Pfarrherrn war diese heidnische Fabelweise ein Dorn im Auge, so daß er eifrig von der Kanzel gegen derartigen Teufelsspuk wetterte. In diesem Jahre war das Winzerfest eine Veranstaltung allergrößten Stils, der Schauplatz glich einem antiken Theater, und unter dem blauen Himmel, inmitten der strahlenden Landschaft, versammelten sich viele Tausende von nah und fern.

Michelangelos Zypressen im Hofe von Santa Maria degli Angeli

Eines der letzten architektonischen Werke Michelangelos, durch das der Meister noch als sechsundachtzigjähriger Greis



Phot. Th. Jürgensen, Kiel 1. König Christian; 2. Kaiser Wilhelm; 3. Kronprinz Friedrich

Kaiser Wilhelm in Kopenhagen: König Christian und Kronprinz Friedrich fahren nach der „Hohenzollern"

die Unerschöpflichkeit seiner Schaffenskraft erwies, war der Umbau der Diokletiansthermen zur Kirche Santa Maria degli Angeli, den der seit 1534 wieder in Rom weilende und 1547 von Papst Paul III. mit der Vollendung der Peterskirche betraute Künstler 1561 im Auftrag des kunstsinnigen, um die architektonische Verschönerung Roms hochverdienten Papstes Pius IV. ausführte. Leider ist uns der Bau Michelangelos nicht in seiner ursprünglichen Form erhalten, Vanvitelli veränderte ihn 1749 in wenig glücklicher Weise, wobei nur der hundertsäulige Gartenhof des zu der Kirche gehörigen Kartäuserklosters einigermaßen getreu erhalten blieb. Dieser Hof, der jetzt zum Museo nazionale gehört, enthielt lange Zeit als besonders wertvolle Erinnerungen an den großen Künstler vier herrliche Zypressen, die der Meister selbst gepflanzt hatte. Zwei der ehrwürdigen Bäume hatten noch bis in die jüngste Zeit den Stürmen und Wechselfällen der Jahrhunderte getrotzt; doch kürzlich hat ein furchtbares Unwetter auch den vorletzten dieser stummen Zeugen einer klassischen Kulturperiode zerschmettert. Die einzige jetzt noch vorhandene Zypresse Michelangelos, die durch den Verlust nun um so kostbarer geworden ist, zeigt das beistehende Bild.



Phot. Carl Abeniacar

Die letzte der von Michelangelo gepflanzten Zypressen im Hofe von Santa Maria degli Angeli

König Eduard auf Reisen

König Eduard war von jeher ein reiselustiger Fürst. Besonders als Prinz von Wales liebte er es, der strengen Aufsicht seiner königlichen Mutter häufiger zu entfliehen, und auf den Pariser Boulevards, in deutschen Bädern war er ein gern gesehener Gast. Wo er aber auch weilen mochte, Etikette und höfisches Zeremoniell ließ er daheim, um menschlich — manche meinen allzu menschlich — mit den gewöhnlichen Sterblichen zu verkehren. Nachdem er aber, bereits ein älterer Mann, den Thron bestiegen, haben seine Reisen ihren privaten Charakter verloren. Man weiß jetzt, mit wie geschickter und feiner Hand der Monarch hinter der parlamentarischen Kulisse die Fäden lenkt. Das Gerücht, der König werde auf seiner bisherigen Badereise mit dem Deutschen Kaiser zusammentreffen, um dadurch der etwas tendenziösen Auslegung des französischen Flottenbesuches in Spithead die Spitze abzubrechen, wurde daher in Deutschland nicht ohne das Gefühl einer gewissen Genugtung geglaubt. Leider sollte es sich bislang nicht bestätigen. Und wenn man auch den wilden Gerüchten nicht glaubt, die von einer tiefen Entfremdung der beiden Monarchen voneinander und der



Phot. A. Krenn, Zürich

Vom Winzerfest in Vevey: Opfertanz der Bacchuspriesterinnen

daraus resultierenden Kriegsstimmung zu erzählen wußten, so gibt doch die Tatsache immerhin zu denken, daß sich gerade die beiden europäischen Herrscher, die am meisten reisen, mit der größten Kunst aus dem Wege zu gehen wissen und sich so gut wie niemals treffen.



König Eduard auf der Promenade in Marienbad

Der Blutritt in Weingarten

Am Freitag nach Himmelfahrt findet in dem württembergischen Städtchen Weingarten alljährlich der sogenannte Blutritt statt, eine Prozession, bei der ein berittener und von Berittenen begleiteter Priester eine getreue Nachbildung der in der Weingartener Klosterkirche seit Jahrhunderten aufbewahrten Heiligblutreliquie trägt. Eine große Menge von Wallfahrern aus Oberschwaben, Bayern, Vorarlberg und der Schweiz pflegt sich zu der Feier zusammenzufinden. Der Blutritt beginnt morgens um 6 Uhr. Kreuz- und Fahnenträger eröffnen den Zug, ihnen folgt das betende Volk, dann die Musik der Stadt und der Kirchenchor. Hierauf erscheint zu Pferd der Priester mit dem heiligen Blut, begleitet von vier Reitern mit rotsamtenen, goldgestickten Standarten. Die Nähe des heiligen Blutes wird durch vorausgetragene Kreuze und Fahnen und durch den Glöckner mit großer Glocke angezeigt. Hinter dem heiligen Blut folgen wieder zahlreiche Wallfahrer, worauf einige hundert Heiligblutreiter in bürgerlicher Tracht den Zug beschließen. Dieser nimmt seinen Ausgang von dem Hauptportal der Kirche, geht um das Kloster herum, hierauf hinab durch die Stadt in der Richtung nach Ravensburg, und biegt dann ins Feld ein. Unterwegs passiert er eine Scheune in einem Bauernhof, in dem der Teufel gehaust haben soll. Dieser Durchritt ist berühmt, und Tausende von Wallfahrern gehen mit durch diese Scheune. Gegen 11 Uhr wird die Prozession, die inzwischen die Markung durchzogen hat, von der Geistlichkeit, den Stadtpfarrer und zwei Leviten in roten Gewändern an der Spitze, am Hauptportal der Kirche empfangen. Hier steigt der „Blutpriester" vom Pferde und hält kniend vor dem dichtgedrängten Volk das heilige Blut zur Beräucherung hin, worauf es von dem Zelebranten in Empfang genommen wird. Nachdem der Kirchenchor den Hymnus „Salvete Christi vulnera" gesungen, erteilt der Zelebrant dem versammelten Volke nach Absingung der seit uralter Zeit gebräuchlichen Versikel samt Gebet feierlich den Segen. Hierauf zieht die Prozession vor den Hochaltar, wo das Hochamt beginnt.



Der Blutritt in Weingarten

Das Undosa-Wellenbad im Starnberger See

Der Münchner Ingenieur H. Recknagel hat unter Benutzung einer Erfindung des Geheimen Hofrats Höglauer, die in einem stehenden Gewässer schwingende, rhythmische Wellen von unbegrenzter Höhe zu erzeugen gestattet, bei Starnberg im See eine vollständig abgeschlossene, elastisch auf einem Pfahlrost gelagerte Badeanstalt erbaut, in der man Gelegenheit hat, Wellenbäder zu nehmen, die sich in ihrer Wirkung nur durch den mangelnden Salzgehalt des Wassers von Bädern in den Fluten der bewegten Ost- und Nordsee unterscheiden. Von drei zu drei Minuten setzt der Wellenschlag aus, damit die Badenden nicht zu sehr ermüden. Die Erneuerung des Wassers erfolgt durch etliche Seitentore.



Ein neuer Riesenbagger für Wilhelmshaven

Ein Riesenbagger für Wilhelmshaven

Die Schichau-Werft in Danzig hat vor einiger Zeit an die Kaiserliche Marine einen Riesenbagger abgeliefert, der als der größte der Welt bezeichnet werden kann. Er ist 80 Meter lang und 14½ Meter breit, hat ein Deplacement von 4500 Tonnen und eine Maschinenkraft von 2300 Pferdestärken, es ist also ein großer Dampfer, der sich schon äußerlich mit seinen schönen, schlanken Formen von den plumpen, schwerfälligen Baggermaschinen, wie man sie sonst zu sehen bekommt, sehr vorteilhaft unterscheidet. Der Bagger vermag an einem Tage 24000 Kubikmeter Boden zu fördern, abzufahren und aus dem Wege zu schaffen. Rechnet man nur 250 Arbeitstage im Jahr, so ergibt sich eine Gesamtleistung von sechs Millionen Kubikmetern. Dabei stellt sich der Kubikmeter geförderter Boden, selbst wenn man Verzinsung und Amortisation des ganzen Baggers rechnet, auf kaum 3 Pfennige pro Kubikmeter. Ein solch überaus günstiges Resultat steht ganz unerreicht da: die früher bekannten Bagger in den Häfen veranschlagten den Kubikmeter Boden durchschnittlich auf 50 Pfennig! Infolgedessen ist es nur natürlich, daß die Firma Schichau bereits eine große Anzahl dieser neuen Bagger in Auftrag bekommen hat, auch von überseeischen Häfen. Sie werden draußen in aller Welt wieder als neue Wahrzeichen für die führende Stellung deutscher Schiffbaukunst stehen und ihr neue Ruhmeskränze flechten.



Das Undosa-Wellenbad im Starnberger See

Für müßige Stunden

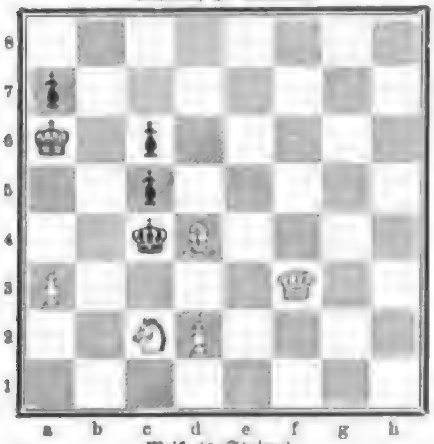
Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe II

Von Chr. Christensen in Kopenhagen
(„Nationaltidende")

Schwarz (4 Steine)



Weiß (6 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe I:

W. 1. Se4—c5
S. 1. Sh3 beliebig
W. 2. Le1(×)f2†
S. 2. Kd4×e3
W. 3. De6—e1 matt.

A.

S. 1. Kd4×c5
W. 2. Te3×e4†
S. 2. b5×e4
W. 3. De6—c6 matt.

B.

S. 1. Sa1 beliebig
W. 2. Te3—d3†
S. 2. c4×d3, Kd4×c5
W. 3. Se5(×)b3, De6—c6 matt.

C.

S. 1. b6×c5
W. 2. Te3—e3 u. s. w.

Partie Nr. II

Turnierpartie, gespielt zu Ostende am 19. Juni 1905.

Weiß: Geza Maroczy, Budapest, erster Sieger mit 19½ gewonnenen (von 26 gespielten) Partien.*)

Schwarz: P. S. Leonhardt, Leipzig.

Abgelehntes Damengambit

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	18. Sf3—e1	Le7—d6
2. c2—c4	**e7—e6**	19. f2—f4	Dd8—c7 ⁴)
3. Sb1—c3	Sg8—f6	20. De2—f3	g5×f4
4. Lc1—g5	Sb8—d7	21. e3×f4	f7—f6
5. Sg1—f3 ¹)	Lf8—e7	22. Se1—g2	Sf8—g6
6. e2—e3	0—0	23. h2—h4	Te8—f8
7. Ta1—c1	b7—b6	24. Lg3—e1	Ta8—e8
8. c4×d5	e6×d5	25. Le1—d2	Sg6—e7
9. Lf1—d3	Lc8—b7	26. f4—f5	Se7—g8
10. 0—0	c7—c5	27. g4—g5	Kg7—h8
11. Dd1—e2	Sf6—e4	28. Df3—h5	Dc7—f7
12. Lg5—f4	Se4×c3	29. g5—g6	Df7—g7
13. b2×c3	c5—c4 ²)	30. Tc1—e1	Te8—e7
14. Ld3—b1	Tf8—e8 ³)	31. Ld2—f4	Ld6—a3
15. g2—g4	Sd7—f8	32. Te1×e7	La3×e7
16. Kg1—h1	g7—g5? ³)	33. Sg2—e3	Tf8—e8? ⁵)
17. Lf4—g3	Kg8—g7	34. g6×h7	Aufgegeben.

*) Den zweiten und dritten Preis in diesem großen, Ende Juli beendeten Turnier errangen D. Janowski (Paris) und Dr. S. Tarrasch (Nürnberg) mit je 18 Gewinnpartien; den vierten K. Schlechter (Wien) mit 16½, den fünften und sechsten G. Marco (Wien) und R. Teichmann (London) mit je 14, den siebenten bis neunten A. Burn (Liverpool), P. S. Leonhardt (Leipzig) und F. J. Marshall (New York) mit je 12½ Gewinnpartien.

¹) 5. c4×d5 e6×d5 6. Sc3×d5? kostet bekanntlich wegen der Entgegnung Sf6×d5! 7. Lg5×d8 Lf8—b4† einen Offizier.

²) Schwarz erhält hierdurch die stärkere Bauernstellung auf dem Damenflügel, muß aber darauf verzichten, seinem Lb7 die Diagonale zu öffnen.

³) Dies erleichtert dem Anziehenden den Angriff, den er mit den letzten Zügen auf dem Königsflügel eingeleitet hat. Schwarz sollte mit b6—b5, a7—a5 und so weiter auf dem Damenflügel Vorteil zu erringen trachten.

⁴) Sofort g5×f4 nebst Abtausch der Läufer und Sf8—g6 verdiente den Vorzug.

⁵) Hierauf folgt sofortige Entscheidung, die allerdings auch onst durch Se3—g4—h6 nicht lange auf sich hätte warten lassen.

Rätsel

(Mehrsinnig)

Ist's scharf, nimm dich davor in acht,
Wenn voll, wird's in den Hof gebracht,
Wer's freundlich ist, ist auch willkommen,
Bist schwer du's, mag's dir schlecht bekommen.

Dr. K. K. von Fr.

Anagramm

Wie traurig ist es, daß dem Frieden,
Obgleich man ihn begeistert preist,
In absehbarer Zeit hienieden
Nichts ewigen Bestand verheißt.

Gar viele leider danach streben,
Daß noch der Waffen Wirkung steigt,
Und solch Zerstörungswerkzeug eben
Sich in dem Rätsel hier dir zeigt.

Entreiß das Herz ihm und erwähle
Ein andres Zeichen als Beginn,
Dabei auf dein Geschick ich zähle,
Zu bilden neuen Wortes Sinn:

Ein Name, der in hellem Lichte
Noch glänzt aus der Vergangenheit;
Es bleibt der Vater der Geschichte
In Ehren wohl für alle Zeit.

M. Sch.

Viersilbige Scharade

1, 2, 3, 4 dient zum Genuß,
3, 2 ist Stadt, 1, 4 ist Fluß.

E. S.

Silbenrätsel

Als jüngst aus ihren ersten Zwei
Die Dritte auf mich fiel,
Da überkam im Ganzen mich
Ein seliges Gefühl.

F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 1:

Des Zahlenrätsels: Kupferstich, Preis, Schuster, Stift, Kurfuerst, Kies, Teich, Reise, Steuer, Riff.
Des Buchstabenrätsels: Hagenow, Onega.
Des Homonyms: Scholle.
Des Silbenrätsels: Mittelalter.



Ein guter Junge

Mutter: „Wo sind denn nur meine Zähne hingekommen?"
Söhnchen: „Die hab' ich einem armen Mann gegeben, weil er mir sagte, daß er nichts zu nagen und zu beißen habe."

Briefmappe

J. M. in St. Wir freuen uns sehr, wieder ein Gedicht von Ihnen in unsrer „Briefmappe“ bringen zu können, und wählen aus den uns eingesandten neuesten Erzeugnissen Ihres lyrischen Genius als besonders anmutig und poesievoll

Das erste Küssen

Trat ein Jüngling sehr schüchtern
Als er lange promeniert
Abgespannt, bleich und nüchtern
In ein Gasthaus und diniert.

Schön im schattigen Garten
War's, wo er sich niederließ.
Vöglein mancherlei Arten
Sangen oben überdies.

Eine hübsche Brünette
Brachte ihm das Essen fein,
Recht guten Appetite
Wünscht' des Wirtes Töchterlein.

Schinken und auch Würste
Aß er hier so wunderfein,
Und daß ihm nicht dürste,
Trank er echten Ungarwein.

Plötzlich tat sie umfassen
Ihn, den Jüngling, hübsch und fesch,
Er natürlich konnt's nicht lassen,
Küßt' sie auch ganz flink und resch.

Dieses war das erste Küssen,
Denn er hat noch nie geküßt,
Und so wahr wir sterben müssen,
Er noch niemals hat geküßt.

Trunken von dem Gefühle
Wandelte er in Natur,
Brauchte lange zum Ziele,
Weilte lange in der Flur.

Flottenfreund in Schwaben. Warum Deutschland in der schweren Bewaffnung seiner Linienschiffe unmittelbar nachdem es der Brandenburgklasse eine so ungemein schwere Bestückung von sechs 28-Zentimeter-Geschützen gegeben hatte, plötzlich auf das 24-Zentimeter-Geschütz heruntierstieg, ist niemals ganz aufgeklärt worden. Es war damals die Zeit, wo man auf die Mittelartillerie ganz besonderen Wert legte. Später hat man wohl diesen Irrtum eingesehen, konnte sich aber nicht entschließen, von der einmal gewählten Bewaffnung wieder abzugeben, teils aus Konstruktionsgründen, teils, weil es eine Notwendigkeit ist, daß ein Geschwader aus möglichst gleichartigen Gefechtseinheiten sich zusammensetzt. Wie Sie ganz recht bemerken, hat man den jüngsten Linienschiffen unsrer Flotte bereits wieder das 28-Zentimeter-Geschütz als schwerste Waffe gegeben. Doch ist es wohl nur eine Frage der Zeit, daß auch Deutschland das 30,5-Zentimeter-Geschütz, das die schwere Artillerie fast aller Flotten der Welt bildet, annimmt. Ueber die Leistungsfähigkeit der einzelnen Geschütze ist Authentisches nicht zu melden. Vergleichsschießen zwischen Geschützen aus einzelnen Fabriken haben in letzter Zeit nicht stattgefunden. Die englischen Kanonen können doch wohl nicht gar so minderwertig sein, wie Sie annehmen; in der Seeschlacht in der Koreastraße haben sie wenigstens gute Arbeit getan, und die Nachrichten von Veränderungen im Rohr der Drahtkanonen nach einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Schüssen sind sicherlich übertrieben worden. Ob daher Krupp in der Konstruktion der schweren Schiffsgeschütze alle andern Fabriken übertrifft: ja, das ist eine Frage, die wir so unumwunden gar nicht beantworten können. Japan hält jedenfalls an den schweren Geschützen englischer Herkunft fest und auch der auf der deutschen Werft „Vulkan“ in Stettin erbaute Panzerkreuzer „Yakumo“ ist mit englischen Geschützen ausgerüstet worden. Die auf deutschen Werften erbauten Schiffe haben sich übrigens im letzten Krieg auf beiden Seiten ausgezeichnet bewährt.

Alfred W. in München. Wir empfehlen Ihnen die durch knappe, übersichtliche Zusammenfassung und zahlreiche Abbildungen besonders praktisch erscheinende Anleitung von Wolfgang Vogel: „Das Motorzweirad und seine Behandlung“ (Berlin, Gustav Schmidt).

M. F. in Hamburg. Ihre augenscheinliche Absicht, sich mit unserm größten Dichter zu messen und dessen in der Tat schon recht altes „Heideröslein" durch ein neues Gedicht gleichen Inhalts zu ersetzen, hat uns so imponiert, daß wir schon um Ihres bemerkenswerten Selbstvertrauens willen Ihr Poem hier zum Abdruck bringen. Unsre Leser mögen entscheiden, wem die Palme gebührt.

Die gebrochene Rose.

Es blüht eine Rose
Am schmalen Rain.
Ein wilder Knabe
Brach's Röselein.

Er drückt begehrlich
Mit glühender Lust
Die zarte Rose
An seine Brust.

Das Röslein stöhnet
Und ringet nach Luft.
Er raubet ihr gierig
Den süßen Duft.

Nach gestillter Begierde
Mit eilendem Fuß
Entfliehet der Knabe
Rasch ohne Gruß.

Still weinend und traurig
Am schmalen Rain
Durch Schande gebrochen
Lag's Röselein.

Germanus in H. Das Eichendorff-Denkmal soll in Berlin errichtet und am fünfzigsten Todestage des Dichters, 26. November 1907, enthüllt werden. Geldspenden für das Denkmal sind an die Deutsche Bank, Depositenkasse, Berlin, Potsdamerstraße, zu senden.

Extra muros. Mit derartigem Material sind wir zurzeit so reich versehen, daß wir auf die Einsendung des Ihrigen leider verzichten müssen.

Ratlose in Kl. Ein Kindersanatorium ist kürzlich in Tegel bei Berlin begründet worden. Wenden Sie sich mit einer Anfrage an die Verwaltung.

H. K. in Kr. Wenn Sie sich bis jetzt mit dem Studium der Pilze noch gar nicht befaßt haben, so ist allerdings die größte Vorsicht geboten. Allgemeine Merkmale zur Unterscheidung der eßbaren Sorten von den ungenießbaren oder giftigen gibt es nicht; das einzige, was dem Sammler völlige Sicherheit vor Irrtümern und ihren Folgen gewährt, ist eine genaue Kenntnis der einzelnen Arten, besonders der am häufigsten vorkommenden, wie des Steinpilzes, des Reizkers, des Eierschwammes und so weiter. Diese Kenntnis erwirbt man am besten dadurch, daß man sich von zuverlässigen Pilzkundigen praktisch über die charakteristischen Merkmale der einzelnen Arten belehren läßt. Wem sich dazu keine Gelegenheit bietet, der kann auch durch aufmerksames Studium eines guten illustrierten Handbuches die einzelnen Arten mit Sicherheit bestimmen lernen. Das anerkannt beste und praktischste Hilfsmittel dieser Art ist der „Führer für Pilzfreunde" von E. Michael (Zwickau, Förster & Borries), von dem soeben der dritte und vorläufig letzte Band erschienen ist. Dieses Buch (Taschenformat) gibt nicht nur eine genaue Beschreibung aller häufiger vorkommenden Arten (über 300), sondern ist vor allem durch seine vorzüglichen farbigen Tafeln, die jede einzelne Sorte mit einer bis jetzt unübertroffenen Naturtreue wiedergeben, für den Pilzfreund von höchstem Werte.

Hellanden. Leider nicht verwendbar.

Wr. Wr. L. in Dresden. Obwohl es immer gefährlich ist, Dilettanten zu ermutigen, so wollen wir doch loyalerweise zugeben, daß nach dem uns eingesandten Gedicht das Urteil Ihrer Bekannten über Ihre poetischen Ergüsse uns nicht nur recht undelikat, sondern auch ein wenig zu scharf erscheint. Wir wiederholen: ein wenig, denn dilettantisch sind Ihre Verse gleichwohl sehr, und wir möchten Ihnen entschieden raten, das Dichten, solange Sie darin nicht wesentliche Fortschritte gemacht haben, möglichst geheim zu betreiben; dann mögen Sie selber Freude daran haben und erregen niemandes Mißfallen damit.





Karl S. in Paris. Ueber die Gründung des Verkehrsbureaus „Vers l'Alsace!" in Paris, das die Franzosen nach Kräften zum Besuch des Elsaß aneifern und ihnen zu diesem Zwecke Aufklärung, Auskunft und womöglich Erleichterungen und Unterstützungen verschaffen will, waren wir bereits informiert, dennoch danken wir Ihnen für Ihre Mitteilung bestens. Daß das Unternehmen zugleich das Ziel verfolgt, neue Bande zwischen Frankreich und dem Elsaß zu knüpfen und die Sympathien der Elsässer für die Franzosen nicht erkalten zu lassen, läßt sich allerdings annehmen; jedenfalls muß man damit rechnen, daß es eine solche Wirkung haben wird, um so mehr, als an der Spitze viele einflußreiche Persönlichkeiten stehen und eine kräftige Propaganda für das Unternehmen gemacht wird. Wir geben Ihnen darin völlig recht, daß man in Deutschland sehr darauf bedacht sein sollte, durch stärkeren Besuch des Elsaß ein Gegengewicht gegen die französischen Bestrebungen zu schaffen, und benutzen gern die Gelegenheit, unsern Lesern eine Reise in das noch so wenig beachtete und doch in jeder Hinsicht ungewöhnlich reizvolle Vogesenland zu empfehlen. In allen größeren Orten der Vogesen bestehen Verkehrsvereine, die unentgeltlich Auskunft über Verkehrs- und Unterkunftsverhältnisse erteilen; über die Süd- und Hochvogesen gibt besonders der Verkehrsverein Colmar eingehenden Aufschluß.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Griesmehlklöße. Man rühre ½ Liter Milch mit 25 Gramm Butter und 150 Gramm Griesmehl über Feuer, bis sich die Masse vom Topfe löst. Ist dieselbe etwas erkaltet, so rührt man 3 Eigelb, etwas Salz, 50 Gramm Zucker und ½ Paket Dr. Oetkers Backpulver hinzu und zuletzt noch den Schnee der Eier, formt Klöße davon, die man in Zwieback umkehrt, und backt sie schön gelb. Entweder im kochenden Fett einer Kasserolle oder in Eierpfannen mit Vertiefungen für je einen Kloß.

Entzündungserscheinungen der Haut bei Kindern sind häufig die unmittelbare Ursache des Gebrauches stark alkalischer Seifen. Diese machen die Haut rauh und bruchig und bereiten dieselbe vor, schädliche Krankheiten erzeugende Keime aufzunehmen. Auch Beigaben von Stärke, Wasserglas und Harz sind bei Toilettefeifen zu verwerfen. Die Anwendung einer guten, allen Anforderungen der Hygiene entsprechenden Seife ist für die Pflege des Körpers und der Haut nach Obengesagtem unerläßlich. Die meiste und unbedingte Garantie einer guten Seife bieten **Sargs Glyzerinseifen**, da durch die entsprechende Verwendung des Glyzerins dasselbe die in jeder Seife enthaltenen Spuren von Alkali einhüllt und der Haut ihren natürlichen Fettgehalt wiedergibt, so daß diese immer weich, weiß und zart erhalten bleibt.

Aus authentischen Berichten von Hygienikern und Aerzten geht hervor, daß **Nestlés Milchpulver** nicht bloß in der Säuglingsernährung als alleiniges Milchäquivalent mit Vorteil verabreicht werden kann und daß hierbei die Säuglinge gut gedeihen, ihr Muskel- und Knochensystem sich stramm entwickelt. Es sind gerade in letzter Zeit mit Nestlés Nahrmehl am Krankenbette und in der Rekonvaleszenz Versuche gemacht worden, und es stellte sich zur Evidenz heraus: daß gerade mit diesem aus Alpenmilch und eiweißhaltiger Proteinsubstanz zusammengesetzten Ersatzmittel schwächliche, mit Magen- und Darmaffektionen behaftete Säuglinge wie auch ältere Kinder mit schweren Gastrizismen und in der Rekonvaleszenz nach diesen das Mittel gut vertragen, daß hierbei die Ernährung gehoben wurde, und daß die Kinder bald wieder in den normalen Zustand gebracht wurden.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.



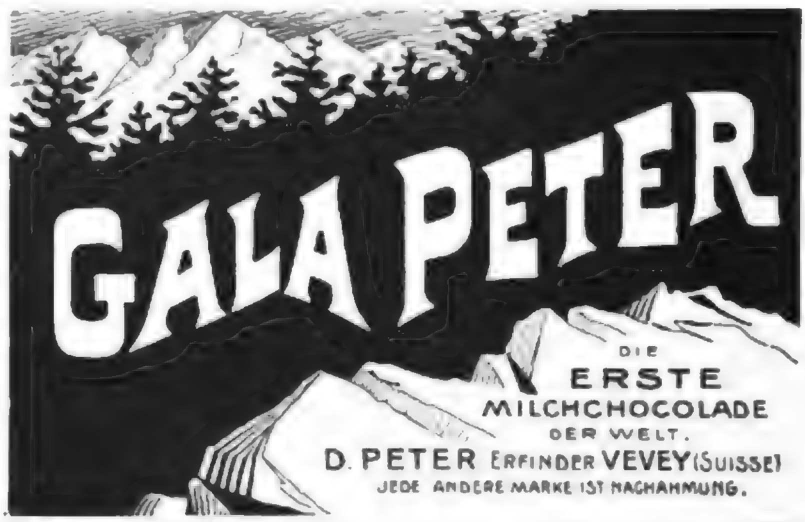






Phot. Carl Lewis, Jokohama

Ein Kulturbild vom ostasiatischen Krieg: Verladen von Zahnpulver für die japanische Feldarmee







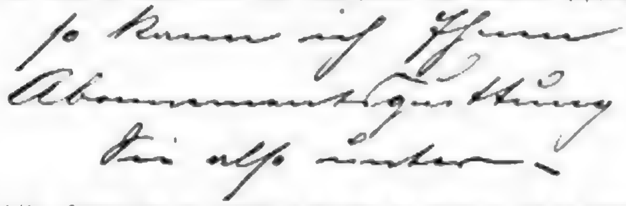
Vom Damenfechtsport: Ruhepause im Fechtsaal

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

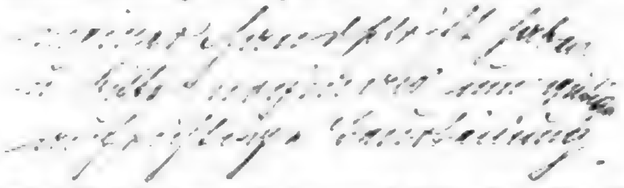
Auguste. Intelligent, lebhaft, beweglich. Fleißig und tätig. Rasch und gewandt. Scheut die Diskussion nicht, wird aber weder scharf noch unangenehm. Selbstgefällig, aber nicht in aufdringlicher Art.

Hedwig. Eine heitere, schlagfertige junge Dame, die sich nicht leicht zu nahe treten läßt und selten eine Antwort schuldig



bleibt. Immerhin im geselligen Verkehr angenehmer als im häuslichen, denn im letzteren macht sich der Hang zum Dominieren stark geltend.

Martha, Belvederehof. Eine sehr feinfühlige, in ihrem ganzen Wesen und Empfinden echt weibliche Natur (leichter, feiner Duktus), biegsam und anpassungsfähig, liebenswürdig entgegenkommend (Rundungen am Fuße der kurzen Minuskeln, keine



scharfen Ecken bei gezogener, liegender Schrift). Mehr Sinn für Ideales als für Materielles (hochfliegende, leicht gesetzte i-Punkte). Impulsives Vorgehen ohne starken Einteilungssinn (ziemlich liegende, gezogene, am Ende der Linie zusammengedrängte Schrift). Wohlwollend, weitherzig und umgänglich (weite, weiche und große Schrift). L. Meyer, Maienfeld b. Ragaz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Briefe und Sendungen nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

XIII

Am ersten Feiertage war die Familie frühzeitig nachmittags weggefahren. — Der Graf allein nach Eyselin zu Falkner von Oed, Lindts nach Bussardshof. Modeste hatte Kopfweh vorgeschützt und blieb im Schloß. Sie war so froh des Alleinseins! . . . Jetzt erst duftete ihr der Weihnachtsbaum, jetzt erst wärmte sie der Ofen. Der kleine, braune Unhold sprang kautschend umher, nagte an den Sofatroddeln, erboste sich über den eignen Schwanz, bis er endlich todmüde auf dem Teppich einschlief. Modeste saß dabei, die „Christmas Carol" von Dickens in der Hand, die sie sonst herzlich gelangweilt hatte. Der milde Zauber der Weihnachtsbekehrung, der dieses Kinderbuch für Erwachsene so weich umfließt, floß auch in ihr Herz. Sie hatte die dunkle Vorstellung, daß Viktor Scrooge eine verzweifelte Aehnlichkeit mit ihrem Vater haben könne — freilich nur im Bösen . . . Dann sah sie wieder auf den warmen, weichen braunen Unhold, der, gerade erwachend, sie mit törichten Kinderaugen anblinzelte, und sie sprach rasch: „Aber ich bin keine Scrooge, ich will keine sein!" Und der Hund streckte sich gähnend, und Modeste setzte sich zu ihm auf den Teppich und sie begannen beide zu spielen wie töricht glückliche Kinder — bis der Unhold plötzlich laut blaffend nach der Zimmertür schoß, aber schon auf halbem Wege sich in einem großen Salto mortale überschlug.

Der alte Eller streckte gleich darauf den Kopf herein — er war sehr festtäglich angezogen mit Bratenrock, Begräbniszylinder und Leichenbitterhandschuhen.

„Aber so kommen Sie doch 'rein, Ellerchen!" rief Modeste.

Er verzog nur pfiffig das Gesicht. „Ich deer' nicht, gnädiges Fräulein! Der Kreth frißt mich am Ende mit Haut und Haaren auf. Um den alten Krippensetzer wär's nicht schad! Aber um den neuen Zylinder. Ich hab' ihn nämlich erst vor zehn Jahren gekauft." Er trat vorsichtig näher. Der Hund, der inzwischen seine Gesinnung geändert hatte, wollte ihm wedelnd die Stiefel lecken. „Der Kreth frißt wahrhaftig Wichse! Sehen Sie doch, gnädiges Fräulein! So 'n Gourmand — bildet sich ein, 's wär' Kaviar . . . Den ich da neulich auf dem Reserveball gegessen habe, der schmeckte akkurat wie Stiefelwichse. Ich sagte das auch mit vollster Anerkennung dem Wirt. War der Kerl da aber boßig! Ich dacht' schon, er wollte mich direkt in 'n Kaviarfäßchen stecken, wie neulich der Königsberger Ingenieur seine Frau in die Blechkist'! . . . Ich macht', daß ich fortkam. — Irgend so 'n Engländer haben sie mal in der Weintonne ersäuft . . . Der Wirt 'n baumstarker Kerl und ich man so 'n Heemske! Das wär 'n Spaß gewesen . . ." Dann gab er Modeste die Hand und tätschelte sie zwischen seinen alten, runzligen Händen: „Aber so 'n warmes, weiches Patschchen! — Und wie warm und gemütlich heut alles bei Ihnen ist! Was haben Sie nur angestellt? Ihr gutes Papachen hält doch für gewöhnlich immer auf Kaltheizen."

„Ellerchen!" drohte sie.

Er machte sein heiligstes Gesicht. „I, wo werd' ich! Ihr Vater ist 'n Gentleman durch und durch, fehlt nur noch der Adel."

„Danach drängt sich Papa gar nicht."

„Na, 'ne Gräfin ist schon im Haus!" Dann blinzelte er wieder: „Fehlt nur noch 'n Prinzeßchen. Wie wär's denn, gnädiges Fräulein? Statt der Nachtmütz 'ne Kron' . . . Ich möcht' nicht, das sag' ich Ihnen gleich."

„Ich auch nicht, liebes Ellerchen."

Und dann mußten sie beide über diese Vorstellung lachen.

Der braune Unhold hatte derweilen die Tischdecke herabzuzerren versucht, jetzt wendete er sich wieder liebevoll zu Herrn Ellers Stiefeln. „Ja, ja, leck, mein Sohn! Gibt nicht alle Tage Kaviar und Reservebälle . . . Wenn's dir nur bekommt. Meinen Stiefeln bekommt's ganz gut."

„Pfui, schäm dich," rief Modeste. „Hierher!" Der Unhold versuchte gerade seine Zähne an einem Stuhlbein.

Der alte Eller sah lächelnd zu. „Kindereien! Aber Kindereien gehören eben zum Leben. — Wenn ich so den kleinen Lorbaß hier ansehe, wie er springt und sich seines Lebens freut — und daneben der Weihnachtsbaum, dann denk' ich in meinem Sinn: warum hast du eigentlich den Anschluß verpaßt, Eller? — Erst konntste nicht und dann hättste können — und

dann tatst; d'es doch nicht — und so bist du 'n alter Kerl geworden! Was hast du nun eigentlich vom Leben? Bißchen 'rumtreiben bei den Nachbarn, sein Skatchen spielen. Dabei lern' ich den verfluchten Skat nie. Im Grunde doch ein verfehltes Dasein! Und immer vergnügt — nicht wahr? Aber so, wie ich tue, so bin ich gar nicht. Und nun schon gar Weihnachten! Zu Hause halten mich am ersten Feiertage keine zehn Pferde ... Ich hab' sonst was gegen Geistliche und Mediziner. Die einen vergraulen einem jedes Vergnügen hier, und die andern zeigen immer nach 'm Himmel. — Und wenn dann wieder so 'n junger Arzt in die Gegend kommt, dann müssen auch gleich die Kirchhöfe erweitert werden ... Aber, ‚Erst' Feiertag' geh' ich immer in die Kirch'! Meistens nachmittags — da sind nicht so viele geputzte Leute da, nur so 'n paar alte taube Mutterchens, die immer stöhnen und nicken — und unsereiner, der doch auch mal wieder zu seinem Herrgott sagen möcht': ‚Na, vergib mir wieder auf 'n Jahr meine Sünden! Aendern kann ich mich nicht mehr — dazu bin ich zu alt. Und wenn ich auch unter die Zöllner und Sünder ganz unten gehör', immer besser noch als so 'n feister Pharisäer! ...' Dabei wird mir immer ganz weich zumute, ich fang' an zu gransen wie 'n altes Weib und schäm' mich auch gar nicht ... Und ich versichere Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich aus der Kirch' geh', ich habe das ganz sichere Gefühl, der alte Herrgott hat mir meine Sünden doch wieder vergeben! — Heute wollte ich eigentlich den Vikar hören, nicht den alten ‚Rundbrenner'. Der Vikar — ich weiß nicht, ob Sie ihn schon mal gehört haben, gnädiges Fräulein —, das ist so 'n vernünftiger Mensch. Der predigt immer nur: ‚Kindlein, liebet euch untereinander!' Und davon spricht er eine geschlagene Stunde und länger, und wie die Liebe hier unten und da oben das Oberste sei und daß die Welt aufhören müßte, wenn die Liebe aufhörte. Und das ist alles so schön und so einfach gesagt, und wenn man aus der Kirch' kommt, dann sucht man ordentlich nach dem Bettler, dem man fünf Dittchen geben könnt' ... Aber heute wollte es das Unglück, daß der ‚Rundbrenner' auch den Nachmittag predigte! Sie kennen doch den ‚Rundbrenner' — den Alten mit der Perück', der immer so salbadert. In Insterburg hat er in jeder Kneip' 'n Buddelchen Rotwein hinter der Gardine stehen, und da macht er seine Rundgänge, bis er seinen inneren Menschen genügend erleuchtet hat. In der Kneip' ist er ganz nett, in der Kirch' kann ich ihn nicht leiden. Und ob er sich nun heut geärgert hatte, daß er zweimal predigen mußte, oder sonst was los war, kurz und gut, er fing auch gleich an zu donnern: die Völlerei und die Trunksucht, und daß die in Litauen zu Haus wär' und die Wurzel von allem Uebel. Schlug auf die Kanzel und paukte auf die armen Seelen ein, daß die alten Weiberchen nur so gluckſten und immer krümmer wurden und verzagter. Ich kriegt' wahrhaftig selbst 'n Schrecken wegen meiner regelmäßigen Grogstund'! ... Nachher bost' ich mich mächtig. Ich war schon drauf und dran, 'rüberzurufen: ‚Na, Pfarrerchen, Sie sind wohl nicht aus Litauen? — Denken Sie lieber an vorige Woch' im Kasino von den Zweihundertsiebenundvierzigern, wie Sie da immer lutschten und lutschten von dem guten Bordeaux!' ... Zu Haus wollt' er damals überhaupt nicht, 's war 'ne Heidenzucht. Ich nahm den alten Herrn unter den einen Arm und ein Leutnant nahm ihn unter den andern, hinten mußte noch 'ne Ordonnanz schieben — und so packten wir ihn glücklich in 'n Schlitten. Ich rief noch dem Kutscher nach: ‚Mein Sohnchen, daß du nicht etwa den hochwürdigen Herrn aus der Pelzdeck' verlierst! 's wär' 'n großer Verlust für die Christenheit und für die Weinhändler!'" Der Alte lachte und freute sich seiner gottlosen Junge, bis er endlich gutmütig, wie immer, einlenkte: „Ich übertreib' auch immer, gnädiges Fräulein! 's war natürlich nicht halb so schlimm ... Und glauben Sie's mir oder glauben Sie mir's nicht: mir ist selten ein Kirchgang so nahegegangen wie heute! Wie sich nämlich der Mann genügend ausgedonnert hatte, da sah ich mich so in der Kirch' um. Und da, ganz hinten auf einer einsamen Bank, da kniet' das Fräulein aus Bussardshof. Sie ist ja doch man so 'n reizendes Hauchchen — und es war so kalt auf den alten Fliesen! Aber sie kniete und betete so inbrünstig, daß die ganze zarte Gestalt zitterte. Ich weiß nicht, ob sie geweint hat — sie hielt immer den Kopf so ganz tief ... Und es war so ein verzweifeltes Flehen, wie ich's nie gesehen ... Mir wurden die Augen dabei selbst ganz naß, und ich hätte aufstehen mögen und zu ihr hingehen und sagen: ‚Gnädiges Fräulein, beruhigen Sie sich doch! Sie sind so ein rührendes Geschöpfchen, jeder Mensch weiß, daß Sie überhaupt gar keiner Sünde fähig sind. Sehen Sie mich alten Sünder an! Dem vergibt der Herrgott alle Weihnachten doch immer wieder ... Und nun gehen Sie getrost heim, es ist viel zu kalt für so 'n zartes Wesen wie Sie!' — Auf dem Ball neulich habe ich ihr noch gesagt: ‚Gnädige Baroneß, Ihr Haarkranz funkelt wie ein Diadem.' Sie lächelte so matt, aber so lieb dazu. ‚Verwöhnte Leut',' dacht' ich. Und wenn's nicht am Ende schon damals eine Märtyrerkrone war, die sie trug?" Er fuhr trübe fort: „Wer kennt denn die Menschen und ihre Schmerzen? Wir wissen doch eigentlich voneinander so gut wie nichts ... Da ist nun alles, was Glück scheint, beisammen: das reizendste Mädchen, was ich nur überhaupt

denken kann, reich, vornehm, herzensgut — ich möchte ihr immer die Händ' und die Füß' küssen, wenn ich sie seh', so was unendlich Liebes hat sie — und alles Schein, Schein! Kein Glück, kein Stern ... Doch ein merkwürdiges Ding um das Glück! Die es nicht suchen, denen fliegt's über Nacht zu, und die es haben, die haben es ganz gewiß nicht."

Auch Modeste war ernst geworden: „Ellerchen, so hab' ich Sie noch nie gesehen!"

Der Alte lächelte. „Und damit man nur gar nicht auf den Gedanken kommt, es könnte auch glückliche Menschen geben — es war schon nach der Predigt, und die alten Weiber schnaubten sich die Nas' — da geht eine Seitentür auf. Ein Herr im Fahrpelz kommt 'rein. Es war der Baron aus Eyselin. Tritt, als wenn er nur allein in der Kirch' wär', vor das alte Marienbild in dem Seitengang, schlägt sein Kreuz, faltet die Hände ... Ich konnte so gerade das Profil sehen. Hochmütig ist er und bleibt er auch vor seinem Gott! Ob er wirklich gebetet hat, weiß ich nicht. Sind sonst Stockkatholiken, die Falkners. Es muß ihm aber doch so nach Beten zu Sinn gewesen sein, sonst wär' er nicht in ein protestantisches Gotteshaus gekommen. Nach fünf Minuten geht er auch schon wieder. ‚Herrgott,' denk' ich, wie ich ihm so in die Augen seh' — ‚das ist doch ein ganz andrer Mensch, als den du kennst ...! Ein Mensch, der mit seinem Schöpfer hadert und rechtet und mit Gewalt vom Himmel herunterreißen möchte, was der ihm nicht geben will! Und so 'n heißer, sündiger Blick! ...' Da faßte ich mich nachher erst recht an die Stirn und sagte mir: ‚Da hast du erst recht falsch taxiert, Eller! Einer, der alle Freuden des Lebens ausgekostet hat und alle Sünden begangen und nun froh ist, mit seinen Erfahrungen allein zu sein, blasiert und kühl und von sich selbst überzogen.' Jawohl, Eller! So dachtest du — hier aber siehst du das wahre Gesicht. Das ist ja ein ganz andrer, ein leidenschaftlicher Mensch, der noch lange nicht ausgelebt hat, der sein Leben erst beginnen möchte und vielleicht in der Kirche weiter nichts gewollt hat, als den Satan um eine sichere Hand bitten beim nächsten Duell! ... Denn, gnädiges Fräulein — man jagt Vollblutpferde für achttausend Mark für nichts und wieder nichts nicht zuschanden — da steckt immer 'n Weib dahinter! Und wenn die Betreffende verheiratet ist, so möcht' ich dem Ehemann schon raten, sich schleunigst einzuschießen, sonst kommt er zur Strecke. Kein Falkner von Oed ist zu taxieren. Und wenn's um die Weiber geht, da wollen sie alle Blut sehen!" Er hielt inne. „Ich alter Duschack! ... Ich sollte doch dreißig und mehr Jahre noch zurückdenken können! Es war auch in der Kirche und an derselben Stelle, wo der stand, da stand sein ... Ja, gnädiges Fräulein. Ich weiß manches, was mancher nicht weiß. Stirbt mit mir, war beinah' schon gestorben ... Aber manchmal stehen ja auch Tote wieder auf."

Modeste blickte gleichgültig zum Fenster hinaus, obgleich sie innerlich bebte. „Ich glaube, die Falkners taugen überhaupt nicht viel ..."

„O, o!" antwortete der Alte, „davon weiß ich gar nichts! 's sind vornehme Leute."

„Ich weiß nicht ..."

„Nun, dann lassen Sie sich sagen, gnädiges Fräulein, wenn's mir mal schlecht gehen sollte, ich geh' nicht zu meinem Bruder, auch nicht zum langen Wagner, auch nicht zu Ihrem Vater — zu dem nun schon ganz gewiß nicht! — aber ich gehe zu dem Baron in Eyselin, und wenn der mir helfen kann, hilft er mir. Da ist der Onkel wie der Neffe. Die sind unbändig hochmütig und sehen kein Geschöpf als ihresgleichen an, und wenn's einem gut geht, kennen sie unsereinen schon gar nicht — aber wenn's einem schlecht geht, da helfen sie und geben, was sie können. Aber um Gottes willen keinen Dank! Das ist so Familienverrücktheit ... Nei, nei, gnädiges Fräulein, lassen Sie mir die Falkners zufrieden, sonst werde ich giftig! ... Den jungen Baron kann kein Mensch hier leiden. Hochmütige Bestie! Lebemann und so weiter! Stimmt alles! ... Und trotzdem sage ich Ihnen, wenn Sie mal nicht aus und ein wissen, dann kommen Sie um Gottes willen nicht zu mir, dann gehen Sie zu dem Oed und sagen Sie: ‚So und so, Herr Baron — und nun Ihr wahres Gesicht!' Und wenn überhaupt einer den Nagel auf den Kopf treffen kann, so trifft der ihn ... Aber wie gesagt, es muß Ihnen schlecht, sehr schlecht gehen."

„Ich werde ganz bestimmt zu ihm gehen, ganz bestimmt, Ellerchen," antwortete sie höhnisch.

„Und vielleicht gehen Sie doch einmal, gnädiges Fräulein; das Leben ist lang und Sie sind jung."

Sie stand auf. „Da sei Gott davor!"

„Aber Fräulein Modeste, was haben Sie auf einmal gegen den Falkner? Das ist doch verdächtig!"

Da zwang sie sich zu einem halben Lachen: „Nichts, Ellerchen, nichts! Ich wollte Sie bloß etwas ärgern."

Das Mädchen brachte den Kaffee. Der Christkuchen duftete. Der braune Unhold hob interessiert die Nase.

Der alte Eller trank etwas zerstreut, während Modeste lustig scherzte. „Was haben Sie nur eigentlich, Ellerchen?"

Er fuhr sich übers Gesicht. „I, ich weiß nicht! Ich muß immer wieder an die Kirche denken ... Der eine geht in die Predigt einmal im Jahr, wischt sich 'n Tränchen aus 'm Gesicht und verspricht — ich verspreche immer, ich halt'

nur nicht — und geht kreuzfidel wieder 'raus. Und der andre betet und kasteit sich Tag und Nacht und hat eigentlich gar nichts auf dem Gewissen und geht aus der Kirche trauriger als er 'reingekommen ist. Ob das nun an den Nerven liegt oder an der sogenannten Lebensauffassung? — Ich bin ein alter Bauer, was weiß ich von Nerven und Lebensauffassung und so modernen Sachen ... Wenn ich aber verheiratet wäre und 'n Bengel oder 'ne Marjell hätt', das allerdings würde ich ihnen mit dem Kantschu einbleuen: ‚Guck nicht immer in 'n Himmel, damit du nicht auf der Erde auf die Nase fällst! Und horch nicht immer nach rechts und nach links, damit du selber denken lernst! Und wenn dir einer oder eine wirklich lieb ist, da frag nicht erst lange deine Eltern!' ... Denn die Eltern, die denken immer nur an den warmen Ofen im Alter. Ich mein' aber, daß es besser ist für die Menschheit, wenn's ein junger Mensch recht warm hat, mag er dann im Alter frieren. Denn ich habe nun einmal etwas gegen die sogenannte Vernunfts- oder Verstandesehe. Was kommt denn dabei 'raus? Labbriges, blutarmes Zeug! ... Aber wenn ich so 'n Paar frische, junge Menschen sehe, die so recht verliebt sind, das ist mir 'ne Freud', da werd' ich selbst warm. Das gibt doch ganz andre Rasse! ... Wenn ich aber so nach Königsberg komme, Paradeplatz — die Marjellens da, eine senkrückige, bleichsüchtige Gesellschaft, wenn man ihnen so nachsieht. Da hat die Mutter vielleicht 'n Buckel gehabt und 'n Million drauf, und der Vater ist dafür Graf gewesen und 'n ausgemergelter Kerl ... Was tue ich mit dem Geld und dem Namen allein? Mitnehmen kann ich beide nicht."

„Sie haben eigentlich viel gedacht, Ellerchen!"

Er schlug mit der Hand in die Luft. „Mit dem Mund, gnädiges Fräulein, mit dem Mund! Taten sind nicht."

Der braune Unhold hatte sich wieder über eine dicke Lehnstuhlquaste hergemacht und riß und riß mit aller Kraft. Der Gast saß interessiert und lächelte für sich. Endlich eine letzte Anstrengung — ein wehmütiges Knarren — der Unhold schwang seelenvergnügt die braune Quaste im Maul. Modeste rief ärgerlich: „Du bist ja ein gräßlicher Hund!" Und wollte ihm die Quaste entreißen. Doch der braune Unhold sprang unter den Weihnachtstisch und kaute behaglich.

Der alte Eller lachte: „I, lassen Sie ihm doch den Spaß, gnädiges Fräulein! Heut ist Erst-Feiertag."

„Auf keinen Fall tue ich das." Und sie zog auch gleich darauf die greulich zerfetzte Quaste unter dem Tisch vor.

Der Alte schüttelte den Kopf. „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, wegen einer Quaste, die schon vorher nichts wert war, ärgern Sie sich und sind auch noch dem armen Tier gram ...! Ich mein' vielmehr, in dem Köter steckt 'n Philosoph, aber 'n praktischer, ohne Brill'! Da können Sie was lernen ... Der reißt und reißt an der Quaste, bis er sie glücklich los hat. War ganz unbändig glücklich damit! Des Menschen Wille ist ja sein Himmelreich ... Er wollt' Ihnen aber eigentlich nur aus lauter Dankbarkeit zeigen, der Hund, wie man das Leben anfassen muß: ‚Nicht nachlassen!' — Da steckt Weisheit drin. — Aber wir zotteln 'n bißchen an der Quast' und an der Quast' und verzotteln unsre Kräfte und kriegen schließlich nicht die kleinste los ... An einer Quaste reißen, an einer einzigen, bis man sie los hat: das ist's!"

Modeste lachte, während sie die Quaste mit einer Stecknadel wieder am Stuhl zu befestigen suchte. „Sie sind doch ein Philosoph!"

„Aber ein vierbeiniger, mit langen Ohren und einem dicken, grauen Fell," wehrte er.

Das Mädchen kam und fragte, ob sie die Lampen bringen sollte. Es war schon ganz dunkel. Der alte Eller wollte aufbrechen. Modeste aber ließ ihn nicht. „Ausreißen ist nicht! Sie haben mich so wie so schon so kompromittiert durch Ihren ganzen Besuch — jetzt müssen Sie warten, bis Papa kommt, und in aller Form um mich anhalten."

Der Alte schmunzelte und faßte schmeichelnd nach der Mädchenhand: „Ich möcht' schon, ich möcht' schon! ... Aber da würden Sie doch höllisch den Unterschied merken zwischen Theorie und Praxis. In der Liebe gibt's nun einmal nur die Praxis."

„Dann warten Sie wenigstens auf Ihre Skatpartie und den Grog!"

„Das ändert die Geschicht'! Für die Karten und den Grog wird man nie zu alt."

*

Die beiden Schlitten kamen für Modestes Weihnachtsgefühle viel zu früh zurück. Zuerst der Graf, sehr befriedigt. „Doch kolossal vornehmer Zuschnitt in Eyselin! Alte, schöne Sachen, alter, gutgeschulter Diener, englische Tischzeit. Ueberhaupt ganz andre Atmosphäre ... Meines Auftraggebers erinnerte er sich nur flüchtig. Erinnert sich wahrscheinlich immer nur an Auftraggeberinnen ... Reist übrigens noch heute abend. Koffer wie ein Fürst. Weiß noch nicht, ob Aegypten oder Algier ... Muß es doch dazu haben ... Möchte auch ganz gerne ... Doch sehr grand seigneur, der Falkner, liebenswürdig, international ... Es gab sich ganz von selbst, daß wir Französisch sprachen ... Ich kann's ihm allerdings nicht verdenken, liebe Modeste, wenn er in dieser Gegend nicht aushält. Sonst ist er 'n bißchen sehr reserviert. Aber das wird man immer auf Reisen." Der alte Lebemann sprach aus ihm, der sich gern vergangener Zeiten erinnerte. Es war so ein ganz andrer Ton. Modeste erkannte

den einsilbigen Schwager kaum wieder. Der alte Eller aber sagte harmlos blinzelnd: „Ja, ja, Herr Graf, wenn ein Graf und ein Baron so zusammen gewesen sind, dann hört man das noch tagelang am Tonfall."

Der Graf wandte sich lächelnd um. „Ja, lieber Herr Eller, ich weiß schon, was Sie meinen. Von Ihrem Standpunkt aus ganz richtig! Für mich aber finde ich es ganz gut, daß man den andern Tonfall wenigstens zuweilen wiederfindet."

Er wollte weitersprechen. Aber im Nebenzimmer klangen Stimmen.

„Ich glaube, Herr Lindt . . ."

„Ja, was Sie glauben und was ich will, ist meistens was höllisch Verschiedenes, lieber Herr Romeit! Der Hofmannsfrau ist eben nicht zu helfen. Der Arzt kann da gar nichts tun. Aber anstatt daß sich die Leute ins Unvermeidliche schicken, kommen sie ewig gelaufen, haben Wünsche... Der Arzt ist für sie natürlich 'ne angenehme Unterbrechung, namentlich, wenn er noch Portwein verschreibt . . . Ja, für wen sind denn eigentlich die Pferde da? Für meine Leute oder für mich? — Ich kann Ihnen nur sagen, ich würde als Inspektor meine Pflichten gegen den Prinzipal ganz anders aufgefaßt haben! Aber die Herren Inspektoren sind ja stets auf seiten der Leute... Uebrigens Sie kriegen wieder Ihren roten Kopf, Herr Romeit — ich habe nichts, gar nichts gegen Sie gesagt! Sie suchen wieder in den harmlosesten Bemerkungen eine Spitze. Die Pferde sind weg, der Doktor wird kommen, da ist ja gar nichts mehr zu redressieren . . . Es sind die unverschämten Forderungen der Leute, gegen die ich Front mache, nicht gegen Sie, lieber Romeit."

Indessen boten die unfreiwilligen Zuhörer im Weihnachtszimmer ein sehr verschiedenes Bild. Der Graf besah mit einem eigentümlichen Lächeln seine Nägel. Modeste saß mit gefalteter Stirn, der alte Eller aber schlug sich mit einem Falzbein, das er vom Schreibtisch entwendet hatte, ärgerlich aufs Knie: „Es ist auch nicht mehr zu hausen mit dem Volk! Ich kann's keinem Besitzer verdenken."

Der Stern von Barginnen warf einen grünlich schillernden Blick auf die beiden Herren und dachte: ‚Ihr seid doch feige, feige wie alle Männer!'

Die Tür wurde geöffnet. Herr Lindt trat würdig ein, hinter ihm Herr Romeit, im schwarzen Sonntagsrock. Der Sonntagsrock wandte Modeste den Sinn. Er sah wieder so unausstehlich hölzern aus, der junge hübsche Mensch!

Dann kamen die Mutter und die Schwestern. Die Kartentische wurden aufgestellt im Nebenzimmer, Herr Romeit spielte mit als ziemlich gedankenloser vierter Mann. Modeste war's recht, daß sie ihn nicht sah. Sie hörte lieber zu, wie die Schwestern von Bussardshof erzählten; daß Judith langweilig, die Mutter zerstreut und der Vater mit seinem Gichtbein doch eigentlich sehr beklagenswert sei. Der alte Egoist stand ihnen natürlich am nächsten. Das Herzblut aber, das stumm und schwer aus zwei siechen Frauenherzen sickerte, was wissen davon Lindts!?

*

Als Modeste den braunen Unhold zur Nacht in seinen Korb gebettet hatte, sah sie noch einmal aus dem Turmzimmer hinab in die Winternacht. Der Mond so bleich, der Schnee so leichenhaft. Sie mußte an die arme Judith denken und ihr heißes Gebet. Und sie sagte finster: „Ich bin doch schlecht!" — An dem Lindengang ging ein Mann. Sie erkannte den langen Sonntagsrock, über den sie nicht hatte hinwegkommen können, und sie sagte mit ehrlicher Verachtung: „Ich bin nicht nur schlecht, ich bin auch feige und undankbar. Was soll einmal aus mir werden?" Sie konnte sich von den quälenden Gedanken gar nicht losmachen. Der alte Eller fiel ihr ein und der Hund mit der Quaste. Sie ging noch gegen Mitternacht hinunter in das Eckzimmer mit dem Grafenkalender und dem Bild. Und wieder sah sie das schöne leidenschaftliche Gesicht und konnte nicht von ihm los. Und wieder ward ihr die Armut, die Oede hier und der Reichtum, die Wärme dort schrecklich offenbar. Und sie fragte sich: „Was muß in mein Leben kommen — was — die Liebe?" Lange fand sie keine Antwort. Aber als sie die Augen wieder zu dem Bilde hob, da schien es zu strahlen. Eine Stimme, wie aus weiter Ferne, flüsterte ihr: „Die Sünde, die große, göttliche Sünde".

Und Modeste wandte sich kopfschüttelnd von dem Bild.

XIV

Die Gräflichkeiten waren nach Rußland zurückgekehrt, Frieda wohnte in Königsberg. Der alte Lindt rechnete meist in seinem Arbeitszimmer. Wenn die Industriepapiere gestiegen, lispelte er salbungsvoll: „Es ist doch ein großer Segen um die ehrliche Arbeit, mein Kind!" Und wenn die Industriepapiere fielen, knurrte er giftig: „Lach nicht, Modeste, es ist eine Tränenwelt, weiter nichts als eine Tränenwelt!" — Modeste war's weder zum Weinen noch zum Lachen — nur langweilig. Keine Gesellschaften, keine Besuche. Die Gadebuschens, neuerdings „Elefantenkeuchel" genannt, beim Onkel General in Danzig zum Besuch — sie waren schon billiger geworden und interessierten sich für Artillerie. Die kleine Meyners mit einer Freundin sogar in Montreux — sie schrieb überschwengliche Briefe voll französischer Brocken. Bussards nahmen überhaupt niemand mehr an. Frau Murrmann sah sich darum auch genötigt, ihren Schatz falscher Fremdwörter anderswo hinzutragen, und verkehrte mehr in der

Insterburger Gegend ... Im Dorfe zu allem noch Scharlach. Es war höchst komisch gewesen, wie die drei Kletteraffen auf die Nachricht davon vom Barginner Whisttisch geflohen waren, um nur den alten Eller zurückzulassen, der aber auch heimlich nach der Uhr schielte. Er hatte für gewöhnlich keine übertriebenen Anschauungen von den Freuden des Paradieses. Selbst Erika verbat sich vorläufig alle elterlichen Briefe aus Angst für den kleinen Dagobert. Und Frieda badete ihre Hände in Karbolwasser, ehe sie die Barginner Korrespondenz öffnete — sie war sehr besorgt für ihre Stimme.

Modeste kam das alles lächerlich vor. Sie hatte keine Spur von Angst. Sie war überhaupt viel zu lebensfrisch und gesund, um sich den eignen Tod vorstellen zu können ... Erst hatte sie der Gedanke an einen ganz einsamen Winter doch erschreckt, dann gewöhnte sie sich daran, zuletzt wurde ihr die Einsamkeit fast lieb. Es war schön, so durch die Winterlandschaft zu streifen, den braunen Unhold hinter sich, der auf der harten, knisternden Frostdecke seltsame Purzelbäume schoß und in den aufgewehten Schneewällen immer hilflos versank. Zuweilen wurde er müde, setzte sich, blinzelte die Herrin gähnend an. Sie nahm ihn dann auf den Arm, während er als echter Mann sich empört gegen diese weibliche Bevormundung wehrte, bis er sanft selig entschlief. Er war so groß geworden und so schwer, sie schleppte ihn nur mühsam. Aber die Egoistin freute sich der Last, dachte gar nicht an sich, nur an ihn. — Weite Touren hielt er noch nicht aus. Dann ging sie allein, rasch, elastisch, mit roten Wangen, voll Jugendlust durch die große, stumme Natur, die sich endlos überall weitete, die Schneewogen auf und ab wallend wie das Meer. Kein freudig Bild, nur ehrfurchtheischende Oede. Die Menschen auf der Chaussee wie schwarze Ameisen, der Klang der Schlittenglocken verhallend in der uferlosen Stille ... Dann empfand sie wohl zuweilen die gewaltige Einsamkeit lastend, sehnte sich nach Leben, Wärme. Sie eilte, in den Eichenwald zu kommen, wo der scharfe Schlag der Axt dröhnte. Die Knechte fluchten, die Gespanne dampften. Der alte Knochenmehlhändler hatte nämlich um Weihnachten die stärksten Eichen hauen lassen. Damals hatte Modeste nur der Preis interessiert, um den man die Riesen totschlug nach endlosen Verhandlungen mit einem Königsberger Unternehmer. Jetzt tat ihr die wüste Blöße weh. Die Stämme, die so viel erzählen konnten von alten Zeiten, verstümmelt, gemordet, reihenweise hingestreckt — großen weißen Särgen gleich, die letzten Kämpen eines Riesengeschlechtes hier aufgebahrt. Rings grinsten die bleichen Stümpfe, Raben zogen über das Blachfeld ... dazwischen die Instleute in ihren Schafspelzen, das Vlies nach innen, und die langen Holzwagen mit ihren klobigen Rädern. Die Hebelade krachte, die Männer keuchten, langsam hob sich der Riesensarg. Herr Romeit stand dabei mit Zollstock und Notizbuch. Neben ihm der jüdische Kaufmann, von Kopf bis zu Fuß eingehüllt in einen langen grauen Schuppenpelz, fuchtelte mit der Hand, schüttelte mit dem Kopf. Hinter seinem Rücken lachten breit die Knechte über den kleinen, beweglichen Mann. Die mageren Gespanne standen abseits, stumpfsinnig, kopfhängend — zuweilen senkte sich eine Nüster futtersuchend auf den Schnee ... Das erstemal war Modeste in einem großen Bogen vorbeigegangen, von einer gêne erfaßt, die sie sonst nicht kannte. — Das nächstemal blieb sie in Hörweite stehen. Der Händler zeterte. Herr Romeit antwortete achselzuckend: „Wenn's Ihnen nicht schnell genug geht, verhandeln Sie doch mit dem Herrn! Sehen Sie sich die Kracken an und ob ich mehr laden kann ... Wenn er befiehlt — gut. Freiwillig schinde ich aber die Gespanne nicht!" Dann trat Modeste wie zufällig heran. Die Herren grüßten, der Händler begann ein Gespräch. Herr Romeit stand finster dabei und sagte kein Wort. Das Fräulein ärgerte sich darüber, antwortete kurz und begriff nicht, was sie zu einer so unerhörten Vertraulichkeit jemals hatte veranlassen können. „Wenn der Mensch nur ginge! Wenn er doch heute schon ginge! Ich will ihn nicht mehr sehen ..." Der Eichwald war ihr verleidet.

Sie ging jetzt lieber Chaussee nach Eyselin zu — am liebsten bei dickem, nebligem Licht, so daß sie das weiße Herrenhaus nicht sehen konnte. Herr von Falkner war nicht zu Haus, aber alles, was mit ihm zusammenhing, erfüllte sie mit unerträglichem Widerwillen. Wenn Eyseliner Leute vorüberfuhren, wandte sie den Kopf weg, um nicht wieder grüßen zu müssen ... Dann fühlte sie sich auf einmal eingehegt, eine Gefangene inmitten dieser großen, freien Natur.

Nur die Gegend nach dem Ellerschen Hofe blieb ihr. Bauerngegend, kleine Gehöfte, am verschwimmenden Horizont ein stadtähnliches Dorf. Sie mochte diese litauischen Bauern nicht mit ihren steifen Nacken, mit ihrer kargen Höflichkeit, die roten Gesichter brutal, dummpfiffig ... Einmal — es war ein Nachmittag, träge, grau, von feuchter Schneeluft durchrieselt — krachten da drüben Schüsse. Treiber klapperten und schrien. Sie sah die Schützen ganz fern, schwarze, komische Punkte auf dem Schnee. Da kam plötzlich ein Hase über den gefrorenen Acker gehumpelt, gerade auf sie zu, schwer angeschossen, sie glaubte die blutige Spur auf der weißen Decke zu erkennen. Nach drei Sprüngen setzte er sich, humpelte dann weiter, setzte sich wieder. Drüben klapperten die Knarren lauter, die schwarzen Punkte wuchsen. Modeste ging auf den Hasen zu in dem un-

bestimmten Gefühl, ihn zu schützen, ihn zu retten. Das Tier war im Verenden, konnte nicht weiter, ließ sich anfassen, die Augen verglast, das Todeszittern in den Gliedern. Dies Todeszittern ging ihr durch und durch. Sie nahm den Sterbenden auf wie sonst den braunen Unhold, wollte ihn mit nach Hause nehmen. Die barmherzige Schwester war in ihr lebendig geworden, die hingebende Mutter. Sie wußte selbst nicht, warum sie auf einmal lief mit dem Tier, das sie in ihren Armen deutlich erstarren fühlte — aber sie mußte laufen, mußte. Endlich blieb sie keuchend stehen. Das Tier war tot. Sie ließ es auf den Schnee gleiten, sah es wehmütig an — und fühlte zum erstenmal vielleicht deutlich, daß sie doch keine Lindt war.

Beim Abendbrot erzählte sie das kleine Erlebnis, aber kühl, spöttisch, wie vor sich selbst geniert. Der alte Lindt, der von Jagd ungefähr so viel verstand wie ein Gorilla von analytischer Geometrie, aber aristokratische Vergnügungen bedingungslos hochschätzte, setzte sich langsam in Positur:

„Liebes Kind, die Hasen sind zum Abgeschossenwerden da. Und wenn ein krankgeschossener Lampe verloren geht, so ist das natürlich sehr ärgerlich für den Jagdgeber. Denn erstens mal ist die Strecke kleiner, und zweitens frißt den Krankgeschossenen unfehlbar der Fuchs, der ihn aber nicht fressen soll ... Leute, die nicht weit her sind, empfinden dabei sogenanntes Mitleid. Aber gewöhnliche Leute flennen ja, wie du selbst weißt, bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit."

Die handarbeitende Mutter nickte freundlich.

Aber Modeste, die den braunen Unhold wegen gewisser freier Gewohnheiten auf Salonteppichen im Turmzimmer hüten mußte, dachte an ihren Hund und wenn er auch einmal so krankgeschossen und todesmatt über den Schnee humpeln müßte. „Aber bei welcher Gelegenheit soll nur unsereiner Mitleid empfinden, Papa?" fragte sie achselzuckend.

„Liebes Kind, das kommt ganz auf die Umstände an. Vor allem nicht unnötig! Denn im allgemeinen liegt jeder so, wie er sich bettet. Ich habe in meinem Leben keinem Bettler einen Pfennig gegeben, obgleich mir manchmal das Herz blutete, weil ich mir eben verständig sagte, daß das einfach Unfug ist. Der Groschen wandelt in die Schnapskneipe, und der Vagabund verendet doch hinterm Zaun."

Modeste stand hastig auf. „Wir denken vielleicht so. Aber wenn alle Welt so denken wollte... Das Leben ist so wie so schon so entsetzlich leer!"

Er fuhr belehrend fort: „Ja, wenn nur alle Menschen so denken wollten! Es gäbe dann weniger Lumpen, aber mehr wohlhabende Leute. Im übrigen, liebes Kind, ist das Leben so reich, so ausgefüllt!" Er hatte allerdings ehrlich gewuchert mit seinen Pfunden, der alte Knochenmehlhändler.

Jedoch Modeste war heute nicht für diese bequeme Moral zu haben. Sie schwieg. Es war ja doch nutzlos ... Und wie der Schiffer in der Nebelnacht fiebernd nach dem Leuchtturm sucht, damit sein Fahrzeug nicht zerschelle, so hing sich Modeste eigensinnig an das komische Gleichnis des alten Eller von dem braunen Unhold und der alten Lehnstuhlquaste: „Herr Gott, zeig mir die Quaste, zeig sie mir! Ich will auch mit allen Kräften daran ziehen, bis ich sie loshabe ... Aber gib mir die Quaste, ich muß ja sonst verkommen!"

Es war keine Szene gewesen etwa. Kurzes Aufflammen bei ihr, ruhige Belehrung bei ihm. Und doch hatte das Schicksal bereits die Axt gehoben, das morsche Tau zu kappen, das den Stern von Barginnen mit dem Schloß Barginnen noch verband.

*

Das Wetter hatte sich gewandelt. In den Chausseegräben schmutziger Schnee, auf den Feldwegen knietiefer Schlamm. Ein kalter Regen sickerte. Die Holzfuhren vom Eichwald versanken bis an die Achsen. Herr Romeit stampfte mit kotbedeckten Wasserstiefeln auf dem Hof umher. Alles trübe, grau, hoffnungslos. — Aber als Modeste das Fenster im Turmzimmer öffnete, strömte ihr der Hauch der Scholle entgegen, der schwere, dumpfe, verheißungsvolle Hauch, der den Frühling birgt. Und Modeste sog den Hauch ein wie etwas Köstliches. Er war wieder so herbe, so stark! Unter diesem Hauche weitete sich ihr die Brust. Frühling — Glück ... Sie sah den Lenz schon hinter den Wolken lächeln. Eine unsinnige Sehnsucht durchzitterte sie — ein Hoffen, Wogen ... Die Spatzen piepsten in den Dächern, der Park duftete. — Das Große, Unbekannte, das aus der Erde quillt, in den Lüften raunt — die heiligen Mutterwehen der Erde.

Modeste mußte hinaus! Die Weltfreude regte sich. Sie eilte frohgemut die Chaussee entlang und begriff den häßlichen Schmutz an ihren Füßen nicht, den grobkörnigen Schnee an den Böschungen. Aber den Frühlingswind verstand sie, der die dürren Aeste zauste, die Fenster des Turmzimmers wild rüttelte. Wie war es köstlich, dies Wallen und Wogen in der Luft, das bis zum Sturm stieg, zum Orkan! ... Die alte Scheune stöhnte kläglich, aber aus den Ställen drang lenzwitternd das helle Wiehern der Fohlen, das dumpfe Aufbrüllen der Rinder. Wenn sie in den Kutschstall trat, bäumte der Sommerrappe in seiner Box auf, schlug mit dröhnenden Hufen gegen die zitternden Holzwände. Der Schäfer stand pfeifend auf dem Hof und schnitzte Klotzkorken, und hinter ihm drängten die Lämmer

ihre dummen Köpfe schnuppernd durch die Latten der Hürdentür. — Modeste war drüben bei Herrn Eller gewesen und wunderte sich, daß der alte Herr in einem dicken Schlafrock und in einer überheizten Stube saß. Er krächzte mißmutig über einem scharfen Grog. Modeste wollte sofort wieder hinauslaufen: „Sie haben ja noch vollkommen Winter hier, und draußen ist es doch schon Frühling!"

„Ja, Frühling, Frühling!" echote er verdrießlich. „Bei Ihnen vielleicht — bei mir nicht! Vor vier Wochen kann noch keine Ochsenzoch aufs Feld."

Sie ging bis Enselin, freute sich über den Wind und das trügerische Sonnenblinzeln. Der böse Zauber schien von ihrer Seele gewichen. Ein Kuß im Winter — was ist er?! ... Aber ein Kuß im Frühling, ein Frühlingskuß! ...

Sie war auf der Eichenblöße, wo die Gespanne sich vergebens mühten, die letzten der hohen Stämme hinauszuziehen. Die Peitsche knallte, der Knechtsfluch dröhnte. Herr Romeit stand dabei und rief schließlich ärgerlich: „Wenn's eben nicht geht, dann geht's eben nicht, Leute!" Und seltsamerweise taten Modeste heute die keuchenden Tiere nicht leid, sie dachte nicht mehr an den toten Hasen — sie freute sich, wie der braune Unhold — jetzt groß und ungeschlacht geworden — hinter einer lahmen Krähe herjagte und sie beinahe erwischte. Die junge Lebensfreude, die sie in sich und um sich spürte, strömte wie eine Woge über das kleine Mitleid hinweg. — Herr Romeit war zu Pferde auf die Blöße gekommen. Sie erkannte nur mühsam unter dem Sattelzeug und dem Winterhaar den Sommerrappen wieder, ihren Rappen. Sein Reiter hielt ihn am Zügel und strafte ihn von Zeit zu Zeit mit einem leichten Reitgertenschmiß, wenn er Frühlingskapriolen machte. — Modeste sprach leicht und vertraut mit dem hübschen Menschen, der aber nur scheu und widerwillig zu antworten schien.

„Wie macht sich denn die Vierjährige, Herr Romeit?"

„Sie werden sie im Mai schon selbst reiten können, gnädiges Fräulein."

Modeste ging zu dem Tier, klopfte es. „Sie mühen sich meinetwegen ab, Herr Romeit."

„Ich reite sehr gern junge, rohe Pferde."

„So reiten Sie mir etwas vor!"

Er zögerte.

„Aber Sie sollen reiten, Herr Romeit!"

Da stieg er langsam auf. Der Rappe knirschte ins Gebiß und wollte davonrasen, aber der Reiter ließ es nicht und ritt ihn mit festem Schenkel um einen Eichenstumpf in weitem Bogen herum.

„Sie sind doch sehr nett, Herr Romeit!" Sie streckte ihm die Hand aufs Pferd. „Nun steigen Sie ab und erzählen Sie mir etwas!"

„Ich erzählen, gnädiges Fräulein? ... Höchstens, daß ich die Stämme über Winter doch nicht alle 'rausgekriegt habe. Und sonst ..."

Ein Windstoß fuhr über die Blöße. Der schmale Streifen Stangenholz, der sie rückwärts säumte, begann sich zu neigen, zu wiegen. Die schlanken Kiefern schwankten wie Halme, knarrten leise. Zuweilen erhob sich ein klagender Ton, ein wehmütiges Singen.

„Was ist das?" fragte Modeste.

„Es sind die beiden Bäume, gnädiges Fräulein, die so nah zusammen stehen. Seit Herbst haben sie sich förmlich umschlungen. Bei leichtem Winde singen sie — und wenn's stürmt, seufzen sie ... Es klingt manchmal ganz sonderbar!"

„Das ist sehr interessant!" rief Modeste.

„Ja, ich hab's auch gern und möchte nicht, daß sie wieder auseinandergingen im Frühling. Sie haben mir die ganze Zeit über Freude gemacht. Sie wanken und schwanken und singen genau, als wenn sie lebendig wären ..."

„Das ist merkwürdig ..."

„Ja, das ist merkwürdig."

„Die toten Bäume ..."

„Ja, die toten Bäume."

Sie gingen näher. Es waren zwei hohe schlanke Kiefern, deren Stämme wie zusammengewachsen standen. Modeste legte das Ohr an den einen Stamm und sah dann auf.

„Ob die sich liebhaben am Ende?"

„Ja, ich habe auch schon so gedacht, gnädiges Fräulein. Vielleicht haben sie sich lieb ..."

Da lachte sie wieder. „Sie sind doch auch ein Phantast, Herr Romeit!"

Aber Herr Romeit antwortete nicht.

Sie gingen zurück. Das Pferd, das Herr Romeit führte, begann zu tänzeln und zu schnauben. „Es wird sich noch losreißen! ... Steigen Sie nur getrost wieder auf!"

„Gnädiges Fräulein, ich muß. Auf dem Vorwerk wartet ein Händler."

Als das Pferd im wiehernden Galopp ansprang, rief sie ihm nach: „Wir müssen das Reiten wieder anfangen!"

„Es ist doch noch so schmutzig, gnädiges Fräulein."

„Aber ich will, Herr Romeit, ich will!"

„Wenn gnädiges Fräulein befehlen."

*

Seitdem begann das Reiten wieder, aber im Gelände. Modeste auf dem Inspektorbraunen, den sie erst immer in Galopp peitschen mußte — Herr Romeit auf dem Sommerrappen, der sich nur mühsam zügeln ließ. Aber es war doch für Modeste eine Lust, auf den Feldwegen dahinzujagen, während der Lehm hoch aufspritzte! ... Der Frühlingswind kraute die ersten Weidenkätzchen, aus den Abzugsgräben schimmerte es hellgrün, über die Saaten flog ein lichter Hauch.



Die klugen und die törichten Jungfrauen
Nach dem Gemälde von Josef Weiser (München)

Nur das braune Eichenlaub raschelte noch trübsinnig wie im Winter.

„Gnädiges Fräulein reiten schon sehr gut!"

„Ich habe keine Angst, das ist das ganze Geheimnis — ich habe nie Angst!"

„Gnädiges Fräulein werden den Sommerrappen bald reiten können ..."

„Ich möcht' schon! Der Braune ist alt und geht schwer."

„Es war aber einmal ein sehr gutes Pferd."

„Ja, war einmal, Herr Romeit! ... War einmal ... Ich halte nichts von der Vergangenheit. Das tut man im Winter — aber im Frühling, da will man nur Zukunft."

„Das glaube ich gern, gnädiges Fräulein."

„Ich habe übrigens alles vergessen, alles ... Sie haben hoffentlich auch alles vergessen, alles ... Verstehen Sie?"

Er schwieg. Eine leichte Röte stieg ihm ins braune Gesicht.

Sie ritten weiter. Ein trüber Graben kam. Der Braune refüsierte, und die zacklige Remonte scheute zur Seite vor dem trüben Wasserglanz. Sie hielten. Ein mildes Sonnenlächeln koste gerade die helle Wintersaat. Die Ebene uferlos — aber von einer freien, fröhlichen Weite. Ein Vogelzug rauschte hoch in den Lüften. Auch Modeste wurde das Herz ganz frei ... Der Sommerrappe drängte schnuppernd zu dem Kameraden.

Nach einer Weile sagte sie: „Sie denken wahrscheinlich, ich sei wankelmütig wie alle hübschen Mädchen und kühl wie alle Lindts? ... Ich mag's früher einmal gewesen sein, aber ich bin's nicht mehr! ... Sehen Sie, ich liebe diese litauische Ebene zärtlich. Im Augenblicke könnte ich weinen — ich weiß nicht warum, aber ich könnte wahrhaftig weinen! ... Es ist dumm, nicht wahr? — Aber bis jetzt waren mir immer die schönsten Stunden, wenn ich töricht, so recht von Herzen töricht war ... Und dann möchte ich auch wieder hinaus, ganz weit weg, in ganz andre Verhältnisse, zu ganz andern Menschen! Weggehen oder hierbleiben — was ist das Rechte nun?"

„Da kann ich gnädigem Fräulein wirklich nicht raten. — Aber für mich wäre es besser gewesen, ich wäre schon im Herbst gegangen," schloß er hart.

„Ja, das Weggehen würde auch für mich das Richtige sein," sagte sie träumerisch. „Es ist wohl überhaupt das Beste für jeden Menschen. 'raus aus Barginnen, 'raus aus Ostpreußen! ... Und dann denke ich wieder an den Frühling und wenn alles ringsum grünt und blüht — und sage mir: ‚Du willst ja gar nicht weg — du wirst auch nie wegkommen, nie, nie!' Es ist so eine dunkle Ahnung ... Und doch sage ich Ihnen, es wäre ein großes, großes Unglück für mich, wenn ich nie wegkäme ... Sie kennen mein Inneres gar nicht — und ich kenn's auch nur halb — aber glauben Sie mir, ich bin über Winter eine ganz andre geworden. Mir selbst kommt's ganz wunderlich vor. — Ich sag's offen: Ich hab' innerlich einen Ruck bekommen, einen ganz großen Ruck! ... Ob's vorhält, das weiß ich noch nicht. Bei mir hat noch nie etwas andres vorgehalten als die Eitelkeit ... Aber wenn's vorhält, dann bin ich eines Tages plötzlich weg, gegangen vielleicht in Nacht und Nebel. Und wenn ich einmal gegangen bin — in dem Punkte bin ich eine echte Lindt — dann bin ich auch endgültig gegangen — komme nie wieder zurück. — Ist's eben aus, dann ist's eben aus. Bedauern, Reue — nie! Denn im Grunde ist mein Charakter doch wohl hart. Ich wüßte auch nicht, wie er anders sein sollte." Sie wandte das Pferd nach der Richtung, wo Barginnen lag, und blickte lange auf das alte graue Ordensschloß, das die freie Ebene einst geknechtet hatte und auch jetzt noch mit seiner steinernen Feudalität zu beherrschen schien. — Dann ritten sie im Schritt nach der Chaussee ab. Ein geschlossenes Coupé kam ihnen in scharfem Trab entgegen. Der Kutscher grüßte nicht. Es bog auf die Grandschüttung nach Eyselin ab. Falkner von Oed war also wieder daheim.

Als Modeste am Kutschstall abstieg, meinte sie finster: „Ich reise doch im nächsten Monat — und zwar nach Rußland." Als Herr Romeit sie von der Seite ansah, fügte sie rasch hinzu: „Gehen Sie auch! ... Es war eine Kinderei, daß ich Sie damals zum Bleiben zwang."

*

Die nächsten Tage ging der Schloßherr brummend einher.

„Es ist und bleibt doch ein undankbares Gesindel. Wie die Knechte ... Keine Anhänglichkeit, keine Dankbarkeit! Da futtert man so was den Winter durch, macht kostbare Weihnachtsgeschenke aus reiner, dummer Gutmütigkeit ... Das Gut verwahrlost, die Pferde abgetrieben. Nicht mal die paar lumpigen Stämme aus dem Walde hat er weggefahren. Bestohlen bin ich selbstverständlich ... Und dabei ein Größenwahn, eine Empfindlichkeit! Da kommt so was zu mir und kündigt, weil der Frühling seine Nase ins Land steckt und weil die Faulenzerei aufhören muß und weil ihn der Winterhafer sticht ... Pfui, und abermals pfui! ... Ich behalte ihm selbstverständlich vom Gehalt ein. — Das kommt aber alles von den verdammten Liberalen mit ihren neuen Schulen und ihren Freizügigkeitsgesetzen."

Die häkelnde Schloßherrin antwortete darauf freundlich: „Inspektoren sind Schwefelbande ... Im übrigen ist's mir ganz recht. So gemeine Umgebung macht selbst gemein. — Und Modeste, du wirst verständig sein! Das Zusammenreiten hört auf ... Du kannst es ja schon sehr hübsch,

wie ich vom Fenster aus gesehen habe; du brauchst also gar keine Rücksicht mehr zu nehmen ... Wann geht eigentlich der Mensch, lieber Mann?"

„Den ersten Juli, Luise, wenn ich ihn nicht vorher 'rausschmeiße."

Modeste saß dabei, als kümmere sie die ganze Unterhaltung nicht. Sie sah mit kühlen, hellen Augen bald auf den lispelnden Vater, der im Zorn auf und ab ging, bald auf die gemütlich häkelnde Mutter. Was kümmerten sie diese beiden Eltern? — Nichts! Und so morsch war das Gefüge dieser Familie, daß Modeste solche Wahrheit nicht einmal wehe tat. Sie war aufgestanden.

„Wo willst du hin?" fragte die Mutter.

„Reiten."

„Hoffentlich allein."

Modeste zuckte die Achseln und nahm die Türklinke. Sie ritt heute nicht, sie strich nur gedankenlos durch den Wald.

XV

Nun war er endlich da, der volle litauische Frühling! Ueber Nacht war er gekommen. Die braunen Kastanienknospen gebrochen, das Birkengezweig lichtgrün flimmernd. Das Gras glitzerte von Tau; die Luft nur ein weicher Hauch. Die Lindenallee wie ein großer, dichter, schwatzender Starenschwarm. Und der Himmel so hoch und hell, die weißen Wölkchen wie Möwen auf blauender See. — Er kommt so rasch, der ostpreußische Frühling, so stark! Er hat etwas von der jungen Offenbarung. Was gestern noch traurig herniederhing im schweren Wintertraum, das hebt morgen schon das lichte Antlitz zum holden Frühlingserwachen.

Modeste ging nach dem Stall. Sie schien mißmutig. Die Schwester Frieda aus Königsberg war wiedergekommen. Der alte Streit würde wieder beginnen, der Streit, in dem Frieda schließlich glänzend gesiegt hatte. Der braune Unhold zottelte neben der Herrin, so recht tolpatschig und voller Streiche, wie ein Bengel in den Flegeljahren. Sobald ein unglückliches Huhn aufgackerte, stürzte er wie ein Rasender davon, erwischte das Huhn zwar nicht, aber schlug selbst einen Purzelbaum. Später wollte er dem Sommerrappen im Stall zu Leibe, der aber die Ohren ankniff und auskeilte.

„Du sollst doch artig sein!" rief Modeste. Er aber sah seine Herrin nur schalkhaft blinzelnd an und begann sofort hinter der Futterkiste nach Mäusen zu schnüffeln. — Der zweite Kutscher trug eben eine Häckselschwinge herbei. „Wo ist der Inspektorbraune, Fried?"

„Der Herr Inspektor hat schnell nach dem Vorwerk 'rüber müssen ... Aber gnädiges Fräulein möchten auf keinen Fall den Sommerrappen nehmen! Er hat zwei Tage gestanden und keilt sich mit allen Pferden."

Modeste ging enttäuscht hinaus. Aber sie kehrte gleich darauf zurück. „Satteln Sie ihn doch auf!"

Der Kutscher kraute sich hinter dem Ohr.

„Ich deer' nicht, gnädiges Fräulein."

„Aber Sie sollen! Ich befehle es." Sie stampfte mit dem Fuß. Innerlich dachte sie: ‚Wirft er mich ab, so wirft er mich eben ab. Aber nur 'raus, 'raus!'

Doch es ging besser, als sie gefürchtet hatte. Der braune Unhold keifte zwar wütend, und der Sommerrappe scheute im weiten Bogen zur Seite — aber sie vermochte doch den Sattel zu halten. Wenige Minuten später ging's im schlanken ruhigen Trab den Feldweg am Schulhause entlang. Der Unhold trottete gemütlich hinterher, mit gelegentlichen Seitenblicken auf die Kiebitze, die hell kreischend sich über die schwarzen Brachen schwangen. Die Sonne stach, der Boden duftete. Der erste, volle Frühlingstag! Aus den Wassergraben gluckste es fein, aus dem verwitterten Stamme der Kopfweiden quoll es grün. Das Schilf im Sumpfloch hob seine lichten Spitzen ... Das Keimen, Sprossen, die ganze Urkraft der neugeborenen Natur rang empor, füllte das All mit frohen Hoffnungsfarben, keuschen Kinderlauten. Und wie aus der jungen Knospe die junge Blüte drängt, so heischt das junge Leben die junge Liebe ... Als wenn das ganze All nur dieser eine Trieb hoffnungsfreudig durchbebte! — Der göttliche Trieb, der einzige, weil er allein Leben zu Leben schafft — so durchrieselte Modeste Lindt auch das Dunkle, Ahnungsvolle, Köstliche ... Lenz und Liebe, holdlächelnde Kinder des Glücks!

Der Sommerrappe fiel von selbst in Schritt und senkte die Nüstern nach dem frischen Grasduft; der Unhold setzte sich nachdenklich an das Sumpfloch, sah die Blasen aufsteigen, hörte das Schilf flüstern, wie ein echtes Kind, das das Werden nur zu ahnen vermag. Dann betrachtete er erbost den Storch, der so schulmeisterlich durch die Saat stolzierte, und die Raben, die krächzend mit den Flügeln schlugen. Modeste schaute träumerisch. Es war ein verzaubertes Land ringsumher. So viel Hoffen, so viel Leben, so viel Glück! Sie sog die schwere, süße Luft ein wie eine Dürstende. „Ich will auch leben, auch lieben!" rief sie. Sie ließ das Tier zum Galopp anspringen, schwang die Peitsche, jauchzte, der Rappe konnte sich gar nicht genug strecken ... Und dabei diese prickelnde Sonne, dieses dumpfe Sehnen, dieser Lebenstrieb, der die ganze Natur durchpulste! Aus dem Sumpfwasser stieg es, aus den Lüften zischelte es, mit dem Kiebitz schrie es. Die ganze Ebene überhaucht von dem goldigen, duftenden Brautschleier des Frühlings ... Sie hatte kein Ziel, sie wußte kaum, wohin sie ritt — es ging ja dem Leben entgegen, dem Zauberwald, den die Klugen mit offenen Augen langsam durchreiten — und sie sehen ihn nicht; und den die

Toren mit blöden Augen frohlächelnd schon von ferne grüßen — sie sehen ihn.

Plötzlich war Modeste auf der Eichenblöße. Der Sommerrappe trabte vorsichtig zwischen den Stümpfen. Die singenden Bäume hielten sich noch immer fest umschlungen, aber sie sangen leise, ganz leise. Es war ein Frühlingslied, ein köstliches, heimliches, das sie nur sich selbst sangen. — Das Mädchen stieg ab, band das Pferd an einen Baum. Sie selbst aber trat näher, um zu lauschen. Sie legte das Ohr an die Stämme und fühlte, wie sie bebten, raunten; ihr Lied war nur ein Hauch. Aber ist nun jeder erste Frühlingstag ein Wunder, oder jedes schöne Kind eine Fee — auf einmal erkannte Modeste, daß die beiden jungen, schlanken Stämme sich in Liebe umschlangen und daß einst diese Liebessaat die ganze tote Lichtung wieder erfüllen würde mit lachenden, liebenden Kindern.

Es war noch kühl im Wald, winterlich kühl. Aber Modeste sah hinauf zu den hell beleuchteten Fichtenwipfeln und wähnte, es müsse warm sein. Sie setzte sich auf einen Eichenstumpf und wollte Leberblumen pflücken. Bald vergaß sie das Pflücken, träumte ... Plötzlich hob der Sommerrappe zu wiehern an, und drüben im Holz wieherte es zurück. Modeste spähte aufmerksam. Sie sah bald darauf Herrn Romeit, der, träumend wie sie, vom Vorwerk herüberritt. Als er das Fräulein sah, sprang er vom Pferde und kam grüßend näher. Modeste war es eine Enttäuschung. Träume sind immer so viel schöner als die Wirklichkeit. Dann schämte sie sich dieser Wallung.

Sie hielt ihm die Hand hin. „Gut Heil, Herr Romeit... Ich kam eigentlich wegen der singenden Bäume hierher... Am Ende lieben sie sich doch."

Er sagte nur: „Gnädiges Fräulein reisen bald?"

„Ach so, weil meine Schwester gekommen ist? — Ja, ich werde wohl reisen ..." Dann besann sie sich. „Nein, ich reise doch nicht, Herr Romeit! Es ist heute ein Frühlingstag — der erste Frühlingstag. Ich bin wie berauscht. Nächstens sehe ich Elfen oder so was Gutes ... Können Sie das verstehen?"

„Verstehen — gewiß. Ich habe mich selbst so gefreut auf den Frühling."

„Aber Sie sehen keineswegs sehr erfreut aus, Herr Romeit."

Er faltete die Stirn. „Ich hatte eben wieder eine Unterredung mit Ihrem Herrn Vater..."

Sie hielt die Hände an die Ohren. „Ich weiß, ich weiß! ... Sie haben recht. Aber sagen Sie es nicht! ... Oder sagen Sie es doch! ... Oder ich will's Ihnen selbst lieber sagen ... Bei uns kann eben kein anständiger Mensch aushalten." Sie machte ein bitterböses Gesicht. „Und mag nun werden, was da will — ich halt's auch nicht mehr lange aus. Der ganze schöne Tag ist mir vergällt, wenn ich an zu Hause denke ... Wir trennen uns ja jetzt sehr bald — und werden uns auch sehr bald vergessen." Er schüttelte den Kopf. „Sie mich also nicht? — Nun, ich Sie vielleicht auch nicht." Sie trat ganz dicht zu ihm heran. „Ich habe Ihnen einmal etwas gesagt, was ich keinem Menschen sonst gesagt hätte."

„Und ich, gnädiges Fräulein, habe Ihnen etwas geantwortet, was ich sonst nie einem Menschen geantwortet hätte ..."

„Es ist hoffentlich vergessen, Herr Romeit?"

„Nein, es ist nicht vergessen. Es wird nie vergessen werden — nie!"

Modeste wurde es unheimlich, wie der Mann so dumpf, stockend sprach. Sie hätte zu ihrem Pferde zurückgehen mögen, aber sie ging doch nicht. Irgend etwas hielt sie innerlich fest. — Sie sah scheinbar gleichgültig an dem Manne vorüber.

Und als wenn es ein letzter Tag wäre heut, ein Tag, der die Lippen löst und die Herzen öffnet, fuhr er erregt fort: „Sie mögen vielleicht auch denken nachher, wer immer redet und nie handelt, an dem ist doch schließlich nichts dran... Sonst hab' ich's mein Lebtag umgekehrt gemacht. Der Prinzipal damals verendete fast unter meinen Händen — und eigentlich tat's mir leid, daß er nicht verendet ist ... Ich bin nicht roh. Aber wenn mir jemand mal wirklich an die Ehre faßt, so vergeb' ich's ihm weder hier noch drüben." In tiefster Empörung fuhr er fort: „Und nun gar hier! Kein Tag vergeht ohne die häßlichsten Anspielungen. Man kann sich nicht mal wehren. Im Augenblick wird die Sache umgedreht — ich allein bin der übelnehmsche Patron ... Ich wundre mich nicht, wenn man schließlich hinter meinem Rücken die Koffer durchsucht — ich wundere mich in Barginnen überhaupt nicht mehr — ich wundere mich nur, daß ich solch ein Feigling geworden bin ... Habe ich eigentlich noch eine Ehre? — Ja, ich habe sie — ich habe sie ganz gewiß! Mehr vielleicht als ..." Er hielt jäh inne.

Modeste war es dunkel den Nacken emporgestiegen. Das war zu viel. Das durfte sie nicht anhören. Ihres Vaters Tochter war sie schließlich doch! — Und sie antwortete sehr kühl: „Ja, dann hätten Sie allerdings keine Minute länger in dem Hause bleiben dürfen, das Sie so verurteilen ..."

„Ja, ich hätte allerdings nicht bleiben dürfen!" Er sprach erbittert, voll Hohn. „Aber Sie, gnädiges Fräulein, hätten mir das nicht sagen sollen. — Sie nicht! ... Sie nicht ..." wiederholte er leiser mit zuckender Lippe. „Adieu."

Modeste sah auf. War's der Ton, war's der Mann, so durfte er nicht gehen! — Sie eilte ihm nach. „Herr Romeit!" Er blieb stehen. „Herr Romeit, Sie haben recht, und ich habe unrecht. Ich habe Sie gehalten — und gerade ich hätte Sie nicht halten dürfen! Ich bin nicht blind..."

Er war zusammengezuckt. „Gnädiges Fräulein . . ."

Sie aber unterbrach ihn rasch. „Es ist unser Abschied also. Doch Sie sollen nicht denken, daß ich die bin, die ich scheine. Die bin ich nicht — die bin ich ganz gewiß nicht! Sie sind mir ein Freund gewesen, ein so guter Freund . . . Und wie mein Vater auch von Ihnen scheiden mag — ich scheide von Ihnen mit dankbarem Herzen . . . Ich werde nicht vergessen, denn ich will nicht vergessen! Den Mann, der das Aeußerste zu wagen bereit war, ohne zu fragen warum — den Mann vergißt man nicht. Nein, auch eine Modeste Lindt vergißt ihn nicht, Herr Romeit!" Und getrieben von einem Strom, dessen Quelle sie nicht kannte, dessen Macht sie aber spürte, fuhr sie leidenschaftlich fort: „Ich will Ihnen alles sagen. Auf dem Balle, in dem Zimmer, wo Sie mich trafen, da hat mich der Schurke aus Eyselin geküßt, nicht einmal — nein, viele Male! — Ich weiß nicht wie oft. Ich weiß nur, daß ich ihn nicht wiedergeküßt habe, nicht wieder küssen konnte. Aber ich ertrug es willig — ich meinte, es wäre der Verlobungskuß. Er war's nicht — er war etwas Scheußliches! Und dieser Schurke hat's mir noch mit dürren Worten ins Gesicht gesagt: seine Geliebte sollte ich sein. — Seine Geliebte? — Noch jetzt bebt in mir alles vor Empörung, und noch jetzt wünschte ich den Menschen tot zu meinen Füßen hier... Seine Geliebte — und dabei hab' ich ihn doch nie geliebt!" Sie schwieg. Der ganze, junge, schöne Körper bebte. „Und doch bin ich allein schuld! Ich bin eine Lindt . . . Wir Lindts können ja gar nicht lieben — wir sind ja so bettelarm in all unserm Reichtum... Gehen Sie, Herr Romeit, gehen Sie! Ich bitte Sie herzlich darum."

Der Stern von Barginnen setzte sich auf einen Eichenstumpf und begann zu schluchzen wie ein Kind. — Es ist ein wundersamer Reiz um eine im lachenden Frühling weinende Frau! — Die singenden Bäume stimmten wieder ihren Liebesgesang an — aber er klang voller, wilder, wie schwüles Frühlingssehnen, wie heißes Liebesgewähren . . . Und auf einmal fühlte sich Modeste emporgehoben, geküßt, gepreßt, in tödlich starker Umarmung. Sie wollte schreien — die Stimme erstarb. Sie wollte sich losreißen — die Muskeln versagten. Es war ein so dürstender Männermund, so fiebernde Augen, so stammelnde Laute... Sie wollte die weichen Lippen voll Abscheu schließen und öffnete sie doch voll Verlangen. Die Augenlider sanken ihr. Das große, das uferlose Gefühl strömte zu ihr hinüber, zwang sie. Sie küßte wieder — sie mußte. Aber wie Frauen küssen bei der ersten Liebessünde — halb Scham, halb Lust. Sie hörte, sie sah nichts mehr — nur die purpurwipfligen Bäume und ihr wild klagendes Liebeslied glitten vor ihren heiß verschleierten Sinnen. Es war eine tiefe, köstliche Ohnmacht, deren Dauer man nicht kennt, deren Nervenzittern man nur nachspürt.

Als sie erwachte, war sie allein. Das Pferd wieherte hell — aber die Singbäume waren verstummt. Im Holz der verschwimmende Umriß eines Reiters . . . Modeste stand auf wie im Traum, band das Pferd los wie im Traum.

Eine Stunde später fand Frieda, die auf ihre Art einen Frühlingsspaziergang gemacht hatte, mit Sehnsuchtsgefühlen nach dem Königsberger Paradeplatz und den Gesangsstunden — die Schwester Modeste auf einem Grabenrand im Felde sitzen. Sie hielt den losen Zügel in der Hand, und der verwunderte Sommerrappe zog zuweilen unwillig daran, ohne daß sie es merkte.

„Guten Morgen, Modeste. Schläfst wohl bereits?"

Modeste sah mit eigentümlich leeren Augen auf und fragte wie im Traum: „Was ist eigentlich Liebe, Frieda?"

Frieda lachte laut auf. „Du bist verrückt, liebes Kind!"

Aber Modeste stand langsam auf, schüttelte den Kopf und ging, das Pferd am Zügel nachziehend, weiter.

XVI

Modeste erwachte am nächsten Morgen mit dumpfem Kopf. Der erste klare Gedanke: ‚ich kann ihn doch nicht heiraten! . . . Wenn er nur schon fort wäre! . . .' Bei dem Gedanken atmete sie wie befreit auf. — ‚Und wenn er nun schon fort wäre?' Da fühlte sie wieder einen stechenden Schmerz. Sie wühlte sich von neuem in die Kissen ein, den Kopf nach der Wand, einem Traume nachzuhängen, der kein Traum war.

Als sie am späten Vormittag wiederum erwachte, stand Frieda vor ihrem Bette. „Die Schwadron ist schon längst da!"

Modeste reckte sich träge. „Welche Schwadron?"

„Ach Gott, tu doch nur nicht so! Es sind die vom Distanzritt."

„Ich dachte, die kämen erst nächste Woche . . ."

„Wo bist du denn eigentlich mit deinen Gedanken gewesen die ganze Zeit über?"

„Wo ich gewesen bin?" wiederholte Modeste und drehte sich, um weiterzuschlafen. Sie schlief aber nicht weiter. Sie überlegte nur, ob sie überhaupt hinuntergehen sollte zu den frühstückenden Offizieren. Am Ende entschloß sie sich doch. Das quälende Alleinsein, die gêne vor sich selbst — lieber nicht! — Sie suchte lange unter den Kleidern. Endlich wählte sie ein weißes, sommerliches, wie es die trunken piepsenden Spatzen vorschlugen und die hell funkelnde Sonne. Als sie vor dem Stehspiegel sich noch einmal beschaute — sie sah wunderhübsch aus — schüttelte sie den Kopf und wollte sich wieder ausziehen.

*

Unten im Eßzimmer saßen die Herren schon bei der Zigarre. Der Importgeruch wallte. Es waren: ein sehr eleganter Rittmeister mit einer Flötenstimme und ein sehr häßlicher Leutnant mit einem verbundenen Finger. Dabei die Familie Lindt, lächelnd, liebenswürdig, mit einem halben Blick auf die reichen Reste der Tafel, als frühstücke man in Barginnen grundsätzlich nur Hummern. Der Alte konnte sich heut nicht entschließen, die prahlerische Leibbinde der langen Afrikana abzustreifen, bis ihm der brenzliche Geruch des verbrannten Papiers warnend in die Nase stieg.

Da trat Modeste ein. Die Offiziere starrten in angenehmster Ueberraschung. Der unausstehlich feine und gemessene Rittmeister, der persönlicher Adjutant eines königlichen Prinzen gewesen war und von dem Kommando bei Seiner Königlichen Hoheit nichts mitgebracht hatte als die königliche Schwäche für tadellose Hosenfalten und brühend heiße Bäder, sagte gerade:

„Hier in der Gegend muß auch der Oed sein Majorat haben. Wir sind kurze Zeit in einer Brigade gewesen. Vergangenen Winter traf ich ihn noch in Berlin. Merkwürdiger Mensch! Alle Oeds sind merkwürdig — mal sehr verbindlich, mal sehr brüsk — mit einem kleinen Anflug von Jakobinermütze, wenigstens nach Liebesmahlen. Hätte ihn ganz gern aufgesucht. Fragte ihn früher mal nach Ostpreußen, wo ich gerade hinversetzt war. Er antwortete darauf sehr despektierlich: ‚Baden sich ungern da, die Leute — genau wie der kleine Prinz von den Papsthusaren, den wir immer erst unter die Pumpe schicken mußten.‘ Na, nun kenne ich zwar Oed und seine absprechende Art gerade zur Genüge — aber die Herrschaften mögen's mir nun glauben oder nicht — im vorigen Manöver hatten wir Notquartiere. — Ich lag mit meinem eignen Fähnrich zusammen in einer entsetzlichen Bauernkate ... lasse mir von meinem Burschen die beste Uniform 'rauslegen, namentlich die erste Garnitur Lackstiefeln — Königliche Hoheit pflegte immer zu sagen: ‚Je gemeiner das Quartier, je feiner der Lackstiefel, der daraus hervorgehen muß‘ — betete das auch dem Fähnrich vor... War ja allerdings 'n bißchen spät in der Nacht, und die Leute sehr pauvre, aber wie ich mir persönlich ein warmes Bad bestellen will — haben Sie Worte? — die Leute hatten in ihrem ganzen Leben überhaupt noch keine Badestube gesehen! Doch unglaublich — 'n Haus ohne Badestube, wenn sie auch noch so primitiv ist ... Mußte damals sehr lebhaft an meinen guten alten Oed denken!"

Die Lindts schwiegen etwas betroffen, indem sie der Pelzhosen gedachten, welche die litauischen Bauern im Winter von der linken und im Sommer von der rechten Seite tragen und deren dazugehörige Beine niemals durch Wassergebrauch entheiligt werden. Schließlich lächelte der Alte aber doch zustimmend — er war ein äußerlich sehr properer Mann.

Der Leutnant aber flüsterte Modeste zu: „Der Rittmeister hat 'ne Ahnung von unserm Lande! Tut sich überhaupt so ... Wenn er einen Sattelappell angesetzt hat, tippt er mit dem tadellosen Handschuhfinger ausgerechnet immer auf die Schlaufen, die noch nie ein Dragoner gereinigt hat, solange Dragoner existieren. Und dann fährt er jedem Kerl so ganz langsam und vornehm mit derselben Fingerspitze unter der Nase weg: ‚Schwein! Morgen zum Strafrapport‘ ... Hat sich so angefeinert, der gute Mann."

Modeste fand das zwar auch, aber sie war nicht recht bei Laune. Irgend etwas in der dialektlosen Art des eleganten Rittmeisters erinnerte sie an Falkner von Oed. Sie spürte schmerzlich den verächtlichen Hochmut des Aristokraten und mußte dabei immer an Herrn Romeit denken mit seinem abgeschabten Wirtschaftsanzug und seiner tiefgebräunten Reiterhand.

„Ja, ja," wiederholte der alte Lindt noch einmal würdig, „wir sind hier etwas sehr östlich, Herr Rittmeister! Aber der königstreue Geist namentlich bei den größeren Besitzern muß Ihnen doch wohltun. — Ich war früher am Rhein bei kaufmännischen Unternehmungen beteiligt und natürlich im jugendlichen Unverstand Freihändler. Jetzt, wo ich fest auf meiner Scholle sitze, wie ja auch meine Vorfahren auf ihrer Scholle gesessen haben, denke ich vernünftiger und bin schon aus reinem Patriotismus für die höchsten Schutzzölle." Der würdige Mann gedachte in letzter Zeit besonders gern seiner Ahnen, die allerdings im Cleveschen gesessen hatten, aber als Hörige, woran er nicht gern gedachte... „Im übrigen haben Sie nur zu sehr recht! Die Bauern hier sind echte Meineidsbauern und die Inspektoren wie überall Schwefelbande."

„Aber Ihrer doch nicht!" rief der häßliche Leutnant. „Ich traf ihn vorhin bei den Pferden. Macht 'nen famosen Eindruck. Ich habe ihn sogar zum Ueberfluß Herr Kamerad genannt, weil ich der Ueberzeugung war, er müsse Reserveoffizier sein. Scheint sehr viel von Pferden zu verstehen."

Der Alte bewegte geheimnisvoll den Kopf, als wenn eine besonders fatale Geschichte dahinter stecke. „Ja, ja... Man sagt nichts... Man ist eben zu anständig..."

Modeste wurde rot und wollte heftig entgegnen.

Der Alte sah's und machte eine besonders würdige Handbewegung. „Jedenfalls nicht mein Geschmack, der junge Mensch. Andre, wie zum Beispiel mein lieber Nachbar Falkner, haben direkt einen Narren an ihm gefressen. — Ich aber gebe ihn billig ab, ganz billig!"

Das Stubenmädchen kam herein und flüsterte dem Schloßherrn etwas ins Ohr.

„Soll warten!"

„Will aber nicht warten, gnädiger Herr."

„Na, dann meinetwegen." Er erhob sich steifbeinig. „Ja, da sehen Sie's schon selbst, meine Herren! Mein Inspektor kommandiert mich und nicht umgekehrt."

Im Eßzimmer entstand eine Pause, während sich im Salon gegenüber ein gedämpftes Gespräch entwickelte.

Der Schloßherr kam langsam zurück, dabei ernst und feierlich nickend: „Vater von Herrn Romeit gestorben," lispelte er salbungsvoll. „Tut mir von Herzen leid. Tod doch immer sehr ernste Sache. Menetekel auch für unsereinen. War, glaub' ich, im gleichen Alter . . ." Danach schenkte er sich etwas zitrig das Portweinglas voll und schlürfte umständlich den braungoldigen Trank. Und da war's auch glücklich vorbei mit der Rührung, die das sonst so schön gefältelte Moralgesicht auf einen Augenblick entstellt hatte. „Merkwürdig! So was fällt immer in die Saat oder in die Erntezeit, wenn's Arbeit gibt. Genau wie bei den Dienstmädchen. Denen sterben die Tanten auch regelmäßig 'nen Tag vor der großen Wäsche."

Die Herren verzogen etwas säuerlich den Mund. Modeste aber war todblaß geworden, so daß die Schwester argwöhnisch herübersah. „Ich habe mein Taschentuch, glaube ich, vergessen . . ." Sie stand auf.

„Hast du es wirklich vergessen?" rief Frieda ihr nach.

Modeste hörte es nicht mehr. Sie war, so schnell sie konnte, hinabgeeilt in den Hof, ihn vielleicht noch zu sehen, zu sprechen, bevor er abfuhr. Aber als sie zum Lindengang einbog, dröhnte gerade der Wagen dumpf auf der Chaussee. Es war Herr Romeit.

*

Am Nachmittag ritt die Schwadron ab. Falkner von Oed, der noch im letzten Augenblick zum Diner eingeladen worden war, des Rittmeisters wegen, hatte sich mit Unpäßlichkeit entschuldigen lassen. Die Familie sah noch lange befriedigt den Dragonern nach, wie die hellblauen Röcke zwischen dem Frühlingsgrün durchschimmerten. Bis auf das letzte ersterbende Pferdegetrappel horchten sie. Dann ging Frieda trällernd ins Turmzimmer, Modeste aber wandelte nachdenklich durch den Park. Der braune Unhold bummelte mit, das dumm-pfiffige Jagdhundsgesicht in argwöhnischen Falten — er hatte noch nicht vergessen, wie treulos ihn die Herrin gestern allein gelassen hatte bei ihrem leichtsinnigen Ritt. Das Fichtenharz duftete heiß in der Sonne, die Hyazinthen auf den Rabatten hoben sich bunt. Modeste hatte heut gar kein Frühlingssehnen. Sie wiederholte sich nur immer wieder: „Lieb' ich ihn denn? Lieb' ich ihn denn wirklich? — Oder war's nur der Frühling?" Sie konnte sich darüber nicht klar werden. Aber als sie an die Ehe dachte, zuckte sie förmlich zusammen. „Niemals!" . . . Dennoch empfand sie weder Bedauern, noch Reue . . .

Und wenn's nun doch der Kuß gewesen wäre, der das Herz öffnet, wie der Lenzhauch die Knospe? . . .

Später ließ sie sich den Vierjährigen satteln und ritt durch die Felder im matten Trab. Der braune Unhold, der leidenschaftlich der Froschjagd oblag, war sehr zufrieden mit der Herrin. Erst als sie beinahe auf einen Reiter stieß, erwachte sie. Und auch der Reiter zuckte zusammen, als habe er gleichfalls tief geträumt. Er grüßte. Sie aber gab als Antwort dem Pferde nur einen Schlag mit der Reitgerte, um rasch davonzukommen. Es war Falkner von Oed gewesen und Eyselinsche Feldmark.

„Du bist ja doch an allem schuld, du!"

*

Nun kamen auch wieder Besuche. Die „schöne" Frau Murrmann, die beiden Gadebusch. Aber weder der Danziger Ballwinter noch die falschen Fremdwörter interessierten Modeste sonderlich.

„Was hat sie nur eigentlich?" fragte die Frau Murrmann bei der Nachhausefahrt.

„Ja — was hat sie nur?" wiederholten die Mädchen. „Vielleicht ist sie heimlich verlobt."

„O, so sieht sie nicht aus, Kinder!" rief triumphierend Frau Murrmann, „darin täusch' ich mich nie. Dazu war mir ihr Kleid lange nicht eklatant genug! Verliebte und Verlobte ziehen sich besonders gut an. Ja, nicht eklatant genug, liebe Marga!"

Die Schwestern zwinkerten sich darauf gegenseitig zu und mußten plötzlich über einen Chausseestein furchtbar lachen.

Die kleine Meyners hatte ihre Zeit besser ausgenutzt. Sie hatte sich in Montreux tatsächlich verlobt. Er hieß Pescatore, auf gut deutsch Fischer, und schien ein arger Windikus. Doch die kleine Meyners hing mit allen Fasern an ihm und stellte kurz entschlossen denen zu Hause die Wahl zwischen einer todunglücklichen Jungfrau tief unten im Genfer See und einer überglücklichen Frau hoch oben in Ostpreußen. Danach hielt die Mutter Meyners es für angemessen, bei sämtlichen Nachbarn vorzufahren und mit gewissen Daten zu belegen, daß die Pescatore eigentlich päpstliche Grafen und den Hohenzollern mindestens ebenbürtig seien. Man gäbe nur nichts auf Titel im sonnigen Italien. — Die Tochter aber gestand in einer vertraulichen Unterredung, daß das mit dem Marquisat eitel Einbildung sei, der Mann ihr aber lieber als ein Königssohn. Die Kürassierdamen räusperten sich hierauf verlegen und starrten nachdenklich auf ihre grauwollenen Strümpfe. Die Jüngste hatte sich beinahe in einen Leutnant Müller verliebt und machte sich

nachträglich wegen dieser Gottlosigkeit bittere Vorwürfe. Und seltsam, auch Modeste rückte innerlich etwas von der kleinen Freundin weg.

Die lächelnde Verstandeskühle senkte sich überhaupt wieder auf Modestes Herz wie häßlicher Meltau. Herr Romeit war schon fast acht Tage weg. Wär's ihm so heiß ums Herz gewesen, er wäre früher zurückgekehrt. Bei ihm waren's eben nur die Sinne, bei ihr nur der Frühling. Der Stern von Barginnen machte sich das sehr vernünftig klar und beschloß darum, zu vergessen. Er vergaß auch.

Am nächsten Vormittag beim Frühstück kam ein Telegramm, das der Alte brummend beiseite legte. „Na, endlich! Ich werde übrigens die Gelegenheit benutzen und auf zwei Tage nach Königsberg fahren. Der Wagen bleibt dann gleich in der Stadt und wartet auf den Inspektor. — Da gehe ich auch dem Geburtstage von dem alten Eller aus dem Wege. Allein ist mir der Mann ja ganz lieb — aber an so einem Tage kommt natürlich Krethi und Plethi, um sich voll zu essen und voll zu trinken."

Modeste zitterte doch die Hand ein wenig, als sie das Telegramm las.

„Komme mit dem Sechsuhrzuge abends. Bitte Fuhrwerk. Romeit."

Den ganzen Tag scheuchte sie eine quälende Unruhe. Wenn der Mann nun nicht vornehm vergessen konnte? Oder wenn er vielleicht vornehm schon vergessen hätte? . . . Noch vor Kaffee ließ sie den Sommerrappen satteln, ritt ohne Freude durch das sprossende, duftende Grün. Die Luft schwer, die Sonne heiß. Hinter dem Eichenwald ballte sich graues Gewölk. Ein Unwetter lag in der Luft. Und wider Willen dachte Modeste an eine Jahrmarktsprophezeiung, die sehr poetisch gelautet hatte:

„Wenn des Himmels Donner hallen,
Deines Schicksals Lose fallen —
Denn ein Blitz scheucht in den Arm
Dir ein Lieb einst, jung und warm."

Das war Jahre her, und Modeste hatte eigentlich längst aufgehört, von Gewittern etwas Besonderes zu erwarten. Fliegen schwärmten zudringlich, das junge Pferd biß und keilte nach den Quälgeistern. Es war ein unruhiges Reiten.

„Na, dann lauf, was du kannst!" sagte sie endlich ärgerlich, als der Rappe schnaubend vorwärts drängte. Er streckte sich willig zu einem langen Galopp, und wieder blieb der braune Unhold winselnd zurück. Das Ellersche Gut tauchte auf — klein, gemütlich. Schindeldächer, ein niedriges Herrenhaus. Modeste gedachte dem alten Herrn wenigstens „Guten Tag" zu sagen an seinem Geburtstag. Als sie über den Hof ritt: eine schwankende Ehrenpforte aus Tannengirlanden, vor dem Stalle fremde Wagen, Kutscher in weißen, groben Hemdärmeln. Ellers stets etwas angeheiterter Stallbursche half ihr vom Pferde. „Aber nicht absatteln, nur führen!" rief sie zurück. — Dann ging sie zum Wohnhaus, das halb im Grünen lag, den Blick auf einen kleinen Hofteich. Fliedergebüsch spiegelte sich in der trüben Flut. Ein schnatternder Erpel hob sich mit sehnsüchtigem Flügelschlag. — Die Fenster waren weit geöffnet. Herrenstimmen, Herrenlachen.

Modeste stand halb neugierig, halb unentschlossen still. Sie konnte den alten Eller genau erkennen, wie er sich zwischen den Stühlen durchwand und im breitesten Litauisch rief: „Na, Kinder, ihr sauft ja das Zeug wie Sprindwasser!" Dabei schmunzelte er und fuhr sich nach dem Kopf. „Ihr sauft mich arm! Denn das ist nicht etwa Fusel — das ist echter Jamaika von Königsberg aus dem ‚Blutgericht' . . ." Er hob lachend die Flasche. „Auf der Etikette wenigstens steht's — aber der Deiwel trau'! . . . Die ganzen Städter lügen ja wie gedruckt."

Der dicke Referendar dankte darauf etwas eingeschüchtert. Da rief der alte Eller strafend:

„Na, da hört doch wahrhaftig die Weltgeschicht' auf! Kommt aufs Land nach Litauen und geniert sich. Junger Mann wie Sie! Die ganze Flasch' müßt' der auf einmal auslutschen und gleich nach der zweiten verlangen."

Der Referendar lachte und trank.

„Na, warum geht's denn jetzt? Das war brav! . . ." Er klopfte dem Referendar auf die Schulter. „Sie sind mein Mann, Staatsgewalt. Schießt gut, trinkt gut, spielt auch gut . . . Wo sind die Karten?"

„Wo sind die Karten?" wiederholte dumpf aus seiner Sofaecke der krumme Riese.

„Ach, laßt doch die dummen Karten zu Haus!" rief ein andrer, im Zigarrenrauch Unsichtbarer. „Erzähl lieber 'nen lustigen Schwank aus deinem Leben, Eller . . . Wie war's doch mit der hübschen Französin aus Eyselin? — Verstehen tatet ihr über Tag kein Wort voneinander — aber wenn der Eller so gegen elf Uhr abends ans Fenster klopfte, da verstanden sie sich auf einmal ganz gut." Die Herren lachten schallend, und Modeste erkannte verwundert in dem Sprecher den sehr wohlerzogenen Gatten der Frau Murrmann. — Er fuhr auch sogleich satt lächelnd fort: „Ich war neulich in Königsberg. Schneidige Weiber. Namentlich eins — direkt Jötterweib!" Er schnalzte begehrlich mit der Zunge.

Der alte Eller schlug jetzt mit dem Zeigefinger warnend auf den Tisch: „Gräbt der aber alte Geschichten aus, der Kreth! . . . Aber wart, wart, du dicker Kujon! Ich lass' auf der Stell' anspannen und die schöne Frau Murrmann holen. Und dann sag' ich: ‚Gnädige Frau, hören Sie sich nur einmal den Lunterus an, wie er renommiert!' — Jötterweib! Zu Hause ist der Kreth

so duckmäuserig und scheinheilig und geht wie ein Schudelchen gehorsam an der Stripp' — aber wenn die Bestie losgelassen ist, da wiehert sie und keilt aus wie ein Zweijähriger, wenn er zum ersten Male wieder in den Roßgarten kommt." Er hob sein Grogglas, trank aber, mäßig wie immer, nur einen Schluck. Dann legte er dem Gatten der schönen Frau Murrmann väterlich die Hand um den Hals. „Dicker, wenn ich so denk'! Waren doch schöne Zeiten . . . Die Französin — es war ja eigentlich 'ne Schweizerin — aber Feuer! So 'ne echte Südländerin! . . . Du warst auch ein höllischer Durchgänger, Dicker! . . . Aber alles vorbei . . . Jetzt ist unser Murrmann so 'n echter Pomuchelskopf geworden — nur manchmal noch schlackert er mit dem Schwänzchen wie ein fetter Karpfen im Netz, den man eben gegriffen hat! . . . Ist ja auch besser so — das heißt: Nei!" Er lächelte pfiffig. „Was sind das überhaupt für junge Leute heutzutage! Keine Jugend mehr, kein Mark in den Knochen . . . Da ist zum Beispiel da drüben der Duschack, der Romeit! 'n Mensch zum Gernhaben, tüchtig, gescheit, und ein Pferdekenner — da sind wir alle Waisenknaben dagegen! Dabei 'n auffallend hübscher, adretter Mensch, gar nicht so wie gewöhnliche Inspektoren. Aber spielt nicht, trinkt nicht, raucht nur immer Zigarren . . . So einen mögen doch die Marjellens. Braucht bloß zuzugreifen. Ich sag' auch immer: ‚Romeit, Sie werden's noch bereuen! Sie gehen mit Scheuklappen durchs Leben . . . Die Modestchen, die ist so allein und langweilt sich so . . . Trösten Sie sie doch 'n bißchen!' — Ich sag' Ihnen, wird da aber der Kreth falsch. ‚Was ich von ihr dächt' und von ihm dächt'!' . . . Ich schlackere dann nur so mit der Hand: ‚Lieber Romeit, Sie sind jung und sie ist jung. Und ob sie nun auch 'n gnädiges Fräulein ist und am liebsten 'nen Prinzen heiraten möcht' und Sie sind nur so 'n einfacher Inspektor — was heißt das? — Jugend ist Jugend! Da gibt's keinen Rang und keinen Stand . . . Die Modeste ist gewiß 'n anständiges Mädchen — aber wenn man ihr so ordentlich in die Augen sieht . . . Ich möcht', ich wär' dreißig Jahr jünger! Da wollt' ich Ihnen allen mal zeigen, was 'ne Harke ist.' Aber der Kreth ist und bleibt dammlig!"

„Na, der Baron drüben soll ja Absichten haben," knurrte der krumme Riese.

„Ja, Absichten! Hat sich was . . . Der küßt die Marjellens ab und läßt sie stehen. — Aber heiraten? Da kennen Sie Oeds schlecht! Vornehme Leute — und einen Riesennagel! . . . Außerdem hat der bereits sein Teil. Lungert nicht umsonst den ganzen Winter an der Riviera 'rum!"

„Bis es mal zu Ende ist mit den Moneten," brummte der krumme Riese.

„Ja, wo wird's nicht mal zu Ende gehen!" rief der Alte fröhlich. „Neulich hat er so 'n paar Berliner Lebemänner bei sich gehabt zum Schnepfenzug. Da soll der Pommery in Strömen geflossen sein . . . Und wenn die Majoratsherren schon solche Sektfrühstücks geben, dann seh' ich mich immer heimlich um, ob nicht vielleicht der Sequester gerad' in den Gutsweg einbiegt. — Einmal ist der Oed mit seinem Vermögen schon fertig geworden. Warum soll er nicht das zweitemal mit seinem Vermögen fertig werden? Die besten Absichten hat er. — Ja, Kinder, das Geld ist dazu da, daß es rollt, und die hübschen Mädchen, daß man sie abknutscht!"

Wieder antwortete das wiehernde Gelächter. Das war doch etwas zu viel Grogparfüm. Modeste wollte sich leise zurückziehen.

Da erblickte sie noch der alte Eller, der gerade ans Fenster trat. „Guten Tag, gnädiges Fräulein!" rief er lustig. „Je später der Abend, je schöner die Leute." Rasch kam er heraus.

„Ich gratuliere herzlich," sagte Modeste, aber ohne besondere Wärme.

„Ach, gratulieren Sie nicht!" scherzte er, „wieder 'n Jahr älter und nicht klüger. Ich bin schon ganz wie gewisse Jungfern — ich sag' gar nicht mehr, wie alt ich bin." — Modeste wollte nicht mit ins Zimmer, er aber zwang sie sänftlich: „Ich lass' Ihre Hand nicht eher los als in der Stub'!"

Kaum war Modeste in das niedere, altmodische Zimmer getreten, mit dem Groggeruch, dem Tabaksrauch, den litauischen Gesichtern, die abenteuerlich genug in dieser künstlichen Dämmerung ausschauten, da tönte Hufschlag — leicht, scharf.

Der alte Eller spitzte die Ohren. „Das ist der Baron! Der wird schon keinen Geburtstag vorübergehen lassen, ohne zu gratulieren! Ja, der alte Adel, der weiß . . . Nicht wahr, Fräulein Modeste?"

Aber der Stern von Barginnen war im Augenblick wieder aufgestanden. „Ich vergaß vollkommen . . . Es ist die allerhöchste Zeit!"

„Aber gnädiges Fräulein, da geht ja die Sonn' aus dem Zimmer!" schmeichelte der alte Vokativus.

Modeste jedoch grüßte nur lächelnd und flüchtig nach allen Seiten. Als sie in der Tür Herrn von Falkner begegnete, vermochte sie es nicht über sich, den hübschen Kopf zu neigen. — Im Weitergehen hörte sie noch, wie der Baron in seinem dialektlosen Deutsch sagte: „Herr Eller, ich komme nur auf fünf Minuten, ich erwarte Besuch," — und wie der alte Eller mit komischem Pathos erwiderte: „Der Adel bittet nicht, er gewährt nur! Und nun lassen Sie den Fuchs absatteln, Herr Baron . . ."

Der Stern von Barginnen ritt im trägen Schritt bis zur Gartenhecke, dann aber flog der



Am Strande

Nach dem Gemälde von Hans von Bartels (München)

Rappe. Das hübsche Mädchen sah wieder finster vor sich hin und murmelte: „Ach, wäre er doch tot — wäre er doch tot!“ — Auf der Chaussee beruhigte sie sich etwas. Fuhrwerke ratterten, Leute grüßten. Ein auffallend städtisch angezogenes Mädchen bog vor ihr in einen Feldweg ab. Sie sah ihr sehr bekannt aus, die feine schlanke Gestalt. Modeste wollte weiterreiten. Da leuchtete es rot unter dem Strohhut der Fremden auf. — Es war das Fräulein aus Bussardshof.

„Judith, Judith!“ rief Modeste durch die hohle Hand hinüber.

Die Dame schritt nur schneller weiter.

„Judith!“ rief Modeste noch einmal, so hell sie konnte. Dann nahm sie das Pferd zum Grabensprung zurück und hielt eine Minute später neben der Kränzchenfreundin.

„Guten Tag. Wie geht's dir?“

„O, ganz gut. Es ist ja Gott sei Dank endlich Frühling.“

„Du bist so sonderbar, Judith!“

„Ich bin nur eilig, Modeste. — Ich möchte dem alten Eller noch gratulieren, auch in Mamas Namen. Sie kennt ihn so lang' und mag ihn so gern! Sie selbst konnte nicht. Sie hat in Eyselin zu tun und wird mich dort an der Chaussee wieder erwarten ... Adieu.“

„Adieu.“ Modeste wußte nicht recht, was tun. Endlich sagte sie im Weiterreiten: „Es ist so dumm — einer zu Pferd und einer zu Fuß! Ich steige 'runter.“

„Aber warum denn?“

„Weil ich will, Judith.“

Sie schritten eine Weile stumm nebeneinander — die schöne, junge Gestalt mit allem Reiz von Kraft und Frische, und die anmutige Zarte, den kranken Rosenhauch auf den Wangen.

„Warum bist du eigentlich so, Judith?“

„Frag lieber nicht, Modeste!“

„Dann frag' ich erst recht!“

„Ach, Modeste, wir verstehen uns nicht, wir werden uns nie verstehen ...“

„Weil du eine Baronesse bist und deine Mutter Gräfin war, und ich Fräulein Lindt und mein Vater früher Kaufmann ... Aber so seid ihr im Grunde alle!“

„Das sagtest du schon einmal bei uns. Mich traf's damals nicht — mich trifft's auch heut nicht. Aber wenn du meine gute, kluge, vornehme Mutter angreifst, so sage ich dir: Wirf sie lieber nicht mit der alten Gadebusch zusammen! ... Und wenn du unter Adel nur albernen Hochmut verstehst — meine Mutter jedenfalls weiß nur von adligen Herzen.“

„Und ich habe doch recht!“ fuhr Modeste erbittert fort. „Ob ihr nun Bussard heißt oder Gadebusch oder gar Falkner von Oed ...“

„Was hat der damit zu tun?“ unterbrach Judith eisig.

„Ich denke, er hätte genug mit euch zu tun — wenigstens gehabt.“

„Modeste!“

„Judith!“

„Herr von Falkner ist ...“

„Ein Schurke! Damit du's weißt.“

Beide Mädchen waren dunkelrot geworden und standen sich mit blitzenden Augen gegenüber.

„Was wagst du?“ Es war Judith von Bussard, die zuerst das Wort fand. „Herr von Falkner ist ein Gentleman — hörst du? — ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. — Aber du bist keine Lady — nein, du bist keine Lady!“ Sie war vor Aufregung zitternd auf Modeste zugetreten, die unwillkürlich zurückwich. „Du bist keine Lady,“ wiederholte sie noch einmal. „Du bist eine Lindt.“

Modeste hatte die Reitgerte erhoben, als wenn sie den Schimpf mit einem Hiebe rächen wollte.

„Ja, schlag nur, schlag! Du bist so viel stärker wie ich. — Aber ich werde nicht einen Zoll zurückweichen, ich werde nicht schreien.“

Modeste senkte die Reitgerte. „Du bist krank, Judith,“ sagte sie achselzuckend. „Du tust mir leid.“

„Ich bin allerdings krank, sehr krank! Aber ich glaube nicht, daß das irgendeine von euch jemals beunruhigt hätte ... Ich liebe die Menschen sonst — ich möchte sie wenigstens lieben —, aber in diesem einsamen Winter habe ich erkennen gelernt, daß es für mich nur zwei Menschen gibt: Meine Mutter —“

„Und Falkner von Oed,“ ergänzte Modeste kalt.

„Ja, allerdings Falkner von Oed! — Ihr wißt's wahrscheinlich längst, wißt's wahrscheinlich früher als ich ... Ich müßte lügen, schreien: ‚Nein, es ist nicht wahr!‘ — weil es hoffnungslos ist ... Aber ich lüge nicht, ich lüge nie ... Ihr könnt mich übrigens auch nicht verstehen — du zuletzt! — Ja, ich kenne ihn schon sehr lange. Ich erinnere mich seiner, als er mir einmal Muscheln schenkte, wie ich am Strand saß! Damals war ich ein Kind, und er kannte mich nicht. — Ich erinnere mich seiner, als er an demselben Strande entlang ging, im ganz leisen Gespräch mit einer wunderschönen Frau. Dabei wurde mir kalt ... Damals war ich kein Kind mehr! — Ich erinnere mich seiner, als er uns den ersten Besuch hier machte. Und seitdem liebe ich ihn, und seitdem hasse ich die andre Frau! ... Ja, ich hasse sie! Ich habe sie heimlich vielleicht immer gehaßt, weil sie mir nahm, was mir schon gehörte ... Ich bin krank, sehr krank, ich werde bald sterben — ich möchte bald sterben, obgleich meine unglückliche Mutter dann ganz einsam steht ... Ich kann nicht anders ... Aber für ihn hätte ich leben mögen, ewig leben! Und er hätte mich auch gesund gemacht, ganz gesund — er allein ...

Ich habe gekämpft, gerungen, ich hab's dem Himmel abzwingen wollen — ich hab's nicht gekonnt ... Und er hat's auch nicht gekonnt ... Und wenn du vielleicht denkst, daß ich dich vielleicht haßte, weil du schon bei uns mit ihm kokettiert hast und weil du die einzige gewesen bist, mit der er getanzt hat damals! Ich hätte mein Herzblut um diesen einen Tanz gegeben — um dieses einen Tanzes willen war ich da! — Es war mein letztes Gebet ... Aber es wäre ein andrer Tanz gewesen auch für ihn, darauf verlaß dich! ... Er hat diesen Tanz nicht mit mir getanzt, durfte ihn nicht mit mir tanzen. Dazu dachte er zu hoch, fühlte zu echt. — Ich beneide dich wahrhaftig nicht um diesen Tanz! Ein Tanz mit dir? — Du lieber Gott! ... Die Sinne haben ihn betrogen. Und du wirst noch vieler Männer Sinne betrügen ... Ich bemitleide dich aber auch nicht etwa, wenn er dir die häßlichste Seite seines Wesens gezeigt hat, wie du ja selbst sagst! Er ist auch nur ein Mann — und wer sich einem Manne so entgegenträgt ..."

Modeste wollte erwidern, aber Judith von Bussard rief: „Sprich nicht! Schlag mich lieber! Ich kann dein Organ nicht ertragen. Es widert mich an. Du zeigst mir mit jedem Wort nur schrecklich, wie wenig wert wir Frauen sind ... Vielleicht möcht' ich auch sein wie du: kalt, berechnend, verlogen. — Und wenn du einmal ehrlich sündigen solltest, so wirst du mit den Sinnen sündigen, aber nie mit dem Herzen, du Glückliche! ... Ich hätte mit ihm gesündigt — ja, ich hätte mit ihm gesündigt! Ich hätte alles getan — das Schlechteste ... Aber ich hätte es mit dem Herzen getan! Und Gott sieht nur die Herzen an ... Ich mag dir tiefer stehen nach solchem Geständnis — mir steh' ich nur höher ... Denn die Liebe muß jedes Opfer bringen, am freudigsten sich selbst. — Du aber wirst niemals etwas von dir opfern können, geschweige denn dich selbst — du wirst niemals das Hochgefühl empfinden können, das schon der Gedanke an dieses heißeste Opfer in uns schafft ... du wirst glücklich werden auf deine Manier. — Aber ich tauschen mit dir? Ich? — Ich tausche mit niemand! Ich bin in meinem Unglück doch glücklicher als ihr alle. Und wenn auch sein Herz einer andern gehört — kann ich's ändern? — ich werde ihm doch treu bleiben, und meine Liebe soll erst verlöschen mit mir." Der Atem verging ihr. Sie winkte Modeste zu gehen.

Aber Modeste blieb kalt stehen und sah ohne Mitleid, wie dieser leidenschaftliche Ausbruch alle Lebenskraft da drüben verschlungen zu haben schien.

„Ich bitte dich, Modeste, geh!" bat Judith von Bussard noch einmal. Und die unzerstörbare Güte der reinen Frau fügte mit wehem Lächeln hinzu: „Vergiß! Tu mir's zum Gefallen! Ich habe jetzt Fieber — ich rede dann sonderbar ... Ich wollte dir ja nicht so wehe tun ... Aber ich habe den ganzen Winter über so schwer gelitten. Sei doch froh, daß du noch nicht weißt, was leiden heißt!"

Da ging Modeste zögernd mit zusammengepreßten Lippen, ohne Gruß. — Und so ging sie immer weiter, das Pferd am Zügel, ohne an ein Aufsitzen überhaupt zu denken. Aus einem gelben Rapsfeld sprang ihr der braune Unhold entgegen. Die Herrin hatte ihn wieder treulos verlassen, er aber war ihren Spuren gefolgt und begrüßte sie mit winselndem Freudengeheul. Sie streichelte ihn, den Blick ins Leere. „Gib mir die Quaste! Gib mir die Quaste!" sagte sie vor sich hin. Dann blieb sie wieder stehen: „Hab' ich wirklich nur Sinne? — Bin ich wirklich nur schlecht? ... Sie hat nicht recht! ... Aber wenn sie recht hätte? — Und sie darf nicht recht haben, sie darf nicht! ... Such' ich nicht auch? Leid' ich nicht auch? — Ja, ich bin schlecht — gewiß! Aber wenn ich einmal gut sein will, da steh' ich allein, so mutterseelenallein — ich muß einen Hund an mein Herz nehmen, um etwas Warmes zu fühlen ... Sie haben alle gut reden! — Wenn ich empfinden will wie sie, muß ich über Barginnen hinaus, über meine Eltern hinaus, über mich selbst ... Was kann ich schließlich dafür, daß ich eine Lindt bin? ... Sie sind alle Pharisäer, alle, alle!" ... Dann sagte sie wieder erbittert: „Ich kenne die Liebe nicht — ich kenne sie nicht! — Die Sinne verstand ich immer. Die Sinne versteh' ich jetzt auch — aber die Liebe?" ... Sie starrte eine Weile so finster vor sich hin, daß sie sich vor ihrem Spiegelbild entsetzt hätte. Dann stampfte sie mit dem Fuß auf: „Meinetwegen — dann bleibe ich eben, was ich bin! ... Habe ich kein Herz? — Auch gut! Ich bin des Suchens danach herzlich satt ... Und wenn ich gestorben bin fast an dem Kuß von dem einen Mann und der Kuß von dem andern mir noch jetzt köstlich durch alle Fibern zittert — es ist Sinnlichkeit, es ist Sünde! — aber soll ich noch länger mich sperren gegen mich selbst? ... Das Schicksal von meinen Schwestern möchte ich nicht — das von Judith Bussard erst recht nicht! — Denn der Mann, den ich gern mag, der muß mich auch wieder mögen, oder ich mag ihn nicht mehr ... Mir bleibt eben nur die Sünde — und ich reite ihr jetzt schnurstracks entgegen!"

Sie saß rasch auf und ritt im schnellen Trabe weiter. Grau-düsteres Gewölk hatte sich hüben und drüben zusammengezogen, säumte den Horizont wie mit einer Riesenmauer. Die Natur verstummt. Die Saaten fahl, das Rapsfeld blaß, von den Wiesen leises Insektengezirp. Kein Blatt schwankte, kein Vogel sang. Die Wagen auf der Landstraße fuhren rascher. Nach Eyselin zu strebte im Galopp ein Reiter.

An der Chaussee nach Tilsit zögerte Modeste, sich umschauend. Die Wolkenwand reckte sich

dunkel und schwer. Ein lauer Windhauch ging durch die Ebereschen. Es mochte gegen sechs Uhr sein, aber es dämmerte schon. In der Ferne dumpfes Grollen, zuckendes Schwefellicht — die Klugen kehren zurück, die Toren reiten weiter. — Der Sommerrappe streckte schnuppernd den Hals seitwärts, wo Barginnen im trüben Dunst verschwand. Aber Modeste nahm die Zügel des Tieres kurz und wandte ihm den Kopf nach Tilsit. Die Chaussee menschenleer — ein einziger zerlumpter Handwerksbursche, der in der Eile, den nächsten Krug zu erreichen, das Betteln vergaß. Der Rappe trabte scharf auf dem weichen Sommerwege. Dann wallte Staub auf. Die Zweige der Chausseebäume begannen sich zu neigen — die Aeste zu klagen ... ein Sausen ging hoch durch die Lüfte. Von Westen die düstere Riesenwolke zog heran wie ein Gespensterschiff. Ein Blitz zuckte stechend daraus auf, schwer hallte der Donnersalut. — Der Sommerrappe spitzte die Ohren und schnaubte ängstlich. Modeste setzte sich im Sattel zurück und gab die Hülsen zum Galopp. Aber das Gespensterschiff glitt ihr nach — tief und unheimlich gerade über ihrem Kopf. Seine ganzen Breitseiten lohten im Gespensterlicht. Die Ebene gab's im tückisch gleißenden Reflex zurück. — Das Pferd zitterte, wollte nicht vorwärts und nicht zurück. Modeste gab ihm die Peitsche. Wieder ging's weiter im ängstlich schnaubenden Galopp. — Da krachte ein Schlag, so nah, so schwer, daß die Baumstämme erzitterten und die Aeste sich duckten. Der Sommerrappe stutzte, prallte zur Seite — raste dann in der Karriere davon. Modeste griff vor in die Zügel, den Durchgänger zu halten — sie vermochte es nicht ... Es war ein Augenblick, wo auch einem Manne das Herz gepocht hätte. Aber das Mädchen fühlte weder Angst noch Beklemmung. Ihr war, als wenn bei diesem wilden Jagen sich in ihr etwas freudig straffte. — Sie vermochte zu denken: ‚Warum findet dich die wirkliche Gefahr immer so viel stärker, als du gedacht? ...‘

Um sie brauste es, seufzte es, ein mißfarbener Staubnebel hüllte sie ein. Da klang ganz von fern ein klägliches Aufheulen durch die Dämmernacht. Es war der braune Unhold und sein kindischer Verzweiflungsschrei. — Sie riß an den Zügeln, und das Tier, dem die tolle Jagd wohl auch zuviel geworden war, stand. Sie rief: „Flock! Flock!“ Keine Antwort. — Erst nach Minuten ein kläglich Gewinsel, verschlungen von den Regenströmen, die jetzt in dicken Strahlen niederklatschten. Modeste fühlte die häßliche Kühle durch die Taille auf die Haut rieseln. Auch der Rappe schüttelte sich und drängte vorwärts. Endlich kam der braune Unhold angaloppiert, winselnd, jaulend, gänzlich verzweifelt und als verwöhntes Kind fest entschlossen, erst auf Modestes Schoß sich zu beruhigen. Modeste lächelte, wie er sich wieder und wieder schüttelte und sich dann jappend auf die Chaussee setzte, als wollte er sagen: „Weiter geh' ich nicht!“ — Aber die Herrin rief: „Komm, komm, mein Hundchen! Bis zum nächsten Krug mußt du schon noch aushalten!“

Ganz durchnäßt langten alle drei in dem Kruge an. Es war ein großer einsamer Krug, wo die Frachtfuhrleute Rast machten. Draußen verregnete, kopfhängende Pferde vor leeren Krippen, drinnen wüste Männergesichter beim Schnaps.

Modeste wurde ins Herrenstübchen geführt, mit einem geblümten Kanapee und dicker Stickluft. An der Wand ein verräuchertes Kaiserbild voll Fliegenschmutz, ihm gegenüber ein Buntdruck unter Glas: Breitlächelnde Bauern um einen festgeketteten Pumpenschwengel. Die Aufschrift: „Hier wird nicht gepumpt!“ Litauischer Kneipenhumor ... Die schlampige Wirtin wollte Modeste ein Kleid borgen, aber dem Fräulein graute schon bei dem Gedanken. Sie bestellte für ihren Hund einen Teller Suppe und für sich eine Tasse Kaffee. — Sie fühlte sich gar nicht unglücklich in dieser häßlichen Umgebung. So war eben das Land. — Die Zichorienbrühe dampfte, der Hund schnalzte — Modeste aber dachte zurück an den Ritt und fragte sich wieder: ‚Warum kenne ich eigentlich die körperliche Feigheit so gar nicht — und warum bin ich innerlich doch so feige?‘

Die Tür zum Krugzimmer stand weit offen. Der Wirt schlurfte breitspurig auf ausgetretenen Pantoffeln, die Wirtin wischte ein Schnapsglas mit der blauen Schürze aus. Vor der Tombank ein junger Knecht, der mißtrauisch den schwanken Stiel einer neuen Peitsche prüfte. — Draußen Wagenrollen. Der braune Unhold wedelte, als witterte er etwas Heimatliches ... Modeste horchte auf: „Ob er halten wird? — Nein, er hält nicht! ... Es ist auch besser so ...“ Aber in demselben Augenblicke hatte sie auch schon das verquollene Fenster aufgerissen und rief: „Kutscher, halten!“

Der trunkene Mann auf dem Bock lallte, ruckte an den Leinen, und der schwere Landauer hielt vor dem Kruge.

Aus dem Innern eine ärgerliche Stimme: „Was ist das nun wieder? Ihr habt gerade genug getrunken! Vorwärts — hier wird nicht gehalten.“

Da klopfte Modeste an das Wagenfenster. „Ich bin's, Herr Romeit! Ich bin hier nämlich eingeregnet.“

Herr Romeit stieg rasch heraus. „Ach, gnädiges Fräulein! Verzeihung ...“

„Ich will mitfahren, Herr Romeit, aber nur unter der Bedingung, daß der Wagen abgeklappt wird.“

„Sofort, gnädiges Fräulein!“ Und er griff selbst zu mit der braunen, sehnigen Hand, die leicht zitterte, als das Verdeck endlich knarrend zurückfiel. „Wollen gnädiges Fräulein einsteigen?“

„Aber ich habe den Sommerrappen hier. Ich glaube, er markiert vorne links etwas."

„Ich lasse ihn morgen ganz früh holen," beruhigte er.

Da zauderte sie wieder. „Ich könnte ihn eigentlich selbst im Schritt zurückreiten." Sie sah dabei in die klare, kühle Frühlingsnacht hinaus, die von der wilden Empörung der wilden Elemente vorhin nichts mehr wußte. Nur die Bäume tropften noch. „Also, Sie lassen ihn ganz bestimmt holen, Herr Romeit?" Dann stieg sie in den Wagen, dessen Rücksitz der braune Unhold bereits belegt hatte, um die Kutscherlivree wedelnd zu beriechen.

„Taugt er eigentlich etwas, gnädiges Fräulein?" fragte Herr Romeit, auf den Hund zeigend.

„Vorläufig zernagt er noch alles. Aber ich habe ihn gern."

Als sie abfuhren, sah die Wirtin kopfschüttelnd nach: „Is ja gelogen! Lahmt ja gar nicht, der Kreth!" Dann wischte sie sich mit der blauen Schürze die Nase und trat gähnend in den Krug zurück.

*

Lichter Dunst stieg von den Saaten auf, die Wiesen dufteten feucht. Die Luft rein, köstlich. Kein Laut — nur das stumme Wachsen und Sprossen, das Geheimnis des Werdens, das die Frühlingsnacht wie ein Zauber umspinnt. —

Die beiden saßen eine Weile stumm. Der Zauber umspann auch sie. Endlich sagte Modeste etwas nüchtern: „Sie haben Ihren Vater verloren, Herr Romeit? Es tut mir herzlich leid."

„Danke, gnädiges Fräulein."

„Sie haben Ihren Vater sehr lieb gehabt?"

„Aber natürlich, gnädiges Fräulein."

„Sie sind lange fortgeblieben . . ."

„Ich mußte."

„Und wahrscheinlich auch gern."

„Gern!" wiederholte er leise. Ihre Augen trafen sich, glitten aneinander vorüber. „Gern? Ich habe die ganze Zeit nur an Barginnen gedacht."

„Das sollten Sie aber nicht!"

„Ich mußte . . ."

Dann schwiegen sie wieder. Der Kutscher auf dem Bock wankte und schwankte, indes die Braunen ihren müden Trott gingen. Modeste sah die östliche Ebene vorübergleiten — so stumm, so nebliglicht, wie in köstlicher Erschlaffung dem Morgen entgegendämmernd.

„Sind gnädiges Fräulein mir böse?" fragte er.

„Nein."

„Gnädiges Fräulein ahnen ja gar nicht . . .!"

„Ich weiß, ich weiß, Herr Romeit . . ."

Wieder Schweigen.

Modeste war die Kehle wie zugeschnürt. Aus einem Rapsfeld lugte ein Reh, das große sanfte Auge ohne Scheu . . . Das gleißende Gelb, die dampfenden Saaten — der feuchte Wiesenduft. Wie ein Traum zog alles vor den Sinnen des schönen Mädchens vorüber, sie zu fangen, zu ketten mit den holden Armen der Frühlingsnacht. — Als sie in den Lindenweg einbogen, fuhr der Wagen mit jähem Ruck auf den Prellstein, hielt, der Kutscher sah sich blöde um.

„Ich will hier schon aussteigen," sagte sie.

Sie gingen ein paar Schritt.

„Gute Nacht, Herr Romeit."

„Gnädiges Fräulein, darf ich nicht noch einmal Ihre Hand küssen?" flüsterte er.

„Ja — aber um Gottes willen nicht hier! . . . In dem Seitenweg da."

Dort ließ sie ihm die Hand, den Kopf abgewendet. Aber sie fühlte den heißen Kuß durch den Handschuh durch. Sie begann zu zittern . . . Dann trat sie auf einmal mit ganz blassen Augen auf den Mann zu, so daß beider Atem sich mischte. „Küssen Sie mich! Küssen Sie mich, wie Sie mich damals geküßt haben . . ."

Er umfing sie leidenschaftlich.

Sie schloß die Augen. „Mehr — mehr!" hauchte sie.

Er küßte sie zum Ersticken.

Da riß sie sich schwer atmend los, trat zurück, schaute ihn an mit einem bösen, heißen Blick. — Dann sagte sie seltsam ruhig: „Ich will dir geben, was du willst — . . . Aber nimm's, wie ich's dir gebe, ohne zu fragen, ohne zu sagen . . . Es ist eine Sünde! — Aber ich **will** sündigen . . ." Nach einer Weile fuhr sie wie im Selbstgespräch fort: „Denn ob ich dich liebe, wirklich liebe — das weiß ich noch nicht . . . Du bleibst ja nur noch zwei Monate hier. Dann ist's aus . . . Ich wünschte, es wäre erst aus!" Darauf ging sie von dannen, ohne sich noch einmal umzusehen.

Und der Mann trat wieder zurück ans Gebüsch und murmelte glückselig: „Modeste! Modeste — ich habe dich ja so schrecklich lieb." Er wartete, bis das Licht im Turmzimmer aufflammte, dann grüßte er noch einmal mit Hand und Mund. — Und wenn auch seine Mutter heute noch gestorben wäre, er hätte doch nicht anders können, als jauchzen vor Glück.

XVII

Es war ein Sündenglück — heimlich, heiß.

Der kurze ostpreußische Sommer hielt seine Glutfittiche schützend darüber.

Die beiden hatten ihre gemeinsamen Ritte wieder aufgenommen — aber verstohlen, bewußte Sünder. Nie ritten sie zugleich vom Hof. Sie trafen sich immer wie zufällig, einmal bei den singenden Bäumen oder beim alten Eller oder auf dem neuen Vorwerk. Sobald das Ordensschloß ihren Augen versank, stieg das Glück ihren Herzen auf. Sie pflegten jetzt ganz langsam zu reiten, ganz dicht, daß die Kleider sich berührten und die prickelnde Glut von Körper zu Körper

rann. Dabei sprachen sie wenig — die Kehle wie verdorrt, den argwöhnischen Blick suchend über der weiten Ebene. Und um sie blühte und leuchtete der Sommer. Der Hafer dunkelgrün, hoch wie Schilf, die Gerste silbrig, weich wiegend, die roten Blütenköpfe des Klees heimlich nickend, süß duftend, überwogt von tändelnden, naschenden Schmetterlingen, emsig summenden Bienen. Dann hielten die beiden wohl, dem Leben zu lauschen, den Duft zu atmen, an dem Sommerbild von Licht und Liebe sich zu berauschen. Bis sie endlich weitertrabten durch die grüne heiße Pracht, die wollüstig zu schlummern schien in der Mittagsglut oder matt flimmernd aufwallte im Nachmittagswind. Der Blütenstaub des Roggens wie eine Dunstwolke über den Aehren. Gegen Abend im kosenden Abschiedslicht der Sonne flüsterte der Lufthauch nur noch ein Schlaflied, sanft einlullend die tauschweren Halme ... Wenn aber der Eichenwald die beiden aufnahm in seinen kosenden Blätterschatten oder die Tannen ihren starken Harzgeruch ausströmten — dann sprang der Mann rasch vom Pferde, hob auch Modeste aus dem Sattel, trunken, selig, die schöne Gestalt schon in der Luft an sich pressend, um sie dann behutsam niederzulassen, wie ein überzartes Kind. Er stammelte Törichtes, und sie hing an seinem Hals lasch, mit geschlossenen Augen und geöffneten Lippen. Und sie hörte wie im Traum das leise Rauschen der jungen Eichenblätter, das feine Singen der Tannennadeln. Um sie her so viel keusche Poesie, so viel heiße Lust! ... Ihr schien's in solchen Augenblicken nicht Sünde, sondern Bestimmung — die Blüte endlich erschlossen dem Liebeshauch. Sie küßte, mußte küssen ...

Einmal machte sie sich urplötzlich aus seinen Armen los, wischte den Mund mit dem Taschentuch ab, als spüre sie ätzendes Gift. „Laß mich!... Es ist alles nicht wahr ... Ich liebe dich doch nicht."

Er stand verwundert. „Aber warum küßt du mich dann? Wenn du mich nicht lieb hättest, würdest du mich doch nicht küssen!"

Sie schwieg und starrte finster vor sich hin.

„Aber Modeste — geliebte Modeste," bat er und suchte ihre Hand.

Sie riß sie heftig zurück. Eine einzige, schwere, große Träne rollte ihr aus dem Auge. „Ich bin schlecht ... Ich bin schmutzig ... Und ich selbst habe mich beschmutzt ... Ich werde dich nie heiraten — nie!"

Er stritt heftig dagegen. „Es ist nicht wahr! Du bist nicht schlecht! — Du bist gut! Du könntest dich ja gar nicht beschmutzen, selbst wenn du wolltest ... Du bist ja viel besser, als du ahnst ... Oder sei auch meinetwegen schlecht, sei wie du willst — aber hab mich lieb! ... Ich kann mich nicht so ausdrücken — aber wenn ich die Wahl hätte zwischen dem Himmel ohne dich und der Hölle mit dir, ich nähme unbedenklich die Hölle."

Da lächelte sie wieder. Die Träne verdorrte. „Sieh mal, Otto — du bist doch eigentlich ein großes Kind. Du empfindest auch so. Ich habe immer gedacht, du müßtest ganz anders empfinden als wir ... Aber du empfindest so fein! ... Ich schäme mich manchmal vor dir — ja, ich schäme mich vor dir! ... Welches Recht hat denn nun eigentlich unser Hochmut? — Du bist der Bessere, du gibst mir viel zu viel — nicht etwa ich, die ich immer nur viel zu viel zu geben glaube ... Ich sehe ganz klar. Und doch komme ich nicht über mich hinweg. Ich weiß das nur zu genau! ... Wenn ich heute zu meinem Vater ginge und ihm sagte: ‚Ich will den Inspektor Romeit heiraten' — und wenn mein Vater mich als Antwort darauf verfluchte — ich wäre ein anständiges Mädchen ... Aber ich tu's nie! ... Ja, so sind wir Lindts. Hier küsse ich dich, vor der Welt verleugne ich dich. — O, es ist etwas Häßliches, Gemeines — ich weiß es nur zu gut!"

Er schloß ihr den Mund mit der Hand und sagte merkwürdig ernst: „Modeste, sprich nicht weiter! ... Ich sehe doch auch. — Ich habe auch meine Gedanken — nur daß ich sie mit aller Kraft zurückdränge ... Ich bin sonst ein ganz vernünftiger, sogar schwerblütiger Mensch, wo es sich nicht um dich handelt ... Aber bei dir will ich gar nicht vernünftig sein — ich will träumen! Das ist gewiß schlapp. Und eigentlich bin ich gar nicht schlapp ... Aber wenn man in seinem ganzen Leben nur einen einzigen Traum geträumt hat, so soll man ihn träumen, so lange man irgend kann ... Mein Vater ist gestorben. Was hat's mir schließlich gemacht? — Gar nichts, gar nichts! Meine Mutter könnte heute sterben. Was würde es mir machen? — Nichts, gar nichts! ... Und ich schäme mich nicht. — Wie's später zwischen uns werden wird, das weiß ich nicht. Das heißt, ich weiß ganz genau, daß es bald zu Ende sein wird ... Aber ich möchte doch später und stets denken, daß du mir das Liebste und Beste auf der Erde gewesen bist. Und sieh mal, Modeste — wenn ich erst von dem Glauben lassen muß, dann muß ich auch von mir selbst lassen!"

Modeste sah ihm lange in die Augen. „Habe ich dich lieb?" fragte sie wie träumend. — „Ja, ich habe dich lieb! — Aber ob's vorhält? — O du kennst uns nicht! ... Wir sind alle harte, kalte Egoisten. Und ich habe eine Angst vor dieser Kälte, dieser Leere, ich bin von ihr zu dir geflohen vielleicht. Aber ich bin doch eine Lindt! Und diese Lindt muß erst in mir erwürgt, die letzte Faser von ihr herausgerissen sein, bis ich die bin, die ich wirklich bin ... Das kommt aber nie." Einen Augenblick stand sie schweigend, sah sich um mit leeren Augen. Es war ganz still

im Wald. Nur ein leises Klagen in den Tannenkronen. Die singenden Bäume hatten die Umarmung gelöst, sangen nicht mehr . . . Die Pferde steckten die gesenkten Köpfe zueinander, nickten schnuppernd, schüttelten sich dann wieder, als pflögen sie heimlich Gespräch. Der braune Unhold, der tödlich gelangweilt dabeisaß, hob die Nase. In den Tannen drüben knackte es. Sie lauschten.

„Es werden die Schindeljuden sein", beruhigte er.

„Nein, ich sehe jetzt etwas Helles," flüstert sie. „Um Gottes willen! Es sind mein Vater und meine Schwester . . . Kusch, Flock!" — Aber Flock sprang mit feindlichem Gebell gegen den alten Knochenmehlhändler, in dem sein Hundeinstinkt den zweifelhaften Gentleman witterte.

„Ist hier jemand?" fragte laut eine ölige Stimme.

Modeste winkte Herrn Romeit: „Kein Wort!" Sie saß gewandt auf und ritt im Schritt weiter durchs Holz.

„Ach du!" sagte der Alte, als er den Stern von Barginnen erblickte. „Wir wollten eben zu dem Platz, wo die Juden die Schindeln machen."

„Aber da war doch noch jemand!" lispelte Frieda mißtrauisch.

„Zu den Schindeljuden geh' ich gern mit," rief Modeste laut.

*

Der Alte ging weiter.

„Aber da ist doch ein großer Schatten — ein Pferd oder ein . . ." beharrte Frieda zurücksehend.

„Es werden Rehe sein," meinte der Alte wieder. „Man schont noch viel zu viel. Die Felder leiden sichtlich. Ich werde dem Jäger sagen, daß er ein halbes Dutzend Ricken abschießt."

Modeste schwieg und streifte mit der Reitgerte eine Bremse vom Pferdehals. Im selben Augenblick äugte Frieda über die Eichenlichtung, auf die sie jetzt traten. Ein sehr flüchtiger Reiter tauchte drüben auf, verschwand.

„Das war ja Herr Romeit, Modeste!"

„Ja, warum soll es nicht Herr Romeit sein, liebe Frieda?"

„Du, am Ende . . .?"

Sie waren bald darauf zu den Schindeljuden gekommen, die tiefer drinnen in dem Fichtenwalde arbeiteten. Die Axt klang hell und scharf. Das Holz seufzte in ohnmächtiger Klage. — Eine kleine Blöße inmitten ehrwürdiger Fichten — eine offene Hütte mit Holzspänen gedeckt. Darinnen fünf biblische Männergesichter und ein Schlagen und Raspeln wie in einer Fabrik. Ein alter graubärtiger Jude spaltete die schweren Scheite ganz gleich, durch dreißigjährige Uebung selbst zur Maschine geworden. Zwei jüngere griffen die schmalen, regelmäßigen Stücke, glätteten sie hastend, schnell — der vierte raspelte die Rinne —, ein halbwüchsiger Junge trug dann die fertigen Schindeln zu den kunstgerecht geschichteten Haufen; zuweilen schaute er auch nach dem Deckel des rußigen Topfes, wo Milch unter züngelnder Flamme brodelte. Es waren russische Juden von der Tilsiter Grenze, Frühlingsanfang gekommen, Ende Herbst wollten sie wieder gehen. Und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, in Regen oder Sturm, bei gutem und bei schlechtem Wetter die gleiche, harte, tötende Arbeit, die gleichen scharfen habsüchtigen Gesichter an demselben Fleck. Und wahrscheinlich durch all diese Jahre hindurch überall derselbe brodelnde Milchtopf, derselbe salzig riechende Hering, dieselben trockenen Kartoffeln. Niemals Fleisch, weil sie dem Schächter in der Kreisstadt mißtrauten. Nur die Zigarette dampfte unaufhörlich. Heute wollten sie früher aufhören mit Arbeiten, weil sie morgen in die Heimat zu reisen gedachten, das jüdische Wochenfest daheim zu feiern, wie's der Ritus vorschrieb. — Die Lindts sahen interessiert zu. Auf einem Baumstumpf lag eine halb beschriebene Postkarte. Die beiden Mädchen schauten neugierig auf die hebräischen Buchstaben.

Der alte Jude ließ einen Augenblick die Axt ruhen und spuckte in die Späne. „Es ist die Schrift Moses," sagte er mit hartem Gaumentone. „Die älteste Religion der Erde ist so geschrieben . . ." Dann lachte er wieder und fuhr sich nach dem fettigen Käppchen. „Ja, die Herrschaften denken immer, 'n Jud kann nicht schwer arbeiten. O, 'n Jud kann schon schwer arbeiten. Die Knechte auf dem Hof, die arbeiten nicht halb so viel wie wir."

Der halbwüchsige Junge blinzelte pfiffig zu Modeste hinüber: „Warum ist das Fräulein jetzt so allein?"

Modeste zuckte die Achseln. „Ich bin doch gar nicht allein!"

„Ich meine nur, warum nicht mitgekommen ist auf seinem Pferd der Herr Inspektor, wie sonst? Er ist ein guter Herr, aber auch ein strenger Herr, der Herr Romeit, der uns nicht arbeiten lassen will am Sonntag. Der Vater möchte sich darum wenden an den gnädigen Herrn selbst . . . Feiern wir doch schon unsern Sabbat. Was sollen wir noch feiern Ihren Sonntag!"

„Du bist frech, Bengel!" sagte Modeste leise und fühlte das Rot in ihre Wangen steigen.

„Was soll ich gewesen sein, frech?" erwiderte der Junge beleidigt. „Habe ich doch nur gesagt, was ich gesehen habe! Bei den Eichen, die unser Herr Wendel ja auch gekauft hat im Winter, haben gestanden vorhin zwei Pferde dicht nebeneinander. Das eine Pferd war der Rappe hier."

Modeste schwieg. Aber der alte Jude half ihr unbewußt. „Was red'st de da eigentlich, Schlaume? Willst schweigen endlich! Was hast de zu reden, wenn du nicht bist gefragt? — Es ist nämlich 'n Tochtersohn von mir, gnädiges Fräulein," erklärte er. „Lungert am liebsten 'rum. Er paßt

nicht bei die Schindeln. Ich muß ihn wahrscheinlich tun in ein andres Geschäft ... Wollen Sie nicht einlegen ein gutes Wort, gnädiges Fräulein, bei dem Herrn, daß wir arbeiten dürfen auch am Sonntag?... Dürfen wir arbeiten am nächsten Sonntag, gnädiger Herr?" rief er gleich darauf hinüber.

Der alte Lindt stöckerte gerade mit der Stockzwinge zwischen den liegenden Fichtenstämmen herum. „Euer Herr Wendel hat mich doch übers Ohr gehauen. Das ist ja ein Spottpreis für den Festmeter."

„Ob wir am Sonntag arbeiten dürfen?" gurgelte der Jude wieder.

„Arbeiten? Warum denn eigentlich nicht? — Ich arbeite den ganzen Sonntag."

Sie gingen. Der alte Jude hatte höflich mit dem Käppchen gegrüßt, während der halbwüchsige Bursche die Dohlenaugen verdrehte. Dann scholl wieder der scharfe Axtklang durch den Wald ... Modeste führte jetzt ihr Pferd und ging neben der Schwester. Frieda schwieg beharrlich. Und dieses Schweigen war immer beunruhigend ... Zuweilen blieb der Alte stehen. „Aber seht doch, Kinder, wie das wächst! Der Hafer wie eine Mauer! Der Winterroggen macht sich auch ganz gut. Wenn die Preise irgend annehmbar sind, wird es ein gesegnetes Jahr. Auch der Romeit recht tüchtig. An das Holzgeschäft mit dem Wendel wollte er erst nicht 'ran — so Sentimentalitäten, als wenn schlagbarer Wald zum Vergnügen da wäre. Aber dann hat er das Geschäft ganz gut abgewickelt. Wollte den Juden vorhin auch nur etwas dämpfen. Diesmal hab' ich ihn 'reingelegt; das nächstemal legt er mich natürlich 'rein."

Als Modeste das Pferd selbst in den Stall führte, war Herr Romeit bereits da. „Du bist im Felde gewesen, verstehst du? — Hast mich überhaupt nicht gesehen!" flüsterte sie. „Frieda ahnt was ... Und heut abend, wenn ich den Hund 'runterbringe, sei im Park! Ich pfeife zweimal ..."

Das Abendrendezvous war sehr flüchtig.

„Ich habe lange über diesen Tag nachgedacht," sagte er zum Schluß langsam. „Daß du mich nicht heiraten kannst, das weiß ich. Aber wenn du mich auch nicht lieb hättest einmal ..."

„Was fällt dir ein, Otto? Ich habe dir gesagt ... Uebrigens, ich habe Angst vor Frieda. Es war auch dumm! ... Wir müssen sehr vorsichtig sein das nächstemal. — Das heißt, wenn wir uns überhaupt noch mal treffen können. Adieu!" Sie hielt ihm die Hand hin. Er aber machte keinen Versuch, das schöne Mädchen zu halten. Er blickte ihr nur lange kopfschüttelnd nach.

*

Herr Lindt war derweilen steifbeinig zum Wohnzimmer hinaufgestiegen. Frau Louise erwartete ihn bereits. „Ein Expreßbrief da, lieber Mann — aus Königsberg, soweit ich entziffern konnte. Kirchensiegel ... Ahnst du?"

Der Alte nahm würdig nickend den Brief und ließ ihn uneröffnet in die Brusttasche gleiten. „Ich ahne nicht nur, liebe Louise, ich weiß sogar genau ... Uebrigens, was ich dir noch sagen wollte — ich sähe es ganz gern, wenn Arsils diesmal etwas früher kämen, vielleicht schon Anfang September. Man möchte doch seine Kinder um sich haben. Fünfundsechzig Jahre — man weiß ja nie ... Aber mach dir deswegen um Gottes willen keine Gedanken!" lispelte er freundlich. „Ich fühle mich im Gegenteil recht wohl, so innerlich ausgeglichen. Es haben zwar alle Menschen an mir 'rumzunörgeln — ihr aber werdet hoffentlich einmal einsehen, daß für meine Familie mir nie ein Opfer zu groß gewesen ist."

„Du tust so geheimnisvoll, Karl!"

„Ich tue nichts, gar nichts, liebe Louise. Aber daß du mir an Arsils schreibst! ... Und Modeste soll nächsten Winter nach Berlin, um 'n bißchen was mitzumachen. Außer dem Baron in Eyselin sind die standesgemäßen Partien hier doch absolut zu zählen. Ich für meine Person wenigstens wäre nicht geneigt, einen Herrn Pescatore alias ‚Guten Morgen, Herr Fischer' in unsrer Familie willkommen zu heißen."

„Du guter, lieber Mann!"

Und Herr Lindt stieg steifbeinig wieder hinunter ins Kontor, da seinen Brief allein zu lesen.

Nach dem Essen aber beschied er Herrn Romeit ins Schloß hinüber. „Ich habe mich da vergaloppiert mit den Schindeljuden heute. Sonntag wird nicht gearbeitet! Ich halte streng auf die Einhaltung aller kirchlichen Feiertage. Und das gilt für alle unumstößlich!" Milder fügte er hinzu: „Lieber Romeit, Sie sind ja sonst 'n verständiger Mann. Und wenn in der Kleeernte vielleicht mal einen Sonntag eingefahren werden muß, so wird eben selbstverständlich eingefahren. — Aber dann sollen Sie mich nicht erst groß darum fragen — da handelt ein tüchtiger Wirtschaftsbeamter ganz auf seine eigne Kappe ... Verstanden?"

„Jawohl."

Trotzdem behandelte Herr Romeit christliche und jüdische Feiertage mit derselben Gleichgültigkeit. Denn am nächsten Sonntag klang zwar der Axtschlag der Schindeljuden hell durch den Wald, aber die Heukäpsen des Gutes blieben auf dem Felde, obgleich Landregen drohte.

XVIII

Modeste hatte sich fast wochenlang nicht aus dem Hause gerührt. Als sie eines Montags wie von ungefähr den Sommerrappen satteln ließ, ritt sie fast in die Eyselinsche Feldmark hinein, ehe sie sich überhaupt umschaute. Aber weit und breit kein Reiter zu sehen. Das wunderte sie

zwar, war ihr aber vielleicht auch recht. Sie wandte das Pferd und trabte langsam zurück. Wollte oder konnte er nicht kommen, nachdem er sie doch abreiten gesehen?

Endlich erblickte sie Herrn Romeit an der Grenze. Er stand an einem Baum und sah über das fremde Feld. Er war allein. Sie hob sich höher im Sattel, damit er sie sehen solle. Er aber rührte sich nicht. Da ritt sie zögernd näher. Er grüßte sie sehr tief wie immer — aber das Gesicht war übernächtig und grau. Sie glitt vom Pferde. „Du hast mich doch fortreiten gesehen, Otto?"

„Gewiß."

„Und kamst nicht nach?"

„Nein."

„Und warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil's dir ja doch ganz gleichgültig ist, Modeste."

Sie schlug mit der Peitsche nervös in die Luft. „Quäl du mich nicht auch noch! Ich quäle mich schon gerade selbst genug."

„Es hört ja auch bald auf, Modeste . . ."

„Ja, Gott sei Dank! Aber ich bin heute nur deinetwegen weggeritten, nur deinetwegen, damit du's weißt!"

„Und ich stehe hier nur deinetwegen, damit du's weißt."

„Also?" fragte sie scharf.

„Ich wollte dir nur noch wegen neulich sagen. Dich geniert's allmählich . . . Wir wollen uns auch nicht mehr allein treffen oder sprechen . . ."

„Jetzt auf einmal?"

„Ja, jetzt auf einmal . . ." Er hatte sich immer noch nicht gerührt und schaute jetzt wieder auf das fremde Feld.

„Sieh nicht dahin!" sagte sie erregt, „das macht mich nervös. Es ist Eyselinsches Feld — und du weißt . . ."

Er haschte nach einer Aehre. „Es ist ein sehr gutes Roggenfeld."

„Es ist sein Feld!" rief sie.

Er ließ die Aehre wieder durch die Hand zurückgleiten. „Ich glaube, er hat's mit mir recht gut gemeint."

„Wie meinst du das?" fragte sie eisig.

Er antwortete ganz ruhig. „Er hat mir gesagt, daß die Gegend hier für mich nichts tauge und daß ich weit fortgehen möchte, je eher, je besser."

„Ich verstehe dich nicht, Otto."

„Er hat aber doch recht gehabt! . . . Ich bin auch dumm, war's vielleicht immer. Aber zum Spielzeug, das man aufhebt und wegwirft ganz nach Belieben, dazu bin ich doch zu gut."

„Ja, wenn du das meinst . . ." Sie faßte den Trensenzügel des Pferdes fester. „Vielleicht hast du auch recht." Dann zuckte sie die Achseln. „Ich habe dir nie etwas versprochen, nie die geringste Hoffnung gemacht. Aber wenn du mir von der Seite kommst . . . Gut, ich habe mit dir gespielt! Aber daß ich mich zu diesem Zwecke doch erst wegwerfen mußte, das zählt wohl nicht?"

Er zuckte zusammen, faßte sich aber rasch. „Sag das nicht noch einmal — tu's nicht! Ich rat's dir um deinetwillen . . . Aber so wahr es einen Gott im Himmel gibt — niemand ist reiner geliebt worden als du, niemand, hörst du! . . . Du magst einen Grafen, vielleicht einen Fürsten heiraten später. Aber wenn du mir zu sagen wagst, du hättest dich weggeworfen, so sage ich dir jetzt: ich habe mich weggeworfen — ich allein!"

Sie ordnete pedantisch langsam die Zügel, doch mit bebenden Händen. „Sie helfen mir vielleicht noch aufs Pferd, Herr Romeit."

Er schien es nicht zu verstehen.

„Nun, dann muß ich wohl allein hinauf."

Erst da besann er sich und bot ihr Knie und Hand wie ein Automat.

„Los!" Sie trieb das Pferd mit einem pfeifenden Hiebe zum Galopp an, ohne an eine Richtung überhaupt zu denken. Das aufgeregte Tier brach im Sprunge durch das hochragende Korn, hüben und drüben die Halme wie entsetzt zurückwogend. Erst als keuchend und schnaubend der große Schlag durchmessen, ward Modeste bewußt, daß sie Eyselinsches Korn niedergeritten. Die Lippen zuckten ihr noch von der häßlichen Szene.

Dann wurde sie auf einmal nüchtern, kalt. Sie dachte: ‚Dieses Ende ist schließlich das beste . . . Ein Ende mußte es doch einmal haben! Ich habe niemals auch nur geträumt, daß . . .' Sie ritt weiter, diesmal auf dem Wege und im Schritt. Der Horizont hing voller Wolken, die Ebene schimmerte grau. Die Regenstimmung war gekommen, ohne daß Modeste es merkte. Als der erste Tropfen ihr durch die dünne Seidenbluse schlug, fuhr sie aus schwerem Traum. Sie sah auf den bleifarbenen Himmel und sagte für sich: „Ich werde klatschnaß bis nach Hause." Der Ritt an dem Gewitterabend fiel ihr ein. Da zuckte eigenwillig die Lippe. „Nun reit' ich gerade weiter! Mag ich naß werden — ich habe eine recht kalte Dusche nötig."

Der Regen rieselte jetzt weich und warm. Das reifende Korn duftete, die staubigen Blumen am Weg atmeten auf. „Es sind nur noch acht Tage bis zum Ersten — Gott sei Dank! Ich werde ihn bis dahin freiwillig nicht mehr sehen. Und wenn er mir etwa Adieu sagen kommt, so soll er an mein Adieu denken! . . ." Sie trabte auf die Chaussee. An dem nächsten Baum lehnte ein halbwüchsiger Bursch im schmutzigen Arbeitsanzug. Der rechte Jackenärmel baumelte leer. Das verbrannte, trotzige Gesicht war Modeste fremd. Der junge Krüppel wollte ihr leid tun — sie nickte leicht — aber seine Hand hob sich nicht dankbar nach der Mütze, sondern das graue Auge nur stach trotzig zurück. Da tat er ihr nicht mehr leid.



Im Hafen von Borstel bei Hamburg
Nach dem Gemälde von Karl Holzapfel (Kassel)

Im Rücken das sehr rasche Rollen eines Wagens. Wahrscheinlich Enyseliner Fuhrwerk. Der Sommerrappe wurde unruhig, versuchte anzugaloppieren, sie zwang ihn zum Schritt. Heute floh sie nicht vor Falkner von Oed — heute nicht!... Nur der Mund murmelte gehässig: „Du bist doch an allem schuld, du! Schurke!" Da war auf einmal das Wagenrollen verstummt, Herr von Falkner mußte abgebogen sein. Floh er sie vielleicht jetzt zur Abwechslung? Modeste wandte sich im Sattel. Der Jagdwagen stand. Der Baron war abgestiegen und sprach mit dem halbwüchsigen Burschen, während der Kutscher hochmütig zusah. — Sie ritt nachdenklich weiter. Der alte Eller hatte vielleicht recht. „Die Armen und Elenden, die liebte er, die kamen zu ihm." — „Und wenn ich auch einmal arm und elend wäre? — Ich ginge lieber zum Teufel als zu ihm!" — Es stieg ihr heiß den Nacken empor. Und als im Augenblick das Wagenrollen hinter ihr wieder erklang, ließ sie dem Tier die Zügel und freute sich über den flüchtigen Galoppsprung ihres schnaubenden Renners und den verhallenden Hufschlag der Pferde hinter ihr. „Du sollst mir nie mehr vorbeifahren, wenn ich nicht will — nie mehr!" — Dem schönen Mädchen war es wie ein Triumph.

Aber als sie völlig durchnäßt in das Turmzimmer zurückgekehrt war, zu dem braunen Unhold, der ihr jubelnd entgegensprang, wurde ihr weinerlich zumute... „Ich habe mich doch weggeworfen — ich!... Und ich habe auch nicht mit ihm gespielt... Ich habe ihn lieb gehabt... Was ist denn in der Zwischenzeit eigentlich passiert? Am Ende hat er doch gewähnt..." Sie sprang auf: „Nein, das kann er nicht geglaubt haben!... Frau Inspektor Romeit — niemals!... Ich will lieber alle Todsünden begehen! — Es dürfte's nur keiner wissen..." Diesem Gedanken hing sie mit leuchtenden Augen nach. — Und plötzlich fing sie an zu weinen. War's Empörung, Enttäuschung, das Gefühl der wirklichen Verlassenheit, das ihr Herz vielleicht zum erstenmal empfand? — Aber sie mußte weinen.

*

Gegen Abend kam Frieda. Modeste saß noch immer in ihrer nassen Seidenbluse, die auszuziehen sie vollkommen vergessen hatte. Sie sah auch nicht auf, weil ihr die rotgeweinten Augen brannten.

„Du bist wohl sehr traurig, meine liebe Schwester?" höhnte Frieda.

„Ich wüßte wahrhaftig nicht warum... Uebrigens laß mich, bitte, ich habe Augenschmerzen!"

„Armes Kind! Und dabei habe ich dir eine sehr traurige Mitteilung zu machen. Dein Busenfreund, der Inspektor Romeit, geht nämlich nicht am ersten Juli, sondern er geht bereits morgen ganz in der Frühe. Diesmal war's denn doch zuviel! Er hatte sich zwar, wie du vielleicht am besten wissen wirst, die ganzen dreiviertel Jahre nicht viel um die Wirtschaft gekümmert, aber heute zog er es sogar vor, sich vierundzwanzig Stunden gar nicht drum zu kümmern. Da ließ ihm denn Papa durch den Hofmann sagen, daß er seiner Dienste wirklich nicht mehr bedürfte und den Vormittagszug morgen für die beste Reisegelegenheit halte. Auf Abschied würde gleichfalls verzichtet. — Und diesmal war's nicht etwa Papa, der den Ausschlag gab, sondern Mama. Denn wir brauchen wirklich keinen — wirklich keinen..."

„Ja, was braucht ihr denn wirklich nicht?" fragte Modeste müde zurück.

„Einen Inspektorschwager brauchen wir wirklich nicht..."

Modeste fuhr wie gestochen auf. „Unverschämtes Frauenzimmer!"

Aber Frieda hatte bereits die Türklinke gefaßt. „Ja, Inspektorschwager! Inspektorschwager!" höhnte sie noch einmal.

Darauf wechselte Modeste die Toilette sehr langsam und sehr sorglich, ehe sie zum Abendbrot hinunterging. Sie merkte recht gut, daß die Blicke von Mutter und Schwester argwöhnisch auf ihr ruhten. — Selbst der alte Knochenmehlhändler räusperte sich mißtrauisch... Aber der Stern von Barginnen war kein schlechter Komödiant, wo es galt! Sie blieb darum auch noch horchend an der Tür stehen, als sich die Eltern zu einer kleinen Besprechung in das Zimmer mit dem Grafenkalender zurückgezogen hatten.

„Lieber Mann, Frieda sagte mir schon neulich, als der kleine Judenjunge..."

„Laß mich mit dem Judenjungen!" knurrte der Alte.

„Lieber Mann, du siehst auf Modeste wie in einen goldenen Spiegel."

„Ich halte es eben für ganz undenkbar, Louise..."

„Ich ja auch eigentlich, lieber Mann."

Die Stimmen wurden leiser.

„Aber bedenke doch, in deiner eignen Familie..."

„Louise, erinnere mich nicht!" Modeste glaubte ihres Vaters Stimme noch nie so heiser und spröde klingen gehört zu haben. „Denn in diesem Falle würde für mich auch das liebste Kind tot sein, mausetot..."

In solchen Fällen war der alte Knochenmehlhändler tatsächlich ein Mann von Wort. Modeste wußte das und empfand gar keine Lust, mit dem Schicksal zu spielen. Dennoch blieb sie bis spät in die Nacht unten im Wohnzimmer. Sie dachte, „er" müsse noch kommen, unter irgendeinem Vorwand sich verabschieden, wenigstens von ihr. Sie wünschte diesen Abschied eigentlich nicht, sie fürchtete ihn vielleicht. — Aber daß er gehen könne ohne Abschied, das wollte ihr nicht in den Sinn.

Endlich mußte sie es glauben. Aber noch vom Turmzimmer spähte sie hinunter in die feuchtwarme Sommernacht, irgendeine träumerisch wandelnde Gestalt zu erblicken, in den Parkboskettts, dem Lindengang. Es regte sich aber nichts. Nur die Blätter schüttelten sich vor Regen, und die ersten Lindenblüten schickten weiche Düfte. „Ich bin eine Närrin!" — Sie war fertig mit dem Mann, dem sie doch niemals hätte angehören können. Ein Frühlingsstrom verrauscht, versiegt... Dennoch sehnte sie sich nach einem letzten Händedruck, einem letzten Wort, vielleicht nur, um beides kaltlächelnd zu refüsieren. — Sie schlief auch nicht, sie lag mit offenen Augen. Als der Hund gegen Morgen kratzte, nahm sie es als Omen, kleidete sich leise an und schlich hinunter.

Graue Dämmerung, feuchte Kühle, im Osten ein safranroter Lichtstreif. Modeste fröstelte, daß ihr die Zähne zusammenschlugen. Trotzdem blieb sie lange. Ging den Lindenweg auf und ab, horchte, stand lauschend an dem Seitenweg, wo sie ihn geküßt. Kein Laut, kein Mensch. — Als die Melkerinnen mit ihren Holzpantoffeln über den Hof trappten, schlich sie ins Turmzimmer zurück: „Na, dann nicht!" Und mit jeder Stufe, die sie emporstieg, verhärtete sie ihr Herz.

XIX

Das Kränzchen hatte sich für den Sommer in einen Reitklub verwandelt — Frau Murrmann präsidierte. Jedoch die eigentliche Königin war Modeste...

In Barginnen ein reges Kommen und Gehen: Der junge Pescatore, der auf Herrn Ellers Gut die Landwirtschaft lernen sollte, doch nach seines neuen Chefs Ansicht gänzlich unfähig, eine Kuh von einem Pferde zu unterscheiden, aber mit einem unfehlbar sicheren Blick für die „Marjellens" auf dem Speicher begabt war. — Weiterhin Herr von Häwel, der regelmäßig seinen Sommerurlaub bei den Gadebuschschen Damen zu verbringen pflegte, „ostpreußischer Linientrottel", wie Herr von Falkner kühl entschieden hatte, ohne jemals ein Wort mit dem guten dummen Jungen gewechselt zu haben. — Und zuletzt — geradezu das Ereignis der Gegend — Herr von Mieritz, Modestes Ballherr von einst, der urplötzlich zu den Insterkosaken versetzt worden war, um das Grenzregiment mit seinen Gardekürassierallüren zu veredeln. Zurzeit weilte er in Bussardshof, wo der vereinsamte Gutsherr über Frau und Tochter knurrte, die beide wegen Judiths ernstlich angegriffener Gesundheit nach Honnef am Rhein gegangen waren.

Die Unterhaltung zwischen den beiden Herren begann auch regelmäßig in demselben Stil: „Und mein Gichtbein? — Kein Mensch bekümmert sich drum... Heirate nicht, Fritze! — Macht nur im allerersten Anfang Spaß — dann aber wird man abgetan, wie der Mohr im Othello oder im Fiesco... weiß der Deiwel, ob's der Schiller oder der Shakespeare verbrochen hat... Nee, lieber Junge — wir sind ja unter uns Jungfrauen — so 'ne janz kleine oder meinetwegen auch 'ne janz jroße Amour mit 'nem hübschen ‚Mächen' lohnt entschieden mehr! Werde uns mal die kleine Modeste einladen mit dem ollen Schweinehund als Appendix... Hat übrigens Jroschens, die Jöhre, kolossale Jroschens! Verliebter Racker nebenbei... Und wenn's denn durchaus sein muß, heirate sie auch meinetwegen — das heißt, wenn die Manichäergesellschaft durchaus nicht länger prolongiert. Denn Reichsjräfinnen mit Zechinen gehen jrundsätzlich nich nach Insterburg."

Der alte Bussard lachte darauf sehr befriedigt, während sein Neffe Mieritz lächelte, jedoch viel weniger befriedigt.

„Schließlich, Onkel.."

Aber der Alte winkte ab: „Nee, lieber nich: ‚schließlich'! Weiß, worauf du 'raus willst, mein Junge. Judith, nich wahr?"

„Aber Onkel!"

„Lieber Junge, hab dich nich! Wegen deiner vorzüglichen Wirtschaftsführung bist d' nicht nach Insterburg versetzt worden — und von wegen meiner schönen Augen bist d' nicht nach Bussardshof auf Urlaub jekommen..."

Darauf beschloß Herr von Mieritz, sich Modeste Lindt doch etwas näher anzusehen. Die junge Dame war hübsch, elegant; sie ritt für eine Anfängerin fabelhaft schneidig — Eigenschaften, über die der Gardekürassier noch vor Jahresfrist sehr kühl gedacht hatte, mit denen aber der Insterkosak zu rechnen gezwungen war.

Modeste empfing diesen Löwen keineswegs kalt. Sie hatte unter der Vergangenheit gelitten, weit mehr, als sie vor sich selbst wahr haben mochte. Jetzt war das abgetan. Keine Liebestorheiten, keine Mädchenphantasien mehr — sondern vernünftig das Lindtsche Schicksal gewählt, dem sie ja doch nicht entging! Und je eher, je besser! Nur nicht denken, nur nicht grübeln, — viel besser lustig ein Leben leben, das nur lustig ein Leben ist! Darum schwamm der Stern von Barginnen leichter und sicherer als je in dem seichten Fluß, für den er bestimmt schien.

Und es war auch eine Lust zu leben in dem schönen, klaren litauischen Sommer, der bereits das Korn gereift hatte und jetzt den Weizen bleichte — durch Feld und Wald zu streifen als kecke Führerin einer jungen Mädchenschar, die kindlich wähnte, ihre kleine Welt sei die Welt überhaupt.

*

Einmal — der Sommerrappe streckte sich im Galoppsprung so mächtig, daß nur Herrn von Mieritz' geübte Reitkunst neben ihm aushielt — hätte sie beinahe das „Glück" erhascht.

„Wer hat Ihnen eigentlich das kolossal schneidige Reiten beigebracht, gnädiges Fräulein?“ fragte er.

„Irgend jemand,“ scherzte sie. „Irgendein Inspektor, glaube ich ... Das ist ja auch so gleichgültig!“

„Aber warum reiten Sie denn auf einmal Karriere? — Mein Brauner tut nächstens auch nicht mehr mit ... Und haben Sie die Gnade, sich einmal umzusehen! Das Feld galoppiert ja vollkommen zerrissen. Die Stute von Fräulein von Gadebusch roart bis hierher.“

„Dann bleiben Sie doch zurück, Herr von Mieritz! ... Wenn Ihr Herz bei Martha so engagiert ist ...“ spottete sie.

„Aber es ist ja gar nicht dort engagiert — im Gegenteil ... Ich habe durchaus nicht die Absicht, dem guten Häwel ins Handwerk zu pfuschen. — Ich reite mit Ihnen allein am liebsten, gnädiges Fräulein.“

Da lächelte sie kokett: „Meinen Sie das wirklich so, Herr von Mieritz?“

„Aber warum eigentlich nicht? ... Ich kann Ihnen sogar versichern, gnädiges Fräulein ...“

Er hatte sein Pferd so nahe herangedrängt, daß sie seinen Atem auf der Wange spürte. Da parierte sie plötzlich zum Trab durch: „Dort kommt gleich eine Brücke, Herr von Mieritz. Wir müssen vorsichtig reiten.“

„Sie denken in der Tat, gnädiges Fräulein ...“

„Nein, ich denke gar nichts,“ antwortete sie mit veränderter Stimme. „Aber es ist eine Knüppelbrücke und sehr morsch. Die Pferde könnten leicht durchtreten.“

Herr von Mieritz sah seine Dame von der Seite an: „Sie sind unbegreiflich, gnädiges Fräulein.“

Modeste zuckte die Achseln: „Ich meinte sonst immer, daß gerade dies Unbegreifliche die Herren der Schöpfung besonders interessierte.“

„Bis zu einem gewissen Grade ja,“ pflichtete er bei. „Aber bei Ihnen weiß man nie, wie man daran ist ... Erst denkt man ...“

Darauf hielt sie sich lachend die Augen zu: „Denken Sie nicht! Tun Sie mir den einzigen Gefallen! ... Machen Sie es lieber wie ich: Wenn ein Gedanke kommt, dann stecke ich rasch den Kopf in den Sand, wie der gute Vogel Strauß — und weg ist er! ... Da kommen übrigens die andern ... Glauben Sie wirklich, daß Herr von Häwel seine Riesencousine anbetet?“

Herr von Mieritz schien pikiert. „Ich glaube gar nichts, mein gnädiges Fräulein.“

Sie lachte wieder. „Dann tun Sie genau dasselbe wie ich auch, Herr von Mieritz! ... Uebrigens sind Sie mir böse?“

„Das kann ich leider gar nicht sein. Aber Sie haben so 'ne merkwürdige Art ...“

Da reichte sie ihm, noch immer lächelnd, die Hand herüber: „Nicht böse sein, nicht böse sein!“ Und zugleich rief sie über ihre Schulter weg den nachfolgenden Reiterinnen zu: „Reitet doch nicht so schrecklich langsam! ... Es hätte beinah' ein Unglück gegeben.“

Die kleine Meyners, die mit ihrem Bräutigam die nächste heran war, nahm sofort Modeste beiseite: „Du, ihr habt euch vorhin die Hand gegeben ... Ihr dachtet natürlich, ihr wäret allein ... Seid ihr ...? — Es würde mich furchtbar freuen.“

„Ja, es würde mich auch furchtbar freuen — furchtbar, liebe Annie!“

Modeste wollte noch weiterhöhnen, da kam auch schon das Gros gesprengt. Der Federhut der Frau Murrmann nickte. Die kluge Dame, deren alter Wallach nicht mehr auf jugendliche Reitkünste eingerichtet war, fragte zornig: „Wo sind wir eigentlich?“

„In Litauen,“ gab Modeste schnippisch zurück.

„Es scheint mir auch so,“ pflichtete Herr von Mieritz bei.

Das war dem wippenden Federhut zu viel. „Dieses unvernünftige Gejage! Ich bin so wie so katarrhalisch affektiert ... Das ist überhaupt kein Samowarvivre, meine Herrschaften!“

Darauf blieb der Kavalkade natürlich nichts weiter übrig, als in ein ersticktes Gelächter auszubrechen, in das Frau Murrmann zu guter Letzt selbst mit einstimmte. Sie hatte zuweilen lichte Augenblicke, wo sie sich ihrer unseligen Leidenschaft für falsche Fremdwörter bewußt ward; aber sie konnte ebensowenig davon los, wie ein Trunkenbold von der Schnapsflasche.

Ueber das Vorwerk ging's heim nach Barginnen, wo das gemütliche Abendbrot genommen werden sollte. Herr von Mieritz und Modeste Lindt ritten wieder beieinander — diesmal aber schweigsam und mit laschem Zügel. Bedauerten sie beide, den Tag nicht besser genützt zu haben? ... Nächste Woche kehrte der „Insterkosak wider Willen“ zum Regiment zurück; acht Tage später verschwand auch der junge Häwel. Damit zerfiel naturgemäß der Klub, und das alte einsame Leben begann wieder. Und jetzt fragte sich Modeste, verwundert über sich selbst, warum sie dem Mann das entscheidende Wort immer so jäh abgeschnitten hatte. Eigentlich mochte sie ihn gern. Er war sehr gewandt, sehr korrekt, haßte Litauen und galt allen als ein Falkner von Oed im kleinen, freilich ohne den gewissen geheimnisvollen Reiz, der den Panierherrn von Eyselin noch immer umfloß.

An einem Tümpel am Weg scheute der Sommerrappe plötzlich, wollte durchgehen — aber Modeste ließ sich die Zügel nicht nehmen. Gleichzeitig erhob sich aus den Binsen der alte Eller in wahrhaft räuberischem Jagdkostüm, den Lodenhut verschwitzt, die Leinenbluse verschlissen.

„Machen Sie mir die Enten doch nicht scheu, gnädiges Fräulein!“ rief er langsam näher kommend.

„Da sitzt man und sitzt man stundenlang ...“ Im Schilf schwirrte es, eine Ente strich knarrend ab. „Sehen Sie, da fliegt mein Sonntagsbraten!... Aber schad' nischt!“ Und er begrüßte mit komischer Devotion den Trupp. „Reiten Sie nur so 'n armen alten Bauern nicht gleich in 'n Dreck, wie im Mittelalter!“ Und zu dem jungen Häwel gewendet, der mit einem Riesenmonokel prunkte, meinte er blinzelnd: „Sagen Sie mal, Herr Leutnant, sind Sie eigentlich mit dem Glasaug' auf die Welt gekommen? — Ah so! Das ist ja 'n Monokel! Können Sie denn auch schon niesen damit? Voriges Jahr, denke ich, trugen Sie 's auf dem andern Aug'? ...“

Die Damen lachten, und der Leutnant schaute etwas finster drein.

Darauf beschäftigte sich der alte Litauer eingehend mit Modestes Pferd. „Edler Gaul geworden ... Und eine Reiterin! Ich glaub' wohl, daß dem Duschack, dem Romeit, die Reitstunden Spaß gemacht haben ... So 'ne Schülerin kriegt man nicht jeden Tag zwischen die Finger.“ Er drohte lächelnd. „Haben Sie auch immer gut gehorcht, gnädiges Fräulein? — Ich denk' ja. Ritten immer so hübsch nah' beieinander ... Nu kommt jetzt zur feineren Ausbildung der Herr Leutnant von der Garde! — Löst eben immer im Leben einer den andern ab.“

Jedoch Modeste antwortete auffallend feindlich: „Lassen Sie diese Scherze!“

„So bös' auf einmal?“ lamentierte er. „Ach Gott, am End' krieg' ich auf meine alten Tage noch Haue mit der Karbatsch'!“ Und er tauchte wieder in das Schilf zurück. Von da rief er den Abreitenden nach: „Sagen Sie Ihrem Papachen, Fräulein Modeste, daß die Fohlen morgen früh von der Bahn abzuholen sind! ... Er soll doch den Inspektor schicken ... Oder kommen Sie lieber selbst — aber kommen Sie wirklich!“

Als die Kavalkade vor dem Barginner Schloßportal abgestiegen war, sagte Herr von Mieritz zu der sehr finster dreinschauenden Modeste: „Gnädiges Fräulein, Ihnen bekommt das wilde Reiten am Ende doch nicht.“

„Daß ich nicht wüßte!... Im Gegenteil ...“ Sie wurde im Augenblick sehr lustig. „Sie dürfen mich sogar zu Tisch führen, Herr von Mieritz.“

Das Abendessen war denn auch sehr amüsant und Modeste von überschäumendem Lebensmut. Der frühere Gardekürassier wagte aber keinen zweiten Vorstoß mehr, was den Stern von Barginnen schier verwunderte.

„Gefalle ich Ihnen so besser, Herr von Mieritz?“

„Ja und nein, meine Gnädigste. Als ich meine ersten tausend Taler glücklich verjeut hatte, war ich ungefähr in derselben Stimmung wie Sie heut.“

Indessen erging sich der alte Knochenmehlhändler an der Spitze der Tafel in hippologischen Plaudereien. Er hatte zuweilen einen trockenen Humor, den niemand bei ihm vermutete und der deshalb um so mehr die Lachmuskeln reizte.

„Uebrigens, Modeste,“ rief er zu der Jugend herüber, „der alte Pisang hat also gesagt, daß die Fohlen schon morgen ankämen? — Da könntet ihr mitfahren, Kinder. Kleiner idyllischer Bahnhof. Und da du inzwischen ja eine große Reiterin geworden bist, wie ich allgemein höre, so wird dich so ein Fohlentransport schließlich auch interessieren ... Verschiedene größere Güter verladen da. Bin selbst neugierig ... Aber zu dem Zweck müssen wir natürlich höllisch früh 'raus ... Wollen Sie mitkommen, Herr von Mieritz?“

Der frühere Gardekürassier ließ die Frage offen. Er war kein Mensch, der sich unnötig engagierte. Heute gefiel ihm aus Instinkt Modeste gar nicht.

Als die Gesellschaft früh wieder abgeritten war, nahm der alte Lindt in einer Anwandlung von Stolz und Zärtlichkeit den blonden Kopf seiner jüngsten Tochter zwischen beide Hände.

„Machst du dir was aus dem Mieritz, Kind? ...“

„Ja ... nein ... ich weiß nicht recht, Papa.“

„Kurz und gut, wenn er dir gefällt, brauchst du nicht erst besonders Mama oder mich zu fragen. Er hat in Berlin 'ne Dummheit gemacht, und es sollte ihm mal ad oculos demonstriert werden, daß der Garde doch schließlich nicht alles durchgeht. Im übrigen ist es, wie ich genau weiß durch Oed, eine sehr vornehme, freiherrliche Familie. Geldmajorat und so weiter, der betreffende Onkel Rückenmärker, also doch in greifbarer Nähe alles ...“

Modeste machte ein etwas gelangweiltes Gesicht. „Gott, Papa, vorläufig hat er ja noch gar nicht angehalten. Und ich habe auch gar keine Eile ...“

„Sollst du auch gar nicht!“ meinte er versöhnlich und gab ihr den Kopf frei. „Ich hatte nur so bei Tisch den Eindruck, als wenn ihr beiden euch recht gut miteinander behagtet ... Ich will auch nicht immer als Tyrann und Geizhals verschrien sein, weil ich's in der Tat nicht bin ... Ich möchte im Gegenteil die Meinen glücklich machen, und dich ganz besonders, mein blonder Liebling. Und eben darum sollst du wählen, wie dir's ums Herz ist.“ Er küßte sie väterlich aufs Haar.

„Papa, du bist heute so merkwürdig milde.“

„Bin ich immer, liebes Kind. Werde leider nur oft verkannt ... Und nun geh zu Bett, mein Liebling! Und wenn du einmal in den nächsten Tagen als eine ganz andre aufwachen solltest, so wundere dich weiter nicht!“

Modeste wiegte verwundert ihr Haupt. „Andre? Aufwachen? ... Was meinst du eigentlich? ...“

„Das wird die Zukunft schon ausweisen.“

Modeste aber ging noch einmal hinunter in den Stall, nach dem Pferde zu sehen, das sie sehr liebte. Der braune Unhold war jetzt bei einem Förster in Dressur — zuweilen bangte sie

sich auch nach dem Tier. Nachdem sie den Sommerrappen in seiner Box genügend gestreichelt und mit Schmeichelnamen belegt hatte, ging sie nachdenklich zurück in das Turmzimmer. Während des Gehens sagte sie wie geistesabwesend: „Ich bin heut zum letztenmal geritten.“ Und gleich darauf tippte sie sich erwachend auf die Stirn. „Ich bin verrückt, reell verrückt! . . .“

XX

Der kleine Bahnhof, auf dem die Fohlen ankommen sollten, lag wohl drei Meilen weit von Barginnen. Darum hielt schon morgens um sechs Uhr der Jagdwagen vor dem Schloß. Die jungen Braunen knirschten ins Gebiß, der neue Kutscher mit seinem Tressenhut saß steif und hochmütig, die Peitsche kerzengerade auf dem Schenkel. — Seit einigen Wochen schien nämlich ein Geist der Verschwendung über Barginnen gekommen. Zur Verwundrung von Mutter und Töchtern war dem Alten nichts mehr feudal genug. „Es ist nun einmal der Zug der Zeit, gegen den ich mich lang' genug gesträubt habe,“ pflegte er zu sagen. „Und wer der Zeit dient, der dient bekanntlich ehrlich, Kinder!“

Er gestattete auch heute nicht, daß sich Modeste auf den schmalen Rücksitz setzte, um Vater und Schwester den bequemen Fond zu lassen, wie natürlich. „Nein, Modestchen, da laß mich hin! Damen gehören immer in den Fond,“ belehrte er lispelnd. „Ich habe neulich gesehen, wie der alte Graf Tramburg bei geschlossenem Landauer in einem wahren Hundewetter neben dem Kutscher auf dem Bock saß, weil sonst wahrscheinlich die Kindergärtnerin das etwas feuchte Vergnügen hätte haben müssen . . . Wenn man gewissermaßen zum Adel gehört . . .“ Die Schwestern sahen sich verwundert an — „Das heißt natürlich seiner königstreuen Gesinnung und den Familientraditionen überhaupt nach,“ verbesserte er sich voll Würde und stieg steifbeinig ein.

Im letzten Moment jedoch sprang Modeste schnellfüßig zum Kutscher auf den Bock und rief: „Fort, fort! Ich markiere heute zur Abwechslung den alten Grafen Tramburg — und der Papa zur Abwechslung die siebzehnjährige Kindergärtnerin.“

Darauf ließ sich der Alte freundlich knurrend im Fond nieder. „Ist doch 'ne nette Marjell — 'ne nette Marjell! . . . Immer lustig, immer schick! — Du dagegen, Frieda, immer muffig! Kann das nicht leiden. Strahlender Sommermorgen und solch gekniffenes Gesicht . . .“

„Ich wollte ja auch gar nicht mit,“ erwiderte Frieda achselzuckend.

„Jetzt bist du aber mit — und nun mach auch gefälligst das Gesicht danach!“

*

Es war in der Tat ein strahlender Sommermorgen. Die Sonne hell und heiß am hohen Himmel, über der lachenden Flur der frische Tauduft, das feuchte Windfächeln. So weit das Auge reichte — Leben, Licht. Das Korn stand in Hocken — gelb, dicht, ein erdrückender Erntesegen. Unter surrender Sense sank der ährenschwere Weizenwald. Und der Hafer zischelte froh, und die Gerste wogte weich. — Es war fast derselbe Weg, den Modeste im Herbst mit Herrn Romeit gegangen: der Sommer hatte gehalten, was der Herbst einst versprochen . . . Und wieder mischte sich mit dem süß-starken Geruch der reifenden Frucht der dumpf-schwere Brodem der Brachen. Es war wie ein Memento. — Und Modeste starrte finster vor sich hin. Das Leben war doch eigentlich nichts als eine einzige große Treulosigkeit und Lüge. Sie dachte an den Ritt gestern mit Herrn von Mieritz, an ihre seltsam wechselnden Stimmungen. Ein Wunsch, kaum gewünscht — und schon bebte sie vor der Erfüllung. — Auch Herrn von Mieritz liebte sie ganz gewiß nicht!

Wo der Eichenwald wie eine dunkle Zunge in die Fruchtebene hineinleckte, kamen schwerschwankende Erntefuder angetrabt. Staub wallte über goldigem Flimmer.

„So 'ne Ernte tut dem Herzen wohl!“ lispelte der Alte, und Frieda, die das Land nun einmal nicht liebte, nickte gleichgültig dazu.

Aber Modestes Blick suchte zwischen den Waldbäumen hindurch nach der großen Blöße mit ihren singenden Stämmen. Ob sie sich noch so fest umschlungen hielten wie damals im Frühling? — Und sie mußte selbst über ihre Kinderei lächeln.

Bei den Roßgärten am Vorwerk ließ der alte Lindt halten. Die Jährlinge rupften emsig die mager gewordene Weide. „Ja, heute möchte ich den Romeit so bei der Hand haben!“ brummte er. „Hat zwar die Absatzfohlen nicht gekauft, aber weiß Gott, ob sie was taugen. Ist und bleibt doch Schwefelbande, die Kerls!“

Modeste wandte sich wie gelangweilt weg: „Warum halten wir eigentlich hier? Wegen dieses miserabeln Jahrgangs, den dir der Händler angeschmiert hat und von dem die Hälfte hustet?“

Der Alte winkte resigniert dem Kutscher weiterzufahren. Aber gerade jetzt schaute das schöne Mädchen heimlich zurück nach den Roßgärten — und wie diesmal eine Zweijährige aus der weidenden Schar sich löste und hellwiehernd mit gehobenem Schweife den Drahtzaun entlang nachgaloppierte . . . Dies Bild hielt sie am längsten. Und das Mädchenträumen, das sie doch so klug begraben, kam in törichten Wellen über sie . . . Wenn „Er“ zurückkäme — aber nicht als Inspektor, sondern als vornehmer Mann, meinetwegen sogar als Königssohn, der so lange Versteckenspielt wie im Märchen, nur um die Angebetete zu erproben . . . Und wenn dann der

Alte mit öligem Lispeln zu ihr sagte, diesmal aber sehr freundlich: ‚Liebe Modeste, Herr Romeit, alias Graf Tramburg von der märkischen Linie, bittet um deine Hand . . .‘ — Modeste, der diese Phantasie sehr lebendig geworden, war sich ganz klar, daß sie trotz des feindlichen Abschieds den Verlornen warm, sehr warm an ihr Herz drücken würde — und nicht nur, weil es ein wirklicher Graf!

Aber als sie über ein Stück Steinpflaster auf dem neuen Vorwerk rasselten, erwachte sie aus ihrem Traum. Sie erkannte sehr wohl die Stelle, wo Herr Romeit damals aufgestiegen war — doch es wurde ihr nüchtern zu Sinne. Und als der Alte, auf einen Reiter zeigend, der sich scharf von dem Horizonte abzeichnete, mit Respekt sagte: „Das ist der Baron aus Eyselin! Hat sich allerdings ganz eingekapselt und verkehrt nur noch mit Berliner Kameraden — aber das muß ihm der Neid lassen: was er anfaßt, das geht. Kolossalen Blick, der Mensch, auch in der Landwirtschaft!" — Da schaute Modeste fast höhnisch drein und ein häßliches Wort schwebte ihr auf der Zunge. Der gute Traum verflog dem Stern von Barginnen immer gar rasch vor der bösen Wirklichkeit.

Dann kam ein sandiger Weg. Die Sonne fing an zu brennen. Während die Räder mahlten und die Pferde prusteten, überkam Modeste ein Gefühl tödlicher Müdigkeit. Wie durch einen Dunstschleier glitten hüben und drüben die Felder vorüber. Korn und wieder Korn, die langen Hockenreihen einförmig, endlos — dann Weizen, aber dürftig, von Kornblumen ganz blau — zuletzt Lupinen mit dem süßlichen Duft.

„Halten Sie einen Augenblick, Friedrich!" mahnte der Alte. „Es sind teure Pferde."

Modeste erwachte aus ihrem Halbschlummer, sah sich verwundert um. Ihr erster Blick fiel auf den Vater mit den beiden tief eingegrabenen Geizfalten und die Schwester mit den blassen Augen und dem mürrischen Mund. Weiter die schwer keuchenden Pferde und das armselige Lupinenfeld — alles getaucht in Glut und Schweigen. Und da überkam sie eine Angst vor der Zukunft, vor sich selbst, daß sie wie verstört murmelte: „Herr Gott, laß mich doch nicht in dieser Einöde verkommen!"

Der Alte sagte gerade freundlich: „Schlaf nur ruhig weiter, Modeste! Es ist nicht mehr weit."

Aber Modeste schlief nicht mehr. Sie schaute unverwandt nach dem dunkeln Waldstreifen, der das Ziel sein sollte und der schemenhaft an dem weißlich zitternden Hundstagshorizonte aufstieg.

Endlich! — Noch ein lehmiger Hohlweg, ein Aufstöhnen der Federn in den ziegelharten Geleisen. Dann blitzten Schienenstränge, eine Rangiermaschine dampfte schwerfällig. Zwischen hellen Kiefernstämmen tauchte das rote Dach der Station auf.

Es war ein verlorener Posten offenbar. Ein verwaschenes Bahnhofsgebäude — ein brauner Güterschuppen. Gegenüber der schmierige Krug, hinter dem Plankenzaun des Hofes grunzende Schweine. Sonst nur schwüler Kiefernwald und dürstende Ebene.

Am Güterschuppen standen die Fohlenwaggons. Die Hufe dröhnten, das Wiehern hallte. Auf der Holzrampe davor schwitzende Arbeiter, dazwischen eine fettige Uniformmütze. Durch den hellen Laut der geängstigten Tiere der dumpfe Knechtsfluch. — Etwas abseits hielten zwei Reiter, von den Waggons halb gedeckt. Ein Fuchs und ein Rappe, beide unruhig schnaubend, vom schwirrenden Ungeziefer gepeinigt. Plötzlich keilte der Fuchs hoch aus, und der Rappe scheute im Sprunge zur Seite.

„Ja, bleiben Sie nur in respektvoller Entfernung, Herr Romeit!" sagte eine Herrenstimme. „Weiß der Teufel, was mit dem Schinder los ist! Er hat mir gestern nacht schon die ganze Box zerkeilt."

„Er verträgt die Bremsen nicht, Herr Baron," antwortete Herr Romeit. „Aber das ist noch ein Waisenknabe gegen den Rapphengst hier, den ich nicht mal mit Sporen reiten kann, so kitzlich ist er. Heute habe ich's allerdings zum erstenmal wieder versucht. Lernen muß er es schließlich doch." Dabei berührte das linke Sporenrad tastend die Weiche; das Tier begann auf der Stelle zu steigen. Aber sein Reiter lachte hart. „Entweder du oder ich! Wir werden ja sehen."

In dem Augenblick fuhr der Barginner Wagen vorüber. Modeste empfand eine Anwandlung von Schwindel. Eine Begegnung mit den beiden Männern — unmöglich! . . . Dann dachte sie wieder an Friedas hämisches Lächeln und sagte für sich: „Ich werde es ertragen — ich will's sogar!" Sie saß auf einmal kerzengerade, die Augen kalt, die Lippen geschlossen.

Als sie zu dem Bahnhofsbüfett gingen — eine Schale mit Soleiern, ein Teller mit Flundern neben den Schnapsflaschen der einzige Luxus —, tauchte der alte Eller seelenvergnügt aus dem schalen Bierdunst auf. „Ah, sieh da! Das Schloßfräulein. Die Gradlauker Haltestelle wird Mittelpunkt der eleganten Welt." Er fuchtelte mit einem Tischmesser. „Daher auch die schönen Flundern! . . . Ich sitz' hier schon seit Uhre sieben und verschling' immer einen Fisch nach dem andern, und immer gewissenhaft auf jedes Flunderchen ein Tulpchen gesetzt. — Die tüchtigen Landwirte wie der Eyseliner und der Romeit, die laden in der Zwischenzeit ihre Füllen aus. Ich hoff', sie werden bei der Gelegenheit meine paar Dingerchens auch mitnehmen . . . Nur immer langsam voran! Der Romeit hat sich schon glücklich die Kehle heiser geschrien, und der Baron ist infolgedessen womöglich noch um einige Grad vornehmer geworden. — Hören Sie doch nur! Diesmal aber schreit zur Abwechslung der Baron." Der kleine bewegliche Herr öffnete auch gleich das Fenster und

rief über die Schienen weg nach dem Güterschuppen zu: „Romeit, Mensch, lassen Sie doch dem Kret, dem Rappen Luft! Er schmeißt sich sonst hinten über."

„Das hab' ich ihm auch gesagt," hallte Herrn von Falkners Stimme zurück. „Er will aber nicht nachgeben, und wenn er sich den Hals dabei brechen sollte."

„Na, die Geschicht' wird gut!" rief der alte Eller wieder. „Sind Sie lebensüberdrüssig, Romeit?"

Doch der Reiter antwortete nur mit einem verbissenen Fluch. Unwillkürlich hatten sich alle vier zum Fenster gedrängt, das aufregende Schauspiel zu sehen. Herr Romeit hielt auf der Holzrampe dicht vor den Waggons, tief aus dem Sattel gebeugt, ein Fohlen am Halftergurt zerrend, das wie wahnsinnig schnob und bäumte. Und der junge Rapphengst, unruhig von dem dumpfen Hallen der Hufe auf dem Holz, von dem Wiehern und Schreien in den Waggons, begann zu steigen, zu schlagen; und je mehr das Fohlen sich mühte, loszukommen, um so fester umklammerte der Schenkel des Reiters das eigne Pferd. — Der erste scharfe Sporendruck, vielleicht ungewollt — und der Hengst stand kerzengerade ... Eine Bewegung noch — und er begrub, sich überschlagend, den störrischen Reiter ... Modeste stand das Herz still.

„Das Fohlen loslassen!"

„Dem Gaul mehr Luft!"

Aber Herr Romeit wartete weder den wohlgemeinten Zuruf des alten Eller noch die Warnung Herrn von Falkners ab, sondern auf die Gefahr hin, in der nächsten Sekunde ein verstümmelter Leichnam zu sein, stieß er jetzt dem Tier die Sporen tief in die Weichen. — Ein Moment des Stutzens, der Modeste den letzten Blutstropfen aus den Wangen trieb — dann schoß das Pferd in langem Sprunge davon. Von der Rampe auf die Schienen, wo dem fast erwürgten Fohlen das Halfter riß — über die Schienen weg, auf den Plankenzaun des Kruges zu ... Der Reiter, der seine Geschicklichkeit und seine Vernunft wieder gefunden zu haben schien, versuchte zu parieren. Vergebens!

„Er geht dir aus der Hand — er geht dir aus der Hand!" rief in dem Augenblick Modestes Stimme.

Die Antwort: das schwere Krachen von Holz — ein dumpfer Fall ...

„Um Gottes willen, er ist tot! ..." Modeste schrie es fast.

Einen Augenblick später aber galoppierte der Durchgänger drüben auf der Waldwiese weiter, blutend, das Zaumzeug zerrissen; sein Reiter noch im Sattel, aber schwankend, ohne Bügel ... Beide verschwanden im dichten Stangenholz.

Modeste tanzten die Lichter vor den Augen ... Sie mußte sich setzen, um nicht ohnmächtig zu werden; auch die andern standen wie versteinert. — Nur Herr von Falkner war ruhig drüben halten geblieben und klopfte seinem Fuchs den Hals.

„Warum reiten Sie ihm nicht nach, Herr Baron?" rief der alte Eller, empört über diese Gleichgültigkeit.

„Weil es alte Reiterregel ist, mein lieber Herr Eller: Niemals nachreiten! ... Oder soll ich ihm den Schinder noch verrückter machen, daß der sich und ihm den Schädel unbedingt einrennt in dem Stangenholz?" Zugleich zu den Leuten: „Jetzt fangt mir erst das Fohlen ein, Kerls, was davongelaufen ist!" Er selbst aber ritt gemächlich in der Richtung des Waldes weiter.

Indessen war im Wartesaal die schwüle Stimmung etwas gewichen.

„Ich denk', es wird nicht so schlimm sein!" meinte der alte Eller besänftigend.

Herr Lindt pflichtete bei: „Ich dachte im ersten Augenblicke, der Gaul würde uns direkt hier ins Fenster gelaufen kommen ... Das wär' 'ne nette Geschichte gewesen!"

„Siehst du, das kommt von Landpartien!" meinte Frieda schnippisch.

Aber Modeste fragte, immer noch auf dem Stuhle sitzend, wie geistesverwirrt: „Sagen Sie, Herr Eller, ist er tot oder nur schwer verwundet?"

Der alte Eller lehnte sich darauf weit aus dem Fenster und machte ein tief bekümmertes Gesicht, als er zurückkehrte: „Tot! Mausetot!" — Modeste biß die Zähne zusammen — der alte Vokativus aber fuhr pfiffig blinzelnd fort: „Das heißt: dahinten kommt er gerade angewankt — zwar nicht mehr hoch zu Roß und etwas schwankend, aber sonst ganz kreuzfidel ... Der Baron hat ihn sich doch noch gegriffen. — Und jetzt, wo alles so glatt abgegangen ist, muß der Kret auf der Stell' 'ne Bowle stiften! Hatt' nämlich behauptet, daß ihn kein Schinder in seinem Leben unterkriegen würde. Ja, ja ... Hochmut kommt vor dem Fall ..."

„Oder besser: Unkraut verdirbt nicht," korrigierte der alte Knochenmehlhändler.

Modeste war aufgestanden. „Wo ist er? Ich möchte ..." Da besann sie sich zur rechten Zeit und machte ein verdrießliches Gesicht. „Es ist alles diese gräßliche Hitze ... Geben Sie mir doch ein Glas Selters!" — Sie vermochte aber nur in ganz kleinen Schlucken zu trinken. Während sie so scheinbar gleichgültig dasaß, horchte sie doch auf, als der alte Eller erzählte, daß Herr von Falkner dem Romeit die Stelle bei dem Grafen Tramburg persönlich besorgt habe. „Kriegt ungefähr das Doppelte wie bei Ihnen, Herr Lindt! — Daran können Sie übrigens die echten Edelleute erkennen. Wenn die auf einen was halten, dann tun sie auch was für ihn — und zwar ganz ungebeten. Denn der Tramburger Graf hat sich den Romeit geholt, und nicht der Romeit den Grafen."

Später kam Herr von Falkner selbst in den Speisesaal, begrüßte flüchtig die Damen und nahm sich den alten Eller vertraulich in eine Ecke. „Also, liebster, bester Herr Eller, ich habe mir

einen kleinen Uebergriff gestattet und über Ihren Wagen auf eine Stunde disponiert. Der Romeit nämlich wollte durchaus auf dem total lahmen Gaul noch nach Hause reiten — das wäre aber Tierquälerei gewesen für beide Teile — und da habe ich den guten Mann in Ihren Wagen gepackt. Es ist ja nur ein Katzensprung bis nach der Tramburg. Entweder kommt er nun mit einem heilen Anzug zurück, was aber Blödsinn wäre, denn seine Leute werden mit den paar Fohlen schon allein fertig — oder er legt sich einige Stunden aufs Ohr, was ihm bei dem Sturz nichts schaden könnte ... Sagen Sie mal: was war dem Kerl eigentlich auf einmal? Wie von der Tarantel gestochen! ... Sonst so 'n vernünftiger, ruhiger Reiter, um den 's jammerschade ist, daß er nicht Kavallerist geworden."

Der alte Eller dienerte und schmunzelte. „Aber Herr Baron, gibt ja für mich gar keine größere Ehr', als wenn Sie über meinen Wagen verfügen! Und was den Kret, den Romeit, anbetrifft — der ist und bleibt dammlig!"

*

Die Herrschaften wandelten später noch gemeinsam nach dem Kruge hinüber, wo der alte Eller, der trotzdem der erste auf dem Platze gewesen war, seine und die Lindtschen Fohlen bereits eingestellt hatte. „Hab' ihnen noch ein Huschchen Klee geben lassen. Drei Meilen Landweg und dann die Sehnsucht nach der Mutter ... So 'n Pferdsmarkt ist doch eigentlich 'ne Grausamkeit! Das verzweifelte Gewieher von der kleinen Gesellschaft und das Halstergereiße von den Stuten ... Eh!" Dann wandte er sich zu Modeste: „So still heut, gnädiges Fräulein? ... Ja, die Damen haben eben alle Nerven! Das gab's zu unsrer Zeit nicht. Das sind so neumodische Erfindungen, wie das Telephon und der Telegraph und die ‚Elektrische'. Ich in meinem Bauernverstand mein' immer: Früher, wo die Leut' in der Postkutsch' bei jedem Lehmloch sich gleich umzech um den Hals fielen, da gab's weniger Nerven, aber mehr Verlobungen. Nicht wahr, Herr Lindt? Sie sind doch auch noch aus der Postkutschenzeit? Oder haben Sie es vielleicht vorgezogen, als Gnoss' Ihr Reisebündel zu Fuß spazieren zu führen, wie mein Onkel selig, als der ausgerechnet in Zinten oder Drengfurt den Großhandel erlernen wollte? ..."

Solche Anspielungen auf seinen früheren Stand waren Herrn Lindt von Herzen zuwider, wenn er mit einem Edelmann zusammen war. Er ging gerade im Stall zwischen den Fohlen umher, hier und da ein Tier mit dem Stock berührend, mäkelnd. Er hatte ein instinktives Mißtrauen gegen jeden Handel, den er nicht vollkommen beherrschte. Und auch später sah er nur mit widerwilliger Anerkennung die Eyseliner Jährlinge auf der Rampe des Güterbahnhofs stehen.

„Haben Sie gekauft, Herr Baron?"

„Nein. Herr Romeit. Der billigste kostet aber auch fünfhundert Mark."

Der alte Lindt schüttelte darauf den Kopf. „Ja, Sie können forsch 'reingehen, Herr Baron! Aber unsereiner — so 'n armer Schächer ..."

Da zuckte Herr von Falkner nur die Achsel und wandte sich gleichgültig weg.

Während sie so hin und her gingen — von der Station zum Kruge, vom Kruge zum Güterschuppen — eigentlich gelangweilt, bloß um die Zeit totzuschlagen, hatte Modeste unauffällig gefragt, wie weit die Tramburg und ob der Ellersche Wagen schon zurück sei. Als darauf der alte Herr Eller zur Antwort auf seine Pferde zeigte, die eben abgesträngt wurden, blieb der Stern von Barginnen nachdenklich stehen.

„Ellerchen, sagen Sie doch den andern, daß ich in den Krug gegangen wäre, um wegen des Mittagessens nachzusehen und auch mich ein Viertelstündchen vorher hinzulegen! Es war doch ein bißchen heiß. Und dann die Fahrt, und der Vorfall mit dem Pferde. Schließlich ein Mensch, den man wenigstens gekannt hat ..."

Der alte Eller faßte schmeichelnd ihre Hand. „Und Sie sind und bleiben die Beste, gnädiges Fräulein! ... Denn wenn's auch nur einer von der Schwefelband', den Inspektoren, war, wie Ihr gutes Väterchen immer so treffend bemerkt, 'n Mensch war's doch — sogar ein hervorragend anständiger Mensch."

Er richtete auch Modestes Entschuldigung umständlich aus, allen bis auf Herrn von Falkner, der gleich weggeritten war.

„Ja, sie ist doch nervös," brummte der alte Lindt. „Auch 'n Zug der Zeit. Gehört gewissermaßen zum guten Ton heutzutage ... Und viel zu gutherzig gegen solche Leute! ..."

*

Modeste hatte derweilen alle Müdigkeit abgestreift. Sie saß in einer schrecklichen Kammer voll dumpfiger Bett- und Kleidergerüche und schrieb. Die verrostete Feder kratzte, das gelbe Konzeptpapier schlug durch. Doch der Stern von Barginnen achtete diese Warner nicht.

„Lieber Otto!

Ich weiß erst seit heute, wo Du zurzeit bist ... Ich muß Dich noch einmal sprechen — ich muß! Was auch zwischen uns liegt, so kann ich nicht von Dir scheiden fürs Leben. Ich mag undankbar sein, schlecht — wahrscheinlich, ja, sicher bin ich beides! — aber mir ist in den Minuten der Todesangst, die ich heute um Dich ausgestanden, ja eigentlich ausstehe, weil ich nichts Sicheres weiß über Deinen Zustand, dennoch klar geworden, daß ich Dich wirklich lieb gehabt habe und Dich noch lieb habe ... Glaube mir das wenigstens!

Natürlich könnten wir uns nur treffen in Königsberg oder in der Nähe von Barginnen. Ich habe Dir viel zu sagen — so viel! Ich habe überhaupt so schreckliche Sehnsucht nach Dir.



An einem vergessenen Grabe
Nach dem Gemälde von August Wilckens (Dresden)

Dabei muß ich mich aufs äußerste zusammennehmen, um mich nicht zu verraten. Frieda paßt auf, Mutter paßt auf, Papa wird nächstens auch mißtrauisch werden. Und dieser gräßliche Falkner sah mich vorhin, als Dein Name genannt wurde, so eigentümlich an, als wenn er alles wüßte ... Vielleicht hast Du ihm auch erzählt, oder er hat Dich gewarnt. — Wenn Du erzählt hättest — es wäre einfach schändlich! Ich müßte Dich geradezu verachten ...

Aber sei es, wie es sei, Du mußt kommen — Du mußt! Vielleicht kannst Du ein großes Unglück verhindern. Ich weiß zwar nicht wie — aber ich habe so eine unbestimmte Ahnung.

Ach, warum bist Du nicht Rittergutsbesitzer oder hießest wenigstens: von — oder ich wäre Kindergärtnerin oder Mamsell?!... Wir brauchten dann niemand zu fragen. Es wäre gewiß besser... Jedenfalls komm und schreibe mir genau!

Ich muß schließen. Ich höre bereits unten Friedas Stimme. Sie war immer meine schlimmste Feindin, wie Du ja auch weißt ... Jetzt muß ich mich noch schnell auf dieses schrecklich karierte Bauernbett legen und der Wirtin auch noch etwas vorloben, damit sie alle denken, ich hätte wundervoll geschlafen ... Lügen und wieder Lügen! Ich komme nun einmal beim besten Willen nicht 'raus aus dem Lügen ...

Wie stets Deine M ...

P.S. Laß Dir die Adresse von irgend jemand anders schreiben. Vergiß es nicht! Frieda würde sich auch nicht einen Moment genieren, einen Brief von Dir zu erbrechen. Viele, viele Küsse!"

Die List gelang. Als Modeste kurz vor der Abfahrt wie von ungefähr nach dem Briefkasten schlenderte, eine „Postkarte an ihre Königsberger Schneiderin" einzustecken, argwöhnte selbst Frieda nichts.

Die Hundstagssonne war im Sinken — da erst fuhren Lindts. Es war derselbe Weg. Modeste schien er ein andrer. Sie fühlte sich freier, leichter. Und darum duftete ihr auch das reife Korn würziger, die Lupine süßer. Und über die weite Ebene floß ein rotes weiches Schimmern — der Abendhauch von Frieden, Ruhe. Es war ein schönes, großes Bild: der Sommertag sich stumm neigend.

Im Schloßhof empfing sie die Mutter. „Die Fohlen sind schon längst da. — Herr von Mieritz kam auch auf eine kurze Kaffeevisite. Läßt sich dir besonders empfehlen, Modeste. Glaubte, ihr wäret bei der Hitze doch nicht gefahren ..."

Der Alte fragte dazwischen: „Nichts Besondres mit der Post?"

„Ach ja, lieber Mann, wieder ein Einschreibebrief. Diesmal aber aus Berlin. Was wollen die Leute nur immer von dir?"

Der Alte lächelte darauf mit Humor. „Ja, was ihr Frauenzimmer doch durch die Bank neugierig seid! ... Was sie wollen? — Vielleicht bin ich zum Oekonomierat vorgeschlagen oder so was Aehnliches."

„Nein, um Gottes willen!" Frau Lindt bekreuzte sich beinahe. „Frau Oekonomierätin. Das wäre ein furchtbarer Titel!"

Auch die Töchter machten instinktiv eine Gebärde des Abscheus.

„War ja nur ein Scherz, Kinder!" lispelte der Alte freundlich.

*

Zum Abendessen aber erschien Herr Lindt auf einmal feierlich im Bratenrock, das Band zum roten „Adler" im Knopfloch.

„Was ist dir, Papa?" fragte Modeste verwundert.

„Ja, das möchten Sie wohl gerne wissen, mein liebes Fräulein Lindt von Barginnen!" lächelte er.

„Lindt von Barginnen: so möcht' ich schon lieber heißen als einfach: Lindt."

„Und so heißt du auch von heute ab, mein liebes Kind! Der Himmel erhört offenbar deine Lieblingswünsche auf der Stelle ..." Dabei entfaltete er langsam einen knitternden Foliobogen und las wie folgt:

„Des Königs Majestät haben allergnädigst geruht, den Rittergutsbesitzer Karl Friedrich August Lindt auf Schloß Barginnen mit seiner gesamten Deszendenz in den erblichen Adelstand zu erheben unter dem Namen: Lindt von Barginnen."

Darauf küßte er feierlich Frau und Töchter, denen echte Rührungstränen über die Wangen rannen, während der Gärtner Strauß, der definitiv zum Livreediener avanciert war, sämtliche Bierflaschen vor Erstaunen fallen ließ.

Der Alte, der in seinem Freudenrausch nichts tragisch nehmen wollte, lispelte nur ölig: „Baldiger Polterabend! Akzeptieren wir das Omen!"

Darauf sah die Mutter natürlich Modeste freundlich prüfend an, während der Vater wohlwollend nickte. Frieda starrte auf das Tischtuch mit geheimnisvollem Lächeln. Aber der Stern von Barginnen tat so unbefangen, als könne ihn überhaupt kein Mann jemals angehen.

Als die Schwestern am späten Abend gemeinsam zum Turmzimmer hinaufstiegen, sagte die ältere mit höhnischem Nachdruck: „Er geht dir aus der Hand! Er geht dir aus der Hand!"

„Und wer soll das gesagt oder gerufen haben, liebe Frieda?"

„Du, liebe Modeste — du!"

„Und daraus folgt?"

„Daß die meisten Leute weniger gut hören als ich — und daß du mit dem Inspektor Romeit intimer gestanden haben mußt, als andre Leute annehmen."

Modeste sagte eisig kühl: „Und wenn das der Fall gewesen wäre — wen geht das nichts an? ... Im übrigen richtet sich diese Lügengeschichte ganz von selbst, liebe Frieda ..."

(Schluß folgt)



Auf dem Sattelplatz

Pferderennen in Japan

Von

Eduard Curuel

(Hierzu fünf Abbildungen nach Spezialzeichnungen des Verfassers für „Ueber Land und Meer“)

Im Frühling und im Herbst finden auf dem großen Rennplatz von Jokohama vor der Stadt Pferderennen statt, und es herrscht dann jedesmal vier Tage lang ein festliches Treiben, denn diese Meetings zählen sowohl für die japanische wie für die ausländische Sportswelt zu den großen Ereignissen. In früheren Jahren wohnte der Mikado diesen Meetings persönlich an, denn er ist ein großer Sportsfreund, und kam an jedem der vier Renntage in einem Spezialzuge von Tokio herüber, doch fehlte er leider diesen Herbst wegen des gegenwärtigen großen Krieges, und ich kam darum um ein Schauspiel, das jedenfalls sehr interessant gewesen wäre.

Trotzdem und obwohl wir auf die Anwesenheit des Landesherrn und seines Hofes verzichten mußten, wollten die Rennen meinen abendländischen Augen als etwas ganz Einzigartiges erscheinen. Sah ich doch hier das junge Japan aus seiner geheimnisvollen Vergangenheit heraustreten und auf den Pfaden der modernen Zivilisation wandeln und sich mit ungebändigter Lebenslust den Erregungen des Wett- und Rennsports hingeben, gerade so wie wir es in Karlshorst und Longchamps machen.

Der Weg nach dem Rennplatze ist lang und zieht sich, bald steigend, bald fallend, endlos durch ein Dorf, das zu seinen beiden Seiten liegt. Es war erst elf Uhr, doch war das erste Rennen auf halb zwölf angesetzt, und das ganze sportliebende Jokohama befand sich unterwegs nach dem Rennplatze.

Auf der schmalen Straße drängten und stießen sich Hunderte von Rickschas, von zwei oder gar drei Kulis gezogen, deren Schreien und Lärmen die Luft erfüllte. Jinrickschas und kein Ende! Ein unabsehbarer Zug, Tausende und Abertausende, junge japanische Elegants, Sportsmen, festlich geputzte Damen, Chinesen in prachtvollen seidenen Gewändern, und dann das ganze fremde Element, Konsuln, Gesandte, Schiffskapitäne, Marineoffiziere, Touristen und Globetrotters, wie nicht minder das gesamte offizielle Jokohama. Die ganze Stadt war auf den Beinen! Der Tag war prachtvoll, die Sonne schien warm von einem klaren Herbsthimmel herab, und in weiter Ferne waren die imposanten Linien des Fudshi-Jama zu gewahren, der sich über die ihn umgebende Landschaft erhob und sich trotz des 80 Kilometer betragenden Abstandes mit seiner

blendend weißen Spitze haarscharf von dem blauen Himmel abzeichnete. Nach der andern Seite dehnte die schöne „Missippibucht“ sich aus mit ihrem veilchenfarbigen Spiegel, den Sampans mit weißen Segeln belebten. Man glaubte sich unwillkürlich an das Mittelländische Meer und die Küsten der Riviera versetzt. Die Rennbahn liegt auf einer Hochebene, die diese schönen Landschaftsbilder beherrscht — in der Tat ein idealer Platz. Auf dem Kamm einer kleinen Anhöhe machten die Rickschas Halt und setzten die Sportsleute ab, die sich von dort nach dem Rennplatze begaben. Hier gab es ein ganzes Meer von Rickschas, Tausende, alle reihenweise aufgepflanzt wie die Linien einer Schlachtordnung, die schweißtriefenden und nach Luft schnappenden Kulis unter den Bäumen gelagert, wo sie „Chow“ aßen, den sie von einer Anzahl von fliegenden Händlern erstanden, und Sake tranken. Daneben boten Bettler ihre kranken und verkrüppelten Gliedmaßen zur Schau und zeigten sich Aussätzige mit ihren abgezehrten Gesichtern und den entsetzlichen Spuren ihres furchtbaren Leidens, während Hausierer mit Fähnchen, Süßigkeiten und allem möglichen Kleinkram umherzogen. Unter Lachen und Plaudern eilte unterdes die frohgemute Menge nach dem Rennplatze, alles Farbe und Bewegung, alles aber auch von einem spezifisch orientalischen Zuge durchsetzt. Die Klubhäuser und großen Tribünen liegen in Einfriedigungen, und der Zugang zu ihnen kostet 8 Mark. Die ganze Bahn entlang ziehen sich indes aus Bambus errichtete und mit Fähnchen geschmückte Tribünen und Zuschauerplätze für die Menge des gewöhnlichen Volkes, die nur 5 bis 10 Pfennig Eintrittsgeld zu entrichten hat und sich ihr Frühstück mitbringt.

Das Anwesen des Rennklubs ist in zwei Teile geteilt, von denen der eine für die Europäer und der andre für die Einheimischen reserviert ist; zwischen beiden ist indes freier Verkehr gestattet, nur ist die Zulaßgebühr für die europäische Abteilung höher. Meine Aufmerksamkeit wurde vor allem von der japanischen Abteilung angezogen. Die große Tribüne war dicht mit einheimischen Herren und Damen besetzt, die in ihren besten Kimonos prangten. Hier sah man Japaner, die Radfahrerbeinkleider und hohen Hut oder einfachen Kimono, Holzschuhe und englischen Rennhut trugen. Einzelne waren ganz nach neuester europäischer Mode gekleidet, vollständig korrekt bis auf die Glacéhandschuhe und die Blume im Knopfloch; sie trugen Monokel und rauchten große Zigarren. Sportsmen, wie sie im Buche stehen! Auch viele



Buchmachen und Wetten

Offiziere in voller Uniform waren zu sehen, aber sie kamen einem bei dem unwillkürlich sich aufdrängenden Vergleich mit ihren deutschen Kameraden merkwürdig klein vor; man konnte sich kaum vorstellen, wie sie ihre langen Degen handhaben könnten. Am interessantesten von allen waren jedoch die Damen. Sie befanden sich in ihrem Element wie eine Schar glücklicher Kinder. Ihr Haar war mit duftendem Oel zurechtgemacht und steckte voll silberner und goldener Nadeln, Kämme und Blumen. Ihre hübschen seidenen Kimonos und brokatenen Obis sowie ihre schwarzlackierten Holzschuhe machten sich allerliebst, wenn sie in dem hellen Sonnenschein eilig über den grünen Rasen trippelten, um die Pferde vorbeirennen zu sehen.



Der Favorit wird gemustert

Alles wettete! Ich hatte keine Ahnung, daß die Japaner so versessen auf den Sport seien, und sollte es nun hier zum erstenmal erleben. Der Totalisator spielte mit dem Mindesteinsatze von 5 Yen (10 Mark) eine große Rolle, und an den sweepstakes beteiligte sich fast alles, obschon der Einsatz 10 Yen kostete. Geld war augenscheinlich in Hülle und Fülle vorhanden. Die Damen schlossen ihre Wetten durch Bookmakers ab (deren es eine große Anzahl gab) und umflatterten sie wie ein Schwarm Tauben, nicht selten Einsätze von 100 Yen machend. Ich sah eine Musme, deren Augen förmlich vor Erregung funkelten, als man ihr sagte, daß sie 1000 Yen gewonnen habe.

In der Menge fielen viele chinesische Kaufleute in ihren hübschen, vornehmen Seidengewändern auf. Es waren geborene Spieler, die alles mit der größten Ruhe hinnahmen wie Männer, die gewöhnt sind, mit großen Summen umzugehen. Ihre Frauen saßen im Hintergrunde der großen Tribüne in glänzenden grünen und blauen seidenen Gewändern, mit weiten, bauschigen Beinkleidern und den winzigen Krüppelfüßchen, die ihnen das Gehen kaum verstatteten. Sie verkehrten in ungezwungener Weise mit den japanischen Damen und schienen auf bestem Fuße mit ihnen zu stehen. Ich dachte mir, um was sich ihre Konversation wohl drehen möchte. Sollten die neuesten Pariser Moden oder der jüngste Skandal in der chinesisch-japanischen Gesellschaft nichts damit zu tun haben?

Ab und zu tauchte in der Menge eine modern gekleidete europäische Dame auf, und es war dann sehr interessant und belustigend für mich, den Gegensatz zu beobachten, den sie zu ihrer Umgebung bildete. Die eingeborenen Damen blickten neugierig auf die schönen Spitzen, die hohen Stöckelschuhe, den Federhut und den Schmuck und diskutierten das alles eifrig unter sich. Es ist das wirklich ein schlechtes Zeichen, denn es deutet auf die Nachahmungssucht der Japaner hin. Man kann jetzt den Tag schon absehen, da diese kleinen Frauchen sich verunstalten und lächerliche Figuren in der Tracht spielen werden, die so ganz und gar nicht für sie gemacht ist.

Auf dem Sattelplatz drängten die Musmes sich förmlich und mischten sich unter „Männer und Fremde“, um die Pferde zu inspizieren und sich von ihren guten oder schlechten Eigenschaften zu überzeugen. Sie schrieben sich das alles dann in ihre Notizbücher, schlossen ihre Wetten ab und kletterten zur großen Tribüne hinauf, um sich den Verlauf des Rennens anzusehen. Die Jockeis waren meistenteils Japaner, doch recht gute Reiter, da sie von Natur aus schlank und leicht von Gewicht sind.

Als die Flagge sich senkte und die Pferde starteten, war die Erregung groß. Feldstecher waren auf die Tiere gerichtet, und alles stand in den Holzschuhen auf den Zehen. „Go ban!“, „Sam ban!“, „Ichi ban!“ riefen sie („Nummer 5“, „Nummer 3“, „Nummer 1“), als die Pferde sich zu überholen begannen, und als das erste am Ziele anlangte, erhob sich ein wirres Durcheinander, alles stürzte vor, um zu sehen, eine Musme langte instinktiv mit ihren zierlichen Händchen nach meinen



Auf der Tribüne

und dem Rufe „Sam ban — Sam ban!" begrüßt wurde; die glücklichen Gewinner stürzten wie wahnsinnig nach dem Totalisator, um die auf „Sam ban" entfallenden Summen einzukassieren. Dem Sattelplatz gegenüber bei den Ställen stand eine lange Halle, ganz in japanische Flaggen, grüne Laubgewinde, Palmen und bunte Laternen gehüllt; sie war in zwei Abteilungen geschieden und in jeder derselben stand ein langer Tisch mit allen Arten von Leckerbissen beladen, von Wild, Pasteten und Braten bis zu Eis und Obst; Champagner und alle denkbaren Weinsorten waren in Hülle und Fülle vorhanden, hübsche Musmes bedienten die Gäste, die zum größten Teil aus Japanern bestanden, und ein Orchester spielte deutsche Walzer und amerikanische Niggersongs. Es war sehr lustig, doch fanden nur die Mitglieder der fashionabelsten Klubs Zutritt, und jeder Klub hatte sein besonderes Lokal.

Das Gros der Zuschauer hatte sich auf der großen Tribüne häuslich niedergelassen und verzehrte dort sein kaltes Frühstück, das aus Reis und Kuchen bestand; sie hatten es in Reispapier eingewickelt mitgebracht, und das Papier diente ihnen nunmehr zugleich als Tischtuch und Serviette. Die Mehrzahl der Frauen hatte sich

Schultern, und ich nahm sie galant auf den Arm — sie war ja so klein! Die Pferde flogen pfeilschnell dahin, Nummer 3 führte und ging zuerst durch die Schranken, was mit lautem „Hurra", Händeklatschen

kleine Metallpfeifchen angezündet oder rauchten Zigaretten. Eines imponierte mir — der Mangel an allen flüssigen Erfrischungsmitteln: niemand schien Durst zu verspüren. Ich mußte dabei lebhaft an die



Während des Rennens

Bierfässer denken, die in Karlshorst und in Hoppegarten bei Berlin geleert werden, während hier höchstens etwas Tee genossen wurde. Die Japaner sind sehr mäßige Leute. Die Geldtaschen, die benützt werden, sind kleine, aus starker Seide hergestellte Beutelchen; sie öffnen sich viereckig und können leicht in den Zeuggürtel geschoben werden, den man um den Leib trägt. Wie alle japanischen Sachen sind sie sehr geschmackvoll, mit phantastischen Darstellungen von Drachen und Blumen, die sich in zarten Farbentönen von dem Seidengrunde abheben. Viele Vertreter des Adels waren anwesend. Sie waren an einem kleinen runden Abzeichen auf der Rückseite und den beiden Aermeln ihres Kimono kenntlich: nur wer von vornehmer Abkunft ist, darf diese Abzeichen tragen, die übrigens ungefähr dieselbe Rolle spielen wie in Deutschland die Wappen oder Wappenbilder auf den Visitenkarten.

Ueberhaupt konnte man im ganzen wohl sagen: „Tout comme chez nous", wenn nur die Note des „fernen Ostens" sich nicht überall bemerkbar gemacht hätte. Auf der einen Seite ein Naturvolk mit allen Instinkten eines solchen und einer fast elementar nach Betätigung ringenden Lebenslust und auf der andern bei diesem Naturvolke die unverkennbaren Spuren eines uralten, tief in den Volkskörper eingedrungenen Kulturlebens — Gegensätze, wie sie nur von einem Lande gezeitigt werden können, dessen Daseinsbedingungen so ganz und gar verschieden von denen der Welt des Westens sind. Und doch ist es wieder die gleiche Menschennatur, die sich dort wie hier kundgibt, die Menschennatur, die in sich selbst Gegensätze und Widersprüche birgt, so groß, wie sie nur von verschiedenartigen Welten gezeitigt werden können!

Die Rennen dauerten von halb zwölf bis halb fünf (also fünf volle Stunden!), aber die Teilnahme des Publikums ermattete keinen Augenblick — im Gegenteil, die Erregung steigerte sich, je weiter die Zeit voranschritt, bis man beim letzten Rennen in eine fieberhafte Erregung geriet und man sich unwillkürlich mit der Volksmenge nach dem Totalisator fortreißen ließ. Als das letzte Rennen vorüber war, stürzte und drängte alles die Anhöhe herab nach den Jinrickschas — man hörte das Klappern von Tausenden von Holzschuhen auf dem steinigen Wege, einen Lärm, der für Japan so bezeichnend ist, sobald eine größere Volksmenge beisammen ist. Reihen von Polizeimannschaften hielten scheinbar die Ordnung aufrecht, doch war es nicht möglich, die Rickschakulis im Zaume zu halten, die, ihr kleines Fahrzeug hinter sich herschleppend, mit lauter Stimme ihre Dienste anboten und einen Höllenlärm vollführten — ein wüstes Durcheinander von Menschen und Rickschas, und dabei jeder den andern zu überschreien suchend.

Die Anhöhe herab ging es wie ein Rudel ausgelassener Hunde, die Rickschas sprangen und stolperten über Steine und Erdlöcher dahin und bedrohten ganze Dutzende von kleinen Kindern, die überall den Weg versperrten. Die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes zu beiden Seiten des Wegs hatte sich vor den Haustüren aufgepflanzt und sah den Zug vom Rennplatze an sich vorüberziehen: Krämer, Kunsttischler, „Musmes" und kleine Kinder standen zu Tausenden mit offenem Munde da und gafften das buntbewegte wilde Treiben an. Die Sonne war gerade am Untergehen — sie verschwand unmittelbar hinter dem alten Fudshi-Jama — und die Lichter von Jokohama begannen aufzuleuchten, als ich an meinem Hotel vorfuhr nach einem der interessantesten Tage, die ich je verlebt. Der Rickschakuli grinste verschmitzt, als ich ihm seine 50 Sen (2 Mark) auszahlte, und meinte, ich solle den Yen (4 Mark) voll machen, denn, so sagte er, ich müsse doch bei den Rennen „ein ganzes Vermögen" gewonnen haben.



Gute Freunde

Schattenriß von E. Baron Cedercrantz



Musiksaal. Entworfen von Bruno Paul

Die erste Ausstellung der Münchner „Vereinigung für angewandte Kunst"

Von

Wilhelm Michel

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Für München als Kunststadt bedeutet die Prinzregentenstraße in der Tat eine Art Via triumphalis, denn sie ist der Schauplatz dreier hervorragender Kunsttaten geworden: Hier erhob sich vor Jahren der erste Ausstellungsbau der Sezession, hier sind die Münchner Wagner-Festspiele ins Leben getreten, hier tut sich nun das erste großzügige kunstgewerbliche Ausstellungsunternehmen unsrer Stadt auf. Diese Ausstellung der „Vereinigung für angewandte Kunst" gibt zum ersten Male eine autoritative Heerschau über das gesamte kunstgewerbliche Können Münchens. Alle Strömungen kommen hier zu Wort, auch der geschmackvolle Konservativismus, der aus achtenswerten Gründen den Anschluß an die Vergangenheit nicht zu verlieren wünscht. Für den Gesamtcharakter der Ausstellung aber ist zweifellos der entschlossene moderne Geist bestimmend, der die bewußte Pflege der alten Tradition beiseite setzt und auf neuen Wegen dem alten Geheimnis der Schönheit zustrebt: der Wahrheit in der Gestaltung. Wahrheit ist nicht ohne weiteres identisch mit Schönheit, aber sie ist ihr vornehmster Pionier. Sie ist der fruchtbringende Keim, aus dessen grauer Schale sich neue Blütenwunder entfalten, die das dunkle, aber starke Redlichkeitsbedürfnis des Menschen nicht mehr zu allerhand protestierenden Gegensatzgefühlen aufrufen. Schon heute ist das moderne Münchner Kunstgewerbe über die Zeiten des bloßen Protestes hinausgekommen. Es hat in den wenigen Jahren seines Bestehens schon eine Tradition geschaffen, auf der sich ruhig und sicher aufbauen läßt.

Ein Haupteindruck ist es, der die ganze Ausstellung beherrscht, das ist die außerordentliche Beachtung, die der Farbe geschenkt wird. Mit dem Augenblick, da der Raum als Grundeinheit der Gewerbekunst erfaßt wurde, mußte sich auch das Interesse an der Farbe, die den ganzen Raum bindet, einstellen. Es ist etwas Großes, daß man sagen kann: Jeder der ausgestellten Räume bildet auch koloristisch einen Kosmos für sich, dessen einzelne Werte sorgfältig abgewogen und je nachdem durch Kontraste oder Harmonien aufs höchste gesteigert sind. Japan war auch hier unser Lehrmeister. Ein Kunstwerk wie der delikate Damensalon von Pankok führt koloristisch beinahe geradeswegs zu den Farbenholzschnitten des großen Utamaro zurück. Farbenwunder bietet diese Ausstellung, die das geschulte Auge in erlesenen Genüssen schwelgen lassen:

Da glüht der wundervolle Schmelz auf Scharvogels Vasen und Fliesen, da jubeln die deliziösen Teppiche von Paul, Heine, Pankok und andern, da blinken polierte und matte Flächen geringen und edeln Metalls, mit Steinen und Email geschmückt, da breitet vor allem das Holz die Wunder seiner braunen, gelben, grauen, roten und goldigen Farben aus. Die allgemeine Klage, daß unsre Zeit eine Epoche kulturloser Verwilderung sei, versteht man in diesen Räumen nicht mehr.

Ich lade den Leser zu einer kurzen Wanderung durch das ideale Haus ein, dessen Raumbedürfnisse hier von verschiedenen Künstlern verschieden befriedigt worden sind. Es ist ein wohlhabendes, sogar recht wohlhabendes Haus, dem diese Dinge angehören. Aber wer möchte es den Künstlern verargen, daß sie bei diesem ersten geschlossenen Auftreten ihre Kräfte nur an repräsentative, zum Teil luxuriöse Aufgaben wenden wollten? Eingeweihte wissen trotzdem, daß die Segnungen des modernen Kunstgewerbes auch dem bescheideneren Haushalte zugeführt werden können. Sahen wir doch jüngst in München eine Wohnungseinrichtung ausgestellt, die zum Preise von etwa 1000 Mark drei komplette Räume nach Entwürfen des begabten Wolf von Wersin (Schüler des „Lehr- und Versuchsateliers für freie und angewandte Kunst") enthielt. Aehnliche Leistungen werden sogar von den größten Münchner Möbelwerkstätten geboten, und zweifellos werden spätere Ausstellungen der Vereinigung auch den Bedürfnissen der Minderbegüterten Rechnung tragen.

Das moderne Haus besteht dem allgemein adoptierten Schema nach aus Damenzimmer, Herrenzimmer, Speise- und Schlafzimmer, wozu je nach Bedarf und Mitteln das Kinderzimmer, der Vorraum, die Diele (Halle), in selteneren Fällen das Musikzimmer treten.

Damenzimmer sehen wir von B. Pankok, F. A. O. Krüger und K. Bertsch. Die Arbeit von Pankok ist schlechterdings ein Juwel in Farben und Linien. Kostbare Intarsien beleben die nach seltsamer Künstlerinspiration geschwungenen Rückflächen der Möbel. Dünn und zierlich, oft von kapriziösen Schnitzereien belebt, sind die Stützen, Lehnen und freien Endigungen, und überall lebt im Schwunge der Linien ein nervöser köstlicher Rhythmus. Und man ertappt sich auf dem Wunsche, es möchte mehr Damen geben, denen diese zarten Holzwunder zwischen den seidenen Wänden „auf den Leib" gedichtet sein könnten — als es wirklich gibt. Professor Krüger hat ein wundervolles Material zu seiner Lösung erwählt: ostindisches Rosenholz, das der roten Mahagonifarbe nahekommt, nur daß in der Tiefe der Politur goldene Lichter schimmern. Sein Damenschreibtisch ist ein besonders glücklich erfundenes Stück: der Rücken besteht aus einer einzigen runden Schale, die sich nach vorn öffnet und hier eine ganze Miniaturwelt von Schubfächern, Etageren und dergleichen enthält, die für die schriftstellerische Wirksamkeit einer eleganten Frau nötig sein mögen. Anspruchsloser, aber ebenfalls fein und gemütlich ist Bertsch' Arbeit, die zwischen grauen Tapeten einen hübschen, kräftigen



Bibliothekzimmer. Entworfen von Peter Birkenholz



Herrenzimmer. Entworfen von Thomas Theodor Heine

Kontrast zwischen dem hellbraunen Birnbaumholz der Möbel und dem Blau des Teppichs bietet.

Herrenzimmer haben Peter Birkenholz, W. von Beckerath und Th. Th. Heine geschaffen. Beckeraths Raum, der zugleich als Wohnzimmer gedacht ist, enthält eine eingebaute Sitzecke von fabelhafter Gemütlichkeit. Th. Th. Heine tritt in diesem Jahre zum ersten Male als Möbelkünstler an die Oeffentlichkeit. Seine Arbeit fällt insoferne aus dem Gesamtbilde der Ausstellung heraus, als er, der berühmte Zeichner des Empire und der Biedermeierzeit, auch als Möbelkünstler eine Anlehnung an diese feine, sentimentale, spöttische und ein klein wenig spießbürgerliche Kulturepoche nicht verschmäht. Für einen komplizierten Geist wie Heine, in dem sich Gefühlsweichheit mit bitterer Verstandesschärfe so innig paart, ist dieses Zurückgreifen kein eitler Mummenschanz. Baute sich nicht auch die holde künstlerische Welt des Empire auf einem Boden auf, über den wenige Jahre vorher die bluttriefende Furie der Revolution gezogen war? Es ist im Empire, wie es uns heute erscheint, viel Verschweigen schrecklicher Dinge, viel herzbrechendes Lächeln über grenzenloses Elend, viel männliche Resignation, viel herbe Lebensentschlossenheit über Gräbern. Aehnlich mögen die Komplikationen in Heines Seele liegen. Und vielleicht ist seine Vorliebe für die gemessene Würde der Biedermeierei nur ein Ausdruck für jenen Bestandteil seines inneren Lebens, der ihn gerade als fortgeschrittensten Bürger der Neuzeit legitimiert: nämlich für eine herbe seelische Disziplin, für einen gewissen Amerikanismus der Sinnesart. — Ist sein Herrenzimmer auch keineswegs eine Kopie alter Muster, so atmet es doch völlig biedermeierischen Geist. Da begegnet uns an Stuhllehnen und Glaseinfassungen das charakteristische Oval, da ist die tiefe Kastenform des Sofas, das auch nicht der altväterischen Schlummerrollen entbehrt, da findet man den würdigen Großvaterstuhl mit den scheuklappenartigen Seitenpolsterungen, da thronen auf dem Paravent und dem Spiegel die vergitterten Bekrönungen, und der Möbelbezug zeigt das schöne Streifenmuster in blaßgrüner, fast verschossen wirkender Farbe. Auch die rote Tapete weist Streifen auf. Andre Möbel sind etwas freier erfunden, dafür ist die Stimmung so biedermeierisch wie möglich, wenn nämlich tiefe Behaglichkeit, Einfachheit und Ruhe biedermeierisch sind. Der Teppich läßt den geschulten, differenzierten Künstler erkennen. Er verbindet auf engem Raume Harmonie- und Kontrastwirkungen mit erstaunlicher Sicherheit. Die Wirkung des Ganzen wird nur durch das etwas grelle Rot der Tapete einigermaßen beeinträchtigt. Den Wandschmuck hat Heine selbst beigesteuert, ebenso erhebt sich auf dem breiten Schreibtisch Heines ergötzlicher Bronzeteufel mit seinen geschlitzten Katzenaugen, ein prachtvoller, instinktsicherer Höllenbewohner, der gar keine Ahnung davon hat, wie es den Menschenseelen im siedenden Pechkessel zumute sein mag, kurzum ein Teufel, der dumm, plump und über die Maßen teuflisch ist. Ein Teufel comme il faut. Heines ganze Leistung ist im übrigen ebenso ehrlich, besonnen und gediegen wie die ganze Ausstellung. Das gilt von der pikanten „Kaminecke im Hause eines Kunstfreundes“, von Architekt Schnartz und Frau von Brauchitsch, die treffliche



Schlafzimmer. Entworfen von Adalbert Niemeyer

Stickereien zu Kissen und Wandbehang beigesteuert hat; das gilt von den außerordentlich einfachen Schlafzimmern von Paul Haustein und A. Niemeyer, die sich beide in lichtes, festliches Weiß kleiden. Sehr gute Gedanken zeigt die Diele von Julius Diez, der aus dem hohen Raume einen Aufenthaltsort für eine erhöhte, patriarchalische Geselligkeit gestaltet hat. Diese Diele ist neutraler Boden im Hause. Alle nehmen an ihr teil, keiner ist hier Herr. Ihren Mittelpunkt bildet der Kamin, der halbrund aus der Wand vorspringt. Die Diele ist des Hauses Herz. Festliche Farben beleben die Mauern, hohe Wölbungen weiten den Raum und die Gedanken. Diez hat es meisterhaft verstanden, diesem eigenartigen Aufenthaltsort seine angemessene Stimmung zu geben. — Von Meta Honigmann sei noch das niedliche Kinderspielzimmer erwähnt, ferner die schöne Küche von Professor Rochga, in der das Kochen ein wahres Vergnügen sein muß.

Die beiden repräsentabelsten Aufgaben aber sind Bruno Paul zugefallen, der Ehrenraum der Ausstellung und der große Musiksaal. Man geht wohl nicht fehl, wenn man Paul als die tüchtigste und am vielfachsten bewährte Kraft des Münchner Kunstgewerbes bezeichnet. Seine reiche Erfindungsgabe, die im engsten Verkehr mit dem Material eine jahrelange herbe Schule durchgemacht hat, läßt ihn vor keiner Aufgabe im Stich. Bei aller Kühnheit der Form fesseln seine Arbeiten immer wieder durch den Eindruck eherner Notwendigkeit. Nichts erscheint bei ihm willkürlich, jede seiner Linien ist durch Wahrheit und überzeugende Gesetzlichkeit geadelt. Er ist schlechterdings Meister in der Sicherheit, mit der er die jeweilige Stimmung des Raumes zu treffen und herauszuarbeiten weiß. Die kühle, monumentale Vornehmheit des Ehrenraumes kommt ebensosehr zu ihrem Recht wie die dunkle, stimmungsvolle Ruhe des weiten Musiksaales und wie die lichte, bürgerliche Behaglichkeit des Speisezimmers.

Der ernste Ton grauen Marmors, der an den drei Portalen, dem Estrich und dem Brunnen wiederkehrt, herrscht vor. Dunkles Wassereichenholz ist an den wenigen Möbeln verwandt, die beiden großen Fenster mit Kunstverglasung leiten einen breiten Strom von Licht herein, ohne die aristokratische Dämmerung des Raumes ganz zu verdrängen. Eine wertvolle Unterstützung ward dem Künstler von Fritz Erler zuteil, einer der stärksten und kultiviertesten dekorativ malerischen Begabungen Münchens. Seine beiden Gemälde, die als Supraporten in die Marmoreinfassung über den Portalen eingelassen sind, zeigen hier die große Gebärde und die monumentale Stilistik dieses Künstlers gerade am rechten Platz. Der wundervolle gelbe Ton, der in meisterlicher Nuancierung über die Gemälde ausgegossen ist, geht mit dem Grau des Marmors ausgezeichnet zusammen.

Von dem Musiksaal mit Worten einen Begriff zu geben, ist ein aussichtsloses Unterfangen. Ich halte ihn für Pauls hervorragendstes Werk. Eine reiche Vertäfelung in gebeiztem Eichenholz mit Schnitzereien und köstlichen Einlagen umkleidet die Wände bis zu Dreiviertel ihrer Höhe. Den Rest hüllt ein blauer Stoffbezug ein. Die Kaminwand ist mit Scharvogelschen Fliesen belegt. Zur Rechten

und Linken der Feuerung öffnen sich Nischen, in denen Sofas mit elegant geschwungenen Rücklehnen zur Ruhe einladen, während das geheimnisvolle Wogen der Töne den weiten Raum erfüllt. Ueber die dunkle Vertäfelung über den Sofanischen spreiten sich reiche Gobelins voll stumpfer, prachtvoller Farben. Sie bilden koloristisch den höchsten Akzent des Zimmers. Gegenüber der Gobelinwand, neben den in die Mauer eingelassenen Notenschränken erhebt sich ein Wunder von einem Steingräberflügel, über und über mit diskreten Einlagen bedeckt. Hinter dem Flügel ist seitlich die Wand in einen andern beliebigen Raum geöffnet, und hier entfalten zwei starke, gedrungene Messingsäulen den blanken Metallglanz ihrer lebendigen Flächen, ein fremdes Element, das in dieser Welt von dunkelm Holze und weichen Stoffen geradezu sensationell wirkt.



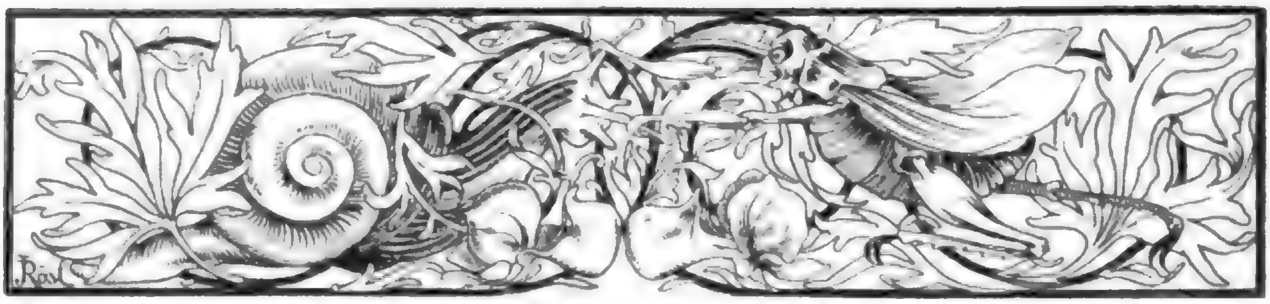
Wandbild von Fritz Erler

Das daneben untergebrachte Speisezimmer Bruno Pauls ist in Nußbaumholz mit Einlagen ausgeführt. Ein sehr stattliches Stück ist das in die Wand eingebaute Büfett mit halbrund vorspringendem Unterbau, der eine Menge Platz bietet, ohne dem Zimmer viel Raum zu nehmen. Der reizende Fensterplatz mit Fliesenbekleidungen bietet nicht nur eine angenehme Sitzgelegenheit, er trägt auch zur Belebung des ganzen Raumes Unschätzbares bei.

Wenn auch die Wohnungskunst den Löwenanteil zur Ausstellung beigesteuert hat, so ist damit der Umfang der Darbietungen, die ja die gesamte angewandte Kunst vorführen wollen, noch lange nicht erschöpft. Der Verkaufsraum und die Vitrinensäle enthalten kleinere Gegenstände für Schmuck und Haushalt in solcher Anzahl, daß wir uns versagen müssen, auch nur das Bedeutendste davon aufzuführen. Auch ein veritabler Friedhof, der die dringend nötige Reform unsers Gräberschmuckes bezweckt, und ein Garten mit Brunnentempel, Ruhebänken (ich erwähne die schöne Steinbank des Württembergers Friedrich Adler) und schattigen Wegen stehen dem Besucher offen. Im Garten haben auch die vier Brunnenfiguren für Kempten von dem Münchner Bildhauer Wrba Ausstellung gefunden: Hirsch, Antilope, Steinbock und Einhorn mit lustigen kleinen Reitern. Andre Brunnenfiguren, Männlein und Weiblein, haben Storch, Netzer, Gottschalk, Ebbinghaus und Karl Kiefer ausgestellt, dessen „Susanna“ (in Untersberger Marmor) in dem lauschigen Brunnentempel von Peter Birkenholz einen vorzüglichen Platz gefunden hat.



Hof mit Brunnenfiguren von Georg Wrba



Die ersten Angler

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Wer von Rom nach Neapel kommt, der taucht in ein Stück Realität zurück. In Rom bewegen sich fast alle Eindrücke auf der Höhe idealer Vergeistigung, man wandelt wie auf einem bunten Regenbogen hoch über der Erdenschwere. In Neapel fordert die Natur ihr Recht, man tritt in die Gewalt von Feuer-, Erd- und Wassergeistern, die durch ihre Schönheit berücken können, immer aber auch etwas Derbes, Koboldhaftes behalten. Das hebt hoch auf dem Krater des Vesuv mit der schauerlich-wilden nächtlichen Feuersäule an — und es endet in der stillen, kühlen Halle des Aquariums vor dem schillernden Nixenzauber der belebten Meerestiefe. Das Aquarium von Neapel, die Schöpfung unsers trefflichen Landsmanns Dohrn, ist nicht ein Aquarium unter vielen in Europa. Es ist das einzige, das sich dem Ideal eines Aquariums wirklich nähert — das einzige, das nicht ein paar kümmerliche Proben des Meerlebens gibt, sondern das systematisch ein Stück Ozean ganz durch und durch enthüllt — von den kristallhaft durchsichtigen blauen „Glastieren" der freiesten Flut bis zu der orangeroten Korallenbank und der unheimlichen Steinburg der wilden Tintenfische des Grundes. Erst dieses Aquarium erfüllt die Sehnsucht, die wohl jedem die nahe Blaue Grotte von Capri weckt: ein einziges Mal wirklich einzusinken in diese geheimnisvoll blauen Wassergründe, noch einmal sie zu genießen, als könnte der Mensch selber sich verwandeln in den Fisch, der sie unbehindert, schwerelos in der Wassersäule schwebend, durchschweift. Es liegt aber im Bildungsgange des durchschnittlichen modernen Kulturmenschen, daß er von diesem reinen Naturzauber weniger zu genießen versteht, als von den oft bis zum Subtilsten vergeistigten und fast verflüchtigten Idealgenüssen der römischen Kunst, Religion und Geschichte. Ungezählte Besucher, die sich bis in die entlegensten Baustile und Malermarotten kühn durchgekämpft haben, stehen scheu still vor diesen „Baustilen" des Lebendigen im Aquarium, und schließlich erscheint ihnen gerade dieses „Lebendig-Schöne" bloß als „Tiergeripp und Totenbein", dessen Eindruck sie rasch wieder abzuschütteln suchen, wie die von der Südsonne verwöhnte Haut das Frösteln in der Aquariumsgrotte möglichst bald wieder zu bannen verlangt. Das gastliche Haus Dohrns hat zwar einen ganz vorzüglichen Katalog. Aber selbst mit dem in der Hand fehlt dem Laien „das geistige Band". Unbeschwert von dem Druck der Wasser und bei unbehinderter Atmung schreitet er durch die Wunder der Tiefe — aber der Geist, der diese Zeichen deutet, scheint nicht mit ihm unter den Wassern zu schweben. Man kann das oft in zufälligen Gesprächen belauschen. Nur hin und wieder baut sich einmal eine Gedankenbrücke auf Momente. Ein Beschauer sagte vor einer Schar lieblicher Anthiasfische, die mit ihrem lichtroten Leib und ihren durchsichtigen Flossen wie ein in das Becken ausgestreuter Haufen loser Rosenblätter herumschwebten: „Wer hier angeln könnte!" Er trat aber sogleich vor eine andre Scheibe und seine kurze Geistesangel war schon wieder zerrissen. In diesem Bassin lagen purpurne Seeigel mit weißlichen Stacheln und blutrote Seesterne scheinbar reglos über den Sand verstreut, während auf einem toten Korallenstock der Mitte eine ganze Kolonie orangegelber Haarsterne einen kleinen Farnwald vortäuschte, dessen Fiederblättchen sich nur im Ziehen des leise bewegten Wassers zu bewegen schienen, wie eine wirkliche Pflanze im Winde zittert. In ihrer Gesellschaft aber boten sich dem unsicher wandernden Blick nun auch eine Anzahl roher, lehmgelber oder schmutzig schwärzlicher Würste dar, die ein wenig an die Leiber unsrer großen roten und schwarzen Nacktschnecken erinnern konnten, gegen deren starres Dahinliegen aber selbst solche Schnecke als äußerst lebhaftes Tier erscheinen mußte. Seegurken waren es oder Holothurien. Echte Tiere, den Seeigeln und Seesternen unmittelbar verwandt. Denkt man sich das Geschöpf, das hinter dem Stachelwall des Seeigels sitzt, in die Länge gezogen, gleichsam ausgewalzt und in seinem starren Kalkskelette zu Leder erweicht, während die Kalkteile selbst gleichzeitig als winzige Gitterscheibchen und Ankerchen tief in dieses Leder eingesunken sind, so erhält man die Seegurke. So kommt sie, ausgeweidet, bloß mit ihrem Lederkoller selbst, bei den Chinesen als „Trepang" auf den Markt und als problematischer Leckerbissen auf die Tafel, während

der Neapolitaner sich auf Tintenfisch und Seeigel in diesen materiellen Aquariumsgenüssen beschränkt. So dient sie lebend einer der groteskesten Tiergenossenschaften als „Raum“, indem nämlich kleine Fischchen vom Geschlechte Fierasfer sich durch die hintere Pforte ihres Leibesschlauches in sie einschmuggeln und gewohnheitsmäßig in ihrem Innern als sicherem Versteck hausen und daneben die wunderbare Schmarotzerschnecke Entoconcha in ihren Eingeweiden lebt, wie Spechte oder Marder in einem hohlen Baum. Unser sehnsüchtiger Angler aber könnte von solcher Holothurie noch etwas ganz andres lernen, was gerade erst recht sein Fach berührte.

Da hängt eine solche Seegurke an einer Felsecke. Sie führt lateinisch den echten Namen Cucumaria, den mein engerer Landsmann, der Kölner, auch ohne Lateiner zu sein, sofort verstehen würde, da man noch heute im heiligen Köln die Gurken „Kukumern“ nennt. Diese Seekukumer aber zeigt sich nach oben aufgebogen wie ein krummes Cornichon, und an der oberen Spitze trägt sie noch etwas, was an ein solches Miniaturgürkchen erinnern könnte, an dem noch halb verwelkt die ursprüngliche trichterförmige Gurkenblüte hängen geblieben ist. Die kleine Blüte gehört aber hier zum Tier, das diese „Gurke“ ja tatsächlich ist. Dieses Tier hat, wie alle echten höheren Tiere, am vorderen Leibesende einen Mund, und um diesen Mund ragen in Blütenform eine Anzahl feiner, äußerst empfindlicher Tastärmchen oder Fingerchen vor. Diese Aermchen sind in ihrem engeren Bau jedes aber noch wieder überaus zierlich ausgefasert oder verzweigt, so daß sie bei genauerem Besehen doch noch eher einer Rosette schön gefranster Blätter im ganzen ähnlich sehen. Sagen wir einmal, das ganze Geschöpf schaue mehr noch als einer Gurke einer gelben Rübe ähnlich, so entsprächen seine gefiederten Aermchen der kleinen Blattrosette über solcher Rübe auf der Erdoberfläche. Und wie wir das Ding betrachten, liegt die Rosette auch ganz so pflanzenhaft ruhig da, ebenso wie der Leib dahinter rübenhaft bewegungslos in seiner Lage auf dem Fels verharrt. Doch wir schauen eine Weile zu, und nun kommt doch etwas, was von einer Rübenpflanze ganz gewiß nicht zu erwarten wäre. Urplötzlich beginnt eines der Rosettenblättchen sich langsam zu bewegen. Ganz, ganz langsam wird die Spitze eingebogen, bis sie abwärts über dem Munde in der Rosettenmitte schwebt. Und endlich jetzt geht sie wahrhaftig ein in diesen Mund, stülpt sich eine Weile ganz hinunter, um erst später wieder aufzutauchen und ihren Platz in der Rosette wieder einzunehmen. Noch eine Weile, und ein andres Fiederblättchen kommt an die Reihe für den gleichen Prozeß. Ein Tier, das einen Mund hat, wird mit diesem Munde wohl auch fressen. Sind die Fiederblättchen in Wahrheit die Aermchen oder Fingerchen des Seegurkentiers, so drängt sich uns ein zwar nicht sehr appetitliches, aber aus unsrer grünen Jugendzeit uns allen doch durchaus liebvertrautes Bild dabei auf: die Seegurke leckt sich alle paar Minuten einmal einen ihrer Finger ab, nachdem sie ihn vorher in den Honigtopf getaucht hat. Aber wo ist der Honigtopf in diesem Falle? Die Fiederfingerchen stehen doch bloß starr in das Meerwasser hinaus! Hier beginnt eben das Bedeutsame.

Die Seegurke, indem sie ihre Finger in den Mund zieht, leckt sie doch nicht bloß im Honigsinne ab. Sie zieht in ihnen tatsächlich nichts mehr und nichts minder ein als eine Angel, und sie zieht sie ein, weil an diese Angel etwas angebissen hat, und das Ablecken im Schlunde ist eigentlich ein Ablösen des Fangs von der Angel, womit diese wieder frei wird und wieder frei als neuer Köder hinausgehängt werden kann. Die Art dieses Köders und des geangelten Wildes selbst ist folgende. Die Seegurke ist ein Fleischfresser. Sie lauert auf winziges Gelichter ihrer Wasserheimat: Infusorien, Rädertierchen und andre kleine Würmer, die zwerghaften Larven verwandter Wassertiere und solches Kleinvolk mehr. Um solche leichte Ware aber zu erfassen, erzeugt sie eine höchst geschickte Täuschung. Jene zierlichen Faserblättchen ihrer Mundarme, scheinbar ohne eigne Bewegung auf die völlig reglose Rübe oder Gurke gepflanzt, täuschen der Kleintierwelt eine wirkliche Pflanze vor, eine Wasserpflanze, einen Seetang. Die Kleinen hängen sich an diesen Tang, kriechen in sein Blätterwerk, schlängeln sich um seine Stiele, kurz, fühlen sich völlig auf sicherem, harmlosem Terrain wie ein Menschenkind, das sich in den Schatten eines alten Lindenbaums schmiegt. Sie beachten auch nicht ein leises Schwanken und Sichbeugen ihres Baumes, wiegt sich doch jede Tangpflanze auch so mit den Strömungen des Wassers. Plötzlich aber stürzt, um im Bilde zu bleiben, die ganze Linde in einen jäh geöffneten Schlund und reißt den nichtsahnenden Schläfer in ihrem Schatten mit hinab. So senkt sich auf einmal auch der vermeintliche Tang abwärts in den Rachen der Seegurke und mit ihm fährt seine ganze Tierfracht als Beute in den Abgrund, von wo es kein Entrinnen mehr gibt.

Sicherlich schon lange ehe der Mensch die Erde betrat, hat die Seegurke in dieser Weise „geangelt“. Sie angelte den Wurm, indem sie ihn mit einer vorgetäuschten Pflanze köderte. Es ist aber doch, wird mein passionierter Angler mir einwenden, noch ein Stückchen Weg bis zum Angeln des Menschen, wo ein Wurm selbst als Köder für ein selber fleischfressendes Tier von der Intelligenzhöhe eines Fisches herhalten muß. Aber da hebt sich vom Boden eines andern Beckens im gleichen Aquarium ein wahrhaft infernalisch häßliches Geschöpf, gegen dessen Scheußlichkeit die kleine Seegurke geradezu zierlich erscheint. Es ist ein riesiger Fisch, aber mit seiner Länge von anderthalb Metern erscheint er doch nur wie ein ungeheurer Fischkopf, an den sogleich der kleine Schwanz geheftet ist, und der in seiner ganzen Breite zu einem schauerlichen Maul mit dräuenden Zahnreihen aufklappt. Das ist der große Lophius, der „Seeteufel“ — der Meister des Angelns unter den Fischen selbst. Um den Sinn dieses scheinbaren Paradoxons zu fassen, ist zunächst nötig, sich zu erinnern, daß nicht bloß der Mensch Lust auf ein Fischgericht verspürt, sondern auch seit alters das größere Fischvolk selber das kleinere jagt. Auch der Lophius ist ein solcher Räuber im eignen Heer. Im Verfolg seiner Wünsche aber ist auch er folgerichtig zum Angelprinzip vorgeschritten, und zwar angelt er im Sinne seines viel schlaueren

Wildes nicht mehr bloß mit einem vermeintlichen Tangbüschel wie die Seegurke, sondern auch er verwertet eine Angelrute, an der als Köder ein zappelnder Wurm hängt. Was man vom passioniertesten menschlichen Angler wohl im Scherz sagt: es werde ihm noch die Angel am Leibe festwachsen, das ist hier glänzend erfüllt. Auf seinem Riesenkopf, der beinahe drei Viertel des ganzen Körpers einnimmt, sind dem Seeteufel lange Stachelspitzen hervorgesproßt, deren vorderste regelrecht wie eine große Angelrute über ihm schwebt. An dieser natürlichen Angel aber wimmelt ganz auf der Spitze ein zweigespaltenes Hautläppchen, das, im Wasser bewegt, geradezu täuschend einem Wurm gleicht. Während dieser Wurm als Köder an der Angel tanzt, liegt zugleich der Angler selbst platt auf dem Grunde, halb vergraben im Schlamm, halb durch ein ekles Braun seiner Färbung und allerhand kleinere, im Wasser schaukelnde Flossenanhängsel unkenntlich und einem algenbewachsenen Stein ähnlich gemacht. Sorglos wie die Würmchen zur Seegurke, schießen die kleinen Fischlein zu diesem Pflanzenfels heran, gewahren den Wurm an der Angel und schnappen danach. Aber schon hat sie das senkrecht hinauflauernde Augenpaar des angelnden Ungetüms gesehen, und ein jäher Ruck reißt das Opfer in den wie von Dolchen der „eisernen Jungfrau" starrenden Schlund des Seeteufels hinab. Es gibt Tiefseefische im ganz dunkeln Wasserabgrunde, die sogar ihren Wurmköder mit Hilfe eines ganz besonderen Leuchtorgans und einer zuführenden Nervenleitung aufleuchten lassen können, als trügen sie am Angelfaden eine elektrische Glühbirne, und mit diesem Leuchtköder locken sie ihre Opfer ebenso an wie der Fischer bei Capri, der durch den Glanz einer Fackel nächtlich die scheuen Tintenfische ködert, um sie dann als leckere Speise zu fassen. Uralte Künste der Tierwelt, auf die der Mensch zuletzt kommt! Er angelt den großen Fisch mit der Methode, die dieser längst gegen den kleinen angewendet hatte, indem er den Wurm vortäuscht, den schon die Seegurke selber geangelt hatte, indem sie ihm einen Seetang vortäuschte.

Der Jüngste

Von

Ernst Zahn

Ich weiß es, Mutter, seit langem ja:
So wie unser Jüngster stand keiner dir nah!
Ich weiß es lang' und weiß es genau,
Hier warest du schwach, du starke Frau!
Und weiß, du hattest so unrecht nicht;
Denn, hob der Junge sein braun Gesicht
Und sahst du ihm in die Augen hinein,
Da zwang es dich, auf ihn stolz zu sein:
In seinen Blicken flammte die Kraft,
Und nichts hielt die Seele in ihrer Haft,
Daß nicht davon, es verratend jach,
Ein Strahl aus seinen Blauaugen brach.
Und nun es scheiden und wandern hieß,
Und nun er weinend uns verließ,
Und immer dein Auge noch an ihm hing,
Da wußt' ich, was dir zu Scherben ging,
Und daß, was dein Herz für uns empfand,
Dein Glück auf diesem einen stand.

In dunkler Stube sitzen wir beisammen,
Du, meine blasse Mutter, du und ich.
Zuweilen geht fern in der Nacht ein Flammen,
Dann wieder regt der Wind am Hause sich.

Und wenn der ferne Blitz aufzuckt und schwindet,
Und wenn des Windes Raunen trifft dein Ohr,
Dann spricht dein Mund, der sonst kein Wort mehr findet,
Dann fährst du wie aus einem Traum empor.

„Jetzt ist er auf dem Meer," sagst du mit Zittern,
Und was du nicht sagst, sieh, das rat' ich leicht:
Den Himmel siehst du über ihm gewittern,
Des Sturmes denkst du, der sein Boot erreicht!

So ist es heut, so wird es werden morgen,
So geht vielleicht nun Tag um Tag dir hin.
Nur eines kannst du sinnen noch und sorgen:
Um ihn!

*

Heut sprach ich tröstend: Er wird wiederkommen!
Da ist dein Blick von Tränen jäh erglommen.

Und wieder sprach ich: Schon in ein paar Jahren!
Da strichst das Tuch du von den weißen Haaren.

Da hast du stumm und lang' mich angesehen,
Und, Mutter, Mutter, nun muß ich verstehen:

Du dachtest seiner Wiederkehr und sannst,
Daß du vielleicht so lang' nicht warten kannst!



Am Steuer

Nach einer Naturaufnahme von J. Valla (Paris)

Telefunken

Von

Otto Jentsch

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

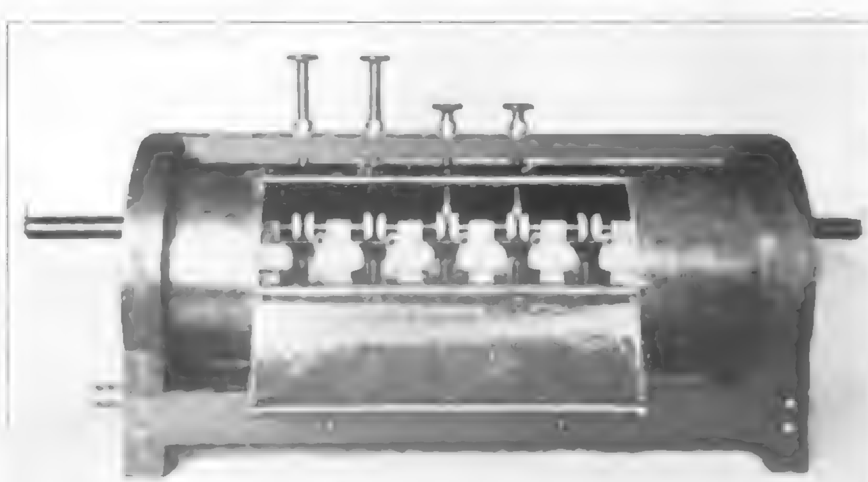


Telefunkenstation Nantucket-Feuerschiff

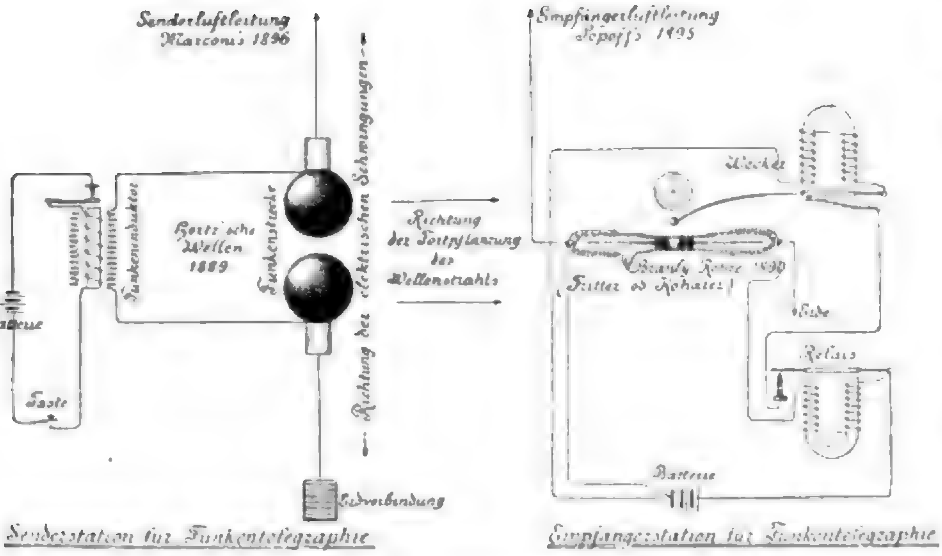
Mit der zwar neutralen, im übrigen aber wenig geschmackvollen Bezeichnung „Telefunken“ hat die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie in Berlin das nach mehrjährigem Konkurrenzkampfe in ihr vereinigte Braun-Siemens- und Slaby-Arco-System bedacht. Deutsches Funkentelegraphensystem hätte es genannt werden sollen. Wie aber jede Wortmißbildung sich leicht einbürgert, so auch hier. Man telefunkt allerorten, und Telefunkenstationen entstehen in allen Weltteilen. Letzteres zu konstatieren ist allerdings eine für die deutsche Technik äußerst erfreuliche Tatsache. Wesentlich aus eigner Kraft und durch überzeugende Proben seiner Leistungsfähigkeit ist es dem Telefunkensystem gelungen, das auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie drohende Marconi-Monopol zu durchbrechen. Bis vor kurzem waren die Schiffe der transatlantischen Fahrt noch in der Zwangslage, Marconi-Apparate an Bord zu nehmen, da die Marconi-Stationen an der englischen und amerikanischen Küste strenge Anweisungen von der Marconi-Gesellschaft in London erhalten hatten, nur mit Marconi-Systemen in funkentelegraphischen Verkehr zu treten. Begründet wurde diese Anordnung mit der seltsamen, so oft widerlegten und in technischen Kreisen überhaupt unverständlichen Behauptung, daß andre Funkensysteme mit den Marconi-Apparaten keine Verständigung erzielen könnten. Selbst unsre großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften mußten sich dem Zwange fügen, da sie für die Fahrt nach New York auf den Meldedienst der Marconi-Station des Feuerschiffs vor der Nantucket-Insel nicht verzichten konnten. Heute besteht dieser Zwang nicht mehr, da die amerikanische Regierung einsichtsvollerweise die Marconi-Station auf dem Nantucket-Feuerschiff aufgehoben hat, weil diese nicht darein einwilligen wollte, dem drahtlosen Nachrichtenverkehr aller Systeme zu dienen. Diese Maßnahme der Vereinigten Staaten hat allgemeinen Beifall gefunden: die Funkentelegraphie ist ein Weltverkehrsmittel, das nicht in die enge Zwangsjacke eines Monopols eingeschnürt werden darf, wenn es seine Aufgabe voll erfüllen soll.

Um ihre moralische Niederlage bezüglich der Nantucket-Station zu bemänteln, hat die Marconi-Gesellschaft das Märchen erfunden, die Station sei von deren Eigentümer Gordon Bennett auf telegraphisches Ansuchen des Deutschen Kaisers an diesen geschlossen worden. Dies Märchen hat freilich nur wenig Gläubige gefunden. Die jetzt unter der Kontrolle der U. S. Lightship-Boards von der Telefunkengesellschaft eingerichtete Nantucket-Funkenstation steht nunmehr dem freien Verkehr mit allen Systemen der drahtlosen Telegraphie offen. Unter der gleichen Kontrolle werden an der amerikanischen Küste zurzeit Telefunkenstationen bei Navesink, Kap Code und Montank eingerichtet.

Den Marconi-Stationen an der englischen Küste bieten Telefunkenstationen an der holländischen und



Serienfunkenstrecke für eine 1000-Kilometer-Telefunkenstation

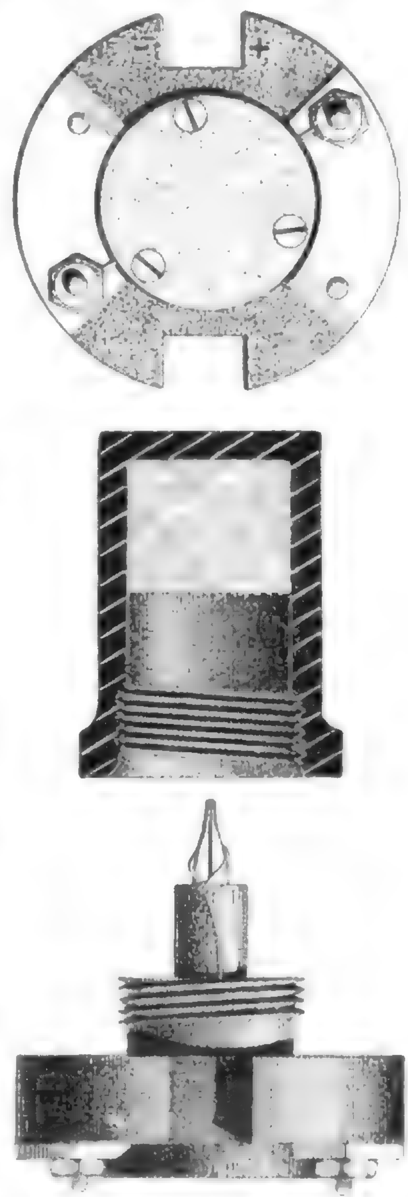


Schematische Darstellung des Entwicklungsganges der Funkentelegraphie

französischen das Gegengewicht. Am 1. November 1904 hat die holländische Postverwaltung in Scheveningen eine große Funkenstation mit Tag- und Nachtbetrieb dem öffentlichen Verkehr übergeben, und in Amsterdam betreibt die Telefunkengesellschaft eine eigne Station unter Aufsicht der niederländischen Regierung. Frankreich hat letzthin eine Funkentelegraphenstation auf der Insel Ouessant dem öffentlichen Verkehr für alle Systeme übergeben. An der deutschen Nordseeküste kommen die dem allgemeinen Verkehr dienenden Funkenstationen Helgoland, Borkum, Bremerhaven und Cuxhaven in Betracht. Es sind sonach für die transatlantische Fahrt genügend Funkentelegraphenstationen vorhanden, um für die ganze Dauer der Fahrt den Verkehr zwischen Land und Schiff vermitteln zu können, gleichgültig, welches Funkensystem die Schiffe an Bord haben. Mangel an Stoff werden die drahtlosen Bordzeitungen selbst dann nicht haben, wenn die an der englischen Küste gelegenen Marconi-Stationen wirklich so töricht sein sollten, auch weiterhin bei ihrer Weigerung zu beharren, mit fremden Funkenstationen in Verbindung zu treten.

Für die südamerikanische Fahrt kommt das Marconi-Monopol nicht in Betracht; hier sind bereits genügend Telefunkenstationen vorhanden. Eine der wichtigsten ist die Boca-Station bei Buenos Aires. In der Zahl der ausgeführten Stationen hat das Telefunkensystem das Marconi-System bereits überholt. Hervorragende Dienste leisten jetzt die fahrbaren militärischen Telefunkenstationen bei der Pazifizierung von Deutsch-Südwestafrika und im russisch-japanischen Kriege. Nach den offiziellen Berichten des Generals von Trotha ist mit den Telefunkenstationen in Deutsch-Südwestafrika eine tadellose Verständigung auf 150 Kilometer über Land erzielt worden. Das ist eine Leistung, die in den Tropen noch kein Funkensystem erreicht hat. Wenn dann weiterhin gemeldet wird, daß bei Gewitterregen die Verständigung ausgesetzt hat, so kann das nicht wundernehmen; bei solchen heftigen Gewitterentladungen versagen die Drahttelegraphen ebenfalls und der Heliographendienst erst recht. Sobald aber das Gewitter einigermaßen abflaut, tritt auch die funkentelegraphische Verständigung wieder ein.

Fast sämtliche russischen Kriegsschiffe, insbesondere die der Baltischen Flotte, waren mit Telefunkenapparaten ausgerüstet, und bei dem russischen Landheer befinden sich Telefunkenwagenstationen in großer Anzahl. Die russische Funkenstation in Tschifu, die anfänglich den Verkehr von Port Arthur mit der Außenwelt vermittelte, dann aber auf Drängen der Japaner und Ansuchen der Chinesen geschlossen werden mußte, hatte ebenfalls Telefunkenapparate. Eine frühere Ausführungsform des Telefunkensystems, nämlich die Braun-Siemens-Anordnung, benutzen auch die Japaner. Sie bezeichnen diese allerdings als System des Professors Kimura. Das Telefunkensystem hat sich nach den praktischen Ergebnissen des letzten Jahres als das zuverlässigste und leistungsfähigste Funkentelegraphensystem der Welt erwiesen. Dieses Urteil entspringt nicht nationaler Voreingenommenheit; es wird auch im Auslande anerkannt. Die weite Verbreitung des Telefunkensystems in allen Kulturländern trotz der Konkurrenz des Marconi-Systems und der übrigen Systeme bürgt am besten für seine Güte. Bezeichnend ist eine Kritik, die der „Courrier d'Haiphong" über die Telefunkenanlage in Tonking zwischen Hanoi und Phu-lien, wo die Telefunkenapparate mit einem geringen Aufwande elektrischer Kraft, der etwa



Wellenanzeiger von Schlömilch

½ Pferdekräften gleichwertig ist, über die 110 Kilometer betragende Entfernung zwischen den beiden Stationen eine sichere Brücke für den Nachrichtenverkehr durch den Aether schlagen und mit den Schiffen in See noch auf über 200 Kilometer Entfernung gute funkentelegraphische Verbindung erlangen. Der „Courrier d'Haiphong“ schreibt hierzu: „Gewisse kurzsichtige Leute werden es rügen, daß es deutsche Apparate sind, die wir Franzosen hier in Anspruch nehmen. Wir sind dagegen der Meinung, daß der echte Patriotismus darin besteht, von unsern Nachbarn das Beste, was sie haben, zu entnehmen und zu versuchen, sie später darin zu übertreffen. Es ist zweifellos durch die Konkurrenzversuche festgestellt, daß die besten französischen Systeme Ducretet, Ferrié und Tissot zufolge der atmosphärischen Störungen im hiesigen Klima zwei Drittel ihres Wertes verlieren. Das deutsche System Telefunken dagegen ist im Besitze eines elektrolytischen Detektors von einer geradezu merkwürdigen Widerstandsfähigkeit gegen Störungen der Atmosphäre. Es ist kaum nötig, auf die Vorteile der allgemeinen Einführung dieses Systems hinzuweisen, besonders in Kolonialgebieten, wo mit Wirren zu rechnen ist.“



Leidener Flaschen-Sternkreis für die 1000-Kilometer-Telefunkenstation Oberschöneweide

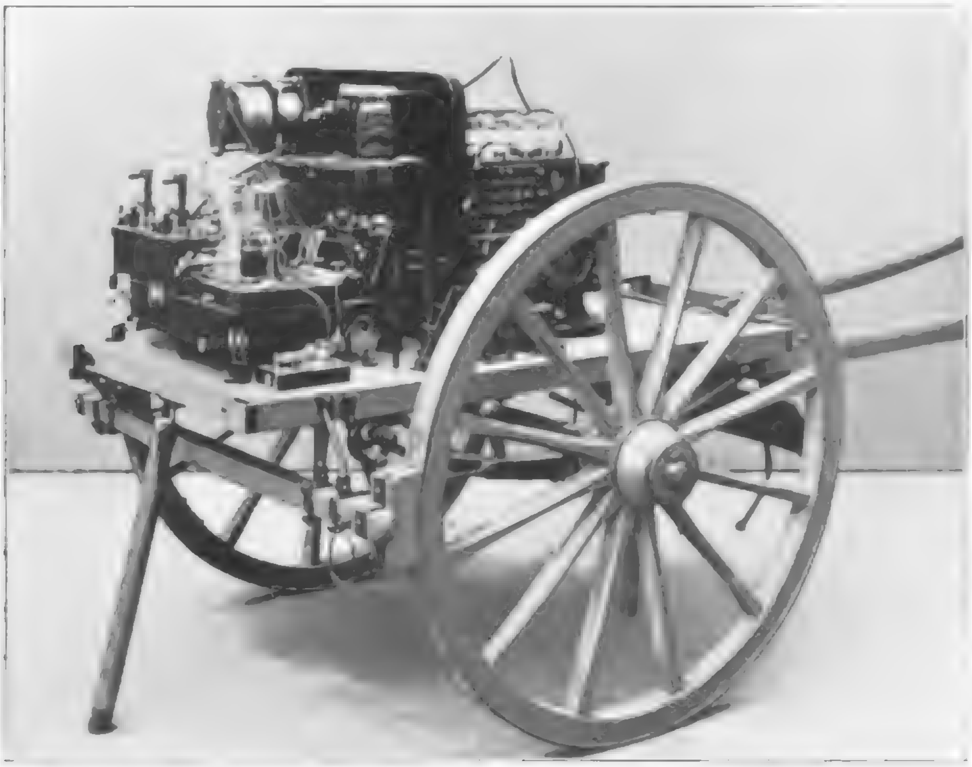
Zum leichteren Verständnis der charakteristischen Merkmale des Telefunkensystems in seiner gegenwärtigen Form will ich zunächst eine kurze gemeinverständliche Darstellung der physikalischen Grundlagen der Funkentelegraphie geben.

Die Kraftquelle der Funkentelegraphie ist der elektrische Funke. Dieser ist eine außerordentlich schnell auftretende, von einer kurzen Lichterscheinung begleitete Ausgleichung entgegengesetzter Elektrizitäten. Nähert man zwei entgegengesetzt elektrisch geladene Leiter einander, so springt zwischen ihnen, noch bevor sie zur Berührung kommen, solange sie also noch durch einen Luftzwischenraum voneinander getrennt sind, ein heller Funke über. Die positive Elektrizität strömt zur negativen, und diese Bewegung beginnt schon, bevor der leitende Weg völlig hergestellt ist, denn die anziehende Kraft zwischen den beiden Elektrizitäten und die dadurch erzeugte Spannung sind so groß, daß die Luftschicht zwischen den genäherten Enden der geladenen Leiter gewaltsam durchbrochen wird. Indem hierbei winzige Metallteilchen zum Glühen erhitzt werden, entsteht der elektrische Funke. Die plötzliche Ausdehnung der Luft infolge der starken Erhitzung bringt das bekannte Geräusch hervor, das sich je nach der vorhandenen elektrischen Spannung vom Knistern bis zum Knall steigern kann. Den Abstand der meist kugelförmig ausgebildeten Leiterenden voneinander nennt man die Funkenstrecke. Die Länge der Funkenstrecke heißt Schlagweite; sie ist um so größer, je größer die elektrische Spannung zwischen den Leitern ist.

Der englische Physiker Maxwell fand bei seinen Untersuchungen in den Jahren 1863 bis 1873 über das Wesen und die Ausbreitung der elektrischen Erscheinungen, daß von einem elektrischen Funken Kräfte ausgehen müssen, die sich als Wellenbewegung mit der Geschwindigkeit des Lichts nach allen Richtungen im Raume verbreiten. Maxwell nahm an, daß der Träger dieser Wellenbewegung der Weltäther sei, den bereits der Holländer Huyghens als einen unendlich feinen Stoff bezeichnet hatte, der den Weltraum und alle Körper in ihm durchdringt und der auch der Träger der Lichtwellen ist. Schließlich kam Maxwell zu der Behauptung, daß das Licht selbst eine elektromagnetische Erscheinung sei, und daß das Licht und die elektrischen Wellen oder Strahlen dieselben Grundgesetze befolgen. Den praktischen Beweis für die Richtigkeit der Maxwellschen Theorie hat weiland Professor Heinrich Hertz in Bonn durch seine bekannten epochemachenden Versuche geführt. Seitdem wissen wir, daß ein elektrischer Funke im Aether Wellenbewegungen erzeugen kann, die sich in physikalischer Beziehung genau so verhalten wie die Lichtwellen. Einen Vortrag über seine Untersuchungen auf der Naturforscherversammlung zu Heidelberg im Herbst 1889 begann Hertz mit den



1000-Kilometer-Telefunkenstation in Oberschöneweide bei Berlin



Apparatekarren der deutsch-südwestafrikanischen Telefunkenwagenstationen

desselben, das sich durch Ueberspringen kleiner Funken zwischen den Messingkugeln bemerkbar macht. Die Einwirkungen der elektrischen Wellen auf einen solchen Resonator waren aber nicht so stark, daß sie für eine Telegraphie ohne Draht nutzbar gemacht werden konnten. Ein empfindlicheres Instrument zur Wahrnehmung der elektrischen Wellen erfand Professor Eduard Branly 1891 in Paris. Die Branly-Röhre, die jetzt unter der Bezeichnung Kohärer und Fritter noch allgemein im Gebrauch ist, stellt gewissermaßen ein elektrisches Auge dar, das die Ankunft elektrischer Strahlen in ähnlicher Weise anzeigt, wie das menschliche Auge die Ankunft von Lichtstrahlen. Der Branlysche Wellenempfänger besteht aus einer Glasröhre, die an beiden Enden durch Metallelektroden abgeschlossen und zwischen ihnen mit Metallfeilicht gefüllt ist. Wird sie mit einem empfindlichen Galvanometer und einem galvanischen Element zu einem Stromkreis zusammengeschaltet, so bleibt die Nadel des Galvanometers zunächst in der Ruhelage, weil die zahlreichen Berührungsstellen der mit unreiner Oberfläche behafteten Feilspäne dem Batteriestrom einen fast so großen Widerstand darbieten, als ob der Stromkreis völlig unterbrochen wäre. Gelangen aber elektrische Wellen zu der Röhre, so werden die Metallspäne leitend. Der Widerstand des Stromkreises sinkt sofort auf einen geringen Wert, und die Nadel des Galvanometers schlägt aus. Um die Leitfähigkeit nach dem Auftreffen der elektrischen Wellen wieder aufzuheben, genügt der leichte Schlag eines elektrischen Weckerklöppels auf die Röhre, der die Metallspäne durcheinander schüttelt. In der Praxis kommt jetzt an Stelle des Galvanometers ein empfindliches Relais, das einen Morse-Telegraphenapparat betätigt, zur Verwendung.

Mit Hilfe der Hertzschen Funkenwellen und der Branly-Röhre wäre bereits eine Telegraphie ohne Draht möglich gewesen; genügt doch schon ein winziger Funke, um diesen Wellenanzeiger auf mehrere Meter ansprechen zu lassen. Einen Fortschritt brachten indes erst im Jahre 1895 die Versuche des Professors Popoff an der Forstakademie in Kronstadt, der die Branly-Röhre dazu benutzte, um luftelektrische Entladungen nachzuweisen. Popoff benutzte bei seinen Versuchen einen in vertikaler Stellung befestigten langen, in die Luft reichenden Draht, dessen unteres Ende mit der Erde verbunden war, zum Beispiel die Auffangestange eines Gebäudeblitzableiters, um die luftelektrischen Erregungen dem

ewig denkwürdigen Worten: „Das Licht ist eine elektrische Erscheinung, das Licht an sich, alles Licht, das Licht der Sonne, das Licht einer Kerze, das Licht eines Glühwurms. Nehmt aus der Welt die Elektrizität, und das Licht verschwindet; nehmt aus der Welt den lichttragenden Aether, und die elektrischen und magnetischen Kräfte können nicht mehr den Raum überschreiten."

Zur Erleichterung des Verständnisses von dem Wesen der elektrischen Wellen diene folgende Analogie: Wird eine ruhende Wasserfläche durch einen Steinwurf getroffen, so verbreitet sich vom Einfallpunkte des Steines aus eine Bewegung in ringförmigen Wellen nach allen Richtungen. Die einzelnen Wasserteilchen steigen auf und nieder, wie ein auf der Wasserfläche schwimmender Kork zeigt; an der nach außen gerichteten Bewegung nehmen aber die einzelnen Wasserteilchen nicht teil. Der Kork schwimmt bald auf einem Wellenberge, bald in einem Wellental; im übrigen entfernt er sich aber nicht von seinem Platze. Bei den Funkenwellen muß man sich nun vorstellen, daß die Wellenbewegung sich in dieser Weise nach allen Richtungen im Raume fortpflanzt. Die Geschwindigkeit dieser Fortpflanzung beträgt wie bei den Lichtwellen 300000 Kilometer in der Sekunde. Eine auf unsrer Erde erzeugte elektrische Funkenwelle würde bei genügender Stärke also in etwa drei Minuten auf dem Mars anlangen.

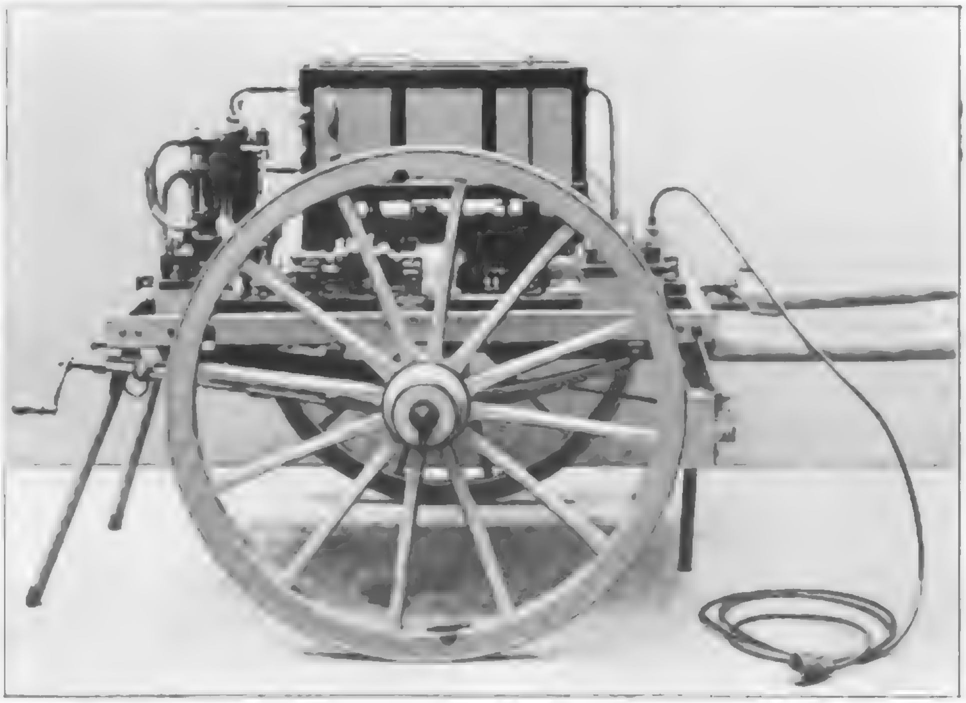
Zum Nachweis der von einer Funkenstrecke ausgehenden elektrischen Wellen bediente sich Hertz der sogenannten Resonatoren. Diese hatten vornehmlich die Form offener Drahtkreise mit kleinen polierten Messingkugeln an den Enden. Treffen elektrische Wellen auf einen solchen Resonator, so erfolgt gewissermaßen ein elektrisches Mitklingen

Wellenanzeiger zuzuführen. Der Popoffsche Auffangedraht ist die späterhin mit der Bezeichnung „Antenne" belegte Luftleitung der drahtlosen Telegraphie. Popoff kam nicht auf den Gedanken, seinen Wellensender mit der gleichen Antenne wie seinen Wellenanzeiger zu versehen. Die Legung dieses letzten Schlußsteins im Ausbau der Funkentelegraphie erfolgte dann 1896 durch den Italiener Guglielmo Marconi. Die beigegebene Skizze dürfte den physikalischen Entwicklungsgang der Funkentelegraphie schematisch zur Anschauung bringen. Ich habe hier nur noch zu erwähnen, daß die Funkenstrecke gewöhnlich durch einen Funkeninduktor, in dessen primären Stromkreis eine gewöhnliche Telegraphiertaste eingeschaltet ist, gespeist wird und die Wellenzüge mittels dieser Taste im Rhythmus des Morsealphabets von der Funkenstrecke ausgestrahlt werden.

Auf die großen Verdienste Marconis um die weitere Entwicklung der drahtlosen Telegraphie brauche ich nicht näher einzugehen, sie sind hinreichend bekannt. Geschmälert wurden diese Verdienste durch die übertriebene Reklame der Marconi-Gesellschaften. Diese Reklame hat bereits vor zwei Jahren verkündet, daß Marconi die funkentelegraphische Ueberbrückung des Atlantischen Ozeans gelungen sei. Jetzt hört man nichts mehr von dieser Ozeanfunkentelegraphie; war es Täuschung oder Selbsttäuschung? fragt man jetzt.

Die Konkurrenzstreitigkeiten zwischen den beiden früheren deutschen Systemen Braun-Siemens und Slaby-Arco kann ich ebenfalls übergehen; sie sind von mir seinerzeit in „Ueber Land und Meer" genügend beleuchtet worden. Der Schaden, den dieser unnütze Streit damals der Entwicklung der deutschen Funkentelegraphie zugefügt hat, ist durch das aus der Vereinigung hervorgegangene Telefunkensystem vollständig wieder ausgeglichen worden. Vornehmlich sind es folgende Eigentümlichkeiten, die das Telefunkensystem allen andern Systemen der drahtlosen Telegraphie überlegen machen: An Stelle der sonst allgemein benutzten Erdverbindung der Antennen oder Luftleiter benutzt das Telefunkensystem ein isoliert aufgehängtes elektrisches Gegengewicht in Form einer horizontal ausgespannten Drahtgaze. Die Luftleiter schwingen infolgedessen intensiver und regelmäßiger, sie werden auch unabhängiger von den Störungen der atmosphärischen Elektrizität. Nur wo eine Erdverbindung von ganz geringem Widerstande zu erzielen ist, wie zum Beispiel bei Schiffsstationen durch Anschluß an den metallischen Schiffskörper, wird von einem solchen Gebrauch gemacht. Mit solchen einfachen, aus Funkenstrecke, Luftdraht und Erdverbindung oder elektrischem Gegengewicht bestehenden Senderstationen war aber keine große Fernwirkung zu erzielen, selbst wenn man die Ladeenergie, die den Funkenkugeln zugeführt wurde, ganz erheblich vergrößerte. Damit mußte man auch die Funkenstrecke verlängern, das heißt die Schlagweite des Funkens vergrößern. Der Erfolg war nur gering, da von einer gewissen Funkenlänge ab die Vergrößerung der Spannung nicht mehr proportional der Vergrößerung der Funkenstrecke fortschreitet. Es wird dann zuviel elektrische Energie in der Funkenstrecke nutzlos in Wärme umgesetzt. Diesen Mangel beseitigte Professor Braun durch eine Unterteilung der Funkenstrecke, das heißt eine Auflösung derselben in eine Anzahl von hintereinander geschalteten Einzelfunkenstrecken. Statt einer einfachen Funkenstrecke von großer Länge wird also jetzt eine aus mehreren kleinen in Serie geschalteten Teilstrecken zusammengesetzte Entladungsfunkenstrecke benutzt. Um die praktische Ausbildung der Serienfunkenstrecke hat sich in hervorragender Weise der Ingenieur Hagar Rendahl verdient gemacht. Mit den neuen einfachen, aus Serienfunkenstrecke, Luftleiter und elektrischem Gegengewicht bestehenden Sendern des Telefunkensystems konnten unter Verwendung von etwa $^1/_{10}$ Pferdekraft elektrischer Energie und einem Luftleiter von nur 32 Metern Höhe Entfernungen von 250 Kilometern gut überbrückt werden.

Für Stationen größerer Reichweite und solche Stationen, die bei gegebener Luftdrahtlänge schnell die bisher benutzte Wellenlänge ändern wollen, kommen die sogenannten gekoppelten Sender zur Verwendung. Sie benutzen den bekannten Braunschen Leidener Flaschen-Stromkreis in Verbindung mit den neuen Braunschen Energieschaltungen. Die Möglichkeit, die benutzte Wellenlänge in ziemlich



Kraftwagen der deutsch-südwestafrikanischen Telefunkenwagenstationen

weiten Grenzen ohne Schwächung der Wirkung ändern zu können, ist von sehr hohem Werte für militärische Stationen, die hierin ein Mittel haben, bei Störungen durch feindliche Anlagen schnell eine neue veränderte Wellenlänge benutzen zu können und dadurch von den Störungen frei zu kommen.

Der Braunsche Schwingungskreis besteht aus einer Anzahl Leidener Flaschen, einer Funkenstrecke (jetzt Serienfunkenstrecke) und einer sogenannten Selbstinduktion in Gestalt einiger Windungen starken, gut isolierten Kupferdrahtes. Eine in einem



Telefunkenstation Boca bei Buenos-Aires

solchen Flaschenkreise durch die Funkenentladung einmal eingeleitete elektrische Schwingung würde unaufhörlich weiter schwingen, wenn nicht ihre Energie sich mit der Zeit in Wärme umsetzte. Dieser geschlossene Schwingungskreis wird mit der offenen Strombahn des Luftleiters entweder durch elektrische Koppelung, das heißt induktive Uebertragung, oder durch galvanische Koppelung, das heißt metallischen Anschluß des Luftleiters an einen Punkt der geschlossenen Strombahn, verbunden. Der Flaschenstromkreis, der große Energiemengen aufnehmen kann, dient also zur Erzeugung der Funkenwellen und gleichzeitig als Energiereservoir. Die offene Strombahn des vertikalen Luftleiters dient dagegen zum Aussenden der Wellen; ihr wird aus dem geschlossenen Erregerkreise immer neue Energie nachgeliefert.

Eine ganz erhebliche Steigerung der Fernwirkungen erzielt das Telefunkensystem mit den neuen Energieschaltungen von Professor Braun. Es kommt bei diesen nicht mehr ein einzelner geschlossener Leidener Flaschen-Stromkreis, sondern eine Kombination mehrerer solcher Kreise zur Anwendung, von denen jeder auf die gleiche Schwingungszahl wie der bisherige Einzelkreis abgestimmt ist. Jeder dieser Schwingungskreise wird von dem Funkeninduktor oder direkt von einer gemeinsamen elektrischen Hochspannungsquelle mit der gleichen Energie versorgt wie der frühere Einzelkreis. Auf diese Weise können zum Beispiel zehn zusammengeschaltete Schwingungskreise gegen früher die zehnfache elektrische Energie auf den Senderdraht übertragen.

Den größten Erfolg hat die Telefunkengesellschaft durch die Fertigstellung und Einführung des von dem Ingenieur Schlömilch erfundenen elektrolytischen Wellenanzeigers in die Praxis aufzuweisen. Der Schlömilchsche Apparat ist der empfindlichste aller bisher erfundenen Wellenanzeiger. Er spricht auf die kleinsten Wechselstromenergien und daher auf die schwächsten Funkenwellen an. Er weist die Funkenwellen noch nach, wo der sehr empfindliche Fritter des Telefunkensystems — ein Vakuumfritter mit regulierbarer Empfindlichkeit — etwa versagt.

Der Schlömilchsche Detektor oder Wellenanzeiger besteht im wesentlichen aus einer Polarisationszelle: einem kleinen Glas- oder Hartgummigefäß, das mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt ist und in das zwei feine Platindrähte als Elektroden eingeführt sind. Wird eine solche Polarisationszelle in eine kleine galvanische Batterie eingeschaltet, deren elektromotorische Kraft etwas größer ist als die der Zelle, so bedingt der durch die Zelle fließende schwache Zersetzungsstrom eine geringe Gasbildung an den Platindrahtelektroden. Sobald jedoch elektrische Wellen auf die Zelle treffen, wird die Gasbildung lebhafter. Es erfolgt eine Ablösung der Gasblasen von den Elektroden so deutlich, daß man bei einer Glaszelle nach einiger Uebung genau erkennen kann, ob kurze oder lange Wellenimpulse auf die Zelle treffen. Man kann auf diese Weise die funkentelegraphischen Morsezeichen unmittelbar an der Zelle ablesen. Da diese Zeichenaufnahme immerhin nicht genügend sicher ist, so schaltet man den Schlömilchschen Wellenanzeiger mit einem Telephon oder einem Morseschreiber zusammen und nimmt die Telegramme nach dem Gehör oder in sichtbarer Morseschrift auf. Erstaunlich klein sind die Abmessungen der Platinelektroden, welche die eigentlich wirksamen Teile des Apparates darstellen; sie haben einen Durchmesser von nur 0,001 Millimetern.

Hervorragend gute Dienste hat der Schlömilch-Detektor bei den fahrbaren Telefunkenstationen für militärische Zwecke geleistet. Diese können naturgemäß nur verhältnismäßig kleine Kraftquellen mit sich führen, die für die Ueberbrückung großer Entfernungen bei ungünstigen Witterungsverhältnissen nicht mehr ausreichen. Wenn hier mit Fritter und Morseapparat eine Verständigung auf der Funkenwagenstation nur schwer zu erzielen war, hat immer noch der Schlömilch-Detektor eine Aufnahme der Zeichen durch das Telephon ermöglicht. Auf Grund dieser günstigen Ergebnisse hat die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie die im Dezember 1904 nach Deutsch-Südwestafrika für die Schutztruppe ab-

gegangenen Telefunkenwagenstationen für Reichweiten von 300 Kilometern eingerichtet.

Eine solche Telefunkenwagenstation besteht aus drei zweirädrigen Karren: dem Kraftkarren, dem Apparatekarren und dem Gerätekarren. Der Kraftkarren führt einen Benzinmotor und eine von ihm getriebene Wechselstromdynamo, einen Kühlwasserbehälter und einen Benzinbehälter von 30 Litern Inhalt mit sich. An den Seitenwänden sind die beiden die Erdleitungen ersetzenden elektrischen Gegengewichte aus Drahtgaze nebst Stangen zum Aufhängen derselben angeschnallt.

Der durch ein Gestell in zwei Teile geschiedene Apparatekarren enthält die Sender- und Empfängerapparate: Funkeninduktor, Leidener Flaschen-Batterie, Serienfunkenstrecke, Morsetaster, Empfangstransformatoren, Fritter, Morseschreiber, Schlömilch-Detektor, Telephon und so weiter.

Die elektrische Einrichtung ist so getroffen, daß mit zwei Wellenlängen telegraphiert werden kann, mit einer kurzen Welle von 350 Metern und mit einer langen von 1050 Metern.

Die Länge des Luftleiters, der durch einen kleinen Gasballon oder bei günstigem Wind durch einen Kastendrachen in die Höhe geführt wird, ist hiernach auf 200 Meter festgesetzt. Wird mit der kurzen Welle gearbeitet, so kommt als elektrisches Gegengewicht das kleinere Kupfergazenetz von 6 Quadratmetern Fläche zur Anwendung, beim Arbeiten mit der langen Welle das größere von 21 Quadratmetern.

Der Gerätekarren dient vornehmlich zur Aufnahme der Gasbehälter, der Ballons und eines Reservebenzinbehälters.

Man hat so viel Aufhebens von den Riesenstationen Marconis gemacht; für den praktischen Verkehr haben sie noch nicht viel geleistet. Auch die Telefunkengesellschaft besitzt ein solches Donnermagazin, und zwar in Oberschöneweide bei Berlin. Dieses dient aber nur Versuchszwecken. Es ist in dem Kraftwerk Oberspree der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft eingerichtet. Vier Schornsteine von je 70 Metern Höhe tragen ein gewaltiges rechteckiges, nach unten zu sich trichterförmig verengendes Drahtgebilde, das aus etwa 100 einzelnen Luftleitern besteht. Als Betriebsquelle dient eine aus der Kraftstation entnommene Wechselstromenergie von 15 Kilowatt (= rund 20 Pferdekräfte). Dieser Wechselstrom wird auf eine Spannung von 50 000 Volt transformiert, und das durch ihn gespeiste Erregersystem schwingt beim Eintreten der Funkenentladung mit einer Frequenz von 900 000 pro Sekunde. Bei den im vergangenen Sommer angestellten Versuchen gelang es ohne Schwierigkeiten, nach Karlskrona in Schweden über die Entfernung von 450 Kilometern gut lesbare Telegramme zu übermitteln, obwohl hierbei in Schweden ein Auffangedraht von nur 35 Metern Höhe benutzt wurde. Die größte Reichweite ist damit natürlich nicht erreicht, sie dürfte weit über 1000 Kilometer betragen.

Auf Grund des Versuchsbetriebs ist jedoch die Telefunkengesellschaft nunmehr in der Lage, funkentelegraphische Verbindungen auf 1000 Kilometer und mehr unter voller Garantie der betriebssicheren Verständigung herstellen zu können. Solche Reichweiten genügen zurzeit vollkommen dem funkentelegraphischen Verkehrsbedürfnis.

Die deutsche Wissenschaft wie die deutsche elektrische Industrie haben durch die Erfindung und den Ausbau des Telefunkensystems gleicherweise einen großen Triumph errungen, und deshalb wollen wir uns freuen, wo überall auf dem ganzen Erdenrund dieses Wort an unser Ohr dringt, so wenig schön es auch an sich klingen mag.



Eine „Funkerabteilung“ der deutschen Armee bei der Arbeit

Der „Herbschtmuck“

Eine rheinische Weinlesegeschichte

von

L. Bürkner

Das war ein Herbst!

Das wurde ein Weinchen, wie keins mehr seit dem gesegneten Jahr 93.

In den Weinbergen, die so steil aus dem Rhein aufsteigen, daß kaum am Ufer Raum bleibt für das weiße Städtchen, das sich in langer Zeile so dicht ans Ufer drängt, „hing es voll“. Jeder Weinstock war ein kostbarer Schatz, eine Verheißung für Segen und Ueberfluß. Grüngolden drängte sich Traube an Traube, gesund, voll und prächtig. Den ganzen Sommer hatte die Sonne fast Tag für Tag in sengender Glut niedergebrannt und sich gerade nur so oft hinter regenspendenden Wolken verkrochen, als es für die Berge und ihre köstliche Ernte nötig war. Und wenn die Winzer in den Bergen arbeiteten und die Hitze schier unerträglich wurde und man bei der schweren Arbeit Ströme von Schweiß vergoß — was schadete es, das hielt man gern aus, wenn es nur endlich mal wieder ein Weinjahr gab.

Und nun war's Oktober. Ein Oktober, wie sich ihn der Winzer nicht besser wünschen kann. Schwere graue Nebel lagen Morgen für Morgen über Rhein und Berg. Sie krochen in die Weinberge aufwärts und legten einen feinen, feuchten Ueberzug über die Trauben. Und dann kämpfte sich die Sonne durch und beschien sie, und dadurch wurden sie „dünnschalig“, edel und süß, und hatte die Sonne schon im September die Traube „gekocht“, so „briet“ sie sie jetzt im Oktober und tat somit ihre Schuldigkeit nach langen Jahren endlich mal wieder richtig.

Tag für Tag den ganzen Monat lang schien sie golden vom dunkelblauen Himmel, der sich wie ein Prunkzelt über Strom und Berge spannte. Die weißen Häuser des Städtchens schimmerten noch weißer in der klaren Luft, die braunen Felsen stachen noch jäher in den Himmel, die graue Burg schaute trutzig in all die Herrlichkeit. In das satte Grün der Weinberge und der Wälder sprenkelte sich das Rot und Gelb des Herbstes, täglich reicher und bunter.

Im Städtchen war hastiges Leben. Aus den hohen Toren der Kelterhäuser klang Hämmern und Pochen, die Herbstgerätschaften wurden instand gesetzt, Wasserströme ergossen sich allenthalben in Bütten, Fässer, Kannen und Legel. Längst waren die Weinberge „geschlossen“ und durften nur an gewissen Tagen betreten werden. Und dann kam der erste Tag der „Lese“.

Schon am frühen Morgen zogen die „Leser“ und „Leserinnen“ in hellen Trupps ins Städtchen ein. Ein bunter Schwarm. Junge und Alte, hübsche und häßliche, junge Burschen und Mädchen, und alte Mütterchen, die bei dieser reichen Ernte auch noch mithelfen mußten.

Die wenigen Schläfer, die mit der Lese nichts zu tun hatten, fuhren in ihren Betten hoch beim Trapp-trapp vieler Füße in schweren Nagelschuhen und bei dem hellen Gesang, der in taktmäßiger Melodie zu ihnen hereindrang. Lauter alte Lieder, wie sie nun schon Vater und Mutter und Großvater und Großmutter zur Lese gesungen. Das Lied vom Ritter Kuno und der Ida, die

> „— in des Gartens dunkler Laube,
> Einsam saßen Hand in Hand. —

das traurig-schöne Lied vom jungen Reitersmann und der Nonne, und das schaurige vom eifersüchtigen Liebhaber:

> „Was zog er aus seiner Taschen,
> Ein Messer war scharf und war spitz.
> Das stach er ihr in das Herze.
> Das Blut wohl über sie spritzt.“

Und wenn sie sich dann bei ihren Arbeitgebern gesammelt hatten, dann ging es in langen Kolonnen hinaus „in den Berg“, voran die Wagen mit den Herbstbütten, den Legeln und Kannen, danach die Leser und Leserinnen, streng geschieden, zuerst die Burschen, zuletzt die Mädchen.

Aber wenn sie am Abend in der Dunkelheit heim kamen, dann war's anders. Burschen und Mädchen in einem Trupp, dicht aneinander gedrängt, kichernd und jauchzend, und in der Dunkelheit nachzügelnd einzelne Pärchen.

Durch das ganze Städtchen zog der Duft des Mostes wie eine schwere Wolke. Die Keltern arbeiteten und mahlten fieberhaft bis tief in die Nacht hinein, und durch die offenen Tore der Kelterhäuser sah man beim unsicheren Flackerlicht eifriges Hantieren schwarzer Gestalten.

Auch in den soliden, behäbigen Häusern, in denen die Weingutsbesitzer seßhaft waren, war ameisenhafte Emsigkeit. Zumal in jenen, wo nach guter alter Sitte die Leser noch in Kost genommen wurden. Da hieß es alle Mann an Bord, oder vielmehr alle weiblichen Wesen. Mächtige Kesseltöpfe brodelten auf dem Herde den Tag über, aus denen der Duft von kräftiger Suppe, von Speck und Sauerbraten, von Kohl und Kraut aufstieg und durchs ganze Haus zog. Teller- und Schüsselstöße aus dickem Steingut, die das ganze Jahr auf diese ihre Bestimmung warteten, wurden hervorgeholt. Und in grauer Morgenfrühe standen die Frauen und Töchter, schnitten unermüdlich Brotschnitten, bestrichen sie reichlich — denn wer gut schmiert, der gut fiehrt (fährt) —, belegten sie, immer umschichtig, eins mit Schwartenmagen, eins mit Blutmagen, und verteilten sie unparteiisch in all die ausgestreckten Hände. Und mittags, wenn die Leser zum Essen kamen, dann mußte schon alles bereit stehen —



Weinlese

Nach dem Gemälde von Graf Angelo von Courten (München)

wohlbemessene Portionen Fleisch auf jedem Teller, damit jeder sein Recht bekam und die Gierigen, Unverschämten nicht die Bescheidenen benachteiligten. Dazu für jeden sein Teil „Haustrunk“ — und wenn's auch nur Tresterwein bescheidenster Art war —, die Leser wußten ihn zu schätzen.

Abends war dann wieder das gleiche. Und wenn der Tag vorüber war, dann waren alle todmüde, Leser und Leserinnen wie der reiche Weingutsbesitzer und sein ganzes Haus.

Das ging nun schon fast drei Wochen so. Aber heute war der letzte Tag, heute war „Herbschtmuck“.

Da ist die letzte Traube geschnitten, die letzte „Herbstbütte“ fährt bekränzt in die Kelter. Und auf ihr thront, umjubelt von den Lesern, der „Herbschtmuck“, Bacchus, mit Weinlaub bekränzt und den Thyrsus schwingend, im übrigen aber ein hübscher Bursche von den Lesern, oder auch der Sohn der Familie des Besitzers. Und dann hebt ein Essen und Trinken an, ein Singen und Tanzen und ausgelassener Jubel, wie ihn eben nur der leichtherzige Rheinländer kennt.

Bei Kurschmanns gab's immer den schönsten Herbschtmuck, wie es das reichlichste Essen gab, den besten Wein, die lustigste Lese. Darauf hielt Herr Franzjoseph Kurschmann, wie sein Vater und Großvater darauf gehalten hatten. Und wenn Herr Franzjoseph Kurschmann auch im Weinberg die Leser und Leserinnen gern zum Singen ermunterte, nicht nur der Fröhlichkeit halber, sondern auch, weil ein singender Mund keine Trauben ißt, und von seinen Leuten bei dem „Prinzenessen“, das er ihnen gab, auch tüchtige Arbeit verlangte und rücksichtslos alle fortschickte, die das nicht leisteten, — zu ihm kamen immer die besten und fleißigsten Leute, und schon lange vor der Lese war kein Platz bei ihm frei.

Heute quirlte er unruhig im Hause umher, ganz gegen seine Gewohnheit. Er riß so plötzlich die Tür des großen Küchenzimmers auf, daß sein hübsches Töchterchen erschrocken das Messer fallen ließ, mit dem sie derbe Brotschnitten abschelte, und seine rundliche, wohlkonservierte, zufriedene Gattin ihn erstaunt ansah.

Forschend sah er auf sein „Lorche“:

„Flennst du?“ fragte er argwöhnisch.

Sie blinzelte halb scheu, halb verschmitzt nach ihm hin.

„Ich flenne nit.“

„Wollt' dir es auch nit rate,“ brummte er, kürzer als es sonst seine Art war. Das Lorche war sein Herzblatt, sein Liebling.

„Da sieht man die Weiber! Lange Röcke, kurzer Verstand. Und immer dieselbe Geschichte! Erst das Angestelle, als ob's ihnen ans Leben ging, wenn ein netter junger Mann auf Brautschau komme soll, und nachher, da nehme sie 'n mit tausend Händen!“

Lorchen trotzte.

„Mir braucht keiner gebrunge zu werden! Ich such' mir meine Mann selber aus.“

Herr Franzjoseph Kurschmann fuchtelte ärgerlich in der Luft umher.

„Nur kein' hohe Tön, Mamsellche! Mer weiß ja noch gar net, ob der Herr Verwaeren dich will. Das sind feine Niederrheiner, die Verwaerens! Ich weiß auch gar net, was der alte Verwaeren an dir für 'n Narre gefresse hat!“

Aber er sah sein Mädel doch väterlich stolz an.

„Laß das Mädche gehe,“ sagte Frau Kurschmann. „Lorche, hol mir mal den Stahl zum Messerschleife.“

Lorchen entschlüpfte eilig.

„Kurschmann,“ sagte sie mit entschiedenem Ton, „da siehst du nu wieder, daß Männer so e Sach' nit deichsele könne. So was muß nit mit Mannsfäuste angepackt werde! Es wär' viel besser gewese, du hättest mich mache gelasse. Wir hätte den jungen Mann komme lassen, ohne daß das Lorche was gewußt hätte, und das wär' besser gewese. So was beredt' mer nit vorher.“

„Wer hat denn den Mund nit halte könne,“ rief Herr Kurschmann erbost. „Du hast's nit gekonnt und hast allerlei Andeutunge gemacht, bis das Mädel neugierig geworde is.“

„Und dann bist du damit herausgeplatzt,“ sagte Frau Kurschmann halb ärgerlich, halb lachend. „Na, vorläufig kommt der Freier ja noch nit.“

„Donnerkiel, das hätt' ich beinah vergesse,“ fluchte Herr Franzjoseph Kurschmann. „Annern Besuch kriege wir noch. Zwei Studentcher, zwei Söhne vom Vetter Kurschmann aus Neustadt. Die mache en Fußtour am Rhein un komme heut nachmittag.“

„Na, das fehlt auch noch,“ seufzte Mama Kurschmann. „Grad in de Herbschtmuck erein. Von dene Kurschmanns, wo die Frau e geborene Passavant aus Frankfurt is?“ fragte sie dann interessiert. Die Verwandtschaft war so riesengroß, daß man sie gar nicht alle kannte.

„Jawohl, von dem! Feine Leut', solide Leut'! Die Bube kenn' ich nit, aber der Alte, mit dem war ich bei der letzte Weinversteigerung in Eberbach zusamme. Nu schreibt er, die Buwe käme mal bei uns 'rau. Das paßt ja ganz schön für den Herbschtmuck, da hat das Lorche zwei Dänzer.“

„S' wird ihr wohl nit arg ums Danze sein.“

„Nu schweig und mach mich nit ärgerlich. Ich bin doch kei Rabevater. Wenn's mit Deuwelsgewalt den Verwaeren nit mag, ich schlepp's nit an de Altar. Aber es wär' mir sehr dran gelege, — natürlich nur, wenn's ä netter Mensch ist. Der Alte, das is doch 'n ganz scharmanter alter Herr. Und Geld habe sie wie Heu.“

„Unser Lorche braucht nit nach Geld zu heirate,“ sagte Frau Kurschmann stolz.

„Nein. Aber Geld allein schändet nit,“ meinte Herr Kurschmann philosophisch. Und dann betrachtete er kritisch den Berg von aufgehäuften Brotschnitten.

„Seid ihr bald mit allem fertig?“

Frau Kurschmann nickte:

„Zehn Brote habe wir verschnitten! Schinke, Wurst und Käs is hergericht'. Heut abend gibt's Reissupp', Schweinebrate und Rotkraut.“

Herr Franzjoseph Kurschmann sah befriedigt aus:

„Du wirst's schon all recht mache. Also denk dran, daß die Kurschmannsbuwe komme.“

Als er fort war, schlüpfte das Lorchen herein:

„Was hat's noch gegebe?“ fragte sie, halb ängstlich, halb schelmisch.

„Du brauchst gar nit zu flenne," sagte die Mutter mit angenommener Strenge. „Dei Pappa is kei Unmensch, und der Verwaeren kommt erst in acht Tagen. Und wenn er dir absolut nit gefällt, dann brauchst du ihn nit zu nehme. Mach nur, daß du dich nit am End' in ihn verliebst, und er will nix von dir wisse!"

Lorchen schlug ein Schnippchen. „Acht Tag! Da läuft viel Wasser 'n Rhein herunter. Und wer weiß, was kommt."

„Kommt! Heut nachmittag kommen zwei Vettern von Neustadt."

„Vettern von Neustadt?"

„Ja! Von den Kurschmanns, wo die Frau en geborene Passavant von Frankfurt is."

Und Frau Kurschmann vertiefte sich in die Genealogie der ganzen Familie Kurschmann.

Lorchen freut sich. Nette Vettern mochte sie gern. Oft genug kam Besuch aus der Verwandtschaft — die im weitesten Sinne begriffen wurde —, von denen man nur wußte, woher sie stammten, ohne sie je gesehen zu haben. Sie wurden gastlich aufgenommen, köstlich bewirtet nach guter alter rheinischer Sitte. Und die Vettern von Neustadt kamen gerade recht zum Herbschtmuck.

Am Nachmittag ging es auf dem großen Hofe lebhaft zu. Ein langer Tisch für die Leser war aufgeschlagen, fast zum Brechen belastet mit Bergen von belegten Broten. Der lahme Matthes mit der Fiedel und der Adam mit der Klarinette standen parat. Dicke Girlanden waren gewunden, um die letzte Traubenbütte zu bekränzen, und Lorchen brachte in einer großen Schachtel den Staat für den „Herbschtmuck", ein grünes, kittelartiges Gewand, mit Goldborten besetzt, und den großen Stab, der dann noch im Weinberg mit Rebenranken und Trauben bekränzt wurde, wie der Goldreif für das Haar.

Die große Tenne war sauber gefegt und geräumt. Da wurde nachher getanzt. Und der lahme Matthes stimmte schon die Fiedel, und der Adam probierte in leisen Tönen das „Nur am Rhein, da will ich leben," das immer am öftesten verlangt und gesungen wurde.

In der Küche arbeiteten die Mägde und kommandierte Mama Kurschmann. Und vor dem geöffneten Hoftor sammelten sich die Kinder und sahen mit aufgerissenen Augen den Zurichtungen zu. Lorchen hatte all ihren neunzehnjährigen Uebermut wiedergefunden. Was konnte denn schließlich passieren? Wirklich, der „Pappa" war kein Unmensch. Wenn sie nicht wollte, zwang er sie nicht. Und so überwog jetzt bei ihr die neugierige Spannung, was der junge „Niederrheiner" wohl für eine Art Mensch sein werde, und mit ihrer gleichalterigen Cousine, die zum Besuch bei ihr war, hatte sie beständig etwas zu tuscheln und die wichtigsten Dinge zu verhandeln.

Die beiden hübschen Rheinländerinnen hatten sich schön gemacht für den „Herbschtmuck" und für die Neustädter Vettern. Es war eigentlich sehr nett, daß die gerade kamen. Nun hatten sie doch auch Tänzer. Lorchen als die Haustochter mußte ja freilich mit jedem der Leseburschen eine Ehrenrunde tanzen. Aber das war für beide Teile mehr Pflicht als Vergnügen. Und „richtige Herren" hatten sie diesmal nicht, es traf sich gerade schlecht. Da kamen die Vettern wie gerufen. Und Lorchen drehte sich vor dem Spiegel hin und her, der ihr niedliches Persönchen mit den Schelmenaugen und rosigen Wangen und der zierlich-schlanken Taille wiedergab, und freute sich, wie gut ihr das weiße Kleid mit den blauen Schleifen stand, und zupfte an Eva herum, die ein hellblaues angezogen hatte und ebenfalls allerliebst aussah. Und plötzlich fiel Lorchen etwas Wichtiges ein:

„Wer macht denn nu den Herbschtmuck? Voriges Jahr war's der Toni."

Toni, der Sohn des Hauses, war dies Jahr auf einer Ferientour in der Schweiz.

„Schade. Einen richtigen habe wir nit. Die Burschen passen alle nit recht dazu. Da müßt' jetzt grad der Vetter kommen, das wär' der Richtige."

Herr Kurschmann kam aus dem Weinberg. Es sei Zeit, daß die Leute mit der Bütte hinausfahren.

Im Hofe wimmelte es jetzt wie in einem Ameisenhaufen. Die Mägde kamen aus der Küche, die Arbeiter aus der Kelter, um die Abfahrt anzusehen. Der lahme Matthes schrotete sich mit Anstrengung auf den Sitz vor der Herbstbütte, der Adam mit der Klarinette preßte sich neben ihn. Und gerade wollten Lorchen und Eva ihren Sitz auf dem Sandschneider einnehmen, um mit ihrem Vater und der Schachtel mit dem Aufputz für den Herbschtmuck auch herauszufahren, als zwei junge Herren im Touristenanzug im Hoftor erschienen und erstaunt in das Gewimmel blickten.

Herr Kurschmann sah sie zuerst:

„Ach, die Vettern! Guck, die komme ja zur rechte Zeit." Jovial ging er auf die beiden zu.

„Herzlich willkomme. Das is schön, daß Sie uns besuche. Wir habe uns sehr gefreut, daß Sie auch endlich mal auf der Vetternstraß' gehe."

Er schüttelte ihnen kräftig die Hand.

„Lorche, Eva, kommt her. Lorche, ruf die Mama! Sie sehe, Sie komme mitte in unsern Herbschtmuck erein. Da könne Sie gleich mitmache. Und wahrhaftig," — er sah den älteren blonden prüfend an — „Sie gebe 'n großartige Herbschtmuck. Schnell das Ränzel abgelegt und was gesse und dann enaus, Lorche, führ die Vettern ins Eßzimmer, die Mama hat alles zurechtgestellt."

Herr Kurschmann kommandierte nach seiner Gewohnheit. Und die jungen Männer, die erst ein wenig erstaunt und verlegen gewesen waren, fügten sich willig und lachend. Sie verbeugten sich vor den jungen Mädchen mit dem obligaten Namengemurmel und wurden von Frau Kurschmann mütterlich begrüßt. Und als Lorchen erst erklärt hatte, was der ganze Trubel bedeute, da fand sich der ältere gern bereit, den Herbschtmuck zu machen. Aber Herr Kurschmann war noch nicht zufrieden.

„Dutze wolle wir uns noch net," meinte er, „aber mit 'n Vorname wolle wir Sie nenne, wenn's Ihne recht ist, — so halte wir's in der ganzen Familie, und ich kann das ‚Herr' und ‚Gnädiges Fräulein' auf den Tod nit ausstehe. Also das is mein Lorche und das is die Eva, die is auch noch mit Ihne verwandt von Geschwister Stuhlstempel her," — er lachte dröhnend über das rheinische Witzwort — „und Sie?"

Es fand sich, daß der Aeltere Hubert hieß, der Jüngere Georg.

„Na, also! Dann ist ja alles in Ordnung. Aber nu allons! Nu müsse wir losfahre."

In schlankem Trabe ging's hinaus aus dem Städtchen, den Rhein entlang, dem Weinberge zu, wo die letzte Lese gehalten wurde. Ueberall heimste man die letzten Trauben ein. Ueberall singende, eifrig schneidende Leser in den Bergen, frohe Menschen auf den Wegen. Die Pferde, die vor die Herbstbütten gespannt waren, schüttelten die Köpfe mit den hohen, kupferbeschlagenen, schellenbehangenen Kumeten, daß die Glocken darin laut bimmelten. Die tiefstehende Sonne warf rotes Licht über den Strom, der golden und rötlich hinfloß über die bunten Herbstfarben der Waldberge, über das ganze frohe Treiben.

Und Lorchen und Eva plauderten in ungebundener Fröhlichkeit mit den Vettern, zeigten, erklärten und musterten zwischendurch heimlich die neuen Verwandten. Als sie dann am Weinberg abstiegen und Herr Kurschmann mit den beiden jungen Leuten den Berg hinaufstieg, während die Mädchen unten zurückblieben, fand sich's, daß Lorchen der blonde Hubert, Eva der dunklere Georg besser gefiel. Dann kostümierten sie unter großer Heiterkeit den hübschen schlanken Menschen zum Herbschtmuck. Der Kranz von Rebenblättern stand ihm prächtig, und er schwang den Stab mit vieler Kühnheit. Und er war wirklich ein großartiger Herbschtmuck, als er endlich oben auf der Herbstbütte saß, die ganz mit Grün und Blumen umwunden war.

Nun ordnete sich der Zug: voran der lahme Matthes und der Adam; die geigten und fiedelten aus Leibeskräften und hatten sich zu dem schweren Werke schon mit einem guten Trunk gestärkt; dann die jüngsten und hübschesten Mädchen in ihren besten Kleidern und die Burschen im Sonntagsstaat, alle mit Weinlaub geschmückt, vor der Herbstbütte, auf der der Herbschtmuck thronte, einen weingefüllten Pokal in der einen Hand, den Thyrsus in der andern. Zum Schluß die übrigen Leser, ganz hinten die alten Mütterchen, die nur mühsam nachhumpelten. Und der Matthes und der Adam spielten auf:

„Strömt herbei, ihr Völkerscharen,
Zu des deutschen Rheines Strand,
Wollt ihr echte Lust erfahren,
O so reichet mir die Hand."

Die Mädchen und Burschen sangen und jauchzten und tanzten wohl auch vor der Bütte, und schließlich konnten Lorchen und Eva ihrem Verlangen nicht widerstehen und kletterten zum Fuhrmann hinauf und saßen da wie allerliebste Bacchantinnen, und so ging der Zug unter lautem Jubel die Straße entlang, durch den blauen, sonnigen, goldenen Herbstabend, den letzten Segen der reichen Lese heimbringend zur Kelter.

Mit donnerndem Gepolter fuhr die schwere Herbstbütte in den gewölbten Torweg ein, wo Frau Kurschmann sie erwartete. Da trat dann das hübscheste Lesemädchen vor, überreichte Frau Kurschmann eine prächtige Ranke mit Trauben und hielt eine schöne Ansprache in Versen, die mit vielen guten Wünschen endigte:

„Wir wünschen der Frau eine goldene Tisch.
Eine gebratene Fisch auf den Tisch.
Ein goldenes Glas Wein
Soll es sein.

Wir wünschen dem Fräulein eine feine Mann,
Den sie herzlich lieben kann.

Wir wünschen dem Herrn einen Kasten voll Gold,
Daß er uns fein bezahlen soll'
Und wünschen ihm Ehr' und Herrlichkeit
Für alle Zeit und Ewigkeit."

Dann bedankte sich Frau Kurschmann und beschenkte die Sprecherin, und Herr Kurschmann hielt eine kleine Rede, und dann ging das Vergnügen an. Erst die Stärkung und Erquickung des Leibes, das heißt die vorläufige, damit sie keinen Hunger bekamen vorm Essen, und dann der Tanz. Hei, wie das dröhnte auf der festgestampften Tenne. Wie die Röcke flogen und wirbelten. Und die Burschen legten sorgfältig ihr Taschentuch unter die Hand, mit der sie die Mädchen umfaßten, und stampften und juchzten und sangen zwischendurch. Und Lorchen tanzte mit dem Herbschtmuck und Eva mit dem Vetter Georg, und in dem tollen Trubel kamen sie eigentlich gar nicht zu einem ruhigen Wort miteinander.

Dann kam das Essen, und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie die Berge von Schweinebraten verschwanden wie Rauch vor der Sonne. Und dann konnte mit frischen Kräften die Lust weitergehen. Und wenn sie einmal ausruhten und verschnauften, dann saßen Burschen und Mädchen in langen Reihen nebeneinander und sangen, — uralte Volkslieder von Scheiden und Meiden, und Rheinlieder, und schließlich „Die Wacht am Rhein".

Vetter Hubert saß neben dem Lorchen. Er war sehr still geworden und merkwürdig nachdenklich und sah das Lorchen zuweilen forschend und unruhig an. Und Lorchen fühlte, wie ihr Herz klopfte, und sie seufzte leise und dachte: ‚Schade, daß das der Vetter Hubert aus Neustadt ist, und daß er morgen oder übermorgen wieder fortgeht.'

Nachher saßen die zwei zusammen auf der Gartenterrasse, die unmittelbar nach dem Rhein führte. Das weiße Vollmondlicht lag auf dem Strom, der leise mit kleinen Wellchen auf den Uferkies aufgluckte, das Singen der Feiernden klang gedämpft herüber. Und der Vetter Hubert hielt die Hand seines hübschen Bäschens in der seinen und seufzte. Es war so recht die Stunde und der Ort für törichte junge Menschen, die noch nicht recht wissen, was sie mit ihren Herzen anfangen sollen. —

„Ach, Lorchen."

Lorchen sah ihn unsicher an.

„Ich darf ja gar nicht — —" stotterte er.

Lorchen fuhr herum.

„Was dürfen Sie nicht?"

„Ich darf ja eigentlich gar nicht — gar nicht Lorchen zu Ihnen sagen."

Lorchen fuhr mit einem Ruck in die Höhe.

„Warum denn nicht?"

„Mein Gott, weil — weil ich ja gar nicht — gar nicht — Ihr Vetter — bin — ich weiß nicht einmal, was für ein Vetter ich sein soll — —"

Lorchen sprang auf.

„Aber mein Gott, was heißt denn das? Nicht der Vetter Kurschmann aus Neustadt?"

Er ließ zerknirscht den Kopf hängen, aber aus seinen Augen blinzelte der Schalk zu ihr herüber.

Sie war empört.

„Das find' ich sehr sonderbar," sagte sie so streng als möglich. „Sie komme hierher, gebe sich als Vetter aus —"

„Aber, Lorchen — Fräulein Lorchen — Fräulein Kurschmann — das ist doch nicht ganz richtig. Wir kommen hierher — zum Tor herein —, da kommt uns ein lieber alter Herr entgegen, begrüßt uns als Vettern, bestimmt über uns, als ob das gar nicht anders sein könnte, belegt uns mit Beschlag."

Lorchen richtete sich steif auf. Sie war ganz blaß geworden, man sah es im hellen Mondlicht, und ihre Lippen zitterten.

„O, das ist ein schlechter Spaß, ein sehr schlechter. So wildfremd in ein Haus zu schneien."

Er ergriff ihre Hand.

„Aber, liebstes, bestes Lorchen, so ganz wildfremd sind wir doch **nicht**! Sie erwarteten uns doch, wenn auch nicht heute. Sonst hätten wir doch gar nicht gewagt —"

Lorchen fuhr herum und sah ihn entsetzt an.

„Ja, wer —"

„Ich bin doch Hubert Verwaeren, und —"

Vor Lorchens Augen fing plötzlich alles zu tanzen an. Die Lichter, der Mond, der Kirchturm drüben.

„Hubert Verwaeren?" stammelte sie.

Er nickte.

Sie stand einen Augenblick ganz starr. Aber dann war's, als falle ihr ein Stein vom Herzen, ein schwerer. Und sie lachte, lachte hellauf. Aber mitten im Lachen kamen ihr die Tränen, und sie schluchzte herzbrechend.

Der Herbschtmuck stand ratlos daneben. Das reizende Pseudobäschen hatte ihm's ganz und gar angetan. Widerwillig war er auf seines Vaters Wunsch hierhergegangen, mit dem festen Vorsatz, sich nichts abzwingen zu lassen, sich von keinen noch so raffinierten Netzen und Angeln einfangen zu lassen. Und nun war alles anders gekommen, und er war — doch eingefangen.

Vorsichtig ergriff er ihre Hand.

„Lorchen, Fräulein Lorchen, warum weinen Sie denn?"

Aber sie lachte schon wieder.

„Ach, ich dacht' immer, der Verwaeren, das sei so ein rechter steifer Niederrheiner, so einer von denen, die ich gar nit leide mag."

„Und nun?"

„Ei, nun sind Sie doch —"

Sie stockte.

Da nahm er ihre Hand.

„Lorchen — ich darf doch Lorchen sagen —, ich wollte morgen wieder weiter. Aber darf ich nun hier bleiben? Ein paar Tage bleiben? Wollen Sie mich ein bißchen näher kennen lernen? Nicht wie als Vetter und als Herbschtmuck, sondern als der, der ich bin?"

Sie ließ ihm ihre Hand.

„Darf ich?"

„Ja, wenn Sie wollen."

Aber dann sprang sie schnell auf.

„Wir müssen's doch dem Pappa sage, der wird Auge mache."

Aber er hielt sie zurück.

„Nein, warten Sie noch einen Augenblick, Lorchen. Wissen Sie, was mir da oben eine der Leserinnen erzählt hat? Der Herbschtmuck darf sich **einen** Kuß holen — wo er will. Darf ich, Lorchen?"

Ob er durfte? Ob es nur einer war? Der Rhein und der Mond verraten nichts, da hätten sie viel zu tun!

Als sie zur Tenne zurückkehrten, stand Papa Kurschmann ganz verwirrt vor zwei jungen Männern, die eben angekommen waren.

„Ja — aber — wir haben ja schon zwei."

Aber dann klärte sich alles aufs beste auf! Und als der „Herbschtmuck" schon längst zu Ende war, da gab's bei Kurschmanns noch eine fröhliche Nachsitzung, und Papa Kurschmann hielt zu später Stunde noch eine sehr seltsame Rede — seltsam für die echten Vettern, die sie nicht verstanden.

Und dann gab es noch eine „feine" Flasche und noch eine „ganz feine" und eine „allerfeinste" von der Sorte, die nur an ganz großen Tagen mit besonderer Feierlichkeit erschien.

Die echten Vettern reisten am andern Tag wieder ab, im Gefühl, daß sich hier Dinge zutrugen, bei denen sie entschieden überflüssig waren. Die falschen aber blieben acht Tage. Und als sie auch reisten, da hatte Hubert Verwaeren zu dem einen heimlichen Herbschtmuckkuß ungezählte andre bekommen, zu denen er als offizieller Bräutigam das gute Recht hatte. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird sich die lustige Eva auf Lorchens Hochzeit mit dem andern „Vetter" verloben, der zwar nur Huberts Freund ist, aber ein „goldiger Bub", wie Eva sagt. Und die muß es wohl wissen.

Herbstsegen

Von

Maurice von Stern

In sonniger Laube stehn behaucht vom Taue
Die blauen Trauben schon in süßer Reife.
Aufblitzend stürzt sich von des Daches Schleife
Ein Zug von zahmen Tauben in das Blaue.

In Duft verloren ruhn die fernen Lande,
Vom Hauch des Herbstes wie von Gold begossen,
In Krümmungen, bis weit ins Blau', durchflossen
Von ihres Stromes hellem Silberbande.

Vergilbend träumen hinter güldnen Gittern
Des Parkes Bäume von verwichnem Schlendern,
Von Sommerwind und leuchtenden Gewändern —
Und durch die Blätter geht es wie ein Zittern.

Das Gold des Herbstes und die blauen Trauben,
All dieser Seim, der, ach, so süß zu schlürfen,
Wir preisen ihn, weil wir genießen dürfen
Und neuen Frühling, neuen Sommer glauben.



M. Gribble

Die englische Flotte auf der Fahrt nach Trafalgar



Horatio Nelson
Nach dem Gemälde von F. L. Abbott

Die Schlacht von Trafalgar

Von

Graf E. Reventlow

(Hierzu sechs Abbildungen nach Gemälden und Kupferstichen)

Es war am 20. Oktober 1805 — also vor hundert Jahren —, da lief aus dem spanischen Hafen von Kadiz eine mächtige Flotte aus; sie bestand aus den kombinierten französischen und spanischen Seestreitkräften, die unter dem Oberbefehl des französischen Admirals Villeneuve vereinigt waren. Der Admiral gedachte auf Weisung Napoleons seinen Kurs nach Süden zu richten, die Meerenge von Gibraltar zu durchfahren und den westlichen Teil des Mittelmeeres zum Schauplatz seiner weiteren Operationen zu machen. Admiral Villeneuve, seinen Anlagen nach ein sehr fähiger Offizier, war jedoch, wie die Franzosen sagen, „Poltron de tête, pas de coeur,“ das heißt ein Mann von hohem persönlichem Mut und absoluter Furchtlosigkeit, der jedoch eine beinahe unüberwindliche Scheu hatte, eine große Verantwortung auf sich zu nehmen. Diese Scheu hatte Napoleon seinen lang gehegten Plan, England den Todesstoß zu versetzen, zerstört, und so lastete der Zorn des Kaisers bereits schwer auf dem Admiral, als er mit seiner Flotte aus Kadiz auslief. Von Toulon hatte er die Reise begonnen und von Anfang an war ihm der berühmte und gefürchtete Nelson auf den Fersen gewesen. Nur den für die Engländer ungünstigen Windverhältnissen hatte Villeneuve es zu verdanken, daß er unbehelligt, ja ungesehen die Meerenge von Gibraltar passieren konnte. Von dort richtete er seinen Kurs nach den Antillen, wo es ihm gelang, sich mit einem andern französischen Flottenkontingent zu vereinigen, und nun segelte er wieder nach den europäischen Küsten zurück. Nelson war ihm nach den Antillen gefolgt, ohne die französische Flotte auch nur gesichtet zu haben, er verfolgte ihn auch wieder zurück, über den Atlantischen Ozean. Napoleon unterdessen befand sich in Boulogne, 150000 Mann Truppen, eine Menge von Geschützen aller Art standen bereit an der Küste, bereit, um auf einen Wink des Kaisers in die massenhaft versammelten Fahrzeuge sich einzuschiffen und den kurzen Meeresarm zu durchqueren, der dort die britischen Inseln vom französischen Festlande trennt. Napoleon wartete, denn er mußte warten, und zwar auf Villeneuve mit seiner Flotte. Dieser sollte sich auf die englischen Seestreitkräfte stürzen, welche die französischen Küsten bewachten und teilweise blockiert hielten. Napoleon wußte sehr gut, daß es für ihn unmöglich war, die Truppen hinüberzusetzen, solange große englische Kriegsschiffe sich frei in jenen Meeresteilen bewegen konnten: Mit leichter Mühe hätten sie die ganze aus den besten Truppen gebildete Landungsarmee mit ihren Fahrzeugen in den Grund gebohrt. In Brest lag eine französische

Flotte blockiert durch eine englische unter Admiral Calder, einem unentschlossenen Manne. Diesen sollte Villeneuve angreifen und zugleich der in Brest eingeschlossene Admiral ausbrechen. Dann, so rechnete Napoleon richtig, waren die französischen Streitkräfte so stark, daß sie wohl mit sämtlichen englischen Kontingenten den Kampf aufnehmen konnten. Ob sie siegreich sein würden oder nicht, konnte man nicht wissen, das allein aber stand fest, daß, wenn alles so verlief, wie Napoleon dachte, die Landungsarmee Zeit genug haben würde, um unbehelligt den englischen Boden zu betreten. Dann war das Ziel erreicht und England verloren! Aber Eile, größte Eile tat not, denn schon war durch den englischen Minister Pitt eine neue europäische Koalition gegen Napoleon zusammengebracht und immer näher rückte der Moment, wo Bonaparte sich mit allen verfügbaren Streitkräften gegen seine Feinde zu Lande wenden mußte. Deswegen wurde seine Ungeduld immer unbezähmbarer, als Tag um Tag, Woche um Woche verging, ohne daß Villeneuve sich zeigte. Der Admiral war gleichwohl offenbar vom Glück begünstigt gewesen, denn auch mit einem spanischen Geschwader unter dem tapferen Admiral Gravina gelang es ihm sich zu vereinigen, und zwar nicht weit von der spanischen Küste. Trotzdem er nun über eine ganz gewaltige Macht verfügte, auch die Absichten des Kaisers bis zu einem gewissen Grade kannte, lief er mit seiner gesamten Flotte nach Kadiz ein, um seine teilweise stark mitgenommenen Schiffe zu reparieren, Vorräte und Munition aufzufüllen. Damit war der letzte Zeitpunkt verpaßt, und zähneknirschend mußte Napoleon seinen Plan aufgeben. Villeneuve wußte, daß Nelson ihm beständig auf den Fersen gewesen war, er wußte, daß ihm jetzt nach dem Auslaufen aus Kadiz eine große Entscheidungsschlacht bevorstand, und nahm mit Sicherheit an, daß Nelson von der englischen Admiralität ausersehen würde, diese Schlacht zu schlagen. Er täuschte sich nicht, Nelson war unmittelbar nach der Rückkehr von den Antillen mit einem Schiff allein nach England gefahren und stellte dort nach kurzem Landaufenthalt sich zur Verfügung der Admiralität, sobald ihn die Nachricht erreicht hatte, daß Villeneuve in Kadiz eingelaufen wäre. Voll Siegeszuversicht, aber auch voll sicherer Todesahnungen schiffte sich der Admiral ein und übernahm sofort den Oberbefehl über die zeitweilig unter Admiral Calder vereinigten Seestreitkräfte. Letzterer begab sich nach England, und so befand sich Nelson am 20. Oktober an der Spitze von 27 Schiffen, deren eine Hälfte seinem Unterführer, Admiral Collingwood, unterstellt war; Collingwood, ein ausgezeichneter Admiral von hohem Verdienst, war ein langjähriger vertrauter Freund Nelsons. Ueberwachende englische Fregatten hatten das Auslaufen Villeneuves bemerkt und sofort gemeldet, so daß Nelson mit seiner Flotte schon am 20. abends und während der folgenden Nacht Fühlung mit der französisch-spanischen Flotte hatte. Schon einige Tage vorher hatte er seinen Schlachtplan entworfen und ihn den Admiralen und Kommandanten in der Kajüte



Ph. Fleischer — Ein Moment der Schlacht

seines Schlachtschiffes „Victory“ vorgetragen. Die Einfachheit und Originalität dieses Planes erregte unter den Offizieren eine solche Begeisterung, daß sie alle Formen vergaßen, auf Nelson losstürzten, ihm die Hände küßten und laut weinten und schrien. Am Morgen des 21. befinden sich die beiden Flotten ungefähr in einer Entfernung von 10 Seemeilen voneinander, die französisch-spanische in langer Linie ein Schiff hinter dem andern, aber schlecht geordnet, während die englische nach dem Plane Nelsons sich in zwei Kolonnen geteilt hatte, deren jede nun senkrecht von der Seite auf die lange feindliche Linie lossegelte. Die vorher erfolgte Kursänderung der Franzosen nach Norden ließ Nelson befürchten, daß Villeneuve beabsichtigte, sich in den Hafen von Kadiz wieder zu retten, und er beschleunigte deswegen seine Bewegungen so viel wie irgend möglich. Er führte selbst die nördliche Kolonne, Collingwood die südliche. Es war dies eine nach damaligen Begriffen unerhörte Kampfesweise. Im allgemeinen war man gewohnt, daß die beiden feindlichen Linien nebeneinander herfuhren und sich dann das Gefecht mehr oder weniger in Einzelkämpfe von Schiff zu Schiff auflöste. Auf diese Weise waren viele Schlachten deswegen mit verhältnismäßig geringen Verlusten verlaufen, weil bei annähernd gleicher Schiffszahl eine Uebermacht auf einen einzigen Punkt nicht geworfen werden konnte. Nelson nun, der noch früh am Morgen des 21. seinem Freunde, dem Kapitän Blackwood, gesagt hatte, für einen Sieg würde er es nur halten, wenn mindestens 20 Schiffe der feindlichen Flotte vernichtet wären oder die Flagge gestrichen hätten, hatte mit seinem Angriffsplan unter Durchbrechung aller traditionellen Schranken dasselbe Prinzip verfolgt wie Napoleon auf dem Lande, nämlich zunächst an einer Stelle mit Uebermacht aufzutreten und den Widerstand des Feindes zu brechen, oder vielmehr an zwei Stellen, da beide Kolonnen den gleichen Zweck verfolgten. Sie sollten einfach in die feindliche Linie hineinsegeln, die Schlachtordnung zerbrechen und die Bewegung zum Stehen bringen. Auch den nichtfachmännischen Lesern wird es ohne weiteres klar sein, daß eine große Kühnheit, ja selbst ein starkes Risiko für die vordersten Schiffe der englischen Angriffskolonnen darin lag, daß sie zunächst allein das Feuer einer ganzen Reihe feindlicher Schiffe aushalten mußten. Sie befanden sich so lange in einer höchst mißlichen Lage, bis auch die hinteren Schiffe der Angriffskolonnen die feindliche Linie erreicht hatten und ihnen zu Hilfe kamen. Die Franzosen sahen, wie die beiden englischen Kolonnen sich senkrecht ihrer Linie näherten, und setzten ihren Kurs fort. Die Entfernungen, auf die man mit den damaligen Kanonen schießen konnte, waren ja ganz gering, so daß von einem Ferngefecht oder selbst einem solchen, das wir heute ein Gefecht auf mittlere Entfernungen nennen, nicht die Rede sein konnte. Langsam, viel zu langsam für die



Nelson in seiner Kabine am Vorabend der Schlacht von Trafalgar
Nach dem Gemälde von Charles Lucy



W. L. Wyllie

Die Schlacht von Trafalgar

Ungeduld Nelsons näherte man sich der französischen Linie. Man bat ihn, sich doch nicht dem Feuer der Uebermacht so auszusetzen und wenigstens ein Schiff vorauszulassen. Nelson meinte zuerst, der „Téméraire“ möchte voraussegeln, wenn er könnte. Gleichzeitig aber ließ er auch auf der „Victory“ alle Segel setzen, so daß diese von selbst sich an der Spitze hielt. Er konnte sich nicht dazu überwinden, ein andres Schiff zuerst in den Kampf eintreten zu lassen. Nichtsdestoweniger gelang es der südlichen Kolonne unter Collingwood vor der nördlichen die feindliche Linie zu erreichen, und gegen Mittag stürzte sich das Flaggschiff Collingwoods, der „Royal Sovereign“, auf das spanische Schiff „Santa Anna“, das ungefähr die Mitte der spanisch-französischen Flottenlinie bezeichnete. Als der Kampf begann, sagte Collingwood zu dem Kommandanten: „Was würde Nelson darum geben, jetzt an dieser Stelle zu sein,“ und Nelson sagte im selben Augenblick: „Seht, wie der edle Collingwood den Kampf beginnt.“ Er selbst schickte seinen Freund Blackwood in einem Boot auf ein andres Schiff und sagte ihm zum Abschied, er werde ihn nicht wiedersehen. Diese eigentümliche feste Todeszuversicht äußerte sich an jenem Morgen noch mehrfach und hauptsächlich auch in einem Gebet, das er in sein Tagebuch einschrieb; sie hinderte ihn aber nicht, sich mit gewohnter Sorglosigkeit den feindlichen Geschossen auszusetzen. Endlich war auch „Victory“ herangekommen und ein mörderisches Feuer von 3 bis 4 Schiffen empfing sie. Die Franzosen schossen sehr schlecht, und damit hatte Nelson auch von vornherein gerechnet, sonst wäre das Wagnis unmöglich gewesen. Der Kommandant der „Victory“ hatte sich das französische Flaggschiff „Bucentaure“ ausersehen und war auf 500 Meter an ihn herangekommen, ohne die mindeste Verletzung erlitten zu haben. Dann allerdings regneten die Kugeln und eine Breitseite nach der andern donnerte hüben und drüben. Die „Victory“ erlitt schon hier so starke Menschenverluste und Beschädigungen, und zwar in so kurzer Zeit, daß Nelson sich lächelnd an Kapitän Hardy wendete und sagte: „Die Affäre ist zu heiß, als daß sie lange dauern könnte.“ Das Schiff setzte seinen Kurs trotzdem unbekümmert fort, und bald zeigte sich, daß das kühne Manöver Nelsons seinen Zweck erreicht hatte: Die französische Linie begann sich zu verwirren, die von Nelson angegriffenen Schiffe stockten in ihrer Bewegung, die andern kollidierten beinahe mit den vorderen, und es begann Verwirrung Platz zu greifen, denselben Erfolg hatte Collingwood an seiner Durchbruchstelle. Langsam aber stetig kamen nun auch die hinteren englischen Schiffe den vorderen zu Hilfe und das Kräfteverhältnis begann sich auszugleichen. Die englischen Kommandanten zeigten sich ihres hohen Rufes wert und die Batteriemannschaften waren den Franzosen und Spaniern weit überlegen in der Schießkunst. Es begann eine Reihe von Einzelkämpfen, ja bisweilen von Gruppenkämpfen, klumpenweise lagen 3 bis 4 Schiffe dicht aneinander, und außer den Geschützen taten die Gewehre der Schützen und die Entermesser ihre Pflicht. So fiel Nelson den französischen Scharfschützen zum Opfer. Die „Victory“ lag in heißem Kampfe mit dem „Redoutable“, in dessen Marsen die Scharfschützen standen und von oben auf das Deck des englischen Schiffes hinunterschossen. Nelson befand sich auf dem hinteren Teil des Schiffes völlig ungedeckt. Da traf ihn eine Kugel und er stürzte, in Lunge und Rückgrat verletzt, zu Boden. Er wurde unter Deck gebracht und starb erst nach mehrstündigen Qualen, jedoch nicht ohne die Nachricht eines vollständigen Sieges erhalten zu haben. Denn überall zeigten sich die Engländer jetzt ihren Gegnern überlegen, wenngleich auch auf französischer Seite manche Beispiele von Heldenmut und seemännischer Geschicklichkeit zu sehen waren. Am Nachmittag war die Schlacht entschieden, und als endlich die Vorhut Villeneuves sich auf ihre Pflicht besann, umdrehte, um den hinteren Schiffen zu Hilfe zu kommen, da war es zu spät, um das Unheil abzuwehren, denn zu viele Schiffe waren schon außer Gefecht gesetzt und sämtliche englischen Schiffe waren nunmehr herangekommen und stellten jetzt tatsächlich eine Uebermacht dar. Gegen Abend konnten sich von der mächtigen spanisch-französischen Flotte nur noch 11 nach Kadiz zurückziehen, während 4, nämlich die der Vorhut, sich auf die offene See hinausretteten, um einige Tage später vernichtet zu werden. Am Morgen waren noch 33 Schiffe beisammen gewesen, so daß also 18 teilweise zerstört und gesunken, teils als Beute in die Hände der Engländer gefallen waren. Beinahe war also die Zahl, die Nelson als für einen Sieg erforderlich bezeichnet hatte, erreicht worden. Am Anfang hatte sich die englische Flotte in der Minderzahl befunden, denn sie zählte nur 27 Schiffe, außerordentlich gering waren aber ihre Verluste, vollständig verloren war kein einziges Schiff, schwer havariert dagegen 8, und mehr oder weniger ihrer Schnelligkeit und Manövrierfähigkeit beraubt beinahe alle. Der französische Admiral war in die Hände der Engländer gefallen und endete schon im Jahre darauf, an sich und allem verzweifelnd, durch Selbstmord. Die Ungnade des Kaisers hatte seiner ohnehin melancholischen Natur den letzten Rest gegeben. Gleichwohl wird er in der Geschichte immer als ein nicht untüchtiger Führer mit Recht genannt werden. Die Seemacht der Franzosen war durch die Schlacht von Trafalgar gebrochen, die Englands in einem Maße hergestellt und für die Zukunft begründet wie nie zuvor, ja man kann sagen, daß die europäische Geschichte durch Trafalgar eine entscheidende Wendung erhalten hat. Ob es von heute aus gesehen für Deutschland ein Vorteil gewesen ist, daß Bonaparte damals nicht seine Armee auf englischen Boden führen konnte, mag dahingestellt bleiben. Die Engländer haben aber sicher allen Grund, wenn sie das Jahr 1905 als ein Trafalgar-Jahr bezeichnen und sich rüsten, den 21. Oktober im ganzen Lande auf das festlichste zu begehen, den hundertjährigen Gedenktag des Sieges von Trafalgar, den Englands größter Admiral sterbend errang.



Benjamin West — Nelsons Tod auf der „Victory“



Beim Bau der Jungfraubahn

Die Jungfraubahn

Von

Dr. Hermann Kesser

(Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Krenn in Zürich)

Ein Traum, wie ihn der Franzose Jules Verne, der Poet der Ingenieure, hätte träumen können, ist Wirklichkeit geworden, und was die Polytechniker vor einem Jahrzehnt noch in ihren Kneipzeitungen belächelten, ist Tatsache: Einer der drei phantastischen Pläne, die in den neunziger Jahren in der Schweiz entstanden und den Schienenwegen auf den Gipfel der Jungfrau galten, ist jetzt zur Hälfte zur Ausführung gekommen, und mit der neu eröffneten Station „Eismeer" der Jungfraubahn hat das Unternehmen wieder neuerdings bewiesen, daß die feste Zuversicht auf ein endgültiges Gelingen dieses fabelhaften technischen Kuriosums keine Utopie mehr ist. Den als schwer bekannten Anfang hat man hinter sich, die elektrischen Lokomotiven haben 3161 Meter überm Meer ihren Besuch gemacht, und Greise und Kinder haben jetzt Gelegenheit, die hochalpinen Geheimnisse, die sonst nur die Bergsteiger mit Gefahr ihres Lebens kaufen konnten, von sicherem Port aus in Augenschein zu nehmen.

Doch seltsam! Gerade als ob ein gewisses Arbeitsquantum von Energie und Fleiß die Vorbedingung für ein richtiges Genießen wäre: den Jungfraubahnfahrern bereiten die großartigen Bilder, die man ihnen in den Felsenschaufenstern der Bahn zeigt, zwar viel Freude und überraschende Eindrücke, aber im Gegensatz zu den Bergsteigern empfinden sie die unverdient und unvermittelt nach dem Tunneldunkel geschenkte Hochgebirgsnatur wie ein künstliches Bild, und weil die Schönheiten nicht sukzessive, sondern fast katastrophal auftreten, muß man sich erst an ihre Realität gewöhnen. Man denke sich einmal die sonderbare Wechselfülle von Gefühlen bei einer Jungfraubahnfahrt: Zuerst das Bild des ungeheuern, erdrückenden Massivs Jungfrau-Eiger-Mönch von der Kleinen Scheidegg aus, dann die rasche Fahrt an den Fuß des Eigergletschers und schließlich die ungewisse, lichtlose Fahrt im Berginnern, aus der man auf den einzelnen Stationen wie durch einen sonderbaren Zauber ans Tageslicht gerufen wird: Wir stehen in Räumen, wie wir sie noch nirgends geschaut haben, blicken in Fernen, die uns unendlich und unfaßbar vorkommen, sehen Eis und Schnee und Felsgestein in unermeßliche Tiefen donnern und müssen das Auge an Naturformen gewöhnen, die uns in ihrer imposanten, abweichenden Fremdheit beängstigend erscheinen. Dazu ein frischer, erkältender Lufthauch, nach heißer Fahrt eine regelrechte Winterlandschaft

mit Nebel und frostigem Naß. Alles in allem: Es sind verwirrende Impressionen, denen wir ausgesetzt werden, und wir müssen uns zusammennehmen, um die vielen Einzelheiten zu einem geschlossenen Ganzen zu summieren. Vermeinen wir zuerst doch eine Schaustellung, Theaterkunst und Kulisseneffekte zu sehen, ehe wir erfassen, daß die merkwürdigen Eismassen, die durchfurchten und gähnenden Schneegründe mit ihren Höhlen und Tiefen mit den sagenhaften Gletschern identisch sind, die wir vom Tale aus so oft erschaut haben und die uns früher unerreichbar schienen.

Jungfrau-Eismeer heißt die neueste Station der Bahn, von der wir diesen Blick in die Gletscherwelt tun können. „Eismeer" ist die höchste Eisenbahnstation der Welt und sicher auch die originellste. Wie auf der Station Eigerwand hat auch auf Eismeer der Fels das Material für den Bau der Station geliefert: Die sämtlichen künstlich geschaffenen Räume sind in den Felsen ausgesprengt, mächtige natürliche Riesensäulen tragen die rohe, zackige Felsdecke und bilden ungeheure, in den Stein gehauene Felsenfenster; es sind massive, an Höhlen erinnernde Räume, so fest gebaut, daß sie in einem großen Verteidigungswerk stehen könnten. Zurzeit sind die Mineure gerade damit beschäftigt, die Felsenstation zu erweitern und auszusprengen. In Nebenkammern sollen Schlafräume für Touristen und Bergführer geschaffen werden, und durch Heizung, Holzverkleidung und große Spiegelscheiben wird die Station Eismeer zu einem behaglichen, komfortabeln Aussichtspunkt umgewandelt, der in nichts mehr daran erinnert, daß man sich hier 3161 Meter über dem Meere inmitten einer Gletscherwelt befindet, die in solcher Großartigkeit nicht mehr auf unserm Kontinent zu finden sein soll. Denn die Südseite der Jungfraugruppe weist die schönsten und mannigfaltigsten von den als zugänglich bekannten Gletschergebieten auf. Von der Terrasse der Station Eismeer, die nach Süden gelagert ist, sieht man in einen ungeheuern, in fahlem Blau und Grün leuchtenden Gletscherkessel, der auf allen Seiten von einem schneeigen Zinnenkranz umrahmt wird, in unmittelbarer Nachbarschaft grüßt die schweigsame, flimmernde Herrlichkeit des unteren Mönchsjoches, das felsige Zackengebilde des Berglis, das Walcherhorn und das Grünhorn. Von bevorzugten Bergfürsten erkennt man das Schreckhorn, die Lauteraarhörner und das Wetterhorn und eine Unzahl von Spitzen. Ein imponierendes Ensemble von den Hünen der Alpen, in dem das Mönchsjoch das Hauptwort spricht. Mehr als zwanzig Gletscher hängen in den Kessel herab, ein Chaos von Eis und Schnee, von wilden Schlünden und schwarzen Spalten zerrissen. Ich konnte beim Anblick der erstarrten Welt begreifen, daß man von Schrecknissen des Hochgebirges sprechen kann. Dort haben Sturm und Schnee ein überhängendes Riesendach geschaffen, hier liegt ein Schneefeld, so zertreten und zerwühlt, als ob Riesenkinder mit den Elementen gespielt hätten und der Gletscherkessel der Schauplatz eines Kampfes zwischen Lapithen und Zentauren gewesen wäre, die sich gegenseitig häusergroße Eis- und Felsmassen an den Kopf geworfen haben mochten. Ein Symbol der ewig währenden Bewegung und Zerstörung. Kein Wunder, wenn



Kleine Scheidegg mit Blick auf die Jungfrau, Ausgangspunkt der Bahn



Nach Ankunft eines Zuges auf der Station „Eismeer“



Wartesaal der Station „Eismeer“



Ausblick von der Station „Eismeer“ auf Schreckhorn, Wetterhorn und Grindelwaldgletscher



Aussicht von der Station „Eismeer“

die schaffende Phantasie der Aelpler diese Eiswelt mit Gespenstern und Spukgestalten beseelt und den häufigen Wechsel der Szenerie auf das Wirken unzufriedener Berggeister zurückführt, die, zornig über den störenden, hämmernden Fortschritt, der dort oben anklopft, Lawinen und Felsmassen heruntertosen lassen, die Mineure im Tunnel unter den Felstrümmern begraben und die Spuren der vorwitzigen Menschenhand tilgen wollen, die jene Eiswelt aus ihrer tausendjährigen Verschlafenheit aufscheucht. Heute hat man die Rübezahls, die auf dem Konkordiaplatz in hellen Mondnächten ihr Unwesen treiben sollen, nicht mehr zu fürchten. Ungestraft darf man von dem lawinensicheren Standpunkt aus nach Berggeistern, Gletschern und Schlünden ausspähen und kann der dröhnenden Gewalten lachen, die ohnmächtig ihre Massen ins Tal hinunterdonnern. Den boshaften Eisgespenstern zum Trotz wird überdies die ganze Umgebung mit gefahrlosen Wegen ausgestattet, Bergfexe sagen: profaniert werden. Eine Felstreppe mit Geländer und Drahtseil wird in den Gletscherkessel hinunterführen, zum Eiger wird über das Eigerjoch eine Weganlage gebaut, und die spröde Jungfrau kann von der Station Eismeer aus in einem Tag bewältigt werden. Was sie wohl dazu sagen wird?

Ohne jedes Mißfallen wird sie nicht zuschauen, und abergläubische Bergführer prophezeien den dreisten Mineuren vor Torschluß noch eine arge Enttäuschung, sie halten es für Respektlosigkeit und Frechheit, mit der Eisenbahn in solche Höhen zu steigen und Geld und Technik gegen persönlichen Wagemut auszuspielen. Für romantische Menschen ist die Jungfraubahn die Tragödie der Berner Eiskönigin, und das Kilometerstück Tunnel im Berginnern, durch den jetzt die Station Eigerwand mit Eismeer verknüpft ist, bedeutet für sie eine neue Wendung zur Katastrophe.

Die im Jahre 1903 eröffnete Felsenstation Eigerwand, ursprünglich auf Grindelwaldblick getauft, bietet ein von Eismeer völlig verschiedenes Bild. Hier die Geheimnisse der Schnee- und Eiswelt und das abgeschlossene Hochtal, dort der Gruß in die Ebene und zu den Menschen, das ganze Naturmuseum des Berner Oberlandes zu unsern Füßen ausgebreitet: Interlaken zwischen dem Thuner- und Brienzersee, das Lauterbrunner Tal, die Kleine Scheidegg und Grindelwald, das Faulhorn, die Schynige Platte, Mänulichen und Beatenberg mit ihren Hotels, in der Ferne Rigi und Pilatus und an dunstfreien Tagen Vogesen und Schwarzwald. So weit kann der neue Scheinwerfer sein Licht zwar nicht senden, aber auf den Höhen des Uetliberges bei Zürich ist das Riesenlicht sichtbar, das nicht weniger als 96 Millionen Normalkerzen stark ist und nächtlicherweile in der ganzen Schweiz für die Jungfraubahn Reklame macht. Der große Scheinwerfer paßt zum Stil der Jungfraubahn, dieser bequemen Vermittlerin alpiner Großartigkeit im Gewande moderner Technik.

Die Anlage der im Charakter so verschiedenen Stationen war die Idee des unternehmenden Gründers, der Plan von Adolf Guyer-Zeller, dem ehemaligen Präsidenten der Schweizerischen Nordostbahn, gleichzeitig ein Ingenieur, Finanzmann und Idealist in seinem Sinne, dem es gelang, die schwankenden Projekte der Planjahre auf eine endgültige Formel zu bringen. Guyer hat schon im Jahre 1899 das Zeitliche gesegnet, einige Monate, ehe die erste provisorische Felsenstation „Rotstock“ dem Betrieb übergeben werden konnte. Das Werk, dessen Fortsetzung von der Unternehmung als eine Art Ehrensache betrachtet wird, nahm nach seinem Tode nur einen langsamen Fortschritt, und bis das letzte Teilstück der Bahn, der Aufzug zum Gipfel der Jungfrau, in Betrieb ist, wird wohl noch ein kleines Dezennium ins Land gehen.

Selbst wenn es, wie von der Jungfraubahngesellschaft nach geäußerten Zweifeln in Abrede gestellt wurde, nicht möglich wäre, die Bahn bis zum Gipfel der Jungfrau fortzuführen, ist schon jetzt mit Station Eismeer eine bahntechnische Tat gegeben, die nicht so bald ihresgleichen haben wird, und alle Bedenken von skeptischen Kritikern aus Fachkreisen, die den Jungfraubahnplan mit einer Münchhausiade verglichen, sind jetzt durch die Vollendung der halben Strecke widerlegt. Auch der unvollendeten Jungfraubahn wird es an Besuchern nicht fehlen, und die Station „Eismeer“ wird bald das Ziel der Schweizer Touristen sein.

„Und er ging mitten durch sie hinweg“

(Zu dem nebenstehenden Bilde von Carl Freiherrn von Ledebur)

Der Künstler lehnt sich in dem ergreifenden Bilde an jene Erzählung der Bibel an, die da berichtet, Christus habe in Galiläa nicht nach dem Geschmack der Leute gepredigt. „Da führten sie ihn,“ heißt es weiter, „auf einen Berg und wollten ihn töten. Er aber ging mitten durch sie hinweg.“ Nicht eine Illustration jenes biblischen Vorganges hat Ledebur geben wollen, er versetzt vielmehr die Gestalt des Gottessohnes mitten unter die Vertreter der streitenden Richtungen der Gegenwart. Da finden wir Leute, die nur seinen Namen auf den Lippen führen, neben denen, welche die Heilsbotschaft von sich abweisen; der Proletarier steht neben dem von Glaubensdünkel geschwellten Aristokraten, die Betschwester neben dem vom Wissenswahn geblendeten Gelehrten, der Jesuit neben dem protestantischen Zeloten, nur eine Bauersfrau ist stumm in sich zusammengesunken, und ein Kind versucht sich an den Heiland zu klammern. Wie heftig aber auch die Leidenschaften toben mögen, ungerührt von Trotz und Hohn schreitet der Gottessohn mit abwehrender Gebärde durch die Masse, weiter und weiter, wie auch sein Reich, unbehindert von Strömungen der Zeit, sich ausbreitet und fortschreitet.



„Er ging mitten durch sie hinweg“

Nach dem Gemälde von Carl Freiherrn von Ledebur (Dresden)

Der Mitläufer

Eine altfränkische Geschichte

von

August Sperl

I

Zerbrochene Türme ragen auf sichtbaren Höhen und erzählen von diesen Geschichten — doch wer versteht ihre Sprache? Füchse bauen Gruben im Walde, junge Füchse zerren mit Knurren mürbe Gebeine ins Dämmerlicht, und auch die mürben Gebeine erzählen von diesen Geschichten — doch wer versteht, was sie sagen? Graugelbe Papierbündel ruhen in düsteren, verschwiegenen Gewölben. Sie liegen seit uralten Zeiten, vom Staube bedeckt, sie liegen und schweigen. Kommt aber einer und hebt sie heraus ans Licht der Sonne, dann beginnt es zu knistern und leise zu rauschen, dann wird es lebendig unter seinen Händen und erzählt, erzählt nur ihm von diesen Geschichten, von diesen alten, verworrnen, vergeßnen Geschichten.

Und der Erdboden erzittert. Ein schmaler Streifen blutiger Morgenröte flammt. Ihr stürmen entfesselte Massen entgegen. Der Hornruf des Wächters gellt von Burg zu Burg. Eiserne Reiter fegen über die Felder, Blut raucht gen Himmel, Brandgeruch lagert über den Dörfern. Wie reißende Tiere werden die Menschenkinder in die Wildnis gehetzt. Die Morgenröte erlischt. In tiefen Wäldern modern die Leiber der Erschlagenen. Winterruhe legt sich auf die Lande. Alles ist tot, alles tot. —

Tot? O nein, nicht tot! Saatzeit war's, und dann schliefen sie nur, die ungezählten Körnlein, ruhten und schliefen in schützender Erde dem Frühling entgegen.

Kinder und Kindeskinder lauschten mit gefalteten Händen und stockendem Atem, wenn ein zahnloser Mund beim qualmenden Kienspan raunend erzählte von diesen Geschichten. Aber das Gedächtnis der Sterblichen gleicht einer zerbrochenen Tafel mit grauer, vergänglicher Schrift. Freude und Leid wischen um die Wette darüber. Und ausgelöscht waren auch diese Geschichten in unserm Volke, als die Saat erwachte und die Ernte heranreifte — ausgelöscht wie das Geschriebne von gestern.

•

Weit offen standen die kleinen Fensterflügel, und der Fink im Holzkäfig sang sein Morgenlied. Schneeweiße Blütenzweige schwankten vor den Fenstern in der Morgenluft, und vom Buchwald herüber klang lockender Kuckucksruf.

Die enge Stube war mit feinem Sand bestreut, in der Ecke hinten, über dem blanken Tische, hing ein geschnitzter, angedunkelter Kruzifixus; nahe am Kachelofen aber stand eine Wiege, und in der Wiege lag ein schlummerndes Kindlein.

Die freien Vögel sangen, der gefangene Fink antwortete, und ein wolkenloser Himmel war ausgespannt über dem Frankenlande, über dem einsamen Bauernhofe und über seinen blühenden, blinkenden Bäumen.

Leise wurde die Türe geöffnet, und leise, auf den Zehen, trat der lange Klas herein. Leise, so gut er's eben vermochte. Denn er stand sieben fränkische Schuh hoch in seinen Stiefeln, er stieß mit dem Flachskopf beinahe an die niedrige Decke, und seine Stiefelsohlen waren genagelt. Nun steckte er die großen Hände in die Hosentaschen, hielt den Atem zurück, beugte sich über die Wiege und guckte andächtig auf das schlafende Brüderlein. Das tat er oft untertags, wenn er gerade Zeit hatte. Am liebsten aber saß er des Abends neben der Wiege und freute sich, wenn der Kleine mit den zarten Fingern nach seinem Gesichte tastete und seine Nase packte. Es war nun schon über ein Jahr im Hause, das kleine Geschöpf, aber dem langen Klas erschien es noch immer als eine Art von Wunder und erregte sein Staunen wie am ersten Tage. Zuweilen saß er neben dem Schlafenden, rieb die Knie aneinander und lachte unhörbar in sich hinein. Und wenn sie ihn fragten, warum er lache, dann kam es endlich mühsam heraus: „Weil's halt gar so klein is, gar so klein!"

Nach einer Weile tappte er wieder leise zur Türe.

In den blühenden Bäumen summten die Bienen, auf dem Strohdache gurrten die Tauben, im Stalle blökte das Rind, im Baumgarten gackerten die Hühner, und aus dem Laubwalde klang der nimmermüde Kuckuckruf.

Eine alte Magd kam durchs Tor gewankt und schleppte einen Graskorb voll frischen Grünfutters zum Kuhstall. Ein Knecht öffnete den Fohlenstall, und in lustigen Bocksprüngen galoppierten die Ein- und Zweijährigen über den Hof, hinaus in den Laufstall. Der lange Klas aber spannte bedächtig die starken Braunen an den Pflug und pfiff leise vor sich hin.

Die rundliche Bäurin trippelte vom Hause her. Sie trug unterm Arme ein Feuerrohr und in der Hand ein weißes Bündelein. Sie trat vor ihren langen Jungen und steckte ihm das Bündelein vorn unters Wams, an die Brust. Schmunzelnd nickte der Klas.

„Es ist Brot drinnen und ein tüchtig Stück Speck, und laß dir's nur gut schmecken, Klas."

Der Junge nickte abermals und sprach kein Wort. Aber die Mutter kannte ihn schon und verlangte nicht mehr von ihm. Mit einer bittenden Gebärde reichte sie ihm das schwere Feuerrohr und das Säcklein mit der Munition.

Klas schüttelte den dicken, runden Kopf, schlug auf die kurze Wehre an seiner Linken und lachte ein wenig.

Liebkosend streichelte die Mutter seinen Wamsärmel: „Geh zu, nimm's mit, man weiß nit, was

dir vorkommt; 's könnten dir Räuber begegnen. Nimm's mit, Klas!"

Da lächelte der Lange gutmütig übers ganze, breite Gesicht, griff nach dem Feuerrohr und hängte sich's über den Rücken. „Hab' mein Lebtag noch keine Räuber g'sehen am Bäumleinsacker draußen," sagte er bedächtig.

„Da kann man fufzigmal keine sehen, und das nächstemal können ihrer doch kommen," antwortete die Mutter.

„Sollen sie kommen!" murmelte Klas und schmunzelte.

„O heilige Muttergottes, Bub, versündig dich nit!" jammerte die Bäurin und schlug das Kreuz.

„Mach, daß du weiterkommst!" rief der Bauer von der Haustüre herüber und musterte seine schönen Pferde.

Klas nickte wieder, schleifte den Pflug auf und sagte Hüh. Da tänzelten die Braunen über den Hof, und der gestürzte Pflug fegte durch den Sand.

Langsam ging die Bäurin zurück. Nun stand auch sie vor der Haustüre, hielt die Hand über die Augen und sah ihm nach. Lange konnte sie den Knaben verfolgen, wie er mit wuchtigen Schritten hinter dem Pfluge ging und von Zeit zu Zeit die Peitsche knallen ließ.

Am Waldsaume wandte sich Klas und sah zurück. Dann ging er weiter, pfiff und ließ die Peitsche knallen, daß es widerhallte unter den junggrünen Buchen. Er dachte nichts, als er zurückblickte. Hernachmals aber kam es ihm oft noch in den Sinn, wie seine Mutter im grellen Sonnenlichte vor der Haustüre gestanden war und die Hand als ein Dächlein über ihre Augen gehalten hatte. Er sah sie stehen im Wachen und im Träumen und sah den Vater neben ihr, hager und ein wenig nach vorn gebeugt. —

„Lang is er, kräftig is er, fleißig is er," sagte der Bauer und wandte sich, „aber — —" Mit einem Seufzer öffnete er die Stubentür.

„Halt 's Maul und setz ihn nit 'runter!" wehrte die Bäurin. „Lang und kräftig und fleißig is er und arg gut, 's ist gar nit zu sagen, wie gut."

„So is," sagte der Bauer. „Aber —" Wiederholt seufzte er, fuhr mit der Hand an die Stirne und machte ein klägliches Gesicht.

Das Kindlein in der Wiege weinte. Mit ein paar Schritten ging die Bäurin zum Ofen, nahm's auf den Arm und begann summend in der Stube umherzugehen. Dazwischen sagte sie: „Er — soll ja — doch kein Priester — werden, Alter -- und auch kein Schreiber — sondern ein Bauer — wie du und der Herrle — oder nit?"

„So is," kam die Antwort zurück.

Summend ging sie auf und ab, auf und ab. Die Hühner gackerten im Baumgarten, die Tauben gurrten auf dem Dache, und aus dem Walde klang es Kuckuck! Kuckuck! in einem fort. Und zwischenhinein brummte sie: „Ja, kräftig ist er und schießen kann er, sagst's ja selber, den Vogel trifft er im Flug."

„Schießen, ja, 's ist so," bestätigte der Bauer, nahm das Brot aus dem Tischkasten und schnitt ein Stück ab. „Schießen, es ist so, und das hat er von mir."

„No ja, von mir freilich nit," lachte sie, und das Kind zappelte mit Aermchen und Beinchen.

„Aber —" begann der Alte kauend.

„Ach was!" rief sie.

„Aber es langt auch nit für 'n Bauern — das da, mein' ich!" Und wiederum fuhr er mit der Hand an seine Stirne. „Den verkauft ja jeder und handelt ihn wieder ein, und er merkt's nit einmal."

„Dafür kann noch gesorgt werden," sagte die Bäurin schmunzelnd. „Aber das hat gute Weil'. Er ist nit ganz siebenzehn Jahr; jetzt bin ich noch da und sorg' für ihn."

„Du kannst ihn auch nit immer am Bändel haben," meinte der Bauer und kaute.

„Du hast immer 'was auszusetzen an ihm," brummte die Bäurin und hielt ihr Kind empor zum Holzkäfig, wo der gefangene Fink hüpfte von Stänglein zu Stänglein. Und vom Walde kam es herüber, bald laut, bald leise: Kuckuck! Kuckuck!

II

Wuchtig stapfte der lange Klas über den riesigen Bäumleinsacker. Die Rosse schnaubten, die metallenen Plättchen an den Kumten klirrten, das Lederzeug ächzte, lautlos durchschnitt das Pflugeisen die fette Krume, und lautlos hüpften die zutraulichen Dohlen in den Furchen hinter dem Pflüger. —

Die Sonne stieg hoch empor, und Schweißtropfen rannen von der Stirne des Klas. Drei Stunden hatte er geschafft und hatte ein schönes Stück Landes umgeworfen. Nun beschloß er in seinem Herzen, die Morgenrast zu halten.

Er trieb die Pferde hinaus auf den Wasen, nahe an den großen Birnbaum, er legte den Pflug um und spannte einen Strang aus. Die Pferde schnaubten, stellten die Ohren und schielten mit großen, begehrlichen Augen zurück. Klas lachte, ging nach vorne, schlug den Sattelgaul mit seiner breiten Pratze auf den glänzenden Schenkel, trat vor die nickenden Köpfe und begann ihnen Brot zu schneiden. Er wußt' es nicht anders. Zuerst das Vieh, das arme, und nachher der Mensch; so hatte er's von Kind auf bei Vater und Mutter gesehen. —

Das Brot war zum größten Teile verschnitten, und immer gieriger drangen die Pferde auf ihn. Da lachte er wieder, schlug sie sachte auf die Nasen und drohte mit der geballten Faust. Dabei sprach er, als könnt' es die unvernünftige Kreatur verstehen: „Jetzt komm' ich dran!" Er setzte sich an den Stamm des blühenden Baumes, nahm den Speck aus dem Tuche, belegte das schwarze Brot mit feingeschnittenen Streifen und begann zu kauen. Die Pferde aber rauften hörbar das lange, saftige Gras.

Weitmächtig dehnte sich das wellige Land gegen Mitternacht, gegen Morgen und Abend. Viele Kirchtürme blinkten im Sonnenlichte, viele Dörfer lugten aus blühenden Obsthainen. Ganz draußen aber, gegen Abend, blitzte hie und da ein silberner Wasserlauf. Droben im blühenden Birnbaume summten und brummten die Bienen und Hummeln, über den Feldern sangen die Lerchen, aus den Wäldern klang es laut und leise Kuckuck! Kuckuck! in unermüdlichem Wechsel, und aus weiter, weiter Ferne kamen zitternde, schwere, tiefe Glockentöne durch die heiße Luft.

Klas lauschte und kaute, und es wurde ihm andächtig zumute. Ob das vielleicht die Glocken des Bischofs waren, die großen Glocken, die in hohen Kirchtürmen hingen, die allergrößten Glocken im ganzen Lande? Seine Lippen bewegten sich, als sagte er ein Sprüchlein auf. Und es war auch eine Art von Sprüchlein — ein Sprüchlein, das er zu oft gehört hatte von seinem Vater: ‚Klas, horch, in der Bischofsstadt gibt's Häuser so hoch wie die Kirch' in unserm Dorf drüben, und Kirchen dreimal so hoch wie der Kirchturm. Und das ist Würzburg. Und da fließt ein Strom, der ist so breit, Klas, wie das Dorf. Und man heißt ihn den Main. Und auf dem Wasser schwimmen Schiff' so groß wie kleine Häuser. Und über dem Wasser drüben, hoch auf dem Berg, da steht dem Herrn Bischof sein großmächtiges Schloß, so groß, das kannst dir gar nit denken, wie groß. Und an dem Berg wächst ein Wein —' Klas schnalzte mit der Zunge, genau wie sein Vater, wenn er vom Würzburger Wein erzählte. ‚Und die Glocken, Bub', die Glocken läuten den ganzen Tag, bimbam, bimbam; wenn die eine aufhört, fängt die andre an, daß du denkst, es ist alle Tag Feiertag. Und sie leben auch herrlich und in Freuden, die Stadtleut', jahraus und jahrein.' — — — ‚Bimbam, bimbam,' sagte Klas vor sich hin und schob ein Stück Speckbrot in den breiten Mund. Ob das wohl die Glocken von Würzburg waren —? Er mußte den Vater fragen, wenn er heimkam zu Mittag; ja, er mußte ihn fragen.

„Dummer Kerl!" sagte er ganz laut und griff nach vorn. Ein großer schwarzer Käfer lag im Sande auf dem Rücken und zappelte angstvoll mit den Beinen. Vorsichtig half ihm der lange Klas auf die richtige Seite. „Lauf!" sagte er mit leisem Lachen, und schwerfällig kroch der Schwarze unter die Gräser.

‚Bimbam, bimbam,' summte der Junge wieder vor sich hin und träumte mit offenen Augen seinen liebsten Traum: ‚An Kiliani, Klas, an Kiliani, da ist die schönste Zeit.' — ‚J glaub's nit, Vater. Ihr habt mir's vorm Jahr schon versprochen auf Kiliani, und war nachher doch nix.' — ‚An Kiliani, Klas, heuer ganz gewiß! —' Ja, der Vater hatte es gesagt: dies Jahr noch kam der Klas in des Bischofs Stadt. Klas schnalzte mit der Zunge, wie er's beim Vater gesehen. Und aus dem Wald rief es Kuckuck! Kuckuck!

Er war nun fertig mit seiner Mahlzeit, saß mit halbgeschlossenen Augen und horchte ins Land hinaus. Aber die Glocken klangen nicht mehr. Nur die Bienen und Hummeln droben im schimmernden Baume sangen und summten, und es war auch beinahe wie Glockengeläute, so lustig und so feierlich.

Da riß Klas die Augen auf. Ein Gewirr von Menschenstimmen und Waffenklirren schlug an seine Ohren. Schwerfällig wandte er den Kopf. Hinter dem Birnbaum, wo der Hügel gegen Mittag abfiel, mündete ein Hohlweg, und aus der Tiefe des Hohlweges kam der Lärm, kam näher und näher. Mit offenem Munde horchte der Junge. Da stiegen zwischen den weißschimmernden Dornbüschen funkelnde Hellebarden und Sensen und große Hüte mit schwankenden Federn empor.

‚Räuber!' fuhr's dem langen Klas durch den Kopf, der Atem stockte ihm, und er schlug ein Kreuz, wie er's heute morgen bei der Mutter gesehen. Dann wollte er nach seiner Feuerbüchse greifen. Aber die lag neben der abgeschnallten Wehre weit drüben, wo er mit dem Ackern begonnen hatte.

‚Räuber?' Angstvoll sah er zu den Bewaffneten empor, die ihn umringten und alle zugleich auf ihn herabschrien. Er atmete tief auf: Bauern waren's, Bauern, wie er und der Vater.

Der lange Klas verstand nicht viel von dem, was sie schrien. Langsam erhob er sich, wischte bedächtig das Messer an seiner Sitzseite ab und sah sich die Leute der Reihe nach an.

„Was wollt ihr denn von mir?" fragte er endlich einen kleinen, verwachsenen Kerl, der ganz nahe vor ihm stand, einen feuerroten Rock anhatte, eine großmächtige weiße Hahnenfeder auf der Kappe trug und am lautesten schrie.

„Mitsollst!" antwortete der Kleine, reckte sich auf den Fußspitzen, reichte aber dem langen Jungen doch kaum bis zur Brust mitsamt seiner Kappe und Feder.

„Wohin denn?" fragte Klas bedächtig von oben herunter.

„Wohin? Auf Würzburg!"

„Was, auf Würzburg?" fragte Klas verwundert. Da lachten die Bauern, und Klas lachte mit ihnen.

Ihrer etliche aber wandten sich ab und machten sich an den Pferden zu schaffen. Das verdroß den langen Klas, und er rief drohend über die Köpfe der nächsten Bauern hinüber: „No, was wollt ihr denn? Laßt mir nur meine Gäul' stehen!"

Der Verwachsene nickte seinen Genossen grinsend zu, fuhr mit der Hand an seine Stirne und schüttelte den Kopf. Da lachten sie wieder, die Bauern im Kreise.

„Auf Würzburg?" sagte Klas, und sein Gesicht begann zu glänzen. „Ja no, auf Würzburg wollt' ich schon, wenn nur unser Acker fertig wär'!"

„Der Acker liegt gut," sagte der Verwachsene und tippte den Langen mit dem Zeigefinger zutraulich an den Bauch. „Das is der einzig' nit, der liegen bleibt in so 'ner Zeit. Geh zu und besinn dich nit lang und geh mit auf Würzburg!"

Sagte der Lange: „Laßt mich in Ruh', ich muß unsern Acker fertig machen."

„Sieh dich vor, Hans oder Klas —!" drohte der Kleine mit giftigem Lächeln.

„Klas heiß' ich, ja, Klas," sagte der Junge verwundert. „Woher weißt du das? Aber jetzt laßt mir mein' Ruh' und macht Platz, ich muß ackern."

„Es ist aber kein Spaß!" schrie der Kleine, packte ihn am Arm und schüttelte ihn.

Das war dem langen Klas zu dumm. Er wischte den Verwachsenen mit einem Griffe von sich ab, daß er schreiend auf den Rasen purzelte, ging gegen die Männer vor, die zwischen ihm und seinen Pferden standen, und schob den einen nach rechts und den andern nach links.

„Packt ihn an, packt ihn an!" kreischte der Verwachsene und raffte sich empor. Und zu viert warfen sich die Bauern auf ihn, rissen ihn zu Boden und hielten ihn fest an Händen und Füßen. Der Kleine aber sprang wie eine Katze zwischen sie und kniete auf die Brust des Gestürzten, hielt ihm ein funkelndes Messer an die Gurgel und sagte keuchend: „Hast dein Leben lieb?"

Der lange Klas verdrehte angstvoll seine Augen und schielte nach der Messerspitze. Jetzt wußte er's, das waren Räuber. Und mühsam brachte er heraus: „Aber was wollt ihr denn von mir?"

„Horch: entweder gehst mit uns, und nachher tun wir dir nix. Oder du gehst nit mit, nachher stoß' ich dir 's Messer in'n Hals. Was d' jetzt willst —!"

Gefährlich funkelte die Klinge vor den Augen des armen Jungen.

„Mitgehen will ich!" würgte er heraus. „Aber was wollt ihr denn von mir?"

„Alle Bauern müssen auf Würzburg," erklärte der Bucklige und hob ein Knie von seiner Brust.

Das leuchtete dem Klas ein. So sagte ja der Vater auch zweimal im Jahr: „Jetzt muß ich wieder auf Würzburg."

Ob er nun mitwolle? fragte der Kleine und gab ihn frei.

Klas erhob sich von der Erde, raffte seine Mütze auf und begann bedächtig an seinen Kleidern zu putzen. Dabei schielte er nach den Hellebarden und Aexten und Feuerrohren ringsumher. „Es ist mir recht. Ich muß nur erst meine Gäul' heimtun und andre Stiefel anziehen. Aber warum habt ihr mir denn meine Gäul' ausg'spannt?"

Da lachten die Bauern über den dummen Klas. Und wiederum ergriff der Bucklige für alle das Wort: „Ich will dir's sagen, paß einmal auf! Wir haben uns zusamm'geschworen und haben eine große Bruderschaft. Ja — weißt denn eigentlich, was Schwören ist?"

Der lange Klas horchte aufmerksam. „Schwören?" Ja, das wußte er wohl, aus der Kirche und von der Mutter. Und nach einigem Besinnen sagte er: „Eine heilige Sach'."

„Ganz recht!" lobte der Bucklige. „Eine heilige Sach'. Das ist das richtige Wort, wir haben eine heilige Sach'."

Da brachte einer das Feuerrohr des Langen, und neugierig umringten ihn die Männer.

„So eines hab' ich noch nie gesehen," meinte einer.

„Es ist ein neues, ein nürnbergisches, eines mit 'nem Rad," erklärte ein andrer.

„Kannst denn schießen?" fragte der Bucklige.

Klas nickte und beguckte die wilden Männer, einen nach dem andern. Sie sahen aus wie richtige Bauern, und doch wieder anders. Er hatte gedacht, es seien Räuber. Und nun sagte der Verwachsene da, sie hätten eine heilige Sach'.

Seine Gedanken verwirrten sich.

„Heim muß ich. Mein' Mutter weiß ja gar nit, wo ich bleib'," sagte er auf einmal mit kläglichen Gebärden, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Deiner Mutter ist's schon recht," sprach ihm der Bucklige zu, und die andern lachten. „Alle Bauern müssen auf Würzburg — hat sie dir's nit auch schon gesagt heut früh?"

Klas schüttelte den Kopf: „Sie hat nix gesagt."

„Alle Bauern!" wiederholte der Bucklige.

„Der Vater auch?"

„No freilich, der is ganz gewiß schon auf dem Weg."

„Nein, der is daheim bei der Mutter," sagte Klas furchtsam.

In diesem Augenblick führten ihrer etliche die ausgespannten Pferde hinter den Birnbaum auf den Feldweg hinaus. Dem langen Klas kam die Heiligkeit ihrer Sache wieder sehr verdächtig vor, und er wollte ihnen nachlaufen. Der Verwachsene aber hielt ihn am Wams zurück und sagte drohend: „Hast dein Leben lieb?"

Da fürchtete sich Klas. „No freilich — aber wo wollt ihr denn mit meine Gäul' hin?"

„Auch auf Würzburg," lachte der Kleine. „Sei gescheit, Klas, und frag nit lang 'rum!"

„Mein Feuerrohr!" sagte Klas.

„Das kriegst du, wenn du zum Haufen geschworen hast," sagte einer der Bauern.

Klas verstand nicht, was der meinte. Aber willig ging er nun mit dem Buckligen und stapfte im Haufen hinter seines Vaters Pferden drein.

„Darf ich denn meine Gäul' nit selber führen?" fragte er nach einer Weile den Buckligen.

„Wenn du zum Haufen geschworen hast," kam die Antwort zurück.

„Und was wollt ihr mit meine Gäul'?"

„Die müssen 's Schlängle ziehen," sagte der Kleine.

„'s Schlängle?" fragte Klas verwundert. „No, warum schlagt ihr denn 's Schlängle nit tot?"

Da lachte der Bucklige, daß er sich bog: „Habt ihr's gehört, habt ihr's gehört? Wie is der nur so dumm, so dumm!"

Und mit Lachen und Schreien zog die Schar durch die sonnige Landschaft.

Da war's dem Klas, als hörte er aus weiter Ferne wieder das tiefe Glockengeläute.

„Du," sagte er nach einigem Ueberlegen zum Buckligen, „du, dort is doch Würzburg?"

„Da brauchst du nit zu sorgen, Langer!" grinste der Kleine. „Wir wissen unsern Weg schon."

Nun schwieg der Klas und trollte gehorsam fürbaß.

— — — — — — — — — — — — —

Hinter ihm gingen zwei Bauern, ein alter und ein junger. Die führten ein lautes Gespräch miteinander.

„Das ist jetzt," sagte der Alte, „das ist jetzt grad, wie wenn's regnet. Tropfen auf Tropfen. Und die Tropfen laufen das Dach 'runter und 'nein in die Dachrinne, und aus der Dachrinne schießt 's Wasser auf den Erdboden. Und so schießt's von all den Dächern, und das Wasser fließt alles zusammen. Und nachher wird's ein Bach, und nachher wird's ein Fluß, und zuletzt —"

„—wird's so groß wie der Main, wenn's Eis bricht im Frühjahr," schloß der andre und hängte sein Feuerrohr von der rechten an die linke Schulter. „Wie der Main, wenn 's Eis bricht," wiederholte er und blickte starr vor sich hin, als wollte er den reißenden Strom verschlingen in seine Augen.

„So is!" sagte der Alte.

„Und der Strom wird alles fortschwemmen, was gegen das heilige Evangelium ist," meinte der andre nach einer Weile. „Alles —!"

„So ist's," mischte sich der Bucklige ins Gespräch und wandte den Kopf halb rückwärts. Dann fuhr er mit der Zunge über die schmalen Lippen, räusperte sich, spuckte aus und sagte nach rückwärts im Predigertone: „Alles, was dem wahren Wort Gottes entgegen ist, soll tot und nichtig sein; denn alle Pflanzung, die Gott der himmlische Vater nit gepflanzet hat, soll ausgereutet werden."

Die beiden andern schwiegen. Der Bucklige



„Was wollt ihr denn von mir?“ fragte er endlich einen kleinen, verwachsenen Kerl, der ganz nahe vor ihm stand, einen feuerroten Rock anhatte, eine großmächtige weiße Hahnenfeder auf der Kappe trug und am lautesten schrie . . .

aber bekräftigte nach einer Weile seinen Ausspruch: „So is!“ Dann fragte er den Klas: „Hast du's verstanden?“

Der schüttelte den Kopf und stapfte fürbaß. „Na,“ sagte er.

Der Bucklige lachte. Dann begann er mit schriller Stimme:

Luset, wer hat das geschaffen,
Daß der Bauer insgemein
All den Junkern und den Pfaffen
Muß zugleich das Reittier sein?
Ja, der Bauer, glaubt es mir,
Ist ein armes, armes Tier

Da und dort fielen rauhe Stimmen ein und wiederholten den Rundreim:

Ja, der Bauer, glaubt es mir,
Ist ein armes, armes Tier.

Der Bucklige aber spuckte abermals aus und begann aufs neue:

Junker haben feste Schlösser,
Pfaffen feine Klösterlein,
Schlechter oft als ihre Rösser
Hausen ihre Bäuerlein.
Ja, der Bauer, glaubt es mir,
Ist ein armes, armes Tier.

Nahe aufeinander gerückt war die Schar, und zornig antwortete der Rundgesang:

Ja, der Bauer, glaubt es mir,
Ist ein armes, armes Tier.

Der Weg führte über einen großen Anger, dem dunkeln Tannenwald zu. Der Bucklige reckte sich wie ein krähender Hahn, im gleichen Schritt und Tritt marschierte die Schar über den grünen Wasen. Und wieder begann der Bucklige:

Bauer muß die Erde pflügen,
Und sie gibt ihm Brot und Wein,
Und er hätt' wohl sein Genügen —
Aber hat er's insgemein?
Bauer ist ein armes Tier,
Glaubt es mir, ja, glaubt es mir.

Muß sein Brot den Junkern lassen,
Und den Pfaffen seinen Wein.
Pfaffen schwelgen, Junker prassen,
Bauern hungern zwischendrein.
Ja, der Bauer, glaubt es mir,
Ist ein armes, armes Tier.

Luset, soll das immer bleiben,
Luset, Bauern groß und klein,
Sollen Junker, sollen Pfaffen
Ewig unsre Reiter sein?
Muß der Bauer für und für
Bleiben das geschundne Tier?

Luset, anders soll das werden!
Stopft den Pfaffen frisch das Maul,
Reißet alles, was auf Erden
Sporen trägt, herab vom Gaul!
Schaut euch nur den Bauern an,
Was der Bauer leisten kann!

Luset, brechet ihre Mauern,
Werft den Feuerbrand hinein —
Wer ist stärker als wir Bauern
Von der Donau bis zum Main?
Schaut euch nur den Bauern an,
Was der Bauer leisten kann!

Nein, er will es nimmer tragen —!
Gott im Himmel sieht darein,
Nimmt uns ab die schweren Plagen,
Laßt uns freie Bauern sein.
Schaut euch nur den Bauern an,
Was der Bauer leisten kann!

Frei hat Gott den Mann geschaffen,
Keiner darf geknechtet sein.
Freier Bauer, schwing die Waffen
Von der Donau bis zum Main —
Schaut euch nur den Bauern an,
Was der Bauer leisten kann!

Zwischen den Tannen schob sich der Haufe vorwärts, und brüllend erscholl es zwischen den dunkeln Tannen:

Schaut euch nur den Bauern an,
Was der Bauer leisten kann!

Dann zogen sie schweigend fürbaß, die Bauern.

„Das ist ein lustiges Lied,“ sagte nach einer Weile der lange Klas zum Buckligen.

„Gelt?“ meinte dieser mit heiserer Stimme und patschte den Jungen kräftig auf den breiten Rücken.

— — — — — — — — — — —

„Paßt auf!“ schrie einer der vordersten und streckte den Arm nach rechts. Ueber eine Waldwiese trabte ein Reiter.

Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

„Halt!“ befahl der weißhaarige Führer. Und der Haufe stand.

„Wer ist's?“ rief der Alte.

Langsam trabte der Reiter heran.

„Wer ist's?“ wiederholte der Alte drohend.

„Junker Habenichts von Nirgendhausen,“ rief der Reiter mit lachendem Munde, hielt sein Pferd an und hob grüßend die Hand zur Eisenkappe.

„Du, hast g'hört, wir lassen uns fein nit viel Haar' am Bart flechten!“ sagte der Alte mit finsterer Miene.

„Und du bist, scheint's, heut auch verkehrt auf-g'standen, wo's doch so schön is im Wald,“ gab der Junker sorglos zurück.

„Schön?“ sagte der Bauer. „Ja, für unser-einen is schön — aber für dein' Sorten is nit schön. Wo geht dein Weg hin?“

„Ins Bauernlager!“

„Und wer bist denn?“

„Hab's dir ja schon gesagt — der Junker Habenichts von Nirgendhausen!“

„Das gilt nix,“ rief der Bauer drohend. „Nur 'raus mit der Farb'!“

„Aber ich mag nit,“ sagte der Junker trotzig.

Die Bauern murrten.

„Ich mein' halt,“ lenkte er ein, „ihr Bauern könnet ein paar kräftige Arm' brauchen, und wer ich bin, das wird euch nix kümmern.“

„Kräftige Arm' haben wir selber,“ rief der Bucklige.

„Du schweigst, Bruder Schneider!“ befahl der Alte. „Und in unser' Bruderschaft willst treten?“ fragte er mißtrauisch und musterte den Reiter mit seinen verschmitzten Aeuglein.

„So ist's!“

„Nachher mußt 'runter vom Gaul und mußt laufen zu Fuß.“

Ein halbes Dutzend Arme griff nach den Zügeln.

„Oho!“ rief der Reiter und riß sein Pferd zurück.

Ein halbes Dutzend Feuerrohre richtete sich im Anschlag auf ihn.

„Wird mir hart gehen,“ lenkte der Junker ein. „Ich hab' gemeint, ihr könnt auch Reiter brauchen.“

„Alles, was 'nein in die Bruderschaft will, muß laufen zu Fuß,“ wiederholte der Alte.

Murrend stieg der Junker ab.

„Und nit einmal ein Feuerrohr bringt er mit,“ spottete der Schneider.

„Willst mit mir um die Wette schießen?" rief der Junker verächtlich und nahm seine Armbrust vom Rücken. Dann kreuzte er die Bügel über dem Sattel und gab dem Pferde einen Schlag mit der flachen Hand.

„Oho!" brüllte der Bauernführer.

Das Pferd aber hatte die Ohren zurückgelegt, war auf den Hinterbeinen herumgefahren und jagte nun mit langen Sätzen in den Wald zurück.

„So hab' ich's nit gemeint," rief der Alte zornig.

Lachend sagte der Junker: „So spring ihm nach, wenn du kannst."

„Pfeif ihn wieder her!" schrie der Alte und stampfte.

„Jawohl — sonst nix? Daß ihr mir meinen Gaul zu Tod schindet an euern Karren?"

„Nehmt ihn hinein in die Mitte!" befahl der Alte.

Ein Dutzend Bauern drang auf den Junker.

„Oho," rief dieser, sprang zurück, riß einen Bolzen aus dem Köcherlein und legte ihn auf die Rinne.

„Ein sauberer Bruder!" kreischte der Schneider. „Stecht ihn übern Haufen!"

„Ruhig!" befahl der Alte und trat vor. „Willst jetzt gut tun und willst mit uns in unser Lager?"

„No, was sonst?" kam die Antwort zurück.

„Dann mußt's uns fest versprechen, sonst is nix."

„Auf meine ritterliche Ehre!"

„Bei uns gibt's nur e Bauernehr', das merk dir!" sagte der Alte und winkte die andern zurück.

Verdrossen kam der Junker, bückte sich, schnallte die Sporen ab und steckte sie ein.

„Ich hätt' gemeint, ihr nehmet einen mit offenen Armen in euer' Bruderschaft," sagte der Junker.

„Auf mich wenn's ankäm'," antwortete der Alte bedächtig, „nachher könnten alle Junker wegbleiben vom fränkischen Heer. Sing noch eins, Bruder Schneider!"

Da reckte sich der Verwachsene im Gefühle seiner Wichtigkeit und stimmte krächzend das Lied an:

> Luset, wer hat das geschaffen,
> Daß der Bauer insgemein
> All den Junkern und den Pfaffen
> Muß zugleich das Reittier sein?

Und brüllend antworteten die Gesellen:

> Ja, der Bauer, glaubt es mir,
> Ist ein armes, armes Tier.

III

Nachmittag war's. Hell und klar stand die Sonne über dem Lager des fränkischen Bauernheeres. Wimpel flatterten in der warmen Luft zwischen den Hütten und Zelten, Schmiede hämmerten am rauchenden Feuer, Hörner klangen, Trommeln rasselten. Auf den grünprangenden Wiesen übten die Hauptleute ihre Fähnlein, abseits grasten angepflöckte Pferde. An den Tischen der Wirte und Händler drängten sich, schwatzend und feilschend, lachend und scheltend, die Müßiggänger, Juden strichen lauernd umher. Knarrende Lastwagen schwankten auf elender Straße das Tal entlang, die Peitschen knallten, Fluchworte prasselten auf die gehetzten Tiere. Am Eingange des Lagers hielt der Profoß mit Steckenknechten und Trabanten, waltete mit grimmigem Gesichte seines Amtes und prüfte die Zufuhr, schätzte das Brot und schätzte den Wein. —

Nahe dem Hauptmannszelte, wo die Feldstücke im Sonnenscheine blinkten, stand der lange Klas mit offenem Munde, schaute und schaute. Niemand kümmerte sich um ihn. Seine Pferde grasten draußen auf der großen Wiese unter den andern. Einmal nur hatte er versucht, hinüberzugehen. Da war ihm die Wache entgegengetreten mit gefälltem Spieß und bedrohlichen Worten. Nun stand er da, niemand kümmerte sich um ihn. Und zuweilen wußte er gar nicht recht, war er denn wirklich der Klas — — träumte er das alles? Und er kam sich verlassen vor, schrecklich verlassen in dem wimmelnden Lager der wilden Bauern am 29. April des Jahres 1525.

Von Zeit zu Zeit aber zog es wie mit Zaubergewalt seine Blicke zu dem hohen Galgen, der den Eingang des Lagers schmückte, und zu dem toten Menschen, der da droben baumelte, mit hängendem Kopf und wirrem Schopf, und sich langsam drehte im Frühlingswinde. „Da 'nan kommst auch, wenn du dein' Schwur nit hältst!" hatte ihm der bucklige Schneider gedroht, und der mußt' es ja wissen. Murmelnd wiederholte sich Klas die schrecklichen Worte: ‚Da 'nan kommst auch!'

Dann wieder besann er sich angestrengt: Um die Mittagszeit war er mit den andern in das große Lager gekommen. Er hatte sich nur immer wundern müssen, nur immer wundern müssen über die vielen, vielen Bauern. Man hatte ihm zu essen gegeben; aber das Essen hatte ihm nicht schmecken wollen. Dann war der Trommelschlag durchs Lager gegangen, ein Teil der Bauern hatte die Waffen ergriffen und war hinaus auf die große Wiese gerannt. Auch er war mitgerannt, gezerrt vom buckligen Schneider. Und dann — ja dann hatte er schwören müssen vor dem bärtigen Mann mit den furchtbaren Augen und den wehenden Hutfedern, schwören müssen, stückweise, einen langen, langen Spruch. — Es kroch ihm kalt über den Rücken, angstvoll schielte er wieder nach dem baumelnden Menschen am Galgen. Was hatte er doch geschworen? Er wußte es nicht mehr.

Da lief der Schneider vorbei.

„Du —!"

„Hab' keine Zeit."

„Du —!" Mit ein paar Sprüngen war der lange Klas an seiner Seite, packte ihn und stieß mit weinerlicher Stimme heraus: „Du, was hab' ich schwören müssen?"

Mit einem Fluch machte sich der Kleine los. „O was, ich werd' dir's schon allemal sagen, was du zu tun hast!"

„O gelt, das tust!" bat Klas.

„Freilich!" beruhigte ihn der Schneider und rannte die Gasse hinunter. ‚Jetzt wird er schon zahm!' murmelte er ganz vergnügt. So war's ihm recht, so konnte er ihn brauchen, den starken Jungen, so war's ihm recht.

Und dem Klas konnt's auch gefallen. Sein einziger Trost war der bucklige Schneider. An den wollte er sich halten, der mußte ihm alles sagen. Alles! Klas rieb seine Stirne. Er hatte wahrhaftig vergessen, was er dem fürchterlichen Hauptmann hatte schwören müssen mit aufgereckten Fingern.

— — — — — — — — — — —

Da trat der Feldhauptmann Jakob Kohl aus seinem Zelte, und hinter ihm schritt der Junker Namenlos.

Der Junker Namenlos! Ach, sie wußten jetzt gar wohl, wie er hieß. Etliche hatten ihn erkannt, und mit Lachen war sein stolzer Name weitergegeben worden von Munde zu Mund. Aber keiner nannte ihn bei diesem Namen. Bruder Bauer hieß er im Lager des fränkischen Heeres.

Er war sehr rot und sehr zornig, der hübsche Junker. Und Jakob Kohl, der Obristfeldhauptmann, machte ein sehr höhnisches Gesicht.

„Ist das Euer letztes Wort, Hauptmann?"

Jakob Kohl nickte.

„Und da soll ich mich nun hinstellen unter die Kerle, alle die hergelaufenen Kerle?"

„Unter die Brüder!" sagte Jakob Kohl mit Nachdruck. „Unter die Brüder hinstellen? Je nun, Bruder Bauer, du kannst auch hintennach laufen, im Troß, wenn du willst."

„Vornhin gehör' ich, und vornhin will ich!" rief der Junker mit bebenden Lippen. „Und gib mir ein Fähnlein, wie sich's gebührt!"

„So —?" lachte Jakob Kohl und schielte unter seinen buschigen Brauen hervor.

„Ueberall sind wir vorndran gewesen von jeher!" rief der Junker und stampfte.

„So —?" sprach Jakob Kohl. „Gewesen!" setzte er lachend hinzu.

„Einer von meinen Ahnen hat schon gegen die Ungläubigen gefochten im heiligen Lande!" rief der Junker und reckte sich.

„So —? Vielleicht hat ihm da einer von meinen —" Jakob Kohl hielt inne und sagte dann sehr gedehnt — „von meinen Ahnen die Stiefel geputzt." Er lachte hart auf. „So genau haben wir's ja nit aufgeschrieben, wir Kohle. Und ich verlang's auch gar nit, daß du mir heute die Stiefel putzest, Bruder." Dann schloß er mit Würde: „Bruder Bauer, das schlag dir aus dem Kopf. Und merk dir: wohin ich dich stelle, da stehst du."

„Wenn ich das gewußt hätte —!" murmelte der Junker.

„Und was hättest nachher getan?" erkundigte sich Jakob Kohl wohlwollend.

„O, ich kann's auch jetzt noch tun!" brauste der Junker auf.

„So — meinst?" sagte der Bauer. „Und was ist nachher mit deinem Schwur?" Er sah furchtbar aus, der Obristfeldhauptmann.

Der Edelmann murmelte etwas Unverständliches.

Ein Bewaffneter lief die Lagergasse herauf. Jakob Kohl sagte über die Schulter weg zum Junker: „Kannst dir's ja überlegen." Er machte eine gebieterische Handbewegung: „Wart jetzt da drüben!"

Mit geballten Fäusten trat der Edelmann zur Seite. —

Flüsternd stand der Bewaffnete vor dem Obristfeldhauptmann.

„Der Graf?" raunte dieser. „Welcher — der alte oder der junge?"

„Der alte," flüsterte der Bewaffnete. „Sein Bruder, der junge, ist doch beim Bischof in Würzburg, und seine Gräfin ist mit ihren Kindern allein auf dem Stolberg. Der alte ist's, und erbärmlich sieht er aus. Er sitzt auf einem Wagen und glotzt — wie ein Sack voller Fausthandschuh glotzt er. Und den Zipper hat er —"

„Ich hab' ihm nit geschrien, dem großen Herrn," sagte Jakob Kohl. „Wär' er daheim geblieben und hätt' sein' Balg gepflegt. Was will er denn im Bauernlager?"

„Er will mit dir reden, Bruder Obristhauptmann. Ich mein', er hat um sein Bergschloß Angst."

„So laß umschlagen und ruf die Leut' zusammen!" befahl Jakob Kohl.

Der Bewaffnete wandte sich.

„Du —!" rief ihn der Hauptmann zurück. „Du —," flüsterte er, „ist denn nit der dort" — er schielte nach dem Junker — „ist denn nit der dort hinter dem Grafen gesessen?"

Der Bewaffnete lachte: „Ja freilich, der hat sein Lehn vom Grafen. Aber er liegt auch im Prozeß mit ihm — die Jagd is strittig, wenn mir recht ist."

„Die Jagd? Aha, die Jagd! Jetzt versteh' ich's." Jakob Kohl, der Bauernführer, sah tückisch aus. „Laß umschlagen im Lager. Und führ ihn her, den Grafen!" —

Der Trommler schlug mit großer Gewalt auf das Fell, und von allen Seiten rannten die Bauern hinaus auf die Wiese.

Jakob Kohl sah tückisch aus, als er zum Junker trat und ihm befahl: „Komm mit, Bruder Bauer!"

— — — — — — — — — — —

Auf dem Anger draußen vor dem Lager, unter einem blühenden Birnbaum, stand der Obristfeldhauptmann Jakob Kohl, ihm zur Seite Michl Hasenbart, der Bauernleutnant, und Kunz Bauer, Schultheiß und Pfennigmeister des fränkischen Heeres. Hinter ihnen standen die andern Führer, und in einem riesigen Halbkreis die bewaffneten Bauern.

Langsam rollte der Wagen über den Rasen und hielt. Die Gewappneten sprangen von ihren Pferden. Diener hoben den alten schweren Grafen von seinem Sitze. Mit schmerzverzerrtem Antlitz stand er da, warf sein Barett in den Wagen, nahm den Eisenhut und stülpte ihn über den kahlen Schädel, weit in den Nacken zurück. Sein Harnisch funkelte im Sonnenlichte, vieltausend Augen sahen auf ihn. Er nahm den Speer aus der Hand eines Knechtes, und mit vorsichtigen Schritten, mit eingekniffenen Lippen ging er allein zum Birnbaum.

Mit halbgeschlossenen Augen, mit unbewegtem Antlitze erwartete ihn Jakob Kohl, und lautlos harrte das Bauernheer unter den blinkenden Waffen.

„Seid Ihr der Führer?" fragte der Graf und hob grüßend die Hand.

Jakob Kohl nickte. „Obristfeldhauptmann des fränkischen Heeres," äußerte er mit Würde.

Der Graf machte ein verächtliches Gesicht. „Ich hätt' Euch lieber allein gesprochen. Die andern da brauche ich nicht."

Jakob Kohl zuckte mit den Schultern. „Der Obristfeldhauptmann des evangelischen Heeres kann und soll nichts vornehmen noch handeln ohne Wissen und Willen der geordneten Hauptleute, die vom ganzen Haufen geordnet sind. Ist's also?" fragte er halb nach rückwärts.

„So ist's," murmelten die Hauptleute und Führer.

„Und was wollt ihr dann mit euerm" — der



Wortlos standen sie nun eine ganze Weile voreinander, der Mann der alten Ordnung und der Mann der neuen Zeit, beide hochaufgerichtet, und starrten einander in die Augen . . .

Graf hielt inne — „mit euerm Heere?“ sagte er geringschätzig.

„Eure Ordnung abschaffen und totmachen im heiligen römischen Reich und die neue Ordnung aufrichten in der weiten Welt, das wollen wir, und weiter wollen wir nix,“ erklärte Jakob Kohl.

„Wir haben die alte Ordnung nicht gemacht; wir haben sie von unsern Vätern überkommen,“ entgegnete der Graf mit Würde.

„Und wir machen die neue Ordnung und hinterlassen sie unsern Kindern,“ versetzte der Bauernführer mit Hoheit.

Wortlos standen sie nun eine ganze Weile voreinander, der Mann der alten Ordnung und der Mann der neuen Zeit, beide hochaufgerichtet, und starrten einander in die Augen.

„Mit denen da?“ fragte endlich der Graf und machte eine Handbewegung.

Der Bauer verzog keine Miene und sprach kein Wort.

„Leute,“ begann nun der Graf und trat einen Schritt näher, „Leute,“ wiederholte er wohlwollend und herablassend, „seht ihr denn nicht, daß euer Beginnen zu schlimmen Häusern führen muß?“

„Wenn Ihr die schlimmen Häuser meint, die überall auf den Bergen stehen — jawohl, Euer Gnaden, zu solchen schlimmen Häusern geht unser Weg, gradaus geht er dorthin,“ sagte der Bauer mit unbewegtem Angesichte. Und beifälliges Murmeln antwortete ihm aus dem Kreise.

Bis unter die Sturmhaube fuhr dem Grafen die Röte, und mit bebender Stimme rief er: „Dann ist es wahr, daß ihr's auf alle Schlösser im Lande abgesehen habt?“

„So ist's,“ antwortete Jakob Kohl.

„Dann will ich euch fragen öffentlich: Was habt ihr gegen unser gut, alt, fest Haus auf dem Berg?“

„So will ich Euch antworten öffentlich“ — der Mund des Bauernführers verzog sich spöttisch —, „wir haben nit mehr und haben nit weniger gegen Euer Haus als gegen alle die andern guten, alten, festen Häuser auf den Bergen und in den Tälern im Land.“

„Und was habt ihr gegen uns Grafen?“ fragte der Alte.

„Gegen euch Grafen?“ antworte der Führer mit Bedacht. „Es sind ihrer genug im Bauernheer von Eurer Grafschaft. Und wir haben ein' jeden gefragt — was treibt dich her zu uns? Einen jeden, und —“

„Und —?“ rief der Graf.

„Es hat grad keiner nix Sonderlichs wider Euch gehabt,“ vollendete der Bauer mit Ruhe.

„Also —!“ rief der Graf.

„Also —“ Jakob Kohl verzog den Mund —, „also tretet gutwillig in unsre Bruderschaft, das ist mein Rat.“

„Ich —?“ Der Graf wich zurück.

„Gutwillig, und gebt uns die Feldstücke aus Euerm Schloß.“

„Ich —?“

„Und laßt Euer Schloß dem Erdboden gleichmachen.“

„Ich —?“ Der Graf schüttelte seinen Speer, und mit bebenden Lippen rief er: „Wenn ich — wenn ich aber nicht will?“

„Dann müssen **wir's** tun,“ sagte der Bauer.

„Müssen?“

„Ja, müssen; denn wir haben's geschworen. Alles, was Schloß heißt im Land zu Franken, muß gebrochen werden. Und alles, was dem wahren Wort Gottes entgegen ist, muß tot sein und ab; denn alle Pflanzung, die Gott der himmlische Vater nit gepflanzt hat, soll ausgereutet werden.“

Wortlos standen die beiden voreinander und starrten sich in die Augen. Da rief der bucklige Schneider von der Seite her: „Oder hat vielleicht unser Herrgott Euer Schloß auf den Berg gestellt?“

Der Bauernführer sah über die Schulter zurück und befahl mit Ruhe: „Hau ihm einer eine aufs Maul; alleweil red' **ich**!“ Dann wandte er sich wieder zu seinem Gegner, und nun begann **er's** mit Wohlwollen. „Ich sag's Euch im guten, Euer Gnaden. Tretet in unsre Bruderschaft und öffnet Euer Schloß dem fränkischen Heer. Wo nit, so bitten wir um Gottes willen, tut Weib und Kind daraus; denn wir müssen's den freien Knechten zum Sturme geben.“

Der Graf wandte sich zum Gehen.

„Ihr wäret nit der erste und der letzte auch nit,“ sagte der Bauernführer und trat einen Schritt vor. „Grafen, Herren und Junker haben schon zu den Bauernheeren geschworen.“

„Die Lumpen möcht' ich sehen!“ rief der Graf und spuckte aus.

„Ich mein', Ihr habt die Zeit her geschlafen,“ spottete der Bauer. „Heda —!“ Er trat ein wenig zur Seite, sah halb rückwärts über seine Schulter und rief: „Der Bruder Habenix soll 'raus!“

Eine zornige Stimme antwortete hinter dem Birnbaum: „Laßt mich stehen, wo ich steh'!“

„Nichts da, nur 'raus, nur 'raus!“ riefen andre.

Widerwillig kam der blonde Junker hervor.

Der Graf stand auf seinen Speer gestützt. „Du —?“ murmelte er.

Höfisch beugte der Junker das Knie vor seinem Lehnsherrn. Dann stand er mit abgewandtem Gesicht.

Jakob Kohl sah tückisch aus, als er mit heiserer Stimme sagte: „Ich will's Euch nur weisen, Gnaden Herr Graf, wie die alt' Ordnung aus dem Leim geht im heiligen römischen Reich — weiter nix.“

„Du —?“ sagte der Graf zum zweiten Male ganz laut. „Laß dich anschauen, du —, so was sieht man nicht alle Tage.“

Die Hauptleute lachten, und das Lachen lief über den Kreis der Bewaffneten, und es entstand lautes Gemurmel, bis sich die Stimme Jakob Kohls dröhnend erhob und Ruhe gebot.

Mit geballten Fäusten und abgewandtem Angesichte stand der Junker.

„Sie werden dich dazu gezwungen haben,“ sagte endlich der Graf.

„Er ist freiwillig zu uns gekommen,“ bemerkte Jakob Kohl.

„Ich — ich —“ murmelte der Junker und wagte nicht weiterzureden.

„Ja, du —!“ sagte der Graf und wandte sich ab, nickte dem Bauernführer einen stolzen Gruß hinüber und bewegte sich mühsam zu seinem Wagen.

Die Bauern blieben murmelnd stehen und sahen den Grafenknechten zu, wie sie den schweren Herrn behutsam hinaufhoben.

Wie gebannt war auch der Junker stehen geblieben und starrte vor sich hin.

„Das is keine Bauernkrankheit, die den zwickt," meinte einer von den Hauptleuten mit Lachen.

„Mich freut's immer," sagte ein andrer, „wenn ich so einen Herrn seh', dem's den Wein zur großen Zehe 'raustreibt."

„Totschlagen sollt' man einen jeden aus dem Stand," murrte ein dritter; „totschlagen, aber nit laufen lassen."

„Totschlagen?" rief Jakob Kohl. „Das wär' ja doch eine Schand', totschlagen, so einen alten, wackeligen Herrn."

Langsam schwankte der Wagen auf holperigem Wege den Waldhügeln zu. Langsam gingen die Bauern auseinander.

Mit gesenktem Haupte schritt der Obristfeldhauptmann neben Michl Hasenbart ins Lager zurück: „Den Grafen und den Junker, die hab' ich alle zwei ins Herz getroffen, mitten 'nein ins Herz —!"

Da sagte Michl Hasenbart: „Wie du's Reden nur immer so fertig bringst, Bruder!"

„Ja no, das muß man freilich verstehen," meinte Jakob Kohl nicht ohne Stolz. — Nach einer Weile raunte er: „Bruder Michl, das Junkerle stell' ich in deinen Haufen, und laß du's nit zu mucksig werden, ich rat's dir."

•

Nacht war's. In einem großen Zelte lag der Junker. Die andern Leute Michl Hasenbarts schnarchten um die Wette. Er aber lag schlaflos mit offenen Augen.

Seine Gedanken jagten sich, und Bilder aus vergangenen Tagen marterten seine Seele.

Da saß seine Ahnfrau, klein und uralt, in dem tiefen Lederstuhle neben dem Ofen, und er stand als blondlockiges Knäblein vor ihr. Sie sprach nicht viel; denn das Reden war ihr sehr mühsam; sie dachte wohl auch nicht mehr viel. Aber einen Spruch murmelte sie immer wieder von Zeit zu Zeit vor sich hin — das Knäblein hatte seine Bedeutung niemals verstanden:

> Wirf dich nit weg,
> Und dräng dich nit auf,
> Steig nit herunter,
> Begehr nit hinauf.

Heute verstand ihn der Mann um so besser. — Und er sah sich emporreiten zum verschneiten Bergschlosse der Grafen. Er sah sich knien vor dem alten Herrn und empfing aus seinen Händen das kleine Lehn seines Geschlechts. Er sah sich knien und die Finger heben zum Treuschwur, der ihn binden sollte an das Grafenhaus, wie alle seine Väter. So deutlich sah er das Bild. Dieses Bild und das andre: Er schritt neben der Gräfin und führte sie zum feierlichen Lehnmahle. Draußen wirbelten die Flocken, im hohen Saale war's behaglich warm. Und er saß neben der Gräfin — ein blutjunger Mensch, der sich kaum die Augen zu erheben getraute zu dem schönen Antlitz der gütigen Frau. Ganz schüchtern saß er, und doch wieder sehr stolz: denn er hatte ja auch ihr die Treue geschworen.

Er sah die Bilder scharf und klar. Wie hatte er sie doch vergessen können in so kurzer Zeit?

Die strittige Jagd — jawohl, die Jagd war schuld daran. Der grobe Brief des alten Grafen — der Junker sah ihn ganz deutlich, den Brief mit den krausen Schriftzügen —, und er sah den Anwalt, der ihm mit Eifer zum Prozeß riet. Ja, der verlorene Prozeß war schuld daran, und die Armutei in seiner öden Burg und der Leichtsinn, der Leichtsinn, der bodenlose Leichtsinn — all das war schuld daran, daß er das wunderschöne Antlitz und seinen Treuschwur vergessen hatte.

Er knirschte mit den Zähnen. Er schämte sich. Ein Schauer lief über seinen Leib. Was hatte er mit diesen gemein, zu denen er herabgestiegen war? Es ekelte ihn. Und was mochte wohl *sie* von ihm denken, wenn der alte Graf seiner Schwägerin erzählte von der Fahrt ins Bauernlager? — Und des Junkers Ahnfrau saß nickend in ihrem Lehnstuhle und murmelte:

> Steig nit herunter,
> Begehr nit hinauf!

IV

Mit hundert Mann zog Michl Hasenbart am nächsten Vormittage in großer Heimlichkeit aus dem Lager. Zwanzig leere Wagen fuhren hinter dem Haufen. An einen waren die Pferde des Klas gespannt; doch er selbst durfte sie nicht lenken. Mitten in der Schar mußte er gehen und dem buckligen Schneider dies und das schleppen, was schwer war. Nur das Feuerrohr hatten sie ihm gelassen.

Weit abseits von der Heerstraße, friedlich eingebettet zwischen junggrünen Waldhügeln, lag ein behäbiges Kloster. Dem galt der Zug.

Mit Geschrei brachen die Bauern aus dem Holze, rumpelten den Abhang hinunter und zerschlugen das Tor, drangen in den Hof und sprengten die Türen. Da erscholl Wehklagen der mißhandelten Mönche, da krachten die Truhen unter wütenden Axthieben, da flogen die weißen Federn aus den zerschnittenen Betten in der Frühlingsluft wie wirbelnder Schnee. —

Abend war's. Im Dämmerlichte verschwammen die Waldhöhen, und auf den Wiesen sang die Heidelerche ihre geheimnisvollen Weisen. Aber drunten im großen Weiher quakten die Frösche, und ihre rauhen Lieder verschlangen die süßen Melodien. Und im Refektorium saßen die Bauern und schrien auf ihre natürliche Art und ließen sich's wohlsein und überschrien Heidelerche und Frösche.

Der lange Klas stand unter der offenen Saaltüre und sah schweigend in das Gewühl der schmausenden, trinkenden Bauern. Es war ihm wieder einmal zumute, als träumte er. Und zuweilen knurrte sein Magen. Aber keiner von den Bauern sagte: „Komm her, Klas, iß und trink mit uns und sei guter Dinge!" — Mit Verwunderung sah er ihnen zu: sie saßen an langen Tafeln, sie hatten Krüge und Schüsseln vor sich, und die Schinken lagen umher wie Brotlaibe. Mönche bedienten keuchend die trotzigen Gesellen und vermochten kaum Weins genug zu schleppen für ihre durstigen Kehlen.

Es wurde dunkel im Saale. Da brachte man Lichtspäne und steckte sie den Wänden entlang in die eisernen Ringe.

Dem langen Klas gefiel nicht, was er zu sehen bekam. Und vor allem dünkte ihm unrecht zu sein,

daß die Mönche so unbarmherzig umhergejagt wurden. Er kannte doch von Jugend auf, was ein Mönch war: ein heiliger Mann. Und schon als Bube hatte er's nicht anders gewußt: er küßte jedem solchen Heiligen die Hand. Und etliche von diesen hier gingen gar mit verbundenen Köpfen umher. Nein, es konnte ihm nicht gefallen, was er zu sehen bekam. —

Da erhob sich wüster Lärm in einer Ecke des Saales.

Michl Hasenbart reckte den Hals. Dann sprang er auf die Bank und gebot mit donnernder Stimme Frieden.

„Er will den Junker spielen unter uns," rief einer aus der Ecke.

„Ich werd' dir Frieden halten!" brüllte der Hauptmann.

„Laßt mich meine Wege ziehen, dann ist gleich Friede," sagte der Junker mit trotziger Stimme.

„Wieder 'naus möcht' ich, hat der Hecht g'sagt, wie er im Netz gesteckt is!" spottete einer, und die Bauern lachten sehr.

„Schaut nur den an," rief einer in der Mitte des Saales. „Was sich so ein Junker einbildet! Dumme Bauern sind's, so denkt er. Und wenn er kommt, da werden s' gucken, so denkt er. Und zum Hauptmann werden s' ihn machen, so denkt er. Nur auf ihn haben s' gewartet, so denkt er. Aber das Maul wird ihm sauber gehalten werden, so denk' ich. Und das hat er halt nit gedacht, der Junker."

Da lachten die Bauern im Saale.

„Hauptmann, es gibt noch ein Unglück!" schrie der Junker.

„Du hältst dein Maul, Bruder Bauer!" entschied Michl Hasenbart. „Und ihr andern seid zufrieden! Singt eins, es ist gescheiter!"

„Recht hast, Bruder Hauptmann!" rief einer über den Tisch und stimmte ein Lied an. Und nach einer Weile sangen sie alle, daß die Mauern erbebten.

Klas wandte sich zum Gehen. Da packte ihn der Bucklige am Arm. „Langer Klas, hast denn auch was davon gebracht von dem Schmaus?"

Der arme Junge schüttelte den Kopf, und sein Magen knurrte vernehmlich.

Da lachte der Schneider, ging zum Tische und holte ein Schinkenbein. „Kief dir's ab, es ist noch genug dran! Und da hast ein Brot auch!"

Klas machte seine Danksagung und trollte ins Freie.

Draußen im Hof war's noch dämmerig. Da trat einer an ihn heran und griff nach dem Schinkenbein. Aber der Lange war sehr hungrig und hielt den Knochen fest und schob den Feind zur Seite. Der warf einen schiefen Blick auf den Riesen und ging brummend davon. Dem Klas aber war's nicht geheuer inmitten der Klostergebäude. Er trollte hinunter zum Weiher, setzte sich neben einen Weidenstrunk und aß sich satt.

Die Frösche quakten weit und breit im weiherreichen Tale, über den westlichen Höhenzügen glühte eine schmale Abendröte, Fledermäuse schwirrten im Zwielichte, aus den dunkeln Wäldern ertönte von Zeit zu Zeit der Ruf des Käuzleins, und im Kloster droben erscholl wilder Gesang.

Der lange Knabe schnitt ein Weidenrütlein ab und begann sich ein Pfeiflein zu klopfen, wie's ihn vor Jahren der Vater gelehrt hatte. Da packte ihn allgemach das Heimweh, und über seine dicken Backen rannen die Tränen. Er klopfte mit Eifer, und klopfte die Rinde locker. — Fortlaufen — die Mutter — der Vater — die Pferde — dableiben — der Eid — alles bewegte sich in seinem engen Hirn wie ein langsam kreisender Knäuel. Und eifrig klopfte er, schob und schnitt und paßte die Stücke zusammen, bis das Pfeiflein fertig war. Dann starrte er eine Weile hinaus auf die dunkle Wasserfläche; denn er mußte gerade sehr weinen, und wenn einer weint, kann er unmöglich die Lippen spitzen zum Pfeifen.

Endlich gelang's ihm, und der jammernde Ton seiner Flöte mischte sich in das ferne Geschrei der singenden Bauern und in das lustige Quaken der Frösche. Der lange Klas blies mit Eifer, und seine Augen wurden trocken.

Die Abendröte war erloschen, und am klaren Himmel blinkten die Sterne.

Vom Kloster kam eine kleine Gestalt. „Klas — langer Klas — langer, dummer Klas —!"

Der Knabe vernahm den Ruf, kannte auch die Stimme gar wohl, aber just mocht' er nicht hören. Drum blies er unbekümmert weiter.

„Hab' mir's doch gedacht," sagte der Bucklige und trat neben den Jungen. „Was setzt dich denn da her ans Wasser, daß du's 'nein in die Bein' kriegst?"

Klas hielt inne. „Weil's mir droben nit gefallen hat."

„Nit gefallen?" Der Schneider lachte. „Mein' Lebtag hab' ich noch kein' solchen Wein g'soffen, das kann ich dir sagen. Hab' nie gewußt, was die Pfaffen und Herrenleut' für einen Tropfen saufen. Jetzt weiß ich's."

„Mir hat niemand kein' Wein zum Trinken gegeben," sagte Klas. „Aber g'hört sich's denn, daß man die Mönch' so hunzt?" Er stand auf.

„Oho, oho, da guck einer den an! Der will uns vorschreiben, was wir tun und lassen sollen!" Des Buckligen Stimme überschlug sich, und er trat hart an den langen Klas. „Weißt was, du Krautstar? Ich will dir's sagen: Die Mönch' dienen nit Gott, sondern dem Teufel. Das steht in der Heiligen Schrift. So, da hast's jetzt."

Klas bekreuzigte sich, als er vom Teufel hörte; denn so hatte ihm's die Mutter gelehrt. Aber die argen Sachen von den heiligen Männern waren ihm verborgen gewesen bis auf den heutigen Tag. Er mußte die Mutter fragen.

„Siehst — ihn — dort —?" lallte der Schneider, dem die Weingeister sachte emporkletterten in den dicken Kopf.

Klas erschrak.

„Siehst ihn dort?" Der Bucklige zerrte ihn am Arme und wies gegen Mitternacht auf einen langgestreckten dunkeln Berg. „Siehst den Berg dort? Und hörst, wie die Kuh blökt?"

„Ich hör' kein' Kuh," murmelte Klas.

„Freilich!" Der Schneider schüttelte seinen Arm. „Sie blökt, und jeder im Land hört's, und jeder im römischen Reich hört's und ist ja gar nimmer das römische Reich —!" Er lachte. „Ist alles eine einzige freie Schweiz. Hörst's nit, wie die Kuh blökt?"



„Hab' mir's doch gedacht," sagte der Bucklige und trat neben den Jungen. „Was setzt dich denn da her ans Wasser, daß du's 'nein in die Bein' kriegst?"

So raunte der Bucklige mit heißem Atem und zerrte den Knaben am Arme, und der verstand doch kein Wort von der wüsten Rede. Aber angstvoll stieß er heraus: „Ich glaub', ich hör's."

„Alles, was edel heißt, muß 'runter vom Gaul!" sagte der Schneider und knirschte mit den Zähnen. „Weißt noch, was du geschworen hast?"

Der lange Klas erschrak. Dann flüsterte er: „Ich weiß kein einzigs Wörtle mehr davon."

„Tut nix," meinte der andre wohlwollend und schlug ihn auf den Rücken. „Halt dich nur recht zu mir. Ich will dir's immer sagen, was du zu tun hast; denn ums Schwören ist's eine heilige Sach'."

Wie gut er's doch mit ihm meinte, der bucklige Mann! Und laut mußte Klas seine Dankbarkeit bezeigen: „Vergelt's Gott!"

„Geh mit!" befahl der Schneider.

Gehorsam ging Klas neben ihm zum Kloster.

„Man muß sich zu Tod lachen, wie der Junker dasitzt!" lallte der Kleine.

Klas wußte nicht, wen er meinte.

„Gut hat er's nit, das ist gewiß. Er ist halt gefangen unter uns Bauern. Ich hab' einmal einen gefangenen Löwen gesehen. Grade so glotzt er, der Junker. Man muß sich zu Tod lachen. Man meint grad, er möcht' uns fressen, so hockt er da und glotzt." — — —

Der Gesang war verstummt. Lautlos saßen die Bauern im Refektorium, und lautlos, mit angstvollen Gesichtern standen die Mönche an den Wänden und warteten auf die Befehle ihrer Peiniger.

Lautlos saßen die Bauern. In der Ecke aber, unter dem lebensgroßen Kruzifix stand jetzt einer und hielt eine Rede. Lautlos saßen die Bauern und sogen den Wein aus den Krügen und sogen die Worte des hageren, schwarzhaarigen Mannes in ihre Seelen.

„Sagt's, wenn ich recht habe!" rief der Redner. „Sitzet ihr nit da wie die Stockfische und horcht, als wär' ich ein Prädikant und wäret in der Kirche? Sagt's, wenn ich recht habe, und wenn ich unrecht rede, so sagt's auch!" Er hielt inne.

„Recht hast, Schulmeister!" riefen etliche im Saale, und murmelnder Beifall folgte ihrem Zuruf.

„Es ist freilich eine rechte Lumperei," fuhr der Redner fort, „jetzt in der notwendigsten Zeit 'rumlaufen im Land mit dem Feuerrohr, eine Lumperei ist's, sag' ich —"

„Eine Lumperei, Schulmeister!" wiederholte ein schneeweißer Bauer mit Nachdruck.

„Eine Lumperei, wenn der ganze Feldbau liegen bleibt —"

„Eine Lumperei!" riefen nun mehrere im Saale.

„— aber," brüllte der Mann unter dem Kruzifix und schlug auf das Pult, auf dem sonst das Buch des Lektors lag, „aber wer ist schuld an der Lumperei? Die Bauern oder die Herren? Die Bauern oder die Pfaffen?"

„Die Herren, die Pfaffen!" schrie es wild durcheinander im Saale.

„Und so sag' ich, was bleibt ihm andres übrig, dem Bauern? Er muß!"

„Muß! Muß!" brüllten sie zur Antwort.

„Ist's recht, daß einer dem andern leibeigen ist — ich frag' euch — ist's recht?"

„Nein!" schrien die Bauern und schlugen mit den Fäusten zwischen Krüge und Becher.

„Leibeigenschaft ist höllischer Greuel. Christus hat beide erlöst, den Kaiser wie den Bauern, und so sag' ich, Leibeigenschaft soll ab sein und tot!"

„Ab und tot!" brüllten sie drunten im Saale.

„Und ich frag' euch, sind wir Aufrührer, sind wir Gottlose, wir Bauern? Sind die Kinder Israel Aufrührer gewesen, da sie zu Gott schrien in großer Angst vor dem Pharao? Arme Bauern sind wir, die nach Gott schreien in großer Angst vor vielen Pharaonen. Und er wird uns erretten, und alles, was nicht geschrieben steht im heiligen Evangelium, wird ab sein und tot!"

„Ab sein und tot!" kam die Antwort zurück.

„Wir wollen, daß es keinen Blutzehent mehr gibt; denn Gott der Herr hat das Vieh frei geschaffen dem Menschen."

„Frei geschaffen!" brüllten sie.

„Kornzehent wollen wir geben, wo er besteht zur Ehre Gottes —"

„Wir werden uns auch mit dem Kornzehent besinnen," rief der Schneider, und es entstand beifälliges Lachen im Saale.

„Und fischen wollen wir im fließenden Wasser, wie uns gelüstet," brüllte der Redner und schlug auf das Pult, „und jagen im grünen Wald! Sie haben uns geschunden und geschaben, und das ist aus und gar, Gott selber will's nimmer leiden. Und wißt ihr, Bauern, wißt ihr, was schuld ist von altersher an allem Jammer und aller Last? Ich will's euch sagen: Die geschriebenen Briefe sind schuld daran!"

„Die geschriebenen Briefe!" brüllten sie da und dort im Saale.

„Und ich rat' euch, führet einen rechten Bauernkrieg gegen alles, was geschrieben ist auf Pergament und Papier. Traget zusammen auf einen Haufen Briefe und Bücher, stecket harzige Späne dazwischen und verbrennet's in Gottes Namen. Denn ich sag' euch, es wird kein Friede im Reich, bis alles Geschriebene ist aufgegangen in Asche und Rauch."

„In Asche und Rauch!" brüllten sie ringsumher.

Der lange Klas war nahe der Tür stehen geblieben. Das Schneiderlein aber hatte sich zwischen den Bänken bis in die Mitte des Saales gedrängt. Mit dummem Gesicht stand der lange Klas und horchte auf die Worte, die er nicht verstand.

„Schrei auch!" fuhr ihn sein Nachbar an.

„Was —?"

„Du Rindvieh, was wir schreien, das schreist halt' auch!"

„In Schwaben hat's angefangen," hetzte der Schulmeister unter dem Kruzifix. „Hochauf haben die Feuerflammen geschlagen. Und ins Frankenland sind die Funken geflogen, und im Rothenburger Landhag ist's Feuer aus dem Erdboden gebrochen. Aus dem Odenwald steigt der Rauch auf, und überm Neckartal steht ein feuriger Schein. Ihr Leut, ihr Brüder — in der ganzen Welt brennt's und stinket gen Himmel — —"

Er hielt inne und fuhr mit der Hand über die nasse Stirne.

„Vor Weinsberg haben s' einen Grafen durch die Spieße gejagt," rief der Schneider.

„Wir haben's gehört," kam die Antwort aus einer Ecke.

„Und die schwarze Hofmännin hat ihm das Messer im Leib umgedreht und mit dem Fett ihre Schuh' geschmiert."

„Wir haben's gehört."

„Und die Gräfin hat auf einem Mistwagen fortfahren müssen."

„Es ist ihr recht geschehen!" schrie einer.

„Recht geschehen!" schrien zehn, zwanzig Stimmen.

Aber mit aller Kraft brüllte der Schulmeister aus seiner Ecke: „Recht geschehen oder nit — was kümmert das uns? Getan ist getan. Und was haben wir an dem einzigen Grafen? Daß wir uns die Schuh' schmieren mit seinem Fett? Ist's auch der Mühe wert? Nein, sag' ich!"

„Nein, nein!" riefen sie ihm zu.

„Wir gehen nit gegen *einen* Grafen, wir meinen sie *alle* —"

„Alle!" kam die Antwort grollend zurück.

„— und nit gegen *einen* Pfaffen — — gegen *alle*!"

„Gegen *alle*!" schrien sie und stampften mit den Füßen.

„Und wo sind alle Grafen, alle Junker und alle Pfaffen — wo, frag' ich?"

„In Würzburg," rief der Schneider.

„Würzburg ist unser!“ sprach der Schulmeister. „Aber ich sag's euch, auf dem Frauenberg ob Würzburg, da sitzen die Vögel und gucken aus den Schießscharten ins Land.“

„Wir wollen das Nest ausnehmen!“ rief einer im Saale.

„Ausnehmen!“ jauchzten sie rings um ihn her.

Da sprang der Schneider auf den Tisch. Er schlug wild um sich, seine Lippen bebten: „In Kitzingen haben s' die Totenbein' vom alten Kitz und von der heiligen Hadlog aus ihren Gräbern gerissen, und mit dem Totenkopf vom alten Kitz haben s' geschoben auf die Totenbein' von der heiligen Hadlog — juh, juh, alle neun! Wir wollen auf Würzburg und wollen Kegel schieben mit Herrenköpf auf Pfaffenbein — juh, juh, alle neun!“

„Auf Würzburg!“ schrien die Bauern.

„Aus dem Odenwald, aus dem Neckartal ziehen die Brüder mit ihren Fahnen —“ rief der Hagere hinter dem Pulte.

„Auf Würzburg!“ brüllten die Bauern.

„Wir noch nit —!“ rief der Hagere.

„Auf Würzburg!“ brüllten die Bauern, schwenkten die Trinkgefäße, stießen an, verspritzten den Wein.

„Wir noch nit!“ donnerte der Schulmeister. „Müssen noch mehr werden, ihr Brüder, müssen noch etliche Kisten fegen zuvor —“

„Kisten fegen!“ antworteten sie jubelnd.

„— und etliche Säckel leeren —“

„Säckel leeren!“ jauchzten sie im Saale.

„Kloster Schwarzach —!“ brüllte der Hagere.

„Kloster Schwarzach!“ jauchzten sie ringsumher.

„Gerleshofen!“

„Steckt voller Korn und Wein!“ kreischte der Schneider.

„Stolberg, Bimbach, Zabelstein!“ hetzte der Redner.

„Stolberg, Zabelstein, Kisten fegen, Säckel leeren!“ schrien und tobten die trunkenen Brüder. Und wieder stieß der Nachbar den langen Klas in die Seite: „So schrei halt auch!“

Da kreischte draußen im Gang eine Weiberstimme: „Laß mich gehen, sag' ich!“

„Nur vorwärts — da 'nein!“ befahl einer.

„Was hab' ich dir denn getan?“ jammerte das Weib.

„Du mußt zum Hauptmann!“ brüllte der andre und schob sie unter die Tür des Saales. „Bruder Hauptmann!“

Der Schulmeister unter dem Kreuze hielt inne, und die Bauern sahen alle nach der Tür.

„Was gibt's?“ rief der Hauptmann von der Seite her.

„Die da hab' ich aufgefangen. Und sie is nit von hier, und sie will mir auch nit sagen, wo sie hingeht. Und ich mein' halt, sie will was auslauern.“

„Ich will nichts auslauern,“ jammerte das Weib.

„Was willst denn?“ fragte Michl Hasenbart, der Hauptmann.

„So laßt mich halt mein' Weg gehen!“ rief das Weib und hob die Hände.

„Und wo geht dein Weg hin?“

„Auf Bibert.“

„Sie is nit auf Bibert zugangen,“ sagte die Wache; „ich mein', sie kommt von Speckfeld und will nach Kastl.“

„Das ist ein sauberes Mädle,“ rief einer aus dem Haufen; „die passet mir gleich.“

Die andern lachten.

„So laßt mich halt gehen!“ rief die Dirne und wandte sich dem Ausgang zu.

„Auf Kastl —?“ fragte Michl Hasenbart und kam nahe heran. „Vielleicht zum Grafen?“

„Auf Bibert!“ sagte sie trotzig.

„Und was hast denn in dei'm Graskorb, Mädle?“ fragte der Hauptmann und griff ihr über die Schulter.

„Laßt mir mein Graskorb in Ruh!“ kreischte sie.

„Na, na, was hast denn für ein Geschrei, Mädle, wenn du deiner Sachen recht hast? Du kommst mir doch verdächtig vor. Emal 'runter mit deinem Korb!“

Sechs, acht Hände griffen nach dem Graskorb.

„Um Gottes willen — ihr werdet mir doch mei'm Kind nix tun?“

„Dei'm Kind? Na, so weis uns emal dein Kind!“

Der Korb stand auf dem Fußboden.

„Ich kratz' euch die Augen aus!“

„So weis uns halt' dein Kind!“ wiederholte der Hauptmann.

Mit zitternden Händen hob die Dirne ein weißes Tuch.

„Nur 'raus damit!“

Vorsichtig hob sie ein schlafendes Kind aus dem Korbe.

„Ein Licht her!“ befahl der Hauptmann.

Sie rissen eine Fackel aus ihrem Ringe und leuchteten über das Kind. Das Kind erwachte und begann zu weinen.

„Warum trägst denn dein Kind bei der Nacht über Land?“ fragte der Hauptmann.

„Heim will ich!“ antwortete sie und preßte das Kind an ihre Brust.

Ganz nahe stand der lange Klas und sah aufmerksam herab auf das weinende Kind.

„Guckt nur emal das feine Kinderzeug!“ rief einer von den Bauern.

„Und das güldene Kettle!“ sagte ein andrer.

„Und so e feins Kindle!“ brummte wieder einer und trat ganz nahe herzu. „So fein!“ wiederholte er, und sein heißer Atem strich über das Köpflein.

„Ein Herrenkind ist's!“ rief der Schneider.

„'s ist nit wahr, 's ist mein Kind!“ schrie das Weib.

„Ist's ein Bub?“ fragte der Hauptmann.

„Das werden wir gleich sehen!“ rief der Schneider und wollte nach dem Kinde greifen.

„Es ist ein Bub und ist mein Bub!“ kreischte sie und wich zurück.

„Ein Herrenkind ist's!“ schrien die Bauern im Kreise und drängten sich heran. „Schlagt's tot, die Brut —!“

„Zurück!“ donnerte der Hauptmann. „Wir sind ein evangelisches Heer und keine Räuber und Mörder!“

„Schlagt's tot!“ johlten die trunkenen Bauern.

„Es ist mein Kind!“ zeterte das Weib und sank auf die Knie.

„Bin ich der Hauptmann oder seid ihr's?“ brüllte Michl Hasenbart.

„So laß sie halt schwören!“ rief der Schneider.

„Schwören — schwören!“

„Das Kreuz her!“ befahl der Hauptmann.

„Das Kreuz!“ erscholl es im trunkenen Haufen. Und sie rissen den Heiland von der Wand und reichten ihn herüber über die Köpfe.

Zwei Bauern hielten das schwere Holz.

„Da — legt die drei Finger drauf — — daher, und schwör!“

Mit verzerrtem Gesichte stand das Weib unter der qualmenden Fackel.

„Aha!“ rief der Schneider.

Da raffte sie sich zusammen, preßte die Schwurfinger auf die Brust des Heilandsbildes und stieß heraus: „Ich schwör' — !“

„Daß es mein leibliches Kind ist,“ sagte der Hauptmann ihr vor.

„Daß es mein leibliches Kind ist,“ wiederholte sie ganz laut.

„Sie ist — meineidig!“ rief eine lallende Stimme aus der Ecke, und alle Köpfe wandten sich zurück. Lang und hager stand einer und hielt sich am Tische.

„So red!“ befahl der Hauptmann.

„Das ist — ihr Kind — nit. Es gehört dem — jungen — Grafen — und sie is — nur — Saugamm' — bei ihm,“ lallte der Bauer.

Zitternd stand das Weib da. Ihre Brust ging keuchend. Fest umschlungen hielt sie das Kind.



Da drängte sich einer heran, der stieß die Bauern zur Rechten und Linken aus seinem Wege und schwang ein Schwert und brüllte: „Ihr Teufelskerle, was wollt ihr denn mit dem unschuldigen Kind?“

„Habt ihr's gehört?“ rief der Schneider und zerrte an dem Kinde.

„Ja, was ist jetzt wahr?“ fragte der Hauptmann.

Da drängte sich einer heran, der stieß die Bauern zur Rechten und Linken aus seinem Wege und schwang ein Schwert und brüllte: „Ihr Teufelskerle, was wollt ihr denn mit dem unschuldigen Kind?“

„Junker!“ kreischte die Dirne und hielt ihm ihr Kleinod entgegen.

„Zurück, du —!“ Der Junker packte den Verwachsenen am Kragen und schleuderte ihn gegen die Bauern.

Einen Augenblick war alles totenstille. Dann brach der Lärm los. Die Wehren blitzten. Wie rasend schlug der Junker um sich. Schreiend, stampfend drangen sie gegen ihn vor.

„Hört auf, hört auf!“ kreischte der Hauptmann und zerrte ihrer etliche an den Wämsern.

Wie eine Katze verzog sich das Weib rückwärts zur Türe und gewann den Ausgang.

Da stand ein riesiger Bauer.

„Sei barmherzig!“ flehte das Weib und hielt ihm das kleine Kind unter die Augen.

„Ich werd' dir doch nix tun!“ sagte der lange Klas. „Ich zeig' dir den Weg, geh mit!“

Unbemerkt kamen sie in den Hof und hinaus ins Freie.

„Vergelt's Gott!“ keuchte sie und riß ihr Kopftuch ab und schlang es um das wimmernde Kind.

„Ich hab' doch auch so e Brüderle daheim,“ sagte der lange Klas. „Wo willst denn hin?“

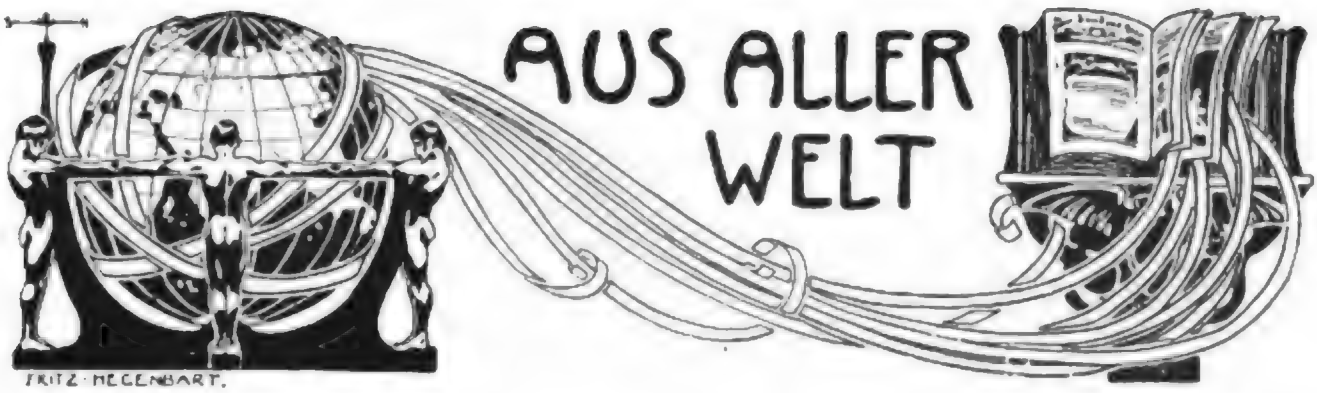
Sie besann sich, dann flüsterte sie: „Auf Kastl.“

„Weißt denn dein' Weg?“

„O ja, ganz gut!“

„So lauf, daß es der Schneider nit merkt!“

Wie ein Wiesel lief sie zum Walde und verschwand in der Dunkelheit. (Schluß folgt)



Ein Riesenautomobil in New York

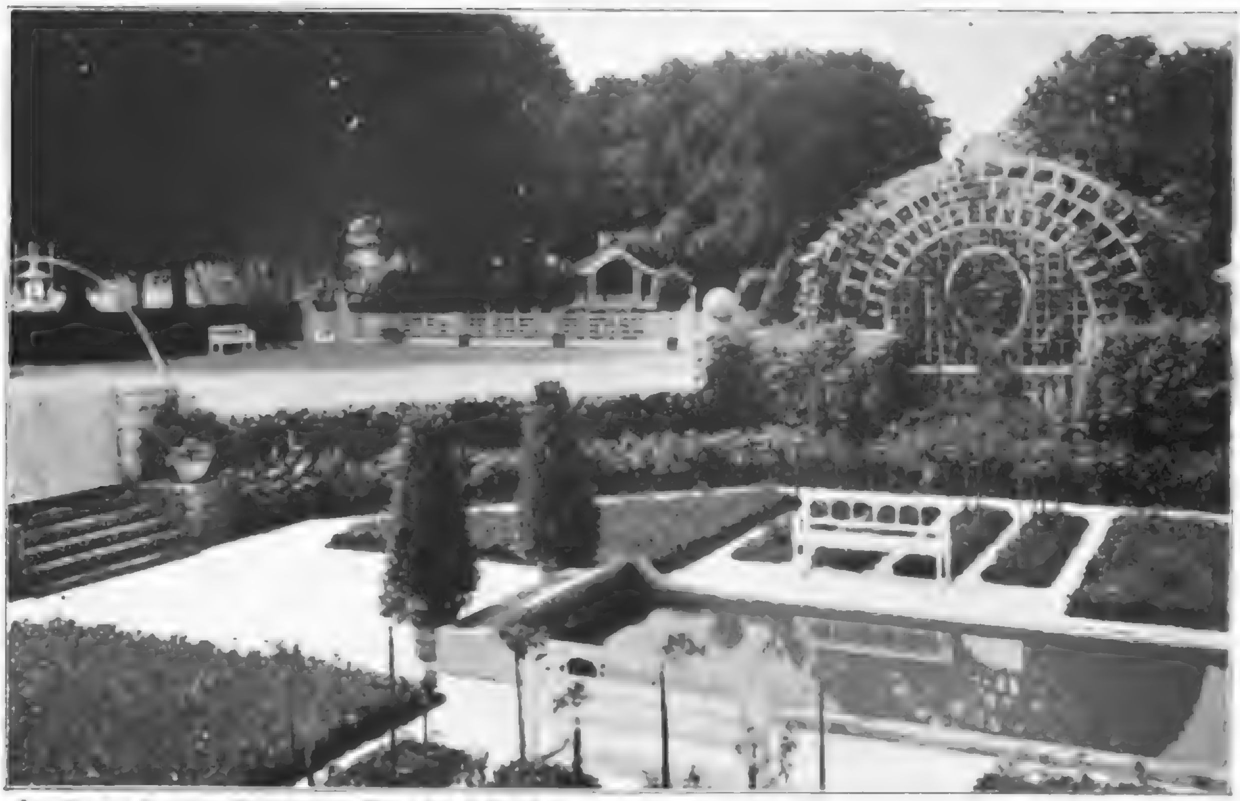
Die Amerikaner, und fast noch mehr die Amerikanerinnen, sind reiselustige Leute. Alljährlich ergießt sich ein Strom amerikanischer Touristen über Europa, und der Verdienst, den sie dadurch dem alten Kontinent zuführen, wird auf viele Millionen geschätzt. Auch in Amerika wird viel gereist. Einerseits wallfahren die Einwohner der großen Städte des Ostens nach den Naturschönheiten im Innern oder an der Pacificküste, und anderseits strömen wieder die Binnenländer und die Leute aus dem „sonnigen Süden“ in den Küstenstädten zusammen, um einmal Großstadtfreuden zu genießen. Eine solche Gesellschaft zeigt unser Bild auf einem Automobil, das der stets auf das Kolossale gerichtete Geist der Amerikaner speziell für Rundfahrten in New York konstruiert hat und das die bescheidenen Mailcoaches, die in London und Berlin die Fremden durch die Stadt führen, gar sehr in den Schatten stellt. Die Damen passieren gerade die Straßen, in denen sich das Geschäftsleben zusammendrängt. Das Bild hat daher auch ein gewisses sozialpolitisches Interesse: es zeigt die Amerikanerin im angenehmen Nichtstun an der Stätte der Arbeit, dort, wo der Mann der Neuen Welt die Werte erwirbt, die der amerikanischen Frau ermöglichen, nicht nur ihr Leben angenehm zu gestalten, sondern sich auch allmählich zur Kulturträgerin heranzubilden, welche die von der Jagd nach dem Dollar ermatteten und zerrütteten Herren der Schöpfung in mancher Hinsicht an die Wand drückt.

Die Gartenbauausstellung in Darmstadt

Man mag die Darmstädter Kunstbewegung beurteilen, wie man will, und die architektonischen Extravaganzen, die uns die Ausstellung des letzten Jahres bot, werden gewiß nur wenig Freunde gefunden haben, eines muß man aber der etwas bunt zusammengewürfelten Künstlerschar lassen, die sich dort oben auf der Mathildenhöhe unter der Aegide des Großherzogs Ernst Ludwig angesiedelt hat: sie weiß anzuregen. Schon auf der ersten Darmstädter Ausstellung zog die Blumenausstellung, die dort von Künstlerhand arrangiert worden war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. In diesem Jahr hat man in einer vollständigen Gartenbauausstellung die Ideen, die damals zutage traten, weiter und reicher ausgebaut. Die ganze Entwicklung unsers modernen Kunstgewerbes hat dahin geführt, daß die Künstler allmählich immer mehr Gebiete in den Bereich ihrer Arbeit hineinzogen. Zwei Tendenzen sind nun auf der diesjährigen Darmstädter Ausstellung bemerkbar. Zunächst tritt das Bestreben immer



Ein Riesenautomobil für die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von New York



Orig.-Aufn. der Vereinigten Kunstdruckereien Mey & Laut in Darmstadt

Von der Gartenbauausstellung in Darmstadt: Der von Professor Olbrich entworfene „Rote Garten"

deutlicher zutage, dem Garten wieder architektonische Formen zu geben. Nicht mehr ein Stück Natur soll der Garten sein, in dem die versteckt wirkende Menschenhand die Natur womöglich noch zu überbieten sucht, sondern sinnvoll geordnete Natur, die als Umgebung und Erweiterung der menschlichen Wohnstätte das Wirken und Walten des Menschengeistes deutlich zur Schau trägt. Der moderne Garten, wie wir ihn auf der Darmstädter Ausstellung finden, kehrt wieder zu den der Architektur entlehnten geradlinigen Formen, zu der symmetrischen Einteilung und Ordnung von Wegen und Beeten zurück. Das ist unstreitig ein Fortschritt, der sich bald praktisch bemerkbar machen wird. Die andre Richtung hat weniger praktischen Wert, sondern ist mehr eine rein artistische Spielerei, die dem Künstler Gelegenheit bietet, seinen Farbensinn und seine Farbenfreudigkeit in der Zusammenstellung des Blumenschmucks für einen Garten zu betätigen. Unser Bild zeigt den von Professor Olbrich entworfenen Garten, der nur rote Blumen in allen Schattierungen und Klangfarben enthält. Die Wirkung dieses Gartens ist ganz frappant, als künstlerisches Schaustück kann man ihn sich auch gefallen lassen; daß er nicht sehr viel Nachahmungen finden wird, dafür hat die Natur schon selber gesorgt, die eigensinnig zur gleichen Jahreszeit fast niemals gleichfarbige Blumen aufblühen läßt und so die Landschaft vor jeder Eintönigkeit bewahrt hat.



Phot. J. Henne, Düsseldorf

Andreas Achenbach

Zum neunzigsten Geburtstage Andreas Achenbachs

Andreas Achenbach, der ältere des bekannten Brüderpaares — der jüngere Oswald ist kürzlich gestorben —, feierte am 29. September seinen neunzigsten Geburtstag. Wenn man heute auch einräumen muß, daß die Achenbachs im Leben eigentlich glücklicher waren als in der Kunst — denn während beide, mit äußeren Ehren überhäuft, in behaglichem Wohlstand zu hohen Jahren gekommen sind, haben sie einen großen Teil der eignen Produktion überlebt —, so ragen doch einige Gemälde aus der Masse der allzu schnell entstandenen Werke hervor und werden immer gute Beispiele der Landschaftsauffassung aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bleiben.

Das Denkmal für Friedrich List in Stuttgart

Der Landesverein der württembergischen Verkehrsbeamten hat in den Bopseranlagen bei Stuttgart dem unermüdlichen Vorkämpfer des deutschen Eisenbahnwesens Friedrich List ein Denkmal gesetzt und damit dem unglücklichen Schwabensohn, den sein Vaterland immer recht schlecht behandelt, wiederum einen kleinen Teil der schweren Dankesschuld abgetragen. Das Denkmal, eine Bildnisbüste, ist ein Werk des Stuttgarter Bildhauers Daniel Stocker, der es trefflich verstanden hat,

die kräftigen, energischen Züge des rastlosen Arbeiters List mit Leben zu erfüllen und dabei doch das Ganze in eine Sphäre monumentaler Ruhe zu erheben. In einer Zeit, wo beinahe alle Ideen Lists auf der ganzen Linie siegreich gewesen sind, hatte die Feier, mit der das Denkmal enthüllt wurde, eine doppelte symptomatische Bedeutung.



Das Friedrich-List-Denkmal in Stuttgart
Entworfen von Daniel Stocker

Eine Vorstellung in der Arena von Béziers

Seit Jahren kämpft der Süden Frankreichs einen stillen, aber hartnäckigen Kampf gegen die literarische und künstlerische Suprematie von Paris. Die alten Traditionen sind in dem Lande der Troubadours wieder erwacht und mit der dem Südfranzosen eignen lebhaften Phantasie träumt man von einer neuen Herrlichkeit. Künstlerische Veranstaltungen, die geschmackvoll Altes mit Neuem verbinden, sind an verschiedenen Orten ins Leben gerufen worden und haben das Interesse der weitesten Kreise der Bevölkerung für literarische und künstlerische Dinge wieder geweckt. Sowohl an das Altertum wie an das Mittelalter sucht man wieder anzuknüpfen, denn an verschiedenen Orten ragen noch die mächtigen Ruinen der antiken Theater in die Luft; das Klima, das gleichmäßiger und wärmer als das Italiens ist, ist Vorstellungen im Freien besonders günstig, und so hat man denn hier und dort das Mittelalter, die Zeit, wo das südliche Frankreich die Wiege einer neuen Kunst wurde, im antiken Rahmen zu flüchtigem künstlerischen Dasein wieder erweckt. Die Stadt Béziers, die in herrlicher Lage in einem Gartental am Orbe und am Canal du Midi liegt, hat in ihrem antiken Theater Vorstellungen allergrößten Stils veranstaltet. Den Stoff bot die Geschichte der Stadt selbst. Béziers ist eine Gründung der Römer — Julius Cäsar siedelte dort Soldaten seiner 7. Legion an — und war im Mittelalter eine der Hauptstützen der Albigenser. Im Jahre 1209 wurde sie von einem Kreuzheer unter einem päpstlichen Legaten erobert und die ganze Einwohnerschaft niedergehauen. Diese heroische Episode der Stadtgeschichte hat Ferdinand Herold zu dem Libretto einer Oper verarbeitet, für die Charles Levadé die Musik geschrieben. Die Vorstellung, an der die ersten Künstler Frankreichs beteiligt waren, gehört wohl zu den größten theatralischen Veranstaltungen ihrer Art. Das Orchester setzte sich aus 250 Mitgliedern zusammen, darunter allein 10 Harfenspielerinnen. Aus der gleichen Anzahl von Personen bestand auch der Chor, dem sich eine ganze Reihe von Bürgern der Stadt beigesellt hatten. Besondere Bewunderung erregten die Dekorationen, welche die



Phot. Hutin, Trampus & Co.

Die Aufführung der Oper von Levadé: „Die Ketzer" in der Arena von Béziers (Südfrankreich)

Künstler der Großen Pariser Oper entworfen hatten. Da glaubte man tatsächlich, das mittelalterliche Béziers sei plötzlich wiedererstanden, die Stadtmauer mit ihren Zinnen und Wehrgängen, die massigen Türme und Tore ragten wieder in den blauen Himmel, und selten haben wohl Künstler und Darsteller für ihre Kunst einen Rahmen gefunden, der in gleichem Maße die Phantasie der Zuschauer fesselte und so die Wirkung von Musik und Spiel zugleich erleichterte und vertiefte.

Francesco Tamagno †

In dem Opernsänger Tamagno, der kürzlich in Italien unerwartet schnell starb, schied der stimmgewaltigste Sänger der Gegenwart aus dem Leben. Namentlich die Rollen der späteren Verdischen Werke, besonders Othello, verkörperte er mit Riesenkraft und hinreißendem Temperament. Tamagno pflückte seine Lorberen meistens auf Kunstreisen, besonders Südamerika war der Hauptplatz seiner Triumphe; einem stehenden Theater gehörte er nur selten an. In Deutschland war er ein gern gesehener Gast.



Francesco Tamagno †



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Von den großen Rennen in Baden-Baden: Der Großherzog von Baden im Gespräch mit der Prinzessin Amalie von Fürstenberg

Der französische Kriegsminister im Manöver

In früheren Jahren hielten sich die französischen Kriegsminister aus dem Zivilstande bei den eigentlichen militärischen Schaustellungen mehr im Hintergrunde und überließen das Feld den Generalen. Erst seit Felix Faure, der eleganteste

Das Denkmal des Chevalier de la Barre

Vor der weißschimmernden Sacré-Cœur-Kirche, die einst eine klerikale Mehrheit nach den Niederlagen des großen Krieges erbauen ließ als Sühnopfer der „hart, aber gerecht gezüchtigten Nation", haben am 3. September die Freidenker und Freimaurer ein Denkmal enthüllt, das für den schnellen Wandel der Dinge in Frankreich bezeichnend ist. Jetzt weht ein andrer Wind an der Seine, die Ordensbrüder hat man über die Grenze gejagt, und den Klerikalen zu Trotz setzt man ihnen das Denkmal eines jungen Menschen vor die Kirchentür, der eigentlich sich durch weiter nichts die Unsterblichkeit errang, als daß er einer Prozession im Jahre 1766 den Gruß verweigerte. Ihn traf eine harte Strafe. Der Henker riß ihm die Zunge heraus, man schlug ihm den Kopf ab, und seine Leiche wurde zusammen mit Voltaires „Philosophischem Diktionär" verbrannt. Weniger der eigne Wert als vielmehr der Haß gegen den Klerikalismus haben ihm jetzt zu einem verspäteten, im übrigen aber durchaus künstlerischen Denkmal verholfen.



Phot. Hutin, Trampus & Co.

Enthüllung des Denkmals für den Chevalier de la Barre vor der Sacré-Cœur-Kirche in Paris

aller Präsidenten, selbst zu Roß stieg und wie ein Souverän vom reinsten Blute die Paraden abnahm, Festungen besichtigte und Ansprachen hielt, ist auch in die andern Minister ein kriegerischer Geist gefahren. Und so können wir denn auf unserm Bilde auch Herrn Berteaux, der sonst an der Börse besser Bescheid wußte wie im Biwak, hoch zu Roß, auf dem Kopfe den unvermeidlichen Zylinder, im Manöverfelde bewundern.



Phot. Gribayedoff, Paris

Der französische Kriegsminister Mr. Berteaux bei den Manövern

Ein seltsames Zusammentreffen

Vor kurzem wurde auf dem Schlachtfeld von Gravelotte ein Denkmal für die Gefallenen des Schleswig-Holsteinschen Feldartillerieregiments Nr. 9 enthüllt, und bei der Feier trafen sich nach 35 Jahren vier alte Kriegskameraden wieder, die gerade an der Stelle, wo sich jetzt das Denkmal erhebt, dasselbe Geschütz bedient hatten. Der Photograph hat dies vierblättrige Kleeblatt im Bilde festgehalten. Die Namen der alten Krieger sind (von links nach rechts) Bock aus Hamburg, Max Keidel aus Altona, Joh. Bardenhagen aus Bremervörde und Kaufmann Nathan aus Hamburg.

General Booth als Automobilist

Der Begründer der Heilsarmee ist trotz seines hohen Alters — er wurde im Jahre 1829 geboren — unermüdlich tätig für die Ausbreitung seiner Ideen. Obwohl seine Stimme in dem unermüdlichen, Jahrzehnte hindurch geführten Redefeldzug fast jeden Klang verloren hat, so ist das Auftreten des ehrwürdigen Greises mit den scharfen Zügen und dem langen weißen Bart doch immer sehr imposant, und seine Soldaten vom jüngsten Rekruten bis zum ältesten Stabsoffizier fasziniert er, wohin er auch kommen mag. Der Errungenschaft der modernen Technik steht der General nicht feindlich gegenüber, und er bedient sich daher zu seinen Inspektions- und Generalstabsreisen seit geraumer Zeit eines Automobils.

Eine befestigte Kirche

Kirche und Kirchhof sind seit uralten Zeiten in Kriegsnöten der Zufluchtsort der Einwohner der Dorfgemeinde gewesen. Man nahm schon beim Bau des Gotteshauses darauf Rücksicht, daß es eventuell nicht nur zu sonntäglichem Gottesdienst die Gläubigen aufnehmen, sondern ihnen auch die Verteidigung von Leben und Gut ermöglichen könne. Die Kirche wurde daher meistens an einem erhöhten Punkt, der die Verteidigung erleichterte, angelegt oder doch wenigstens abseits vom Dorfe, wo sie durch Wassergräben oder einen Flußlauf geschützt war. In allen Schlachten, die sich innerhalb eines Dorfes abspielten, ist daher, ganz besonders in Deutsch-



Phot. Eugen Jacobi, Metz

Denkmal des Schleswig-Holsteinschen Feldartillerieregiments Nr. 9 auf dem Schlachtfeld von Gravelotte



General Booth von der Heilsarmee als Automobilist auf einer Tour durch England



Die befestigte Kirche von Kraftshof in Mittelfranken

land, der Kirchhof meistens der Schauplatz der blutigsten Kämpfe gewesen. Später traten dann regelrechte Befestigungen hinzu, und zum Beispiel in Siebenbürgen erbaute man förmliche Kirchenkastelle. Eine der umfangreichsten und am besten erhaltenen Anlagen dieser Art auf deutschem Boden zeigt unser Bild. Eine aus schweren Steinen aufgeführte, mit gedecktem Wehrgang und runden Ecktürmen versehene Mauer schützt nicht nur das Gotteshaus, dessen Turm gewöhnlich die letzte Zuflucht einer solchen Festung war, sondern einzelne Häuser sind noch mit in die Befestigung einbezogen, so daß



Phot. Karl Müller, Memmingen

Vom Fischertag in Memmingen: Märchenwagen (Hänsel und Gretel) im Festzug

tatsächlich ein ziemlich großer Raum entstand, in dem sich auch eine größere Gemeinde mit Vieh und aller beweglichen Habe vor dem Drang der Kriegsfurie zurückziehen konnte. Die ganze Anlage ist überaus malerisch und bietet für den Altertumsfreund viel des Interessanten.

Der Fischertag in Memmingen

In dem alten Städtchen Memmingen im bayrischen Schwaben findet alljährlich am Mittwoch in der Bartholomäuswoche ein Volksfest statt, das alle fünf Jahre mit besonderer Feierlichkeit begangen wird: der Fischertag. Der ursprüngliche Kern des Festes besteht in dem Ausfischen des Stadtbaches, wobei der glückliche Fänger der größten Forelle zum Fischerkönig proklamiert wird. Allmählich haben sich andre Veranstaltungen daran gegliedert, und heuer war es ein Fest allergrößten Stils mit Festspiel und großem historischen Festzug, dem auch der bayrische Thronfolger, Prinz Ludwig, beiwohnte.

Die Auflösung der schwedisch-norwegischen Union

Unblutiger ist wohl niemals ein König entthront, ein Staatenbund für immer zerrissen worden, als bei der friedlichen Revolution auf der Skandinavischen Halbinsel, deren Zeuge wir in der letzten Zeit gewesen sind. Das schwedische Volk hatte sich bereits mit den Tatsachen abgefunden, und es waren nicht mehr „der Menschheit große Gegenstände“, um die in der gemeinschaftlichen Beratung der Delegierten beider Länder in Karlstadt, halbwegs zwischen Christiania und Stockholm, gerungen wurde. Hauptsächlich handelte es sich um die Festlegung der Weidegerechtigkeit der schwedischen Lappen auf norwegischem Gebiet, um einige Zollerleichterungen und schließlich um die Schleifung der Festungen, die Norwegen dräuend an Schwedens Grenze errichten ließ. Nach langer Beratung wurde schließlich eine Einigung erzielt. Unter den zu schleifenden Festungen befindet sich u. a. auch die Festung Frederikssten bei der Stadt Frederikshald, vor der im Jahre 1718 der Schwedenkönig Karl XII. den Tod fand; nur die alten historischen Befestigungswerke bei Frederikssten und zwei andre Festungen sollen beibehalten, dürfen aber nicht fortifikatorisch erhalten werden. Nach Beseitigung dieses Streitpunktes steht nichts mehr dem guten Einvernehmen der beiden Völker im Wege.



Phot. Jul. Grape, Stockholm

Linke Reihe des Tisches: Kultusminister Hammerskjöld (Schweden), Ministerpräsident Lundeberg (Schweden), Minister des Äußern Graf Wachtmeister (Schweden), Minister Staaf (Schweden). Rechte Reihe des Tisches: Minister des Äußern Lövland (Norwegen), Ministerpräsident Michelsen (Norwegen), Berner, Präsident des Storthings (Norwegen), Staatsrat Vogt (Norwegen), im Hintergrund Sekretäre

Eine Sitzung des schwedisch-norwegischen Komitees zur Beratung der Unionsauflösung in Karlstadt

Zur Einschleppung der Cholera in Preussen

Im Osten der preußischen Monarchie hat in der letzten Augustwoche ein unheimlicher Gast seinen Einzug gehalten, die Cholera, die von dort nun ganz Deutschland und Europa bedroht. Die ersten Cholerafälle kamen in Westpreußen vor, im Laufe der folgenden Wochen sind aber auch in den benachbarten Provinzen, Posen, Pommern und Ostpreußen, sporadische Erkrankungen festgestellt worden, und selbst in Schlesien und Hamburg sind einzelne Fälle vorgekommen. Die Seuche ist zweifellos auf der Weichsel durch russische Flößer, die aus dem Innern des Zarenreichs und aus Galizien stammenden Flissaken, eingeschleppt worden, die jeden Sommer in großer Zahl auf ihren in Russisch-Polen zusammengesetzten Holztraften die Weichsel abwärts fahren. In Thorn haben die Flissaken ihren Sammelpunkt auf dem altstädtischen Markt am Kopernikus-Denkmal, an dessen Stufen sie in der Sonne liegen und ihr frugales Mahl einnehmen.



Zur Einschleppung der Cholera in Preußen: Flissaken auf einem Floß

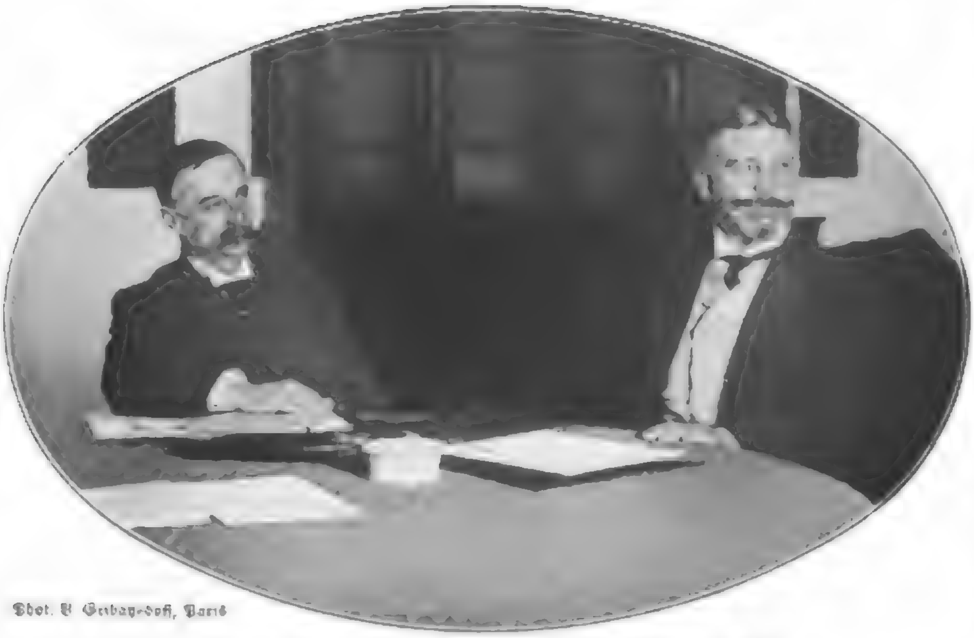
Vom Erdbeben in Unteritalien

Furchtbare Verheerungen hat im Süden Italiens ein gewaltiges Erdbeben angerichtet, das in den ersten Morgenstunden des 8. September die Halbinsel Kalabrien heimgesucht und seitdem noch zahlreiche heftige Erdstöße im Gefolge gehabt hat. In einem Gebiet von nicht weniger als 150 Kilometern Länge und 60 Kilometern Breite sind alle Ortschaften mehr oder weniger schwer von der Katastrophe betroffen, ganze Städte und Dörfer liegen in Trümmern. Hunderte von Menschen sind umgekommen, Zehntausende obdach- und brotlos geworden. Die Zahl der hilfsbedürftigen Gemeinden beläuft sich im ganzen auf über zweihundert. Allerorten in Italien regt sich die Menschenfreundlichkeit, den unglücklichen, notleidenden Bewohnern Kalabriens zu helfen, allen voran hat König Viktor Emanuel sich ihrer angenommen, indem er unmittelbar nach dem Unglück das ganze Erdbebengebiet bereiste, überall Hilfe und Trost spendend. Auch aus dem befreundeten Deutschland sind Liebesgaben in reicher Zahl eingegangen, doch wird es noch lange dauern, bis die Folgen der Katastrophe einigermaßen verwunden sind. Einer der am schwersten betroffenen Orte ist das Städtchen Zammaro, in dem fast kein Stein auf dem andern geblieben ist und haushohe Trümmer die Straßen bedecken. Ein mehrstündiges Granatfeuer, schreibt ein Augenzeuge, hätte solche Verwüstungen nicht anrichten können.



Phot. Charles Abeniacar

Vom Erdbeben in Unteritalien: Straße in Zammaro



Phot. L. Geibay-Hoff, Paris

Revoil Dr. Rosen

Die letzte Sitzung der deutsch-französischen Marokko-Kommission in Paris

Zum Marokko-Abkommen

Nach monatelanger Dauer sind die Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich über den Programmentwurf für die Marokko-Konferenz am 28. September endlich abgeschlossen worden, und wenn nicht noch unvorhergesehene Hindernisse eintreten, so wird diese Konferenz, welche die Verhältnisse in Marokko endgültig regeln soll, Anfang November in der spanischen Stadt Algeciras zusammentreten. Das Verdienst an diesem hocherfreulichen, für beide beteiligten Mächte befriedigenden Abschluß einer Angelegenheit, die mehr als einmal die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich empfindlich zu trüben und damit den Weltfrieden zu gefährden drohte, gebührt, von den leitenden Staatsmännern beider Länder, Fürst Bülow und Ministerpräsident Rouvier, abgesehen, vor allem dem deutschen Botschafter in Paris, Fürst Radolin, und den beiden diplomatischen Bevollmächtigten, dem deutschen Gesandten Dr. Rosen und dem Adlatus des französischen Ministerpräsidenten, Revoil, welche die schwierigen Verhandlungen mit großem Geschick zu Ende führten. Am 28. September hatten Dr. Rosen und Revoil eine letzte Zusammenkunft, in der sie zu einer völligen Einigung gelangten; danach fand die Unterzeichnung des Abkommens durch den Ministerpräsidenten Rouvier und Fürst Radolin im französischen Ministerium des Aeußern statt.

Ein Denkmal für Camille Desmoulins

Dem bekannten französischen Revolutionshelden Camille Desmoulins (1760—1794) ist in den Gärten des Palais Royal ein Denkmal errichtet worden, dessen feierliche Enthüllung am 22. September stattfand. Es stellt den feurigen Vorkämpfer der politischen Freiheit in einem bedeutungsvollen historischen Moment dar, wie er am 12. Juli 1789 nach der Entlassung Neckers im Palais Royal das Volk mit flammender Beredsamkeit zu den Waffen rief, wobei er ein Blatt vom Baum riß und die versammelte Menge aufforderte, ein Gleiches zu tun, damit die Patrioten ein Erkennungszeichen hätten. Diese Rede Demoulins' brachte bekanntlich den Stein ins Rollen, denn die durch sie geschürte Erregung des Volkes führte zwei Tage später zur Erstürmung der Bastille. Anfangs gehörte Desmoulins zu den extremsten Vertretern und Verkündigern der neuen Lehre; in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Révolutions de France et du Brabant“, in der er durch einen weitgehenden Radikalismus und eine glänzende Diktion mit starkem Erfolg auf die Massen zu wirken verstand, nannte er sich den „Procureur général de la Lanterne“ und erklärte die Volkssouveränität für die einzige der französischen Nation angemessene Verfassungsart. Mit Danton stiftete er den Klub der Cordeliers, der sich während des Konvents mit den Jakobinern in die Herrschaft teilte, indem er mit diesen die Partei des Berges bildete. Im Konvent stimmte Desmoulins für Ludwigs XVI. Tod und bekämpfte die Girondisten, die er in der Flugschrift „Histoire des Girondins“ mit Spott überschüttete, bemühte sich aber dennoch im Verein mit Danton, sie zu retten, und begann nach ihrem Falle einzulenken. In seinem Blatte „Le vieux Cordelier“ trat er, im Einverständnis mit Danton, den revolutionären Auswüchsen entgegen, indem er mit Geist und beißender Satire die Tyrannei der Machthaber schilderte und zur Mäßigung mahnte. Er zog sich dadurch von seiten der Schreckensmänner eine Anklage zu, die ihm die Absicht unterschob, die Wiederherstellung des Königtums zu betreiben. Wie so viele andre Revolutionsmänner wurde auch Desmoulins selber ein Opfer der von ihm einst mit aller Entschiedenheit geförderten politischen Umwälzung; er wurde mit Danton und mehreren andern Führern der Cordeliers auf Befehl Robespierres am 31. März 1794 verhaftet und am 5. April hingerichtet. Acht Tage später mußte auch seine ebenso schöne wie geistreiche Gattin Lucile, die mit inniger Liebe an ihm hing und alles aufgeboten hatte, ihn zu retten, das Schafott besteigen. Im Jahre 1890 wurde ihm in Guise ein Standbild errichtet. Der Schöpfer des lebensvollen aber für unsern Geschmack etwas theatralisch aufgefaßten Denkmals, das ihm jetzt die französische Hauptstadt gesetzt hat, ist der französische Bildhauer Boverie.



Standbild von Camille Desmoulins im Palais Royal zu Paris

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. III

Turnierpartie, gespielt zu Ostende am 28. Juni 1906
Weiß: Dr. S. Tarrasch, Nürnberg.
Schwarz: Georg Marco, Wien.

Spanische Partie

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	23. e4×f5	De7—f8 [5]
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	24. Lc3×f6	g7×f6
3. Lf1—b5	a7—a6	25. Dd2—c3	Te8×e1†
4. Lb5—a4	Sg8—f6	26. Td1×e1	Td8—e8
5. 0—0	d7—d6	27. Te1—d1	Df8—e7
6. d2—d4	e5×d4	28. h2—h3	c6—c5
7. Sf3×d4	Lc8—d7	29. Dc3—g3† [6]	Kg8—f8
8. Sb1—c3	Lf8—e7 [1]	30. Td1×d6	De7—e1†
9. Sd4—e2!	0—0	31. Kg1—h2	De1—c1
10. Se2—g3	Tf8—e8 [2]	32. Td6—d5!	Dc1×b2 [7]
11. a2—a3!	Ld7—e6	33. Dg3—d6†	Kf8—g7
12. Sc3—d5	b7—b5	34. Dd6×c5	Te8—e5
13. La4—b3	Sc6—a5	35. Td5×e5	f6×e5 [8]
14. Lb3—a2	c7—c6	36. c2—c3 [9]	Kg7—f6 [10]
15. Sd5×e7†	Dd8×e7	37. g2—g4	Db2—c1
16. Lc1—d2	Sa5—c4 [3]	38. Dc5—d6†	Kf6—g5
17. Ld2—c3	a6—a5	39. Dd6—d8†! [11]	Kg5—f4
18. La2×c4	Le6×c4	40. Dd8—d3	e5—e4 [12]
19. Tf1—e1 [4]	Lc4—e6	41. Dd3—g3†	Kf4—g5
20. Dd1—d2	a5—a4	42. h3—h4† [13]	Kg5—f6
21. Ta1—d1	Ta8—d8	43. Dg3—d6†	Kf6—g7
22. Sg3—f5	Le6×f5	44. f5—f6†	Kg7—g6
		45. Dd6—e5	Aufgegeben.

1) Schwarz sollte hier mit Sc6×d4 9. La4×d7† (notwendig wegen der Drohung b7—b5 nebst c7—c5—c4) Dd8×d7 10. Dd1×d4 sein Spiel erleichtern.

2) Warum nicht b7—b5 und Sc6—a5? Weiß verhindert dies nun.

3) Falls Le6—a2, so 17. Ld2×a5.

4) Hier wäre Weiß wohl mit 19. Sg3—f5 in Vorteil gekommen; es war aber sehr schwer durchzurechnen, weshalb Dr. Tarrasch darauf verzichtete.

5) Nicht Sf6—e4 wegen 24. Dd2—d4 nebst 25. f2—f3.

6) Schwarz entgeht dem Bauernverlust nicht.

7) Wir würden Dc1×c2 für ratsamer halten.

8) Tauscht Schwarz die Damen ab, so ist er im Bauernendspiel glatt verloren.

9) Verteidigung (gegen b5—b4) und Angriff (auf den Be5).

10) Auf Db2—e2 würde 37. Dc5—e3 den Damentausch erzwingen, und auf f7—f6 gewinnt Weiß durch 37. Dc5—e7† Kg7—g8 38. De7×f6 Db2×a3 39. Df6—e6† Kg8—f8 40. f5—f6 nebst 41. De6—d7 und so weiter.

11) Minder stark wäre 39. Dd6×e5, worauf Schwarz nach Dc1—f4† 40. De5×f4† Kg5×f4 41. Kh2—g2 durch Kf4—e4—d3 noch einige Chancen erhielte. Immerhin wird bei vorsichtigem Spiel auch dann Weiß gewinnen.

12) Auf f7—f6 oder h7—h6 wird durch 41. Kh2—g2 der Zugzwang gleichfalls erzwungen. Dc1—e1 zieht wegen 41. Dd3—g3† nebst 42. f2—f3(f4)† Damenverlust nach sich.

13) Auch 42. Dg3—e3† gewinnt jetzt leicht. Weiß spielt aber auf Matt.

Dreisilbige Scharade

Wie bring' den Epilog ich fertig?
Es fällt nichts Passendes mir ein!
Sind dir die ersten gegenwärtig,
Wird er schon halb vollendet sein.

Die dritte hilft von manchem Leiden,
Doch wende sie beizeiten an!
Nicht wenig ist der zu beneiden,
Der ihrer stets entraten kann!

Des Ganzen Lehre huld'gen viele
In leichter Sinnesart noch heut,
Doch edler wies den Weg zum Ziele
Der Philosoph aus alter Zeit. M. Sch.

Palindrom

Du kannst mich vor- und rückwärts lesen,
Ich bleibe stets dasselbe Wesen.
Wenn auf des Lebens rauhen Wegen
Du schwebest in Gefahr und Not
Und ich mit Hilf' dir komm' entgegen,
Blick' dankend auf zum güt'gen Gott. J. F.

Rätsel

Kennst du das kleine Nichts, das dich empört,
Wenn es dein Bestes rücksichtslos zerstört?
Es faßt dich Schrecken, wenn die Zung' dir sagt,
Daß bald mit bitterm Schmerz es an dir nagt.
Mit allen Mitteln suchst du's zu verstecken,
Und bist doch oft bemüht, es zu entdecken.
Bald hat's mit Kunst ein winzig Tier vollbracht,
Und bald hat es der Zimmermann gemacht.
Dem Missetäter hilft's zu schleun'ger Flucht,
Doch birgt's ihn sicher, schilt er es verrucht.
Mit spitzer Waffe kämpfen brave Frauen
Dagegen an, wo Männer sich nicht trauen.
Oft fluchst du ihm, oft wirst du's dennoch segnen,
Und eben wo nichts ist — da wirst du ihm begegnen.
L. W.

Silbenrätsel.

Es wohnte einst in A der Stadt
Nicht allzu ferne vom B C
Ein Advokat, der sehr bekannt
War wegen manches guten B.

Er hatte längst schon C und A
Und viel C B von großem Wert,
Auch war er sehr beliebt bei A
Und starb als A B hochgeehrt. Eta

Logogriph

Mit T bin ich ein Vögelein,
Mit D umschließ' ich Bier und Wein,
Mit L der Winter mich beraubt,
Mit H bedeck' ich dir das Haupt. J. F.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 2:

Des Rätsels: Geladen.
Des Anagramms: Torpedo — Herodot.
Der viersilbigen Scharade: Margarine.
Des Silbenrätsels: Augenblick.



Unter Freunden

„Wie wir noch verlobt waren, nannte mich Elsa ihren Schatz; jetzt aber, wo wir verheiratet sind, betrachtet sie mich nur mehr als ihre Schatzkammer."

Briefmappe

L. L. in N. Der harmlos-naive Ton, den Sie in Ihren Gedichten anschlagen, ist in der modernen Lyrik so selten, daß wir uns nicht versagen können, „Die Sternschnuppe“ hier abzudrucken.

In einer sternhellen Nacht
Bin einst ich plötzlich erwacht,
Mich hatte erschreckt ein Traum,
Und Liebesweh schaffte sich Raum.

Mein Liebchen liebt mich nicht mehr!
Der Traum, er drückte mich schwer;
Mich ließen die Zweifel nicht aus,
Ich litt es nicht mehr zu Haus.

Ich schritt in die hehre Nacht,
Erleuchtet durch Sternenpracht,
Und als ich so blickte empor,
Der Himmel ein Sternlein verlor.

Da fielen die Worte mir ein
Des Liebchens: „Willst glücklich sein,
Ein Sternlein muß fallen zur Zeit,
Wenn du wünschst die Glückseligkeit.“

Da plötzlich ich fühlt' mich so leicht,
Froh hab' ich mein Zimmer erreicht,
Dort hatt' ich bald wieder ein' Traum,
Doch der war nicht eitel Schaum.

Es ist sehr schade, daß Ihnen hier, wie es scheint, der lyrische Faden abgerissen ist; wir und mit uns gewiß unsre Leser würden gern noch Näheres über Ihren zweiten Traum gehört haben, der allem Anschein nach sehr interessant war. Vielleicht sprechen Sie sich darüber recht bald in einem besonderen Gedicht aus.

N. v. Sp. in Tr. Ein Besuch der Insel Spitzbergen ist heutzutage verhältnismäßig leicht und bequem auszuführen: der Luxusdampfer „Oihonna“ von Kapitän Bades Söhne fährt dieses Jahr mehrere Male dorthin und hat, wie wir hören, auf seiner ersten Fahrt u. a. eine Anzahl von Mitgliedern des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins an Bord gehabt, die sich die Erforschung bisher unbekannter Gebiete der total vergletscherten Felseninsel zum Ziel gesetzt haben und sich zurzeit noch dort aufhalten. Wenden Sie sich an das Bureau der Unternehmer (Wismar in Mecklenburg).

„Bücherfreund“ in Dresden. Bücher des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die als kulturhistorische Kuriosa oder durch ihren Bilderschmuck Ihrem Interesse entgegenkommen, finden Sie in reicher Anzahl verzeichnet in dem „Katalog für Bibliophilen“ Nr. 361, den das bekannte Antiquariat J. Scheible in Stuttgart herausgegeben hat (Preis 2 Mark). Der Katalog umfaßt nahezu 4900 Nummern, darunter auch eine größere Reihe alter Kupferstiche.

Anonymus in Königsberg. Die eingesandten Manuskripte sind verwendbar. Wir bitten um Ihre Adresse.

Frau E. W. in A., Nordamerika. Eine Anstalt, wie Sie sie wünschen, ist das sehr empfehlenswerte Upmann-Stift in Bielefeld, doch wird uns mitgeteilt, daß schon viele Expektantinnen vorgemerkt sind und Neuangemeldete jahrelang warten müssen, bis sie Aufnahme finden können. Aehnlich ist es in den meisten derartigen Anstalten, nach denen wir uns erkundigt haben. Ein Heim, in dem Damen jederzeit angenehme Unterkunft finden, und zwar auf jede beliebige Zeitdauer, sind die „Damenwohnungen“ in Berlin und Potsdam, deren Verwaltung (Berlin W., Bülowstraße 32a) Ihnen auf Wunsch gern einen Prospekt zusenden wird.

Franz ..bert. Ihre Mitteilungen über den bevorstehenden Abbruch von Höltys Geburtshaus haben wir mit Interesse und Bedauern gelesen. Wir empfehlen Ihnen, den Fall dem Dürer-Bund oder dem „Bund für Heimatschutz“ (Geschäftsstelle Charlottenburg, Rönnestr. 18) vorzutragen.

„Alpinist z. D.“ in Athen. Wenn Sie nächstes Jahr wieder in die Alpen kommen, werden Sie die von der Alpenvereinssektion Ihres früheren Wohnortes erbaute „Straßburger Hütte“ am Brandner Ferner fertig vorfinden; sie ist bereits am 14. August dieses Jahres eingeweiht worden.

M. F. 30. Daß Kuprin erst durch seinen kürzlich veröffentlichten und in deutscher Uebersetzung bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen russischen Militärroman „Das Duell“ in Deutschland bekannt geworden ist, ist nicht richtig; in demselben Verlag ist bereits vor einem Jahre ein Bändchen „Erzählungen“ von ihm erschienen (Band 57 der „Deva“-Romansammlung), der ein starkes und von verständigen Kritikern auch rückhaltlos anerkanntes Talent offenbart. Wie treffend und objektiv übrigens Kuprin die Zustände im russischen Heere schildert, beweist wohl am besten die Tatsache, daß er nach der Veröffentlichung des „Duells“ zahlreiche Kundgebungen aus russischen Offizierskreisen erhalten hat, worin ihm für seinen Freimut und seine einsichtsvolle Darstellung der Verhältnisse gedankt wurde.

Peregrinus in Stockholm. Die Bahn auf den Montblanc soll in fünf Jahren fertig sein. Sie beginnt bei dem Dörfchen Le Fayet am westlichen Ende des Chamonixtales und steigt im Bogen zu der Nordwestseite des Berges hinauf. Sie wird nicht auf dem Gipfel des Montblanc selbst enden, sondern auf dem Plateau der Aiguille du Gouter, 3900 Meter. Von dort kann der Aufstieg zum Gipfel des Montblanc, 4810 Meter, in etwa vier Stunden gemacht werden. Die Bahn wird wie die elektrische Bahn auf die Jungfrau gebaut und etwa 18 Kilometer lang sein. Die Fahrt von der Station Le Fayet nach der Station „Gipfel“ wird vier Stunden dauern. Eine Rückfahrtkarte soll 80 Mark kosten. Jeder Zug besteht aus einer Lokomotive und zwei Salon-Passagierwagen, die Raum für 80 Personen bieten. Ein System von drei selbständigen Bremsen wird ein Eisenbahnunglück völlig unmöglich machen.

Mrs. C. M. J. R. in K., Nordamerika. Die drei uns eingesandten Gedichte sind von einer Kürze, an der sich viele andre Dilettanten ein Vorbild nehmen könnten, und Ihr Wunsch, sie in unserm Blatt abgedruckt zu sehen, verhältnismäßig so bescheiden, daß es engherzig von uns sein würde, ihn nicht zu erfüllen. Wir lassen Ihre Dichtungen also vollständig hier folgen, möchten aber doch bemerken, daß Sie — falls nicht unterwegs unbefugte Hände das Beste aus Ihrer Sendung herausgenommen haben — sich die Dichterlorbeeren etwas gar zu billig vorzustellen und sich der deutschen Sprache ein wenig entfremdet oder noch nicht ganz mit ihr befreundet zu haben scheinen.

Mamis Schäfchen,
Brav Mädchen sein.
Nimm hübsch dein Schläfchen
Und halte dich rein.

•

Meine Heimat

Wie ich mich sehne,
Oh Heimath, nach dir,
Könnt' ich dich sehen,
Glücklich wär's mir.

Mein Aerkerstübchen,
Die Aussicht so schön,
Dort gut auszuruhen,
Und nie fort gehen.

Die Welt ist hart,
Für Fremde keine Zeit,
Oh Heimath's Klänge zart,
Für jetzt und die Ewigkeit.

•

Der Zigeuner

Blau ist meine Decke.
Mein Teppich grün und weich.
Wo ich mich hinstrecke,
Daß ist mein Himmelreich.

Lula in Fr. Sie meinen jedenfalls das sogenannte „Diabolo“, das gegenwärtig im Ausland, besonders in Paris und in Schottland, in der „Gesellschaft“ mit Vorliebe gespielt wird. Das Spiel, das chinesischen Ursprungs ist, setzt zwei Teilnehmer voraus, die einander gegenüber in je einem auf den Boden gezeichneten Viereck Aufstellung nehmen und ein drittes, ebenso großes Viereck zwischen sich haben. Jeder hält zwei an den äußeren Enden durch eine Schnur verbundene Stäbe in den Händen und hat die Aufgabe, mit der Schnur, die





nach Bedarf locker gehalten oder straff gespannt wird, den „Diabolo“, der aus zwei an den Spitzen aneinandergefügten kegelförmigen Körpern besteht, vom Boden weg dem Partner zuzuschleudern, beziehungsweise im Flug aufzufangen und zurückzuschleudern. In das mittlere Feld darf der „Diabolo“ nicht auffallen. Je nach der Geschicklichkeit der Mitspielenden wird die Größe der Felder verschieden bemessen.

J. M. in Stuttgart. Auch Ihr sinniges „Angedenken“ soll hier noch Platz finden, doch glauben wir damit für die Verbreitung Ihrer lyrischen Erzeugnisse einstweilen genug getan zu haben und verzichten dankend auf weitere Einsendungen.

Mit meinem Freunde pflückt' ich Beeren,
Gedachte dabei alles Hehren.
Es ist das Schönste, sich zu laben
An Gottes hohen Wundergaben.

Bin ich einmal in weiten Welten,
Wenn mir vielleicht die Freuden fehlten
Und's mir gerad' nicht will behagen,
So werde dieses Blättchen ich aufschlagen.

Und komme ich an diese Stelle,
So wird es mir ganz klar und helle,
Daß ich war am Eyubenberge
Mit meinem treuen Freunde Ernste.

B. St. 37. Mörikes Werke werden erst am 1. Januar 1906 frei; doch hat die Verlagsbuchhandlung G. J. Goeschen in Leipzig, die bis dahin das ausschließliche Verlagsrecht besitzt, schon jetzt eine wohlfeile Volksausgabe in vier Bänden (gebunden in zwei Bände) erscheinen lassen, die als Einleitung eine kurzgefaßte Biographie des Dichters enthält.

Heinrich Hirsch in Gimbsheim bei Worms. Zur Erfüllung Ihres Wunsches wollen wir gern beitragen, indem wir hiermit an dieser Stelle bekanntmachen, daß Sie um Nachrichten über den Verbleib Ihres Sohnes, des Schiffsjungen Franz Hirsch, bitten, der zuletzt im Februar dieses Jahres aus Antwerpen ein Lebenszeichen gegeben hat und seitdem verschollen ist.

Literatur.

Die aller Welt offenbar gewordenen bedenklichen Zustände im russischen Militärwesen, die zu den schweren Mißerfolgen im Kriege mit Japan geführt haben, erfahren eine höchst interessante Beleuchtung durch den unlängst erschienenen Militärroman „Das Duell“ des russischen Schriftstellers A. Kuprin, der nun auch in deutscher Uebersetzung (von A. Heß; Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, gebunden 3 Mark) vorliegt. Kuprins Roman hat schon eine Geschichte: Dem Verfasser wurde von russischen Offizieren eine Adresse übersandt, die ihm dankte für die wahrheitsliebende, von patriotischem Geist diktierte Kritik der Heereszustände, die in seinem Werke der Oeffentlichkeit geboten wird. Der Vorgang hat gewiß etwas für uns Befremdendes und wäre auch in Rußland in normalen Zeiten schwer denkbar gewesen; wer aber den Roman selbst liest, wird gerne zugestehen, daß die Anerkennung, die dem Schriftsteller in jener Adresse gezollt wurde, durchaus verdient war. Kuprin gehört zu den talentvollsten und ernsthaftesten Autoren der jüngeren Generation in Rußland. In der Kunst sicher treffender Charakteristik und psychologischer Analyse, in der anschaulichen Schilderung gesellschaftlichen Milieus und mannigfacher Naturstimmungen ist er ein würdiger Nachfolger der großen Meister des russischen Romans. Sein künstlerisches Gewissen hat ihn auch in der vorliegenden Militärgeschichte vor tendenziösen Entstellungen und Uebertreibungen bewahrt; dafür ist das, was er hier geschaffen,

ein desto zuverlässigeres und ergreifenderes Dokument der russischen Zeitgeschichte geworden. „Das Duell“ ist die Geschichte eines jungen, militärisch nicht sehr begabten aber edel angelegten und fein empfindenden Offiziers, der im öden, monotonen Garnisonsleben einer kulturfremden Kleinstadt zu einem frühen, traurigen Ende getrieben wird und als das Opfer der ehrgeizigen, kalt berechnenden Frau eines seiner Kameraden fällt. Die soziale und geistige Misere, die auf dem Gros des russischen Offizierkorps lastet, die traurigen und unwürdigen Zustände, unter denen der gemeine Soldat seinen Dienst tut, werden in einer Reihe plastisch hervortretender Figuren und anschaulicher Situationen dem Leser in greifbarer Unmittelbarkeit vors Auge geführt. Selten wird ein Roman in solchem Maße künstlerische und zeitgeschichtliche Bedeutung in sich vereinigt haben wie A. Kuprins „Duell“, dem darum auch außerhalb der russischen Grenzen ein großer und wohlbegründeter Erfolg vorausgesagt werden darf.

— **Aus dem Tagebuch eines Säuglings.** Abgeschrieben von seinem Vater **Karl Eugen Schmidt** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der Verfasser dieses reizenden Kinderbuches ist unsern Lesern wohlbekannt. Er gehört zu den am weitesten gereisten unter den deutschen Schriftstellern, und mit glücklichem Humor, mit feiner Beobachtungsgabe hat er das, was er auf seinen Fahrten gesehen und erlebt, aufgezeichnet. Jetzt ist er seßhaft geworden, am Abhang des Montmartre in Paris hat er sich angesiedelt, und mit demselben sonnigen Humor sieht er nun in die Kleinwelt seines eignen Heims. Alle die Leiden und Freuden des Säuglings hat der Vater liebevoll aufgezeichnet, und da der Filius ihm entschieden ähnlich zu werden verspricht, so kann es uns auch nicht wundern, daß sich in dem strampelnden und schreienden Buben die kritische Ader schon frühe bemerkbar macht. **Ernst Kreidolf**, hat einen köstlichen, vom gleichen Humor durchwehten Bilderschmuck dazu gezeichnet. Und so ist aus der Zusammenarbeit zweier liebenswürdiger Talente ein Büchlein entstanden, das gewiß allen ein paar Stunden ungetrübten Genusses bereiten wird. s

— Der Verlag von Franz Hanfstaengl in München gibt neben seinen großen Galeriewerken, die in ihrer kostbaren Ausstattung und der dadurch bedingten Preislage sich an einen engen Kreis wenden, unter dem Titel „**Hanfstaengls Maler-Klassiker: Die Meisterwerke der bedeutendsten Galerien Europas**“ eine Serie billigerer Galeriewerke heraus, deren fünfter Band die **Meisterwerke der Kgl.**







Gemäldegalerie im Haag und der Galerie der Stadt Haarlem enthält. Unter den 125 in warmem braunem Ton vorzüglich ausgeführten Reproduktionen wird man wohl keine der herrlichen Schöpfungen vermissen, die den Ruhm jener beiden erlesenen Sammlungen ausmachen. Auch zu diesem Bande hat wieder der kenntnisreiche Münchner Kunstgelehrte Dr. Karl Voll eine Einleitung geschrieben, die in knapper Fassung die Entstehungsgeschichte und eine Gesamtcharakteristik der beiden Galerien bietet. Die Hanfstaenglschen „Meisterwerke“ bedeuten für den Kunsthistoriker eine wertvolle Materialsammlung, für jeden Kunstfreund, besonders für diejenigen, welche die betreffenden Sammlungen aus eigner Anschauung kennen, eine Quelle schöner Anregungen und Erinnerungen.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Christbaumkonfekt. Man mischt 1 Pfd. Mehl mit einem Päckchen Dr. Oetkers Backpulver à 10 Pfg. gut durcheinander, fügt 200 Gramm Zucker und 100 Gramm Butter hinzu, schüttet das Ganze auf ein Backbrett, wo man es mit 2 Eiern und 4 bis 6 Eßlöffel voll Milch zu einem feinen Teige verarbeitet. Davon nimmt man so viel, als man zu einer Brezel gebraucht, bildet davon durch Rollen mit der Hand einen runden Streifen, den man in der bekannten Brezelform übereinanderlegt, mit zerquirltem Ei bestreicht, auf ein gut mit Butter oder Wachs bestrichenes Kuchenbrett setzt und in ziemlich heißem Ofen schön gelb backen läßt! In Blechbüchsen aufbewahrt, halten sich diese Brezeln lange Zeit frisch und knusperig.

Die Schweizer **Schokoladen** von **Gala Peter** erfreuen sich bekanntlich eines guten Rufes. Als neuerlicher Beweis ihrer Wertschätzung sei nachstehende Karte veröffentlicht, die vom ostasiatischen Kriegsschauplatz an Dr. Peter in Vevey gesandt wurde: Ba-Fan-Gou (Mandschurei), den 12./25. Juli 1905. Mit der Erfindung Ihres ausgezeichneten Gala Peter haben Sie für die Welt viel Gutes geschaffen. Während des russisch-japanischen Krieges sind Ihre Marken „Delta“ und „Gala“ Peter bei den Offizieren sowohl wie in allen Lazaretten der Mandschurei sehr beliebte Artikel geworden. Schon lange wollte ich Ihnen meine Bewunderung für Ihre Erfindung, die mir schon so oft beinahe das Leben gerettet hat, zum Ausdruck bringen. Mitten im Kampf kommt es oft vor, daß man nichts zu essen hat; ein kleines Stück „Gala“ verhilft uns aber stets rasch wieder auf die Füße. Ich danke Ihnen im Namen aller Konsumenten Ihrer Schokoladen in der Mandschurei. Wanda Pawlowna, Schwester vom Roten Kreuz.

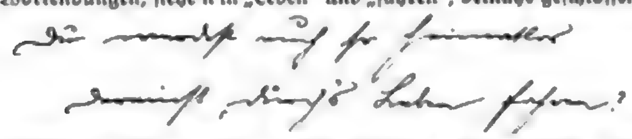
„Gut gekaut ist halb verdaut“, sagt schon ein altes Sprichwort. Vorsorgliche Eltern sollen ihre Kinder früh anlernen, die Nahrung gut zu kauen und während dem Essen das Trinken zu vermeiden, da durch das Hinabspülen unverkauter Speisen die Verdauung derselben erschwert wird. Dieses allein genügt nicht zur Erhaltung der Gesundheit, es muß auch die größte Aufmerksamkeit auf die Erhaltung und Reinigung der Zähne gelenkt werden, da schlechte Zähne nur zu leicht Ursachen von schweren Magenerkrankungen sind. Ein gutes Zahnputzmittel, wie es zum Beispiel **Sargs Kalodont** darstellt, sollte daher in keinem Haushalte fehlen, wo besorgte Eltern auf das Wohl ihrer Kleinen Bedacht nehmen.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

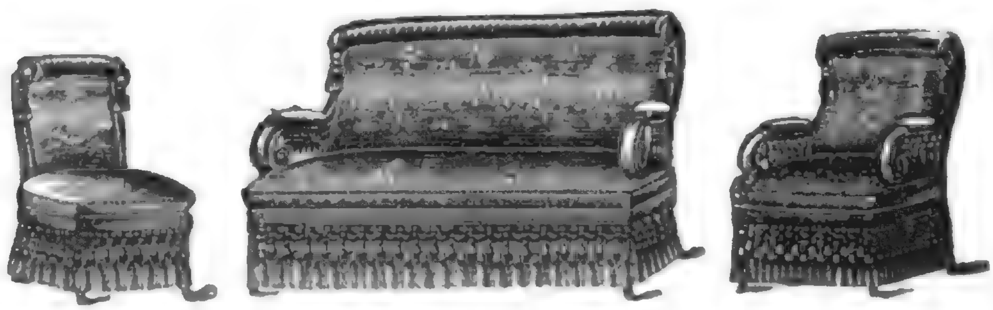
Carl in B. Eine klare, geistig rege und gebildete Individualität (klare, bewegte Schrift, lebhaft, eigne, vereinfachte Formen, siehe d in „dereinst"). Lebhaft, beweglich, anpassungsfähig, aber manchmal auch abweisend und recht zurückhaltend (rückwärts gestellte d-Schleifen, siehe „du" in sonst liegender Schrift, abnehmende Wortendungen, siehe n in „Leben" und „fahren", beinahe geschlossene



u-Zeichen, siehe „durch"). Recht bestimmt und energisch, auch eigensinnig, beharrlich (meist eckig am Fuße der kurzen Minuskeln, Häkchen im Endstrich „so" und so weiter, Verknotungen im Querstrich, siehe f in „fahren"). — Einfach, bescheiden, natürlich, legt mehr Gewicht auf den Kern der Dinge als auf Aeußerlichkeiten (kleine, feine Schrift). Klarer Verstand (Linien weit auseinander, Verwicklungen kommen nicht vor, und die Schrift ist leserlich). Verständig. Auch in kleinen Dingen sorgfältig und genau.

Frau Martha in R. Nicht nur sehr lebhaft in Sympathien und Antipathien, sondern auch geneigt, sich durch diese stark leiten zu lassen und, wo letztere vorherrschen, wenig schonend im Urteil, wenig nachsichtig überhaupt. Eigentlich liebebedürftig, haben Sie doch nicht die Gabe, sich auch liebenswürdig zu zeigen; denn es fehlt an Nachsicht, Weichheit und Anpassungsfähigkeit. Sie sind aber gleichmäßig und ausdauernd in Ihren Gefühlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.





In Gedanken

Nach einem Pastell von Paul Hoeniger (Berlin)

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

(Schluß)

XXI

Wenige Tage später trafen Arsils in Barginnen ein. Ueberhaupt drängten sich jetzt die Besuche bei Lindts — Teils Neugierde, teils Neid. Die lieben Nachbarn sind nun einmal so geartet auf der ganzen Welt. Selbst unsre besten Freunde, die unsre Erniedrigung so ehrlich mitbeklagt haben, ertragen unsre Erhöhung nur stöhnend. Und so ging es auch Modeste mit den „Elefantenkeucheln", mit Frau Murrmann, selbst ein wenig mit der kleinen Meyners. Nur mit dem Unterschied, daß die fremdwortfrohe Dame nach einer geradezu überschwenglichen Gratulation in Barginnen — bei welcher Gelegenheit beinahe der Gärtner Strauß noch einen Rührungskuß mit abbekommen hätte — auf der Heimfahrt zu den Gadebuschschen Mädchen schadenfroh bemerkte: „Wer oder was mag ihnen das wohl verschafft haben? — Vermutlich die Frömmigkeit! Mit der Frömmigkeit erreicht man viel ... Dabei hat der alte Lindt sicherlich noch selbst Heringe gebändigt — ich weiß noch Schlimmeres ganz genau ... Ja, wenn man so bedenkt! ... Heutzutage ist offenbar kein Mensch mehr vor dem Adel sicher! Und ich wundere mich keinen Moment, wenn eines Tages der bewußte Märchenprinz auf der Bildfläche erschiene, um eure Freundin Modeste wegen ihres Geldes zu ehelichen!"

Die Kürassierdamen wehrten sich standesgemäß dagegen. „Freundin? — Durchaus nicht! ... Mama findet solche Nobilitierungen im höchsten Grade plebejisch."

Da fand es Frau Murrmann denn doch für nötig, die Elefantenkeuchel etwas zu dämpfen. „Aber, Kinder, e i n m a l seid ihr doch auch bürgerlich g' wesen!"

„Wieso?" sagten die Kürassierdamen, sich hoch aufrichtend. So weit reichte ihr litauisches Begriffsvermögen nämlich nicht.

Dagegen hatte die kleine Meyners auf der gleichen Fahrt etwas wehmütig zu ihrem Bräutigam gesagt: „Siehst du, Schatz, die haben, denen wird immer noch mehr gegeben! Modeste ist hübscher als wir alle und reicher als wir alle — nun heißt sie auch noch: Lindt von Barginnen — was nach viel mehr klingt als: von Meyners ..." Als darauf der junge Windbeutel geistreich nichts erwiderte, fiel sie ihm gutherzig um den Hals: „Dafür hab' ich aber dich! Und glücklicher als ich kann doch eigentlich keine gut sein ..."

*

Gegenüber der winterlichen Klosterstille gab es jetzt so viel bei Lindts an Ereignissen, daß alles Frühere verblaßte. Es galt zu erwägen, ob die neuen Visitenkarten mit oder ohne Krone, ob die Livreeknöpfe erlaubt fünfzinkig oder unerlaubt siebenzinkig herzustellen seien. Selbst die Wäschestickerei, die das kleine „v" unmöglich länger entbehren konnte, war ein Gegenstand eifrigster Debatte. Schließlich entbehrte sie aber doch des kleinen „v", weil die Schwestern sich diesmal genau erinnerten, daß Falkner von Oed einmal erklärt hatte, die wirklich vornehmen Damen bedienten sich neuerdings des kleinen Bindewortes absolut nicht mehr, am wenigsten bei Briefunterschriften und Monogramms — ja, eine Gräfin, die in intimer Korrespondenz als solche zeichne, sei sicher eben erst gegraft. Standesunterschiede auf Papier und Leinwand hielte er überhaupt für ridikül.

Alle diese Erwägungen waren im Grunde ridikül, aber sie wurden in Barginnen doch höchst ernsthaft genommen. Die Gräfin Arsil setzte sofort einen längeren Bericht an die Redaktion des Gothaischen Kalenders auf, zu dem der alte Eller höchst ernsthaft bemerkte: „Verzeihen Sie meine Unbildung, Frau Gräfin — aber wäre es nicht am End' praktischer, wenn gleich die Kron' oder das Wappen bei den adligen Herrschaften irgendwo eingebrannt würde, wie zum Beispiel bei den Trakehnern das Hirschgeweih ... Da bestände doch gar kein Zweifel! — Nun hören Sie nur folgende Geschichte: Neulich sah ich in Königsberg so 'n Majoratstrottel — na, höchstens Kalkulator hätt' ich ihn geschätzt — wenn der nu vorn oder hinten seine Grafenkron', wie sich's gehört, eingebrannt gehabt hätte, was für 'n Glück für das Lumpengesindel wie mich wäre das gewesen! ... 'nem dummen Menschen muß doch das klargemacht werden! ... Ich hätt' gleich den Buckel krumm gemacht und gesagt: ‚Herr Graf, geben Sie mir doch eins mit der Hetzpeitsch', damit ich weiß, wie unsereinem so um die Bauernkriege 'rum zumute war!' — So aber faßt' ich ihn an dem obersten Rockknopf — es war in

der Junkerstraß' — und sagte: ,Mannchen, Sie haben mir so 'ne vertrauenerweckende Nas' — wo trinkt man jetzt eigentlich den besten Grog in Königsberg?' — Da wollt' sich der Kret schief lachen ... Nachher begegnet' ich 'm wieder mit dem Baron aus Eyselin. Da wußt' ich natürlich, was die Glock' geschlagen hatte."

Die Gräfin Erika, die eigentlich nur noch Schlafrockfigur war, drehte sich entrüstet um; der alte Lindt räusperte sich sehr würdig: „Wenn des Königs Majestät geruht hat ..."

Modeste aber brach in ein unbesiegliches Jugendlachen aus: „Ellerchen, Sie haben ja so recht! Kenne ihn von der Königshalle, den Majoratstrottel — höchstens Kalkulator — höchstens!"

Graf Arsil, der nur halb hingehört hatte, sah sich etwas verwundert um, stimmte aber dann in das Lachen seiner Schwägerin herzlich ein. „Wo hast du übrigens deinen Hund, Modeste?"

„Er ist beim Förster in der ,Benehme'."

„Magst du ihn denn nicht mehr?"

„O doch ... Gewiß ... Aber was mir viel mehr leid tut, mein Sommerrappe ist schulterlahm. Ich muß ihm neulich die falschen Hilfen gegeben haben, als es so im Renngalopp um die Ecke ging ... Uebrigens da kommt unten der Kutscher mit der Posttasche!"

Leichtfüßig sprang sie die Treppen hinunter. Sie wachte die letzten Wochen argwöhnisch über dieser Posttasche. Aber irgendeine Nachricht von Herrn Romeit war nicht gekommen. Eigentlich kein Wunder, nachdem sie damals so sang- und klanglos geschieden! Modeste verwunderte es dennoch. Sie hatte geschrieben, wie sie gefühlt — und er kam nicht sofort mit glückselig lachenden Augen? ... Erst tat es ihr weh — dann ärgerte sie sich — jetzt war es ihr allgemach gleichgültig geworden. Nur die Angst vor Frieda ließ sie immer noch auf die Posttasche lauern.

Herr von Mieritz, dem der Urlaub verlängert, war jetzt fast täglicher Gast in Barginnen — immer gewandt, immer elegant. Er galt als Modestes ausgesprochener Courmacher. Und das schöne Mädchen, das ihn mochte und nicht mochte, wie das so in der Lindtschen Natur zu liegen schien, wo nur Vernunft oder Sinne sich engagierten — hatte das dunkle Gefühl, daß sie eines Tages als Freifrau von Mieritz aufwachen würde, entweder in Insterburg bei den Kosaken oder in Berlin bei der Garde, nachdem der Onkel mit dem Geldmajorat das Zeitliche glücklich gesegnet hatte. Wer entgeht schließlich seinem Schicksal? — Niemand. — Sie hätte ja ganz gern ein andres Ende gewollt — etwas mehr Wärme, etwas mehr Poesie, dazu etwas Kampf, wie es in Romanen steht. Aber um Gottes willen keine allzu schweren Proben! ... Sie nahm, was das Schicksal eben beschlossen ... Und jetzt, wo die letzte reine Liebesregung nutzlos verglommen, fühlte sie nur den Wunsch, endgültig die Vergangenheit zu vergessen. Der Ulan heiratete sie nicht aus Liebe, sie heiratete ihn nicht aus Liebe — aber sie mochten sich, würden sich mehr und mehr mögen als kluge, kühle Gesellschaftsmenschen, denen der Lebensweg immer glatt und gefahrlos, weil sie die plane Landstraße nie verlassen ... Es geschah ja auch besser so. — Die einzelnen Etappen dieser Verlobung kannte sie so ziemlich genau. Es war eigentlich nur noch eine. Morgen war des alten Lindt Geburtstag. Sie würde Herrn von Mieritz' Tischdame sein — wie natürlich; sie würden etwas länger an der Tafel sitzen, etwas mehr Sekt nippen, etwas leiser sprechen. Und dann entweder im Park die letzte Rose und das entscheidende Wort — vielleicht auch im Stall bei dem Sommerrappen, den sie doch nicht mehr hatte reiten können. Sie beide liebten Pferde und Reiten. Warum also nicht einmal eine Verlobung im Stall? Das wäre wenigstens originell.

Aber während sie das alles sich so vorstellte, ohne Poesie, aber bequem und nett — mußte sie auch an das „Nachher" denken. Vor dem Kuß — vor dem Kuß zitterte sie innerlich doch! ... Es war gewiß töricht und einer Lindt ganz unwürdig, aber bei der Lüge dieses ersten Kusses bäumte sich in ihr etwas auf.

Trotzdem hatte sie das sichere Gefühl, daß morgen oder nie sich Großes ereignen müsse. Das lag so in der Luft.

*

Zum Geburtstag des neuen Edelmanns war nicht offiziell eingeladen worden. Man hatte nur sanft gewinkt von Barginnen. Es sollte auch nicht das landesübliche Abendessen sein, zu dem man in Litauen auf dem Lande bereits um fünf Uhr nachmittags erscheint, sich durch unendliche Grogs und Schinkenbrote auf das Eßereignis des Abends vorzubereiten, — sondern ein déjeuner dinatoire, das mittags Punkt ein Uhr beginnt und alle Delikatessen der Saison umfaßt. Noblesse oblige. Der alte Knochenmehlhändler hatte dabei die Gefühle eines Schützenkönigs, dem die neue Würde zwar sehr behagt, der aber die Kosten des Schützengelages noch Jahrzehnte später bebrummt.

Von zwölf Uhr ab rollten ohne Unterlaß die Wagen vor das Schloß. Zuerst kam der alte Eller, der als Freund des Hauses sich nicht an die Zeit band. Dann der Reihe nach: der krumme Riese, der dicke Bezirksoffizier mit dem leuchtend weißen Dragonerkragen, die Kletteraffen. Selbst der alte Baron Bussard humpelte, auf die Schulter des Neffen gestützt, mit seinem Gichtbein die Treppen hinauf. Die letzten waren die Kürassierdamen mit ihrer Mutter und dem sicheren Ueberlegenheitsgefühle des alten Adels gerade heute. Herr von Falkner wurde, wie gewöhnlich, vergebens erwartet.

Der alte Lindt glänzte vor eitel Freude, drückte hier wohlwollend die Hand, dienerte dort untertänig. Die Gräfin Arsil unterstützte ihn besonders bei dem Empfang, jedoch erst, nachdem sie sich versichert, daß Inspektoren auf keinen Fall zu erwarten seien. Sie hatte sehr die Airs der großen Dame, behandelte den alten Eller mit flüchtiger Herablassung, während sie dagegen Frau von Gadebusch gerührt auf beide Wangen küßte, wie das bei gekrönten Häuptern schon lange Brauch.

Der alte Eller rächte sich sofort, indem er Modeste vor dem Volke besonders nahm und sie mit gottlosen Glossen überschüttete. „Sehen Sie doch nur, gnädiges Fräulein, wie der junge Regierungsrat dasteht! Vollkommen wie bedammelt. Ueberlegt gerade seine Red'. Wird sich schon was Rechtes zusammenstottern ... Und Ihr Papachen? — Ganz wie 'n Prälat ... Und Ihr verehrtes Mamachen, so beweglich und freundlich nach allen Seiten! ... Aber nu gar erst die Schwester Gräfin! Ach Gott, ach Gott ... wie sie mir vorhin die Hand gab — anderthalb Finger waren's ungefähr — da wurd' mir mit einem Male so ganz merkwürdig im Kopf. Als wenn der Papst den Gläubigen seine Babuschen zum Kusse hinreckt: so war mir ungefähr ... Ich will nicht schänden — aber sagen Sie selbst, gnädiges Fräulein: Ist's nicht 'ne Dammligkeit, wegen so 'nem lumpigen ‚von' so ein Aufhebens zu machen? ... Als wenn Sie Lindts vorher unehrliche Leut' gewesen wären und mit dem Adel überhaupt erst anständige Menschen geworden ... Das ist ja geradezu beleidigend!" Er warf sich mit komischem Ernst in die Brust: „Wenn der König mich alten Pisang adeln möcht', ich schlackerte man so mit der Hand und sagte: ‚Adlig bin ich schon längst — wenigstens in meinen Augen!' Und wer das noch nicht gemerkt hat, der kann mir eben leid tun."

Modeste, die auf dem Adelsohr durchaus nicht taub war, drohte ihm lachend: „Neid, Ellerchen, Neid! Im Grunde gönnen Sie uns das ‚von' auch nicht."

Er schüttelte darauf bedächtig den grauen Kopf: „Nicht gönnen? — Der Spaß ist gut! ... Ich gönn' Ihnen 'ne Fürstenkron', so daß Sie zeitlebens keinen Menschen als Gottes Geschöpf ansehen außer sich ... Aber," fuhr er, Modestes Hand fassend, vertraulich fort, „aber eben, weil ich Sie gern habe, Modestchen, und weil ich ganz genau weiß, daß in Ihnen mehr steckt als 'ne Modepupp' und 'ne Weltdam', möcht' ich Sie auch bewahrt haben vor all dem leeren Schein, der der ganzen Sippschaft hier doch allein den Kopf verdreht ... Sie sind nicht wie die andre Schwefelbande hier — und Sie sollen's auch nicht werden!" ... Dann kicherte er wieder schelmisch in sich hinein. „Und nun nehmen Sie mich gefälligst beim Ohr, mein gnädiges Fräulein Lindt von Barginnen, und sagen Sie: ‚Eller, jetzt hast mal wieder so kreuzdammlig geschabbert, wie 'n halbes Hundert Apen zusammen!' ... Da kommt übrigens der Herr Leutnant, den sie von der Garde weggejagt haben! ... Darf man gratulieren?"

Modeste zuckte die Achseln: „Es ist ein sehr netter Mensch! ... Aber muß man sich denn gleich immer verloben?"

„Man muß nicht, gnädiges Fräulein — aber man tut's."

*

Der Stern von Barginnen hatte sich sofort verwandelt, als Herr von Mieritz in seiner Galauniform auftauchte.

„So spät?"

„Allerdings, gnädiges Fräulein. Ich hätte eigentlich gar nicht kommen dürfen. — Mein Onkel ist gestorben."

„Der Erbonkel?" meinte Modeste unbefangen. „Da müßten Sie doch eigentlich erst recht froh sein!"

Herr von Mieritz lächelte etwas gezwungen: „Er hat mir zwar meine Versetzung nach hier indirekt besorgt — und eine Träne weine ich ihm auch nicht nach — aber er war doch schließlich mein Onkel. Ein vornehmer alter Herr, der mich auf seine Weise bekehren wollte ... Vielleicht hab' ich mich auch bekehrt — freilich auf meine Weise ..."

Die beiden jungen, hübschen, eleganten Menschen sahen sich dabei ins Gesicht. Es war in der großen Halle des Schlosses, die etwas Vornehm-Ritterliches aushauchte, namentlich heut. Die Sonne brach gerade mit gedämpftem Schimmer in den immer gruftkühlen Raum. Sie beide standen allein im Licht. Unwillkürlich hatte sich ein neugieriger Kreis gebildet; die Unterhaltung verstummte. Man erwartete täglich die Verlobung ... Das Geldmajorat bei ihm, der Adel bei ihr: wenn je ein Lebensweg klar lag, so war das hier. — Aber man hält gern noch einmal Umschau, ehe man zu dem sicheren Gipfel emporsteigt ... Es blieb ja auch nur noch ein Frage- und Antwortspiel übrig, dessen Ausgang nicht zweifelhaft. Das wußten die beiden sehr gut.

*

Das Tamtam ertönte. Das Dejeuner begann. Es war in dem festlich geschmückten Speisesaal, der einst der Kapitelsaal der Deutschherren gewesen war. Die angenehme Woge frohen Feierns umfing Modeste so weich, daß sie gern darin versank. Aber ein intimes Wort war nicht zu sprechen. Rechts lauschte freundschaftlich interessiert die kleine Meyners, die immerfort ihren Bräutigam anstieß; links horchten die Elefantenkeuchel, bereit, jede verdächtige Bewegung Frau Murrmann mit den Augen hinüberzutelegraphieren. Es bleibt tatsächlich nur der

Pferdestall,' dachte Modeste mit ihrem sicheren Blick für unfreiwillige Komik. Auf einmal kam ihr die ganze Geschichte: das Verloben, wie das Heiraten überhaupt, so komisch vor! Sie wollte einen vornehmen Mann, er eine reiche Frau — sie hätten so genügend Gelegenheit gehabt, das erlösende Wort zu sprechen, und hatten sich immer feige daran vorbeigedrückt, als mißtrauten sie dem Glück. War's Instinkt, richtiger Instinkt — die innerliche Kluft, die die beiden Menschen trennte und die der beste Wille nicht überbrückt? — Und gerade jetzt, wo er ihrer nicht mehr bedurfte, weil er auch reich geworden war — und sie seiner nicht mehr bedurfte, weil sie auch vornehm geworden war: schien beiden dieses Gefühl stärker geworden, dieses innerliche Bangen, ihr Leben mit einem einzigen Wort in alle Ewigkeit zu ketten.

Als der Champagner in die Kelche perlte — diesmal ein schwerer, vornehmer Grand Impérial, wie es der Feier ziemte, gedachte Herr von Mieritz endlich den komischen Bann zu brechen. Aber da entstand auch schon eine feierliche Totenstille. Der alte Lindt hatte sich steifbeinig erhoben.

„Meine verehrten Gäste!

Es ist heute mein fünfundsechzigster Geburtstag. Ich sehe auf ein Leben zurück voll Arbeit, aber auch voll Segen. Und wenn des Königs Majestät in Gnaden geruht hat, meinen Lebensabend durch die Verleihung des erblichen Adels zu verschönen, so war das ein Akt wahrhaft königlicher Dankbarkeit für das bescheidene Scherflein von echter Untertanentreue und unerschütterlichem Gottvertrauen, das am Altar des Vaterlandes niederzulegen ich zeitlebens bemüht gewesen bin.

Und, meine Herrschaften, daß ich Sie alle an meinem Ehrentage so vollzählig hier versammelt sehe, gibt mir die frohe Gewißheit, daß meine Familie auch fest gewurzelt ist in diesem Lande Litauen, als ein junges Reis, gepfropft auf einen alten Stamm. — Barginnen ist ein Adelsschloß, und die alten Weißmäntel haben es ritterlich gehalten gegen manchen Polensturm — und ich gedenke es ebenso ritterlich zu halten gegen die vergifteten Pfeile einer neuen Zeit. — Ein Sohn ist mir versagt. Damit aber das Geschlecht der Lindts nicht binnen weniger Jahre fortgeweht werde von diesem Grund wie die Spreu von dem Wind, so beabsichtige ich ein Fideikommiß zu gründen, wonach dieses Gut nie geteilt werden darf, sondern immer der jüngsten Tochter der Familie zufällt mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihr Gatte von adliger Herkunft sein soll und den Namen Lindt von Barginnen neben seinem eignen zu führen hat. Wie das juristisch gehen wird, weiß ich noch nicht ...

Und, meine Herrschaften, daß Sie mir bei dieser neuen Grundsteinlegung des alten Schlosses gewissermaßen als Eideshelfer beigestanden haben — dafür meinen tiefgefühlten Dank. Die Gäste von Barginnen, sie leben hoch!"

Der alte Knochenmehlhändler hatte sich mit Fleiß so tief in die Rührung hineingeredet, daß ihm die Stimme beim „Hoch" überschnappte, und Modeste, die ihn vor allen umarmte, gar nicht begriff, daß sie ihren herzensguten Vater je mißkannt. — Niemand war auf diese Wendung vorbereitet gewesen, die beiden älteren Schwestern zuletzt. Aber die tiefe Enttäuschung ihrer Herzen wurde sänftiglich hinweggespült durch die Begeisterungswoge, die jedem guten Toast nun einmal folgt.

Als sie verrauscht, sprach der junge Regierungsrat — stockend, langweilig, wie es der alte Eller vorhergesagt. Dann erhob sich der krumme Riese, der auf die litauischen Damen toasten wollte, dabei aber Modestes blaue Augen besonders aufs Korn nahm und schließlich auf die Bläue überhaupt zu reden kam, bis er über blaue Meerbusen und blaue Schweinestallfenster humorvoll hinwegirrend das blaue Tuch der Insterkosaken statt der Damen leben ließ, worauf der alte Eller ihn mit einem hörbaren Ruck an den Frackschößen auf den Stuhl zurückzwang.

Zuletzt sprach der alte Eller selbst, wie immer ein Gemisch von Bosheit und Güte.

„Meine Herren und Damen!

Wenn ein alter Bauer, wie ich, in einer so ausgewählten Gesellschaft überhaupt den Mund aufzumachen wagt, so tut er es aus dem einfachen Grunde, weil er ihn vor Erstaunen überhaupt noch nicht zubekommen hat. — Es freut mich zwar sehr, daß mein alter Gönner Lindt auf einmal ‚von Lindt' geworden ist — denn so eine fünfzinkige Krone, gut auf dem Kopfe arrangiert, sieht natürlich reputierlicher aus als meine alte Pelzmütz' aus Marderfell, die neuerdings noch die Mäuse angenagt haben. Aber so recht klar bin ich mir doch noch nicht geworden, ob mit so 'ner Adelei eigentlich auch der ganze Mensch anders geworden ist. — Ich hoff': Nei'! ... Denn wenn unser alter, guter Freund Lindt, der, weiß Gott, ein neunmal gesiebter Schlauberger ist, damit ein richtiger Majoratstrottel geworden wäre, — und wenn unser Fräulein Modeste, die immer die hübscheste und frischeste Marjell in ganz Litauen gewesen ist, sich jetzt nachträglich zu einer dummen und hochmütigen Pute auswüchse: so hebe ich meine Hände auf und sage: Gott bewahre uns in Gnaden vor der fünfzinkigen Krone!

Und da bin ich denn glücklich bei dem eigentlichen Thema angelangt — nämlich unsrer Modeste.

Früher hatte ich immer so gedacht: Das arme Mädel, die das Land so lieb hat und so gut aufs Land paßt, wird als Jüngste sicher einmal dazu verdammt sein, in irgendeiner Stadt-

wohnung zu verkümmern. — Und da war ich schon immer drauf und dran, zum Rechtsanwalt zu gehen und ihr mein Gütchen zu vermachen, damit sie wenigstens einen Unterschlupf hat, wenn die großmäuligen Berliner sie halbtot geschwatzt haben ... Weil aber der Herr Lindt von Barginnen und eine weise Vorsehung anders beschlossen haben, so erhebe ich das Glas und rufe: ‚Unsre Modeste von Lindt soll unsre Modeste Lindt bleiben, — und als echtes Edelfräulein nie vergessen, daß unser Herrgott durch all den bunten Flitter hindurch ins Herz sieht. Und dieses Herz eben soll leben!"

Es war der gelungenste Toast des Tages. Die Sektkelche klangen hell, während der alte Vokativus lachend die Tafel entlang ging.

„Können ihr das Gut trotzdem vermachen!" rief der neugebackene Edelmann in angenehmer Weinlaune dem Vorübergehenden nach.

„Sie sind und bleiben doch ein Filou, Ellerchen!" drohte Modeste übermütig. „Jetzt, wo ich ein Schloß bekomme und ich Sie gar nicht beim Wort nehmen kann ..."

Er tätschelte ihr darauf freundschaftlich die weiße Hand: „Gnädiges Fräulein, die Hauptsach' ist, daß Sie glücklich werden! In meiner Strohkabach' froh, ist besser als in dem feudalen Kasten hier traurig."

Der Stern von Barginnen, der jetzt wirklich im Zenit strahlte, lächelte liebenswürdig nach allen Seiten, hörte aber kaum hin. Modeste hatte vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben die angenehme Empfindung eines leichten Schwebens. Sie fühlte sich wie getragen von der trügerischen Glückswelle, auf der nur der Kork zeitlebens schwimmt.

Die Diener präsentierten Liköre und Zigarren. Die erste Riesenimporte glühte auf. — Eine satte Dinerstimmung begann den Raum zu füllen.

Herr von Mieritz stand auf, lautlos, gewandt: „Verzeihen Sie! Ich muß meinen Onkel nach Hause geleiten. Die Gicht zwickt ihn furchtbar. Er schneidet mir bereits seit einer halben Stunde die fürchterlichsten Grimassen ... Und wenn ich vielleicht morgen früh noch einmal zu Pferde vorsprechen darf ... Sie wissen, Fräulein Modeste, wie sehr ich mich nach einem ungestörten Augenblick mit Ihnen sehne ..." Er küßte Modeste darauf wie verstohlen die Hand, worüber Frau Murmann sofort mit einem Aufleuchten ihrer klätschigen braunen Augen quittierte.

Modeste aber lehnte sich im Stuhl zurück wie im Traum. „Das ist also das Glück — das! ..." murmelte sie immer wieder.

In den Halbtraum klang plötzlich Friedas Stimme: „Hier ist ein Expreßbrief für dich! ... Die Hand kommt mir bekannt vor ... Außerdem gratuliere ich herzlich. — Uebrigens dein Hund ist auch zurück vom Förster — er soll nicht viel taugen. Jedenfalls jault er wie verrückt im Stall."

Modeste sah gleichgültig auf die Adresse, zuckte aber innerlich zusammen.

Es war ein Brief von Herrn Romeit.

„Bin um vier Uhr nachmittags an den ‚Bäumen' und werde dort eine Stunde warten. Otto."

Modeste las die wenigen Zeilen mit geteilten Gefühlen: halb gêne, halb Bedauern. Die Zeit der Gefühlsduseleien war vorüber. Sie zerriß den Brief langsam in kleine Stücke und reichte sie dem Diener zum Verbrennen. Die Freundinnen schauten ihr verwundert zu. Dann horchte sie auf das dumpfe Rollen des Wagens, der gerade die beiden Herren aus Bussardshof entführte. „Armer Kerl!" Sie zuckte die Achseln.

„Armer Kerl ... Wen meinst du?" fragte die kleine Meyners.

Modeste lächelte kühl: „Ich habe offenbar laut gedacht. — Ich meinte den Jagdhund. Er wird wohl recht mager geworden sein, der arme Kerl." Und sie begann lustig von ihren Wintertouren mit dem Hunde zu erzählen, — so lustig, daß die kluge Frau Murmann stutzig wurde und der schnurrbärtigen Mutter der Elefantenkeuchel flüsternd ganz ungeheuerliche Dinge berichtete, von der Oberflächlichkeit und Herzlosigkeit der Lindtschen Töchter überhaupt und Modestes insbesondere.

„Meine liebe Frau von Gadebusch, trotz allen Geldes — es ist eine merkwürdige Gesellschaft, und den, der das Lindt von Barginnen hinter seinen anständigen Namen bekommt, beneide ich keineswegs ... Wenn ich dagegen Ihre Fräulein Töchter ansehe — so etwas innerlich Gefestigtes, Reifes trotz ihrer Jugend. Oder die liebliche Judith, die lebendig aus Honnef nicht zurückkommen wird ... Und wenn die Leute wahr sprechen — zwanzigtausend Mark soll er für den Kirchenbaufonds gezeichnet haben, und dafür haben sie ihn geadelt — warum auch nicht! — aber daß das Geld höchstwahrscheinlich armen Leuten abgenommen ist, darüber wird mit wahrhaft christlicher Nächstenliebe hinweggegangen."

Der alten Gadebusch sträubte sich ob solcher Schändlichkeiten der Schnurrbart. „Ein Gadebusch war mal Schloßkomtur von Barginnen — und jetzt diese Leute! ... Ueberhaupt wenn man so bedenkt. — Verlassen Sie sich drauf, in zwanzig Jahren gilt so was als Uradel, der Sohn wird Kürassier und so weiter ... Die Kürassiere sind ja jetzt schon verseucht — Lehmann und Schulz, die sich haben umtaufen lassen ..."

Frau Murrmann lächelte etwas überlegen. „Gnädige Frau, vorläufig ist die Verlobung ja noch gar nicht proklamiert, und wir sind bereits bei den erwachsenen Söhnen unsrer lieben Modeste."

„Na, Sie werden ja das alles noch erleben

— ich, Gott sei Dank, nicht, meine liebe Frau Murrmann!"

Die Wagen fuhren langsam vor. Gadebuschs, die zuletzt gekommen waren, verabschiedeten sich zuerst. Nur einige Skattische blieben zurück, in dicken Tabaksqualm gehüllt. Der krumme Riese erzählte, an seiner Zigarre kauend, gerade furchtbare Geschichten, und der Gatte von Frau Murrmann wieherte dazu.

*

Die Lindtschen Damen hatten sich in dem Salon niedergelassen, abgespannt von der Feier. Modeste ging sinnend den Teppich auf und ab. Plötzlich klinkte sie die Flügeltür auf.

„Wohin des Wegs?" fragte die Mutter freundlich.

„Aufs Feld. Ich möchte dem Hund doch ein Vergnügen machen."

Wenige Minuten später schlenderte sie langsam, unschlüssig dem Eichenwald zu, während der Hund wohlerzogen hinterher trottete. Zuweilen warf der Stern von Barginnen einen vorsichtigen Blick zurück. Es ging zwar zu einem Abschied auf Nimmerwiedersehen — aber zuweilen spielt das Schicksal gerade in der zwölften Stunde seltsam. — Doch ringsumher nichts als gelbe Stoppeln, dürstendes Grün und der starre Umriß des alten Schlosses, unter einem rotglühenden, lastenden Horizont. Der Sommer war im Scheiden.

Am Eichenwald trat ihr Herr Romeit entgegen, in demselben grauen Reitanzug, den er bei jenem ersten Spaziergang damals getragen.

„Gnädiges Fräulein haben gewünscht . . ."

„Ja, Herr Romeit," antwortete sie zögernd — hielt inne — fuhr dann aber rasch fort: „Nein, das ‚Sie' ist Unsinn! . . . Nenne mich meinetwegen morgen so, wenn ‚jemand' bei meinem Vater gewesen ist. Aber heute — nein! . . . Warum hast du mir erst so spät geantwortet? Ich wäre beinahe nicht gekommen."

„Dann hätte ich eben die Stunde auf Sie gewartet und wäre wieder fortgeritten . . ."

„Ich will das ‚Sie' nicht!" sagte sie herrisch.

„Und was hätte das ‚Du' für einen Sinn noch? — Ich weiß ganz genau, daß Sie mit dem Ulanenoffizier aus Insterburg so gut wie verlobt sind. Ich hätte mich keinen Augenblick gewundert, wenn Sie nicht gekommen wären — im Gegenteil . . ."

Sie zuckte die Achsel. „Ich bin nicht verlobt."

„Aber so gut wie verlobt . . ."

Einen Augenblick stand Modeste finster sinnend.

„Laß den Unsinn zwischen uns, Otto! Ich will's! . . . Ich bin hierher gekommen, um dir ein letztes Adieu zu sagen — aus gutem Herzen, wie du mir schon glauben kannst . . . Im übrigen hast du recht: Ich bin so gut wie verlobt. Aber daß ich gerade überglücklich wäre in dem Bewußtsein, das wäre infam gelogen! . . . Wär' ich's, dann wär' ich sicher nicht gekommen — Mit ihm spiele ich — es ist nun einmal meine Natur so; mit dir habe ich nie gespielt — nie."

Darauf sprach er leise, verbissen: „Du spielst mit jedem Mann. Du kannst gar nicht anders . . ."

„Aus dir kommt diese Weisheit nicht!" gab sie fast verächtlich zurück. „Das hat dir der Schurke, der Falkner, eingeblasen."

„Den ich für den Tod nicht ausstehen kann, obgleich er's gewiß gut mit mir meint. — Ich hätte beinahe meine neue Stelle wieder gekündigt, weil ich hörte, daß er mich empfohlen hat . . . Er hat mir auch weiter nichts gesagt, als: ‚Hüten Sie sich!' Und das lange vor Weihnachten, ehe du an mich überhaupt dachtest . . . Aber ich selbst habe mir später klargemacht, daß das alles ein Ende haben müsse, und je eher, je besser. Ich bin nicht immer blind! — Du kannst Männer wie mich leicht verrückt machen vor Liebe — aber hast du sie glücklich so weit, dann ist's dir genug. Du stießest sie am liebsten mit den Füßen weg. Ja, so bist du! — Und dem Baron da drüben bist du nur gram, weil er es zu machen wagte wie du . . . Wenn ich gemein empfände, würde mich das nachträglich freuen. Aber ich bin nicht gemein! Mir ist er heut noch verhaßt, weil er dir einmal wehe getan hat . . . Darf ich jetzt gehen?"

Sie ging langsam auf und ab, den Kopf zur Erde.

„Ja, geh! . . . Nein, bleib! . . . Glaubst du mir, daß ich dich geliebt habe?"

„Auf deine Art vielleicht . . ."

„Nein, nicht auf meine Art! Das wäre so unwahr wie etwas . . . Ich mag alle Welt belogen haben — dich habe ich nie belogen. Ich mag mit aller Welt gespielt haben — mit dir hab' ich nie gespielt. Das ist ja eben das Unbegreifliche, daß ich dir gegenüber ehrlich sein muß, selbst wenn ich's nicht will . . . Ich habe nicht an dich schreiben wollen — aber ich mußte einfach an dich schreiben; ich habe heute nicht kommen wollen — aber ich mußte einfach kommen . . . Ich rede mir künstlich ein: Du tätest mir leid, du wärst nur eine unbedeutende Episode in meinem Leben, eine unbegreifliche Verirrung meinetwegen auch. Alles, was oberflächlich und egoistisch in mir, eilt mir zu Hilfe, steht mir bei. Trotzdem kann ich von dir nicht los! Ich kann es so wenig, daß mir jetzt wieder der Gedanke an den Mieritz unerträglich ist . . . Und glaube dabei nicht etwa, das wäre eine ‚gemachte' Sache! Er mag mich, ich mag ihn auch. Ich weiß genau, daß ich das Glück, was ich eigentlich wünsche, an seiner Seite sicher finden werde. Dennoch bin ich stets froher gewesen, wenn er ging, als wenn er kam . . . Und daran bist du schuld — du ganz allein! . . . Ich weiß nicht, welche Macht du über mich hast — aber du hast sie tatsächlich!"

Er tastete darauf beinahe schüchtern nach ihrer Hand. „Ich glaub's dir ja auch, Modeste ... ich bin dir so dankbar dafür ... Aber einmal muß doch geschieden sein ..."

Jedoch sie warf sich an seinen Hals und schluchzte. „Nein, du darfst nicht so gehen — du darfst nicht! ... Im Grunde liebe ich dich ja viel mehr, als du ahnst, als ich ahne ... Es schwebt ein Verhängnis über uns ..."

„Modeste, liebe Modeste ..." Er streichelte ihr das Haar, die Wangen.

Sie aber schluchzte nur noch leidenschaftlicher. „Nein, sprich nicht in dem Ton zu mir! Als wenn schon alles vorbei wäre, als wenn du mir nur den Abschied leicht machen wolltest ... Ich liebe diesen Mieritz nicht, ich kann ihn nicht lieben! ... Warum bist du nun nicht Offizier und heißt von Romeit? Es gibt von Romeits — ich hab's in der Rangliste gelesen ... Wir könnten heiraten, später in Barginnen wohnen ..." Sie unterbrach sich jäh: „Nein, in Barginnen nicht! Barginnen bedeutet nichts Gutes... Und warum muß denn alles so ganz anders sein, als man's möchte?!"

„Ja, warum?!" wiederholte er bitter.

Und Modeste hing an seinem Halse und küßte ihn und weinte dazu — und er küßte sie wieder.

„Wisch mir die Tränen ab!" sagte sie mit wehem Spott. „Morgen tut's vielleicht ein andrer ..." Sie reichte ihm lächelnd das kleine Batisttaschentuch.

Der braune Unhold, der sehr gesittet der Szene zugeschaut hatte, hob die Nase und knurrte leise. Auch Herrn Romeits Pferd wandte die Nüstern. Der Mann horchte: „Es ist jemand in der Nähe," — wollte sich losmachen.

Aber Modeste ließ ihn nicht. „Und wenn's jemand wäre — was tut's!? ... Ich habe keine Spur von Angst. Ich will keine haben! ... Siehst du, wenn ich dich immer so lieb hätte wie in diesem Augenblick — ich fragte niemand — niemand ..."

Der Hund beruhigte sich. Das Pferd zupfte weiter an den Eichenzweigen.

„Es war wohl auch nichts," sagte er. „Aber ich denke an damals. Du ändertest im Handumdrehen deine Stimmung ... Ich kam auf Gedanken ..."

„Aber heute ändere ich sie nicht, Otto!" schwor sie. „Die eine kümmerliche Stunde, die wir vielleicht noch haben im ganzen Leben, die wollen wir doch nutzen! ... Die Stunde ist so kurz — das Leben hinterher wahrscheinlich so schrecklich lang ... Und nun erzähl mir von deinem Unfall neulich! Warst du von Sinnen oder das Pferd?"

„Ich, Modeste, ich ganz allein!" beichtete er. „Wie ich dich so an dem Wartesaalfenster sah, lächelnd, lachend — ja, du hast gelacht! — Und der Baron neben mir — dieser Kerl! ... Und das Getrampel von den Fohlen und das Bremsengeschmeiß über den kitzligen Hengst her ... Ich war schließlich meiner Nerven nicht mehr Herr und verwünschte euch alle miteinander — dich zuerst, Modeste! ... Du weißt ja nicht, was ich für Zeiten durchgemacht habe ..."

„Aber nachher, als du meinen Brief bekamst? Hast du dich denn da nicht gefreut? — Ein bißchen? — Sag!"

„Ich habe ihn zerrissen, Modeste. Und dann habe ich ihn mir wieder zusammengesetzt, kümmerlich, und schließlich die Fetzen doch weggeworfen und geschworen, daß ich nie kommen würde ... Sei mir nicht böse! Aber ich kenne dich doch nicht ... Du versprichst wohl — aber ob du auch hältst?"

Modeste sah ihm gerade ins Gesicht. „Ich habe dich lieb! ... Und wenn ich anders wäre, als ich bin — wäre ich keine Lindt! Ich wüßte genau ..."

„Aber du bist und bleibst eine Lindt," sagte er ernst. „Leider ..."

„Nein, ich bin keine Lindt — ich bin keine!" Und wieder umschlang sie ihn und drückte ihn an ihr heißpochendes Herz. „Otto, Otto — ich habe dich ja so lieb!"

In dem Augenblicke fuhr der braune Unhold wahnsinnig bellend aus dem Gebüsch. Keine drei Schritt von dem Paare ging eine Gestalt vorüber, langsam und mit abgewandtem Gesicht.

Es war Frieda Lindt.

Da stieß Modeste den Geliebten von sich und schaute mit verglasten Augen der Schwester nach. „Sie hat alles gesehen ... Reit sofort weg! ... Ich schreibe dir ... Ich will allein sein."

XXII

Modeste mußte in der Tat allein sein!

Sie schaute auch nicht nach rechts und nicht nach links, als sie den nächsten Feldweg aufs Geratewohl dahinschritt. Wer am Wendepunkt seines Lebens steht — am unbedingten Wendepunkt — der hat die Augen nach innen.

Lange hatten sie miteinander gespielt: das schöne Mädchen und das Schicksal. Jetzt waren sie beide im Grunde des Spieles satt, wollten die Tat sehen, ihr eignes Gesicht. — Der blonden Sünderin wurde es erschrecklich klar, daß nur zwischen zwei Entscheidungen die Wahl: der feige, kleine Rückzug, den sich kein ganzer Mensch jemals vergibt — oder das hart entschlossene: „Ich gehe meinen eignen Weg!" — wovor wieder jeder Halbe zittert ... Und während sie mit einem Entschluß rang, verwirrten sich ihre Gedanken. Wer nie bis zum Kern seines innersten Wesens vorgedrungen ist, der sucht im Dunkel vergebens sich selbst.

Und doch sehnte das innerlich unklare Geschöpf sich gerade in dieser Stunde leidenschaftlich nach sich selbst. Sie ahnte das Bessere in sich, das Beste vielleicht ... Doch bei dem Ahnen blieb es. Es war einer jener Momente im Leben,

wo man draußen suchen muß, was man drinnen noch nicht finden kann.

Ein Berater, ein Freund! — Modeste ging die Liste ihrer Bekannten vergebens durch. Niemandem hatte sie gegeben, niemand hatte ihr gegeben. Die tiefe Lebensweisheit in wunderlichem Kern, die ihr der alte Eller sonst wohl geboten, genügte hier nicht. Keine Winkelzüge des Alters, keine Seitensprünge des Humors, sondern eine harte Hand, die sie auf den Weg stieß, der ihr Weg war! Das brauchte sie ... Dabei dachte sie an ihre Freundinnen, an die Gadebusch, Murrmann, Meyners. Sie mußte selber lächeln. Zur Not vielleicht Judith von Bussard, die nie zur Seite schielte, weil sie instinktiv tat, was rein und gut. Aber sie war ja so weit — und von ihr wollte sie auch keine Hilfe, von ihr zuletzt!

Modeste war bis zur Chaussee gekommen. Ein Klapperwagen fuhr vorüber. Sie las mechanisch auf dem weißen Holzschild:

„Falkner von Oed zu Eyselin."

Ein Gedanke zuckte blitzschnell ihr durch den Kopf. Ehe sie ihn noch zu Ende gedacht, rief sie schon dem Knecht zu: „Fahren Sie nach Eyselin?"

„Jo."

„Wollen Sie mich mitnehmen?"

„Mientweje."

Der junge blöde Mensch, der sie offenbar nicht kannte, schob den Häckselsack, auf dem er saß, etwas beiseite: „Hucke Se dal!"

Modeste stieg auf. Bis zu dem Eyselinschen Gutsweg fuhren sie stumm. Da spuckte der Knecht in die Hände. „Fahrn Se zur Mamsell?"

„Nein, zum Baron."

Er sah das hübsche Mädchen breitschmunzelnd von der Seite an. „Zum Baron? — Se sind wohl aus Königsberg? Wie der gnädige Herr neulich die Offizier' zum Besuch hatte, da waren auch so zwei mit — die waren aber aus Berlin."

Modeste erriet dunkel. Es war doch bei Herr wie bei Knecht ... Schon wollte sie aussteigen, da dachte sie wieder an den Ball: „Wenn Sie einen Freund brauchen, einen wirklichen Freund, dann kommen Sie zu mir! Ich will es gut zu machen versuchen ..."

Und wenn einer der Mann war, ihr zu helfen, so war er es. Denn nur wer das Leben bis in seine tiefsten Tiefen kennt, kann raten: das fühlte sie instinktiv. Es war wieder ein Augenblicksentschluß gewesen. Jedoch wo sie lange grübelte, entglitt ihr immer die goldene Frucht — und erst im raschen Impulse fand sie dann wieder sich selbst, blieb Siegerin über sich selbst.

Dennoch wurde es Modeste bange und unheimlich, als die weiten Wirtschaftsgebäude von Eyselin aufstiegen; dahinter das weiße, vornehme Herrenhaus im tiefen, schattigen Baumgrün, stumm und geheimnisvoll. Schon zu Lebzeiten des alten Herrn von Falkner hatten die stets geschlossenen grünen Jalousien im Sommer dem Kinde etwas Verhextes gehabt.

Modeste stieg im Hofe ab. Der Knecht nickte vertraulich. Als sie an die Auffahrt kamen, sah sie den einarmigen Burschen von damals, wie er in einer Art Gärtnerlivree Pflanzen begoß. Er starrte ihr nach mit dem eigentümlich stechenden trotzigen Blick. — Auch als sie in das Vestibül des Herrenhauses trat, empfing sie eine tote Schwüle. Auf dem Tisch ein Stock und ein Jagdhut. Sonst kein Mensch, kein Laut. Sie empfand eine Art von Gespensterfurcht, wollte heimlich wieder fortschleichen.

Da kam endlich der Diener — ein alter Diener im Frack, der sich altmodisch verbeugte.

„Ist der Baron von Falkner zu sprechen?" Sie fühlte, wie ihr die Stimme versagen wollte.

„Der Herr Baron wird sehr bedauern."

„Ist er zu Haus?"

„Herr Baron empfängt heut niemand."

Modeste dachte an das breite Lächeln des Knechtes und ging.

Während ihr der alte Diener respektvoll die Glastür öffnete, sagte er entschuldigend: „Gnädiges Fräulein müssen schon verzeihen! Aber es ist der siebzehnte August heute, und den verbringen der Herr Baron stets allein in seinen Gemächern. Vor drei Jahren kam ein ganzer Wagen voll Offiziere aus Berlin und mußte auch wieder abfahren."

„Also, er ist bestimmt allein?"

„Aber gewiß, gnädiges Fräulein."

Da änderte sie den Entschluß. „So sagen Sie ihm, bitte, daß Modeste Lindt ihn sprechen müßte — hören Sie! — sprechen m ü ß t e."

Der alte Mann schüttelte den Kopf. „Ich will's versuchen, aber ich glaube nicht ..."

Es mochte eine Viertelstunde vergangen sein, als der Diener zurückkehrte. „Herr Baron lassen bitten ..." Er führte sie durch eine lange Reihe vornehmer, etwas altertümlicher Zimmer, die Luft abgestanden, wie in einem Mausoleum. In dem letzten der Flucht hielt er inne. „Wollen gnädiges Fräulein hier Platz nehmen?" Dann verschwand er und schloß lautlos die Tür.

Es war ein großer, düsterer Raum, eingerichtet wie ein englisches Klubzimmer mit schweren Saffianstühlen, einem riesigen Diplomatenschreibtisch; an den Wänden zwischen mächtigen Elchgeweihen alte Kupferstiche in Rosenholzrahmen. Darüber eine Atmosphäre von Zigarettenrauch und Kölnisch-Wasser. Auf einem Seitentisch eine große Photographie, die aber wohl für kein fremdes Auge bestimmt war, denn ein flüchtig darüber hingeworfenes Seidentuch bedeckte sie fast ganz. Modeste wollte aufstehen, das Bild ansehen — der Instinkt aller Frauen. Aber ein Gefühl der gêne hielt sie ab. Es war eine so ungewöhnliche Situation, ein so ungewöhnlicher Mensch — und sie wollte nicht kleiner scheinen, als sie war.



Die kleine Amazone

Nach dem Gemälde von Hermann Richir (Brüssel)

Sie hatte nur wenige Minuten stehend gewartet, als Herr von Falkner erschien. Er trug einen eleganten Jagdanzug, aber das Monokel fehlte. Das harte, graue Gesicht erschien ihr darum fremd.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie so lange warten ließ. Ich nehme sonst tatsächlich an diesem Tage niemand an, sei es, wer es sei. Es war mir auch heute geradezu ein Entschluß. Aber da Sie es sind — und da Sie sicher nicht wegen einer Lappalie kommen ... Also bitte!"

Modeste hatte sich in einen der weichen Lederfauteuils gleiten lassen; sie wollte sprechen, brachte aber kein Wort über die Lippen.

„Gnädiges Fräulein, ich warte sehr gern. Sammeln Sie sich — ich habe mich auch erst sammeln müssen vorhin." Er sprach gegen seine Gewohnheit warm und weich.

Sie schien nicht zu hören. Aber plötzlich sprang sie auf. „Ich kann nicht! ... Zu Ihnen nicht! ..."

„Und warum sind Sie dann zu mir gekommen, meine Gnädigste?" fragte er ruhig zurück.

„Ich weiß auch nicht ..." sagte sie, erregt auf und ab gehend. „Ich muß so was wie wahnsinnig gewesen sein ..."

Er schüttelte ungläubig den Kopf. „Kaum. Der Wahnsinn ist keine Lindtsche Krankheit. Sie wissen alle so genau, was sie wollen! Und wenn Sie zu mir gekommen sind ..."

Bei dieser kühlen Art fand Modeste sich wieder. „Sie bleiben, der Sie sind, Herr von Falkner. Lassen Sie mich auch die bleiben, die ich bin! Adieu."

Er vertrat ihr den Weg. „Fräulein Lindt, oder, wenn Sie es lieber hören, von Lindt, sagen Sie mir ruhig, was Sie hierhergeführt — und ich werde tun, was in meiner Kraft steht ... Ich möchte gern eine Schuld tilgen ... Vielleicht lohnt diese Aussprache auch für uns beide — und wir sehen verwundert, wie arm oder wie reich wir in Wirklichkeit sind."

Sie schlug mit der Hand in die Luft. „Es hat ja doch keinen Sinn ... Sie halten mich für eine Lindt — und die Lindt bin ich eben nicht, sonst wär' ich nicht zu Ihnen gekommen." Sie hielt die Hände vor die Augen. „Ich will keine Lindt sein!" sagte sie heftig.

„Um so besser! Denn dann werden wir uns ganz sicher verstehen. Ich mag alle Laster eines Edelmannes haben — aber ich habe auch das Herz eines Edelmannes."

Modeste sah ihn durchdringend an. Sie mochte ahnen, daß hier oder nirgends die Rettung aus dem Labyrinth. Sie ging wieder zu ihrem Fauteuil zurück. „Gut, ich will ... Aber sehen Sie mich nicht an dabei! ... Also, ich habe mit Herrn Romeit ein Liebesverhältnis gehabt — ich habe es noch. Ich sage mit Absicht das häßlichste Wort, weil ich mich gewissermaßen vor meiner eignen Feigheit fürchte ... Er hat diese Beziehungen einmal abgebrochen — und mir war's nur recht. Heute hab' ich sie wieder aufgenommen — und meine Schwester Frieda traf uns im Wald. Sie weiß alles. Ich komme direkt aus dem Wald."

Er sah das schöne Mädchen etwas verwundert an. „Da braucht man doch nicht zu raten. Die Verzeihung Ihrer Eltern wird sich gewiß erlangen lassen, und das Schweigen Ihrer Schwester vielleicht auch ... Ich wiederhole es noch einmal: Sie sind eine Lindt."

Modeste war aufgesprungen. „Eine Lindt! Allerdings eine Lindt ... Und das ist eben mein Fluch! Ueber diese Lindt kann ich nicht hinweg, weder im Guten noch im Bösen. Unter dieser Lindt stöhne ich, unter dieser Lindt verkomme ich!... Wozu kam ich eigentlich hierher? Wozu? — Um mir sagen zu lassen, was ich längst weiß?" Er wollte sie unterbrechen, sie aber wehrte ihm mit der Hand. „Ich weiß, was Sie mir sagen, womit Sie mich trösten wollen: Ich bin eine Lindt und doch keine Lindt — ein erbärmliches Zwittergeschöpf, das vergebens nach sich selber sucht! ... Daher der Kampf, der bei einer andern schon längst entschieden wäre; daher die Flucht zu Ihnen — zu Ihnen! ... Fühlen Sie nicht selbst diesen bitteren Hohn? Und doch hatte ich den Instinkt, daß Sie allein mir helfen könnten, helfen müßten ... Sie wollen mich jetzt fragen: ‚Lieben Sie denn den Mann — lieben Sie ihn auch wirklich?' — Und ich kann Ihnen nur antworten: ‚Ich weiß es nicht!' Es ist der einzige Mann, der je auf mich einen tieferen Eindruck gemacht hat und zu dem ich immer zurückgekehrt bin, wie zu meinem besseren Selbst ... Wenn er bei mir ist, weiß ich, daß ich ihn liebe ... Vor einer Stunde wußt' ich's noch so genau! — Aber jetzt? — Ich weiß es nicht mehr — ich weiß vor allem nicht, ob ich ihn lieben können würde durch ein ganzes Leben hindurch bis ins tiefste Elend hinein ... Bis ins tiefste Elend hinein!" Sie lächelte bitter. „Denn wie ich meine Eltern kenne, so reich sie sind — in dem Moment bin ich enterbt, ausgestoßen, wo ich Herrn Romeit zum Manne will ... Da hilft auch kein Flehen — dafür sind sie Lindts... Und ich flehe auch nicht — dafür bin ich eine Lindt." Sie hielt schweratmend inne.

Herr von Falkner ging derweil im Zimmer auf und ab, die Lippen zusammengebissen, den Kopf zur Erde. Als er ihn hob, rann ein Blutstropfen langsam über sein Kinn. Er war vor dem kleinen Tisch stehen geblieben, auf dem die Photographie lag, und hob mit leicht bebender Hand das Seidentuch auf, das sie bedeckte.

„Haben Sie je ein anmutigeres Geschöpf gesehen?"

Modeste war zu ihm getreten: Ein feines, süßes Gesicht mit Madonnencharme, der wallende Brautschleier leuchtend wie ein Heiligenschein. Ihr dämmerte ein flüchtiges Erkennen: „Ich habe sie schon einmal gesehen, Baron, in Gumbinnen oder Königsberg ... nein, in Gumbinnen. Es war eine sehr vornehme Dame."

Herr von Falkner zuckte die Achseln. „Allerdings ist sie das. Aber was tut das zum Menschen? — Nichts, als daß man eine Kette mehr mit sich herumschleppt ... Wäre diese Frau nichts gewesen als sie selbst — sie wäre glücklicher geworden und ein andrer auch!"

Er breitete wieder das Seidentuch über das Bild und nahm wieder seine Promenade auf, so daß ihm Modeste verwundert nachsah. Und im Gehen und ohne aufzusehen sagte er: „Setzen Sie sich, bitte, gnädiges Fräulein! Ich will Ihnen derweilen eine kurze Geschichte erzählen. Vielleicht kann sie Ihnen nützen. Außer mir und ihr kennt sie niemand ... Ich war einmal vor Jahren in Cannes oder irgendwo anders. Da habe ich diese Frau kennen gelernt, die alle Lebemänner aufs äußerste interessierte, weil von ihr die Sage ging, daß sie ihren Mann hasse und ihm doch unbedingt treu sei. In der großen Welt klingt das wie ein Märchen, dem jeder lauscht, an das niemand glaubt. Ich weiß nicht, warum gerade ich, der Verdorbensten einer, an dieses Märchen von Anfang an geglaubt habe ... Ich glaube vielleicht noch heute daran ... Kurz und gut, wir lernten uns im Laufe eines Rivierawinters nahe kennen — sehr nahe ... Ich bin auch niemals mehr innerlich von ihr losgekommen — niemals mehr ... Sie mögen nun denken: ‚Welch läppische Geschichte!' ... Aber diese Frau war mir ein kurzer Segen und ein langer Fluch. Und ob ich nun die Einsamkeit suche oder die Orgie — sie steht immer hinter mir. Sie hat auch damals hinter mir gestanden an jenem Balltage ... Sie wissen schon. Und auf die vage Möglichkeit hin, sie zu sehen, fuhr ich in derselben Nacht meine besten Pferde tot ... Heut ist ihr Namenstag, den ich immer einsam verbringe vor diesem Bilde wie ein Gläubiger vor der Madonna ... Dieser Tag ist mir immer eine namenlose Qual. Er reißt die eiternde Wunde wieder auf. Und dennoch freue ich mich des Blutes, der Schmerzen, weil ich fühle, wie in mir das Gute, das Beste immer wieder von neuem geboren wird ... Ich knie wieder in meinem Herzen vor der Frau, ich bete sie an wie einst. Und der Dolch bohrt sich wieder langsam und tödlich in meine Brust. Ich will's nun einmal so ... Und dann stehe ich langsam auf und frage mich, was ich mich täglich frage: ‚Hat dich die Frau je geliebt? Weiß solche Frau überhaupt, was Liebe ist? — Oder ist sie weiter nichts als ein schwächliches Produkt ängstlicher Konventionalität, dessen Reinheit nur Angst vor dem Skandal?' ... Ich grüble und grüble und kann mir nicht klar werden, ob ich eine Heilige inbrünstig weiter verehren darf oder einen elenden Schwächling endlich mit dem Fuße wegstoßen muß ... Ich werde auch wahrscheinlich niemals hinter die Wahrheit kommen, weil ich die Frau viel zu leidenschaftlich geliebt habe, immer lieben werde. Ich kann nicht über mich selbst... Diese Frau ist nach wie vor ihrem Manne treu — immer schön, immer lächelnd, immer rein. Ich stehe wie vor einem Wunder ... Und derweilen entflieht die Zeit. Ich werde alt, ich werde komisch; mein Leben ist verpfuscht wie eins ... Es ist alles so sinnlos! — Um mich die schönsten Blumen — ich könnte sie pflücken, ich möchte es — und lasse sie dennoch welken ... Ich muß immer wieder zu der Frau zurück — ich pilgere zu ihr wie der Sünder zum Gnadenbild ..."

Modeste war aufgestanden. „Es war sehr schön erzählt, Baron. Das sind Ihre Kreise, Ihre Moral. Was nützt sie mir? ... Ich würde diese Frau nicht mal verachten — Sie lieben sie erst recht ..."

Da wechselte er den Ton. „So habe ich Ihnen doch nicht umsonst erzählt! ... Sie sind noch jung, mein gnädiges Fräulein, Sie sind noch stark. Sie schauen vorwärts, anstatt zurück. Solange wir das noch können, ist uns der Weg zum Glücke nicht verbaut ... Jene Frau ist vielleicht eine Heilige, ich aber bin ganz sicher ein Narr. Und wir beide, die Frau wie ich, taugen für das Jenseits und für die Gruft, aber nicht für das blühende Leben. Wir sind Entartete vielleicht schon vor unsrer Geburt... Aber jetzt sage ich Ihnen: Wenn Sie das sind, was Sie sein möchten, dann gehen Sie getrost ins Elend, das heißt, heiraten Sie den Mann, den Sie lieben! Sie werden stärker werden, glücklicher. Sie werden begreifen, daß erst der Kampf Glück schafft und daß der erst ein Mensch ist, der der Menschheit ins Gesicht zu spucken wagt ... Mein Lebensweg war ein Zickzackweg, ist's wohl noch. Unsereiner stirbt rettungslos auf der öden Landstraße, ohne ein Ziel überhaupt je geschaut zu haben. Die Schwäche hat ja bekanntlich nie ein Ziel." Er nahm wieder das Bild und hielt es Modeste vor das Gesicht. „Ihnen soll dieses süße Geschöpf nur sagen, wie man's im Leben nicht machen soll! ... Wen hat diese Frau glücklich gemacht mit ihrer Reinheit, ihrem Reiz? — Ihren Mann vielleicht, den kurzsichtigen Trottel? — Oder vielleicht sich? — Oder vielleicht gar mich? — Oder irgendeinen andern Menschen? ... Nein, Fräulein Lindt," fuhr er leidenschaftlich erregt fort, „ahmen Sie der nicht nach! ... Sind Sie freilich Ihres Vaters echte Tochter, dann gehen Sie auf Umwegen zu ihm, sagen pater peccavi und heiraten diesen Mieritz und fühlen sich zeitlebens rein und sind doch nur

unsagbar schmutzig. — Oder Sie sind nicht Ihres Vaters Tochter, dann gehen Sie erst recht geraden Wegs nach Haus und sagen: ‚den Mann liebe ich und den Mann will ich — und wenn ihr ihn mir nicht gebt, so nehm' ich ihn mir; ich habe ihn mir schon genommen ...' Und wenn Sie dann mit allen Flüchen der Heuchlermoral beladen in die Verbannung wandern, dann erst werden Sie fühlen, wie mit jedem Schritte aus dem Gefängnis die Luft freier wird, der Blick klarer; Sie werden auf einmal begreifen, daß das Glück nur in uns selbst liegt und daß man nur durch den brennenden Wüstensand zu der Oase gelangt ... Aber es gehört Mut dazu, viel Mut — und Glauben, viel Glauben ... Denn wenn Sie einmal auf Ihrem Wege rückwärts schielen — dann adieu!"

Modeste hatte mit gefalteten Augenbrauen finster dagestanden. „Ich werd's mir überlegen," sagte sie nach einer langen Pause.

Seine Augen verschleierten sich wieder. „Auf deutsch — Sie werden sich von der Welle tragen lassen, wohin die Welle will. Schade. Einen Augenblick hatte ich das Gefühl, Sie wären mehr. — Aber das ist ja schließlich auch Ihre Sache ... Vergessen Sie, bitte, meine Worte — vergessen Sie vor allem die Frau!"

Der Stern von Barginnen zuckte die Achseln. „Sie war das Produkt ihrer Umgebung wie ich."

Herr von Falkner lächelte darauf hochmütig. „Ich kann keine Aehnlichkeit konstruieren zwischen Ihnen beiden, weder innerlich noch äußerlich. Vielleicht daß sie auch überlegte ..." Dann fuhr er gemessen fort: „Es gibt Dinge und Momente, wo die große Moral nie überlegt, sondern blindlings handelt. Sie standen vor diesem Moment ... Aber Sie haben sich ja bereits entschieden."

Modeste errötete. „Sie trauen mir also wenig zu?"

„Gar nichts in meinem Sinn. Sie sind feige wie alle Frauen."

„Das ist Ihr letztes Wort, Baron?"

„Mein letztes ... Ich habe die höfliche Komödie auch satt."

Es war so dämmerig geworden, daß die beiden Gestalten wie Schatten hin und her schwankten.

„Vielleicht haben Sie, Baron, mit Ihren letzten Worten den einzigen Punkt getroffen, den Sie treffen mußten. Feige bin ich trotz alledem nicht und will's Ihnen beweisen."

Er lächelte ungläubig. „Darf ich Ihnen nicht den Wagen anspannen lassen? Coupé oder Jagdwagen — was befehlen Sie?"

„Weder das eine noch das andre. Ich werde zu Fuß gehen. Ich komme schon zur Zeit."

XXIII

In Barginnen waren die letzten Skatspieler abgefahren. Der alte Lindt promenierte gutgelaunt vor der Schloßeinfahrt hin und her und sah mit dem Behagen eines braven Hausvaters, wie drüben die letzten Haferfuder in den Hof schwankten. Der Tag ging zur Rüste.

Im Salon oben tagte derweilen kleiner Familienrat. Die neugebackene Edelfrau mit ihren beiden älteren Töchtern; Graf Arsil auf einem Schaukelstuhle abseits. Seine Zigarre leuchtete wie ein Glühwurm durch die Dämmerung.

„Aber Frieda, es ist unmöglich!"

„Liebe Mama, ich habe keine drei Schritt davon gestanden. Ich könnte dir Wort für Wort erzählen."

„Sie hat immer gemeine Passionen gehabt," lispelte die Gräfin. „Mir wird ganz unwohl bei dem Gedanken. Ein Mensch, der wahrscheinlich riecht und sich die Hände nur Sonntags wäscht ... Und sich mit so etwas abzuküssen!"

Die alte Lindt rang nur immer die Hände. „Und das heute — heute! Den Papa rührt der Schlag."

Graf Arsil, den die halb geflüsterten Lamentationen nur mäßig interessierten, fragte bei dem letzten Ausruf der Gattin scherzend hinüber: „Ich höre immer: Modeste und Küssen. Ist das mit dem Mieritz denn schon so weit? ... Nun, dann seid doch froh! ... Für eine Verlobung ohne herzhafte Liebkosungen würde sich Modeste auch wohl schönstens bedanken."

Die Schwestern sahen sich als Antwort nur grünäugig an.

Endlich sagte die Mutter mit mühsamer Fassung: „Es ist etwas Schreckliches vorgegangen, — etwas Schreckliches! ... Du kannst ja gar nicht ahnen, Dagobert ... Papa muß erst kommen ... er weiß überall Rat, er wird auch hier den besten Ausweg wissen ... Aber ob er es freilich überlebt ..."

Graf Arsil, der viel zu aristokratisch gelassen war, um über irgend etwas zu erstaunen, erwiderte darauf gleichmütig: „Wenn es etwas so Ungeheuerliches ist, wäre es doch besser, Mama, wir verhandelten in dem kleinen roten Eckzimmer. Hier kann der Diener zuhören und jeder, der sonst noch Lust hat ... Und ich habe eine Ahnung, als ob es ein etwas heißes Gefecht werden dürfte."

*

Einige Zeit später erschien, von Fräulein Frieda geführt, der neue Edelmann. Er hatte am wenigsten solchen Ausgang erwartet, aber er hatte am ehesten begriffen. Und während Frieda zungenfertig mit allerlei Details erzählte, schien der Alte von einer steinernen Ruhe. Nur wenn die Frauenstimme etwas spitz klang, winkte er nervös. „Schmutzige Wäsche wäscht man nicht außer dem Hause, liebes Kind! ... Und wenn meine mißratene Tochter nachher kommt — bitte, kein Wort! ... Ihr könnt meinetwegen dabei sein — ihr sollt's sogar —, aber reden werde ich allein."

Darauf erhob er sich steifbeinig und gemessen wie immer, ging selbst der Familie voran nach dem roten Zimmer, steckte selbst die Lampe an, und seine Hand zitterte nicht, als er die Glocke behutsam wieder aufsetzte.

So saßen sie wohl eine Stunde in dumpfem, stumpfem Schweigen.

Als Modeste ins Zimmer trat, schaute niemand auf. Es war wie die heilige Vehme.

„Modeste ...“ sagte endlich die Mutter.

Der Alte räusperte sich. „Ich habe doch gebeten ...“ Darauf zur Tochter: „Habe die Güte, Platz zu nehmen!“

Modeste sah sich im Kreise um und blieb stehen, obgleich ihr der Schwager, verbindlich wie immer, einen Fauteuil hinschob. „Ich weiß, was kommt. Ich kann auch so hören.“

Der Alte runzelte leicht die Stirn. „Ganz wie du wünschst ...“ Darauf begann er fast geschäftsmäßig: „Also, du hast ein Liebesverhältnis mit dem Romeit ... Beschönigen wir nichts! Verhältnis — schlechtweg Verhältnis ... Du wirst, wie ich dich kenne, auch nicht den törichten Versuch machen, zu leugnen, da du von deiner eignen Schwester gesehen worden bist. Deine Mutter hatte längst den Verdacht, dein Vater aber war wie gewöhnlich der gutmütige Dumme ... Ich will darum auch nicht viel Worte verlieren. Skandal — cochonnerie: Schluß! ... Es war gerade nicht nötig, daß du das deinem alten Vater antun mußtest, der wahrhaftig weiße Westen ohne Flecken liebt! ... Ich will auch keine schmutzigen Details wissen. Nicht mal Vorwürfe werde ich dir machen, weil es sinnlos ist, über Dinge zu zetern, die nun einmal nicht mehr zu ändern sind.“ Er hielt scheinbar erschöpft inne. „Daß du den Schubbiack in deinem Leben nicht mehr sehen darfst, ist selbstverständlich ... Aber du wirst ihm schreiben, und zwar sofort und vor unsern Augen hier: nämlich, daß du das Geschehene aufs tiefste bedauertest und daß deine Familie — Inspektoren sind unter allen Umständen Schwefelbande — bereit wäre, sein Stillschweigen zu erkaufen.“

Bis zu dem Augenblicke hatte Modeste unbeweglich dagestanden, das Gesicht so kalt und verschlossen wie ihr Vater. Bei dem letzten Wort aber zuckte sie zusammen, wie von einem giftigen Insekt gestochen. „Das ist unmöglich,“ sagte sie leise. „Es wäre eine bodenlose Gemeinheit, wenn ich ihm das zumuten sollte.“

Der Alte machte eine verächtliche Bewegung mit der Hand. „Blödsinn! ... Geld hat mit Gemeinheit nicht das geringste zu tun. Geld ist einer von den wenigen wirklichen positiven Werten ... Wer mir eine Mark in die Hand drückt, der beleidigt mich allerdings; wer mir aber zehntausend Mark vermacht, den halte ich zeitlebens für meinen Wohltäter. Es kommt im Leben immer nur auf die Summe an. Wenn ich arm wie eine Kirchenmaus wäre, schmisse mir niemand den Adel nach trotz aller Tugend; bin ich aber reich, trägt man mir das Diplom auf einem silbernen Präsentierbrette entgegen — ich darf nur nicht gerade im Zuchthause gesessen haben ... Du schneidest zu meinen Worten allerlei Grimassen — habe aber lieber die Güte, vernünftig zuzuhören! ... Ich werde diesem sogenannten Herrn Romeit weder eine Mark noch zehntausend schenken. Ich werde ihm aber eine kleine Pachtung besorgen, im Westen vielleicht, die Kaution für ihn stellen, natürlich mit der Bedingung, daß er in dem Augenblick erledigt ist, wo er zugibt, meine Tochter Modeste überhaupt je gekannt zu haben. — Und das wirst du ihm schreiben, und er wird akzeptieren! ... Und dann werde ich dich in die Französische Schweiz schicken auf ein Jahr, und dann wirst du zurückkommen. Das übrige wird sich schon finden ... Ich glaube kaum, daß andre Väter so väterlich handeln würden in meinem Fall ...“

Modeste schwieg.

„Du hast mir nichts darauf zu erwidern?“

„Nichts, absolut nichts.“

Der Alte erhob sich halb im Sessel. „Das ist ein Ton und eine Art ... Mädchen, ich sage dir —!“

Da sprach sie trotzig: „Mit dem, was du da eben vorgeschlagen hast, entehrst du nicht etwa mich allein — du entehrst **dich**, **euch** alle ... Was ich auch getan haben mag, ich bin kein Mädchen von der Straße. Ihr aber macht mich dazu! ... Und wenn ihr euch vielleicht einbildet, daß er so etwas annimmt, daß für ihn auch nur die Möglichkeit existiert ...“

„Das überlasse mir!“ unterbrach der Alte kurz. „Ich habe schon ganz andre Vögel gezähmt als dich und den Menschen, der ein gewöhnlicher Patron ist und bleibt. Das sage ich dir!“ Und seine Hand fiel schwer auf den Tisch.

Modeste sah sich instinktiv im Kreise um. Kalte oder feindselige oder gleichgültige Augen überall. Nur der Graf hielt den Blick in vornehmer Scham gesenkt ... Geschah ihr in diesem Anblick, wie es nur ganzen Naturen geschieht, die erst im schwersten Kampf ihre Vollkraft spüren? — Ihre Gestalt wuchs. „Und wenn ich ihn nun heiraten will — ihn und keinen andern ...?“

Dem Alten blieb der Mund offen. Die Gräfin lispelte unartikuliert: „O du bodenlos ordinäres Geschöpf, du! Heiraten, heiraten ... das setzt allem die Krone auf! ... Dagobert, besorge mir doch ein Glas Wasser ...“

Der Graf aber zischte nur heiser zurück: „Keine Attitüden! Das ist schon alles ekelhaft genug ... Mir tut **allein** das arme Mädel leid ...“

Die Schloßfrau begann wie geistesverwirrt an ihrer Stickerei zu sticheln, so hastig, als könne sie dadurch allein dem Verhängnis entrinnen.

Aber der alte Knochenmehlhändler war langsam aufgestanden. „Heiraten — sagst du — heiraten?" Seine Stimme klang leis und spröde wie aus weiter Ferne. „Sag's noch einmal, und du schläfst nicht eine Nacht mehr in deinem Leben unter diesem Dach! ... Ich will so tun, als hätte ich nichts gehört — und ich frage dich jetzt: Wenn Herr von Mieritz morgen kommen wird, um deine Hand anzuhalten, was wirst du ihm antworten?"

Einen Augenblick zögerte Modeste und ihre Hand klammerte sich instinktiv an den Tischrand. Dann antwortete sie stockend aber sicher: „Ich, werde ihm sagen, was ich ihm schon längst hätte sagen sollen: daß ich bedauerte, weil ich einen andern liebte und ..."

„Weiter — weiter!" Es klang wie fernes Grollen.

„Und daß ich Herrn Romeit heiraten würde."

Der Alte holte tief Atem. „Noch spricht dein Vater zu dir, Modeste ... Ueberlege! ... Du wirst Herrn von Mieritz antworten ...?"

Vater und Tochter sahen sich regungslos an. Kein Blick wich. Es war im Grunde dasselbe eisenharte Metall, das aus dem Wust von Lüge und Verstellung jetzt rein durchblitzte bei beiden.

„Ich werde Romeit und keinen andern heiraten! Tut, was ihr wollt ..."

Dem Alten schwollen die Adern an den Schläfen zum Springen. Es war ein schreckliches Bild, wie er so dastand, die Fäuste geballt, die Lippen lallend.

Der Mutter war die Stickerei aus der Hand gesunken; Erika tastete wie in einer Ohnmacht mit beiden Händen nach der Stirn; Frieda hatte die Augen zusammengekniffen, daß nur die blonde Wimperlinie sich abzeichnete — der Graf aber, der das Aeußerste kommen sah, war aufgesprungen.

„Kinder, das geht nicht! Ihr wißt alle nicht mehr, was ihr sagt — du auch, Papa ... Sie mag getan haben, was sie will — aber wir sind doch schließlich anständige Leute, die nicht dulden dürfen, daß es so weit kommt ... Das Mädchen ist wehrlos! Vergiß das nicht als Gentleman ..."

Darauf winkte der Alte nur ingrimmig mit der Faust. „Ich werde mir wohl von euch vorschreiben lassen, was sich gehört! ... Skandal hin, Skandal her ... Wenn das Frauenzimmer auf die Straße gehört, so will ich wenigstens der erste sein, der sie auch dahin befördert ... Und ich will den sehen, der mir in den aufgehobenen Arm zu fallen wagt!" Er wandte sich wieder zu Modeste. „Stier' mir nicht so frech auf das Bild da, entartetes Geschöpf! ... Oder starr' auch meinetwegen gerade hin!" Er trat zwei Schritte vor und riß die Photographie mit einem Ruck von der Wand, so daß der Kalk rieselte. Und die Lippen bebend fuhr er fort: „Es ist das Bild von deiner lieben Tante, meiner leiblichen Schwester, wenn du es noch nicht wissen solltest!" Die Augen blitzten ihm höhnisch. „Das war auch so 'n Frauenzimmer! Die hatte Kinder und 'n Mann und lebte in geordneten Verhältnissen. Und da kam so ein junger Schnüffel, der ihr besser gefiel, und mit dem lief sie davon. Sie war eben eine Dirne vom Scheitel bis zur Sohle ... Und ob sie mir auch alles mögliche vorgewimmert hat, daß sie ihren ersten Mann nie geliebt hätte, und daß wir sie zur Ehe gezwungen hätten indirekt ... Sie ging, Gott sei Dank, freiwillig, sonst hätte ich sie auch 'raus befördert. — Und gegangen ist es ihr auch danach ..." Er hob das Bild, es auf den Boden zu schleudern. „Pfui Teufel!"

Da fiel ihm Modeste in den Arm. Sie war todblaß, aber ihre Augen glänzten entschlossen. „Du wirst das Bild nicht unter die Füße treten — du wirst es nicht! ... Sie ist die Beste von euch, die einzige, die mich getröstet hat in meiner Not. Sie hat mich nicht feige verlassen — ich will sie auch nicht feige verlassen ... Und wenn sie euch eine Dirne heißt, so will ich euch auch gern Dirne heißen ... Und wenn sie ins Elend gegangen ist für den Mann, den sie liebte ..."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ich glaube, das Mädchen redet irre. Schafft sie ins Bett, bis sie vernünftig geworden ist! ... Ich möchte mich nicht an einer temporär Geisteskranken vergreifen."

Der Graf faßte Modestes Hand. „Geh, Modeste, schlaf! Es wird sich schon ein Ausweg finden ..." Auch die Mutter wollte beruhigen. Selbst Frieda machte einen lauen Versöhnungsversuch. „Du sollst ja weiter nichts versprechen, als daß du den Menschen nie wiedersehen willst."

Jedoch Modeste sah alle nur ruhig der Reihe nach an. „Bemüht euch nicht unnötig! — Ich bin nicht verrückt, ich bin nicht mal übermäßig erregt ... Ich kann euch nur wiederholen: Ich liebe den Mann und werde ihn heiraten. — Nachsagen könnt ihr ihm nichts — höchstens, daß er arm ist ..." Und mit gehobener Stimme fuhr sie fort: „Aber auch wenn ihr ihm etwas nachsagen könntet — ich liebe ihn, ich will ihn für mein ganzes Leben lieben. Das löscht alles aus ... Im übrigen kommt alles, wie es kommen muß: das fühle ich jetzt so klar ... Und ich danke dem von Herzen, der mir riet, den geraden Weg zu gehen, wohin er auch führt ... Ich überlege nicht — ich will nicht überlegen! ... Aber ich frage dich, Papa, noch einmal, ob du mir den Mann geben willst oder nicht?"

Während einer Minute lastende tödliche Stille, wo jeder sein eigen Herz pochen hörte. Der alte

Lindt stand unbeweglich, wie aus Erz gegossen, die Augen ins Leere ... Er schien wie erstarrt. — Dann kam das Leben wieder zurück, die Backenmuskeln zuckten; er sah Modeste an mit dem halben, tückischen, gefrorenen Blick: „Du kannst gehen, wohin es dir beliebt ... Du bist ausgestrichen aus unserm Buch. Und Gott soll mich strafen, wenn du noch einmal mit meinem Willen in dieses Haus zurückkehrst."

Ein entsetzter Aufschrei: „Papa!" — „Um Gottes willen!" — „Modeste, bitte doch!" — Die Mutter saß sprachlos.

Aber ein einziger Blick des alten Mannes lähmte die feigen Egoistenherzen wieder.

Modeste schien zu zögern. Das war das letzte Wort, der letzte Hieb — eine Rückkehr gab es danach nicht mehr ... Und dabei durchzuckte die Ausgestoßene der seltsame Gedanke, als müsse sie die Ihrigen eigentlich noch einmal zum Abschied küssen. Es war nur ein Moment. Er ging vorüber. Auch ihr Gesicht war unbeweglich geworden, kalt.

„Wird's bald? — Oder soll ich vielleicht den Diener rufen?"

„Das ist nicht nötig. Ich gehe schon allein ... Und wenn ich dieses Haus je wieder betrete, so will ich verwünscht sein."

Ehe Modeste die Tür nach dem Korridor öffnen konnte, kam ihr Graf Arsil nachgeeilt und nahm ihren Arm. Er führte sie die Treppen hinunter, half ihr den Sportpaletot anziehen, ohne Gedanken, ein höflicher Automat. Erst in dem Schloßportal fand er sich wieder. „Modeste, so kannst du unmöglich gehen! Es ist Nacht. Du weißt nicht einmal wohin ... Du hast nichts bei dir."

Da schien auch Modeste erst zu erwachen. Sie sah auf ihre Hand, die das Bild der Verfehmten noch immer krampfhaft hielt, und mußte unwillkürlich lächeln. „Ich habe meine Schutzheilige mitgenommen, wie ihr Katholiken sagt. Ist das nicht genug?"

„Bleib hier!" bat er. „Du hast gewiß nicht recht gehandelt — aber dein Vater nun schon ganz gewiß nicht ... So etwas kann nicht so endigen!"

„Und wenn es doch so endigt, mein lieber Schwager Dagobert? — Ich jedenfalls kehre freiwillig nach Barginnen nie mehr zurück ... Es muß eben alles ein Ende haben. — Und nun adieu und vergiß mich! ... Das ist mir schon das Liebste und dir später auch."

Und ohne die Bitten des Schwagers oder die erstaunten Gesichter der Dienstboten zu achten, ging sie in die Nacht hinaus: wohin, war ihr selbst ganz unklar. — Aber sie hatte Falkner von Oed endlich begriffen: Für den, der vorwärts will, darf es kein Zurück geben.

XXIV

Als Modeste durch das schlummernde Dorf ging — hier und da brannte noch ein trübes Licht — empfand sie weder ein Gefühl der Freude noch der Trauer. Die Riesenspannung der Nerven wich allmählich einer dumpfen Gleichgültigkeit. Sie wanderte die Kreuz und die Quer — über das tote Stoppelfeld — den jungen Klee entlang — bis zum Wald, wo die verschlungenen Bäume leise im Nachtwind knarrten, zusammengesunken, müde des Fliehens. Rings umher der lichte, weite Sommerhorizont, das dämmernde Schweigen.

Wohin? — Der Gedanke kam, ging, brachte keinen Entschluß. — Plötzlich hob sich aus dem braunen Brachschlag etwas Lebendiges. Ein Hase, ein Reh, vielleicht der sagenhafte russische Wolf, der noch jedes Jahr von ängstlichen Dorfkindern gesehen worden war? — In der Nacht wachsen die Schatten so gespenstisch ... Aber als das Ungeheuer näher kam, erwies es sich als ihr freundlich wedelnder Jagdhund, der den ersten Abend der Freiheit zu einem verbotenen Jagdausfluge benutzt haben mochte ... Bei seinem Anblick wurde die blonde Sünderin weich. Sie klopfte zärtlich den Unhold, dachte an den Sommerrappen, den sie auch liebgehabt hatte. Auch an das Elternhaus dachte sie, aber mit jener stirnrunzelnden Erbitterung, die nichts vergibt, nichts vergißt. Und derweilen zerrann für immer der Schleier von Egoismus und Eitelkeit, der ihre Augen getrübt hatte. Sie fühlte, daß sie schuldig war — aber schuldig der Feigheit, nicht der Liebe. Und indem sie alles hinter sich warf: Stand, Reichtum — indem ihr das Elternhaus versank, die Jugend —, begriff sie auch, daß der Gott da oben ganz rettet oder gar nicht und daß eine alte Welt erst krachend in Trümmer sinken muß, wenn die neue aus ihrem Schutt erstehen soll.

Und derselbe Augenblicksinstinkt, der sie vor der Katastrophe zu dem einzigen Berater geführt hatte, führte sie nach der Katastrophe zu dem einzigen Freund.

*

Es war gegen zehn Uhr nachts, als sie auf dem kleinen Gute des alten Eller ankam. Der Nachtwächter, den gelben Hofhund an der Kette, schritt zwischen den Ställen mürrisch umher und sah dem unerwarteten Ankömmling knurrend nach.

In dem Wohnhause brannte noch Licht. Der alte Litauer saß in einer gestrickten Jagdweste und riesigen Filzpantoffeln auf dem Sofa, die Hartungsche Zeitung ausgebreitet vor sich. Zuweilen nickte der graue Kopf mit dem auf die Nasenspitze gerutschten Klemmer schlaftrunken nach vorn, und der alte stichelhaarige Pointerbastard blinzelte von seinem Ofenplatz verständnisinnig dazu. Die Läden des niedrigen Erdgeschosses

waren wie immer jedem Neugierigen vertrauensvoll geöffnet. — Es war in der Tat eine sehr gemütliche Räuberhöhle, in die Modeste jetzt blickte. Ein riesiger Gewehrschrank — eine etwas sittenlose Danae in Oel — auf dem alten Mahagonischreibtisch pedantisch ordentlich die Kreisblätter geschichtet, daneben ein wilder Haufen von Schrotpatronen jeder Größe und Zahl. Ueber allem ein anmutender Pfeifendampf.

Modeste klopfte ans Fenster.

Der alte Eller ruckte zusammen und legte den Klemmer vorsichtig beiseite. „Na, die Geschicht' is gut! Jetzt wird die Bestie von Hofmann schon gemütlich und spart sich lieber den Umweg bis zur Stubentür . . ." brummte er, durchs Zimmer schlurfend. „Aber das sag' ich euch, Kerls!" Und er hob den Fensterriegel. Als er Modeste erkannte, wurde er sofort milder. „Aber, gnädiges Fräulein, was plagt Sie eigentlich, bei Nacht und nächtlicher Weile 'n alten Junggesellen aufzusuchen?! . . . Heut is überhaupt 'n ganz verrückter Tag — vor zwei Stunden ungefähr war der Romeit hier, trinkt 'n halbes Dutzend Schnäpse, sagt kein Wort und reitet weiter . . . Wenn nicht morgen die Hühnerjagd aufginge und ich mir nicht noch 'n paar Dutzend Patronen gemacht hätte — ich läg' längst in den Federn."

Im Zimmer tätschelte er nachher wieder listig lächelnd Modestes weiße Hand. „Ich pfeif' auf die Rebhühner morgen — das Rebhühnchen hier ist mir lieber . . . Und nu, nachdem ich 'ne Stunde dammlig geschabbert habe, reden Sie mal fünf Minuten vernünftig!"

Modeste, die abwesend vor sich hin gebrütet hatte, sagte, zur Wirklichkeit erwacht, fast hart: „Können Sie mir Geld geben und einen Wagen anspannen lassen? Um ein oder zwei Uhr geht noch ein Zug nach Königsberg. Ich möchte ihn auf alle Fälle benutzen."

Der alte Eller kramte kopfschüttelnd den Kommodenschlüssel aus der Westentasche, verschwand im Nebenzimmer und kehrte mit einer abgegriffenen Geldschwinge zurück. „Das ist alles, was ich im Haus hab'! Es mögen so gegen vierhundert Mark sein . . . Wenn ich Ihnen damit dienen kann, gnädiges Fräulein? . . . Morgen schick' ich Roggen nach der Stadt — da können Sie mehr haben . . ."

Darauf lächelte der Stern von Barginnen etwas mühsam. „Aber wenn ich's Ihnen nun niemals zurückgeben kann?"

Er wehrte mit beiden Händen. „Wer denkt denn überhaupt an Wiedergeben? — Sie mit Ihrem frischen Gesichtchen haben mir viel mehr Freud' gemacht, als ich in meinem ganzen Leben je bezahlen kann — und wenn ich die ganze Klitsch' hier verkaufte und mich als Zugab' dazu!" . . . Zugleich hing er sich mit komischem Eifer an den altmodischen Klingelzug, so daß das ganze Haus gellte. „Die Kreten hören nämlich sonst nicht!" erklärte er.

Als dann die alte Haushälterin, in Filzschuhen wie er, aufgeregt durch den Flur geschlürft kam, rief der alte Litauer zur Tür hinaus: „Der Fried Blunk soll sich fertig machen mit der Kalesch' und Futter mitnehmen! . . . Und Sie, Mamsellchen, gleich heiß Wasser und Tee und belegte Brote — aber nich so unbändig dick geschnitten, wie ich sonst ess'!"

Er schlug die Tür wieder zu, machte ein über die Maßen fröhliches Gesicht. „Und jetzt, Fräulein Modestchen, setzen Sie sich aufs Sofa und erzählen Sie einen lustigen Schwank aus Ihrem Leben! . . . Aber sehen Sie mir dabei um Gottes willen nicht auf die Pantoffeln! Ich bin wie 'n Pfau und kann das nicht vertragen."

Derweilen waren die Jagdhunde, die sich erst neugierig bewedelt hatten, mit gesträubtem Rückenhaar zu knurrender Feindseligkeit übergegangen. Der alte Eller sah mit halbem Lächeln auf die Tiere. „Ihrer wird gut, gnädiges Fräulein! . . . Sagen Sie mal, ist das eigentlich der Köter mit der Sofaquaste damals? — Ich freu' mich noch immer, wie der Kret würgte und würgte . . . Endlich hat er's ja auch geschafft!"

Modeste hatte den alten Freund immer verwundert angesehen. „Natürlich ist er's! . . . Aber sagen Sie mal, Ellerchen, warum fragen Sie nach allem andern, als wonach Sie eigentlich fragen müßten?"

Darauf stellte sich der alte Litauer etwas breitbeinig vor sie hin. „Weil ich nun einmal nicht neugierig bin, mein gnädiges Fräulein! . . . Und weil ich so 'ne dunkle Ahnung hab', daß die sechs Schnäpse von dem Romeit vorhin und die vierhundert Mark hier auf dem Tisch in irgendeiner intimen Beziehung stehen müssen . . . Stimmt's?"

„Ja, es stimmt, Herr Eller!" Und sie erzählte die ganze Liebesgeschichte, wie sie war, ohne Schminke und ohne Bedauern. „Denn ich hab' ihn lieb — ich hab' ihn lieb!" schloß sie leidenschaftlich.

„Ist ja auch 'n netter, anständiger Mensch," pflichtete er bei. „Als Reichsgraf fällt eben nicht jeder durch den Schornstein." So sprechend ging er, die Hände in die Hosentaschen vergraben, unschlüssig auf und ab. „Aber wenn Sie nu am End' Ihrem Vaterchen 'n bißchen mehr um den Bart gegangen wären? — Väter wollen umschmeichelt sein . . . Dann geht alles."

„Um den Bart gegangen wären?" wiederholte sie mit bitterem Lächeln. „Sie kennen mich schlecht — und meinen Vater noch viel, viel schlechter."

„Wollen doch die Sache lieber mit Dampf betreiben!" meinte er nach einer Weile gemütlich. „'ne vernünftige Pfeif' hat manchmal in manchen Schädel mehr Klugheit gebracht als zwanzig Bände

Philosophie." Darauf begann er hastig zu paffen und trat das glimmende Streichholz mit dem Filzschuh aus. „Und nu werden Sie mir nich gleich gram über das, was kommt! — Ich setz' mich jetzt nämlich in die Kalesch' und fahr' zu Ihrem Vaterchen. Und da sollt' es doch mit dem leibhaftigen Satan zugehen, wenn ich den alten Herrn nicht zur Räson krieg'!" Er kraute sich nachdenklich den Kopf. „Ist freilich 'ne harte Nuß! . . . So 'n Edelmann, dem sie mir nichts dir nichts dreißig und mehr Ahnen aufgebrummt haben, der macht mit 'nem alten litauischen Bauern wahrscheinlich verflucht wenig Federlesens und setzt mich durch ein halb Dutzend Livreebediente an die Luft." Dann lachte er wieder vor sich hin. „Wird's schon nicht riskieren! Hat sonst den ganzen Kreis auf dem Halse . . . Ich fahr' also, gnädiges Fräulein!"

Modestes Augen bekamen einen eisigkühlen Glanz. „Wenn Sie fahren wollen — gut. Ich kann's nicht hindern. Aber mitfahren — niemals!"

„Dann also nicht!" meinte er gleichmütig. „Ich jedenfalls fahr'! Und Sie können ja hier ein Stündchen drusseln — und dann werd' ich wohl zurück sein, und wir können's noch mal bereden . . . Passen Sie auf: Die Karre geht! . . . Sie sind beide ein paar harte, eigenwillige Köpfe, — das Vaterchen so gut wie das Tochterchen. Aber lassen Sie mich nur machen! Uebers Jahr sind Sie Frau Romeit . . . Ob Sie freilich das Schloß kriegen, dafür kann ich Ihnen nicht garantieren."

Modeste war aufgestanden. „Fahren Sie nicht, Herr Eller!" bat sie ernst. „Barginnen und ich waren uns fremd und werden uns fremd bleiben . . . Es ist aus mit uns — und es soll aus sein! Ich will's auch nicht anders."

Jedoch er mit der Ruhe des Alters winkte nur gutmütig-beschwichtigend. „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder . . . Könnte doch auch mal umgekehrt kommen. Ihr Mutterchen mischt sich sonst nirgends ein. Vielleicht spricht sie aber hier das erlösende Wort . . . Da kommt auch schon die Marjell mit dem Tee!"

Er ging, sich umzuziehen. Eine Viertelstunde später rasselte die Kalesche eilig über das Hofpflaster.

*

Es war weit über Mitternacht, als der alte Litauer zurückkehrte. Der Wagen blieb vor dem Hause halten.

Herr Eller trat im Mantel in das Zimmer, ein Paket unter dem Arm. Er war ganz dunkelrot, und seine Augen flackerten. „Es ist aus auch mit uns — und gut, daß es aus ist . . . Ich habe gebettelt, ich habe gedroht. Ich habe gesagt: ‚Lindt, wenn das Ihr letztes Wort ist, so werden Sie keine ruhige Minute mehr in Ihrem Leben haben!'" — Er spuckte mit einem Fluch ins Zimmer. „Ob das fein ist oder nicht — das ist mir ganz egal! Ich pfeif' überhaupt auf die ganze Feinheit. — Ach, die sind ja härter als Kieselsteine, die Leut'! . . . Ich betret' das Haus mit meinem Fuß nicht mehr . . ." Er legte das Paket auf den Tisch. „Das ist, glaub' ich, Ihr Nachtzeug, gnädiges Fräulein. So das Nötigste, was der Graf und die Jungfer zusammengerafft haben. Anständiger Mensch, der Graf! — aber auch 'n Waschlappen . . . Geld wird Ihnen angewiesen werden bei dem Rechtsanwalt von Ihrem Herrn Vater in Königsberg. Wieviel ist, weiß ich nicht. Aber Sie sollen einen Revers unterschreiben, daß Sie sich mit der Summe endgültig abgefunden erklären . . . Ging sehr geschäftsmäßig zu: das muß man Ihren Leuten lassen!"

Er goß sich einen Kümmel in ein Weinglas und trank ihn auf einen Zug hinunter. „Heiraten können Sie, wen Sie wollen!" lachte er heiser. — „Und nun machen Sie sich fertig, gnädiges Fräulein! Ich fahr' mit bis Königsberg. Ich denk', wir zwingen's noch. Es sind nämlich die Falknerschen Kutschpferde . . . Ich machte extra 'n Umweg deswegen über Eyselin. Meine Schinder hätten's doch nicht mehr geschafft. Und dann wollt' ich auch noch so 'n bißchen nachhören, wie der Baron denkt. Läßt Sie übrigens herzlich grüßen. Und er stände Ihnen zur Verfügung, wo und wie Sie wollten. — Das nenn' ich noch 'n Edelmann! . . . Aber das Kroppzeug von Ihnen da . . ." Er sah Modeste forschend an. „Oder möchten Sie am Ende doch lieber zurück? — Es ist ein ganzes Leben, gnädiges Fräulein, das noch vor Ihnen liegt! — Und auf Daunen schläft's sich's nun einmal weicher als auf Stroh."

„Ich gehe unbedingt," antwortete Modeste fest.

„Na, denn in Gottes Namen!" Auf der Türschwelle blickte der alte Litauer noch einmal überlegend zurück. „Ich hab' glücklich meinen Tobak vergessen — und Sie Ihr Geld . . . Ohne dem geht's nun aber einmal nicht! . . . Und, gnädiges Fräulein, nehmen Sie das Geld von dem Rechtsanwalt nicht, solange Sie nicht unbedingt müssen. Es ist auch 'ne Falle! . . . Wenn ich mal die Augen zutue — für Sie ist gesorgt."

Darauf küßte Modeste in einer ehrlichen Herzenswallung dem alten warmherzigen Manne die Hand.

„Aber was machen Sie eigentlich für Geschichten, gnädiges Fräulein!" schalt er mit seinem unverwüstlichen Humor. „Wenn Sie die Sach' umdrehen, dann dreh' ich sie am End' auch um und küsse Sie — aber auf den Mund."

Da schlug Modeste den Schleier hoch, den sie eben zur Nachtfahrt umgebunden hatte. „Hier!" Und sie hielt ihm die jungen Lippen hin.

Er aber küßte sie schmunzelnd und murmelte hinterher schuldbewußt: „Ich bin und bleib' doch 'n alter Sünder!"

*



Eintreffen der Siegesnachricht nach der Schlacht bei Roßbach

Nach dem Gemälde von Carl Seiler (München)

Auf der Station trafen sie Frau Murrmann, die höchlichst erstaunt die Hände über dem Kopf zusammenschlug. „Welche Situaktion, welche Situaktion! Das sieht ja beinahe aus wie eine Entführung aus dem Serail . . ."

„Ja, es ist eine seltsame Situaktion!" antwortete der alte Eller, von der Begegnung wenig erbaut.

Die gesprächige Dame fuhr unbekümmert fort: „Ich reise nach Berlin, um meinen zweiten Jungen im Kadettenkorps anzumelden. Der Aelteste ist ja schon da — nun müssen sie auch den Minderwertigen nehmen." Sie meinte „minderjährig", die gute Frau! . . . „Und dann möchte ich auch unsre Judith wiedersehen, die bei einem Spezialarzt in Berlin ist . . . Es soll ihr viel, viel besser gehen. Das heißt, wer's glaubt! Ich bin überzeugt, daß sie lebend nicht mehr zurückkehrt. Darum möchte ich sie so gern noch einmal sehen. Es ist so interessant!"

„Ja, so interessant!" wiederholte der alte Eller und machte einen so höflich-satirischen Kratzfuß, daß die fremdwortfrohe Dame sich beleidigt abwandte.

Und der alte Eller sah ihr wehmütig nach. „Laß sie reisen zum Deiwel! Da gehört sie hin."

Modeste lächelte gleichgültig.

Und mit diesem gleichgültigen Lächeln versank dem Stern von Barginnen die alte Welt.

XXV

Jahre waren vergangen. Ueber die Stoppeln pfiff der Septemberwind. Unter der Pflugschar quoll der moderige Erdgeruch empor. Hier und da lohte schon ein lustiges Kartoffelfeuer.

Zwei Damen ritten im Schritt durch das Feld. Die größere: schlank, elegant, alt geworden. Es war Frau von Bussard. Die kleinere: blond, etwas dicklich. Es war Frau Pescatore, Modestes Freundin von einst.

„Die Gegend verändert sich doch sehr," meinte die ältere. „Die alte Lindt gestorben — Gott habe sie nicht selig! . . . Die Frieda in Berlin doch an den Mann gebracht — je später der Abend, je schöner die Leute . . . Wahrscheinlich bekommen die Russen doch Barginnen und züchten hier einen gräflich Arsilschen Stamm, aufgefrischt mit Lindtschem Blut . . . Von Modeste weiß ich nichts. Meine Tochter hat an sie sofort nach der Skandalgeschichte einen langen Brief geschrieben. Vielleicht ging er verloren, vielleicht auch nicht. Beantwortet wurde er jedenfalls niemals . . . Die jetzige Frau Romeit war kein Engel, aber jedenfalls die weitaus Beste von der Familie . . . Mir war die übrige Gesellschaft immer degoutant: — den Alten an der Spitze. Und was hat ihnen Modestes Ausstoßung genutzt? — Alles hat sich zurückgezogen, was innerlich vornehm fühlt. Der alte Eller, der wohl eine sehr herbe Aussprache mit dem alten Biedermann gehabt haben muß, stand im Hotel in Insterburg einfach vom Tisch auf, als Herr von Lindt eintrat . . . Der Eyseliner verreiste ausgerechnet an dem Tage von Friedas Hochzeit. Und Sie wissen ja, liebe Annie, wie gern sie sich gerade mit ihm drapiert hätten! . . . Die Gardekavallerie hätte ja auf diesem Wege mein Neffe Mieritz glücklich wieder geschafft — er ist mir aber seitdem ein wenig zu vernünftig für meinen Geschmack. Dieses abgeblühte Geschöpf nur wegen der Millionen!"

Die jüngere ließ die Trensenzügel unschlüssig durch die Hand gleiten. „Ja, ja — nun ist auch der alte gute Eller tot . . . Man erzählt sich, Modeste sollte das Gut erben."

„Das würde mich sehr, sehr freuen!" rief Frau von Bussard lebhaft.

„Aber dann würde ja Modeste wieder in die Gegend kommen."

„Das glaube ich nicht, liebe Annie . . ."

„Aber ich weiß es!" beharrte Frau Pescatore. „Das Gut darf nämlich nicht veräußert werden, wie ausdrücklich im Testament steht. Es soll eine Infamie von dem Eller sein gegen den alten Lindt . . . Und," fuhr sie vertraulich fort, „ich habe ja Modeste gewiß sehr lieb gehabt und habe sie auch noch jetzt lieb — aber Romeits sind doch nun einmal nicht ‚Klasse'. Mein Mann würde mir, glaube ich, den Umgang direkt verbieten. Er verkehrt nur mit ‚Klasse' . . . Und darum möchte ich so gern Ihren Rat hören, Frau von Bussard, und wie Sie es zu halten gedenken . . . Gadebuschens verkehren auf keinen Fall."

Darauf wiederholte Frau von Bussard gleichgültig: „Herr Pescatore verkehrt nur mit ‚Klasse' — demnach scheint Herr Lindt von Barginnen auch ‚Klasse' zu sein, was ich bis jetzt noch nicht wußte . . . Fräulein von Gadebuschs verkehren auf keinen Fall — dafür wird man der Mutter nächstens das Gut subhastieren . . . Also, liebe Annie, verkehren Sie auch auf keinen Fall! — da jedenfalls Frau Murrmann auch auf keinen Fall verkehren wird . . . Ich werde auf jeden Fall verkehren!"

Die junge Frau antwortete beinahe schmollend: „Ja, Sie und Judith! — Sie können alles tun, was Sie wollen — und alle werden es reizend finden. Wenn Judith morgen einen Gespannknecht heiratete, würde die ganze Gegend sich zur Hochzeit drängen . . . Sie, gnädige Frau, Judith und Falkner von Oed . . ."

„Und warum, meine liebe Annie?" fragte Frau von Bussard, sich im Sattel wendend. „Weil wir drei uns nie herbeigelassen haben, die Leute zu fragen, was den Leuten richtig scheint oder nicht. Wir taten und tun, was uns richtig scheint . . . Uebrigens," fügte sie mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, „Judith dürfte wohl nach dieser Richtung hin kaum noch ein Aergernis geben. Sie erlebt das Frühjahr wahrscheinlich nicht mehr, wie mir der Arzt bestimmt gesagt hat. Wir

gehen darum den Winter auch nicht nach Davos. Sie soll daheim sterben."

Frau Pescatore, die ihr warmes Mädchenherz von Zeit zu Zeit wiederfand, wurde mit einemmal sehr weich. „Aber, gnädige Frau, das dürfen Sie nicht sagen — das dürfen Sie nicht!... Judith sterben ... Vor fünf Jahren, als sie zwanzig war, haben es schon die Aerzte behauptet — und sie ist doch nicht gestorben ... Denken Sie doch: Wie viel Gutes sie in der Zwischenzeit getan hat, und wie sie eigentlich schon auf Erden hier ein Engel ist, den jeder arme oder unglückliche Mensch im ganzen Kreise kennt ... Es klingt ja sonderbar — aber wir und alle haben sie im Grunde unsers Herzens von Jugend auf beneidet, weil sie so gut und so wahr ist und immer das tat, was wir andern hätten tun sollen ... Nicht wahr, Frau von Bussard, es ist doch nicht so schlimm?" Und sie griff in der Aufregung der Dame nach den Zügeln.

Die warf einen langen umflorten Blick über die weite herbstliche Ebene, die sich wieder zum Totenschlaf des Winters rüstete. Geboren werden, sterben: des Lebens Los ... Die Natur predigt jahraus, jahrein den alten Spruch — nur daß an dem Wintergrab schon wieder das Morgenrot des Frühlings weichflammend in der Ferne aufsteigt. Wir Menschen aber begraben — und die Auferstehung ist nicht allen der liebe Hoffnungstraum.

Als Antwort sagte Frau von Bussard nur: „Wir waren wieder so lange am Rhein ... Am Ende ist Modeste schon hier."

„Sie soll," murmelte die junge Frau kleinlaut. „Ich weiß es aber nicht genau."

Da trieb Frau von Bussard ihr Pferd zum Galoppsprung an. „Kommen Sie, Annie, wir wollen zu mir nach Haus reiten und es Judith sagen ... Sie kommt gewiß gern mit! Und auch ich möchte das junge Paar freudiger empfangen, als es hinausgeleitet ist."

Und die kleine Frau Pescatore vergaß ganz ihre „Klasse" und rief wie in den frohen Mädchenjahren: „Ich komme mit, Tante, ich komme mit!"

*

Indessen ging Modeste Romeit in dem neuen Heim nachdenklich von Zimmer zu Zimmer. Seit zwei Tagen waren sie auf dem Ellerschen Gut — jedoch die junge Frau hatte sich noch nicht entschließen können, den Hofraum zu überschreiten.

Modeste war allein — eine blonde, schöne Frau; die Formen voller, der Blick klarer. Zwei Kinder trollten ihr ungeschickt nach: ein Knabe und ein Mädchen. Der Knabe mit den blassen Augen der Mutter und ihrem Pfirsichteint, das Mädchen mit der dunkeln Haut des Vaters und dickem, weichem Kraushaar ... Die Kinder fanden es köstlich in dieser neuen Welt. Es roch so wundervoll altväterisch in den niederen Zimmern — nach Tabakrauch und wurmstichigem Mahagoni! Ueberall dieselbe sorglose Unordnung, die dem alten Junggesellen zum Bedürfnis geworden war. Modeste betrachtete alles mit herzlicher Pietät. Aber fast wehmütig berührte es sie, daß außer den wenigen einfachen Zimmern, die der lustige Einsame bewohnt hatte, es noch ein verschlossenes Paradies gab, mit nie gebrauchten Möbeln und steifen Prunkbetten und hochgeschichteten Leinwandbergen aus einer längst vergangenen Zeit. Vielleicht daß der Junggeselle doch einmal heimlich zur Brautschau ausgefahren war; vielleicht auch, daß die Hoffnung auf ein spätes Glück erst mit ihm selbst sanft entschlummert war ...

Modeste grübelte darüber nicht. Aber sie schickte die Kinder hinaus in die Küche, wo die alte Wirtin gerade Waffeln zum Nachmittag buk. Und sie setzte sich auf einen der quietschenden Polsterstühle in diese dicke, staubige, alte Luft, wo das Holz geheimnisvoll knackte und eine Motte zuweilen lautlos aufflatterte. Ihr war, als säße sie bei einer alten Zeit zu Gaste, und Schatten wallten und Stimmen flüsterten ... Der Hauch des Gewesenen umfing sie mit leichter Beklemmung. Man sucht die Vergangenheit, man sehnt sich nach ihr — und weiß doch, daß sie eigentlich zu nichts weiter taugt als zum trübseligen Sinnieren. —

Und wie Modeste nach einer Weile den Kopf hob und auf den trüben Hofteich hinaussah und den verwitterten Schafstall, die auch ausschauten wie etwas Vergangenes — da drängte sich weit drüben der Bergfried von Barginnen tot und grau aus seinen grünen Fichten. Sie glaubte fast das Turmfenster blinken zu sehen, aus dem so viel ehrgeizige Träume hinausgeflattert waren in das Litauer Land ... Auch Vergangenheit — überstanden, vergessen ... vergeben vielleicht auch. Der alte Lindt wohnte seit Jahren in Königsberg, und das Gut, hieß es, sollte verkauft werden.

Und da begannen die letzten fünf Jahre an Modeste vorüberzuziehen — langsam, schattenhaft, bald licht, bald dunkel ... Die Hochzeit in der kleinen Stadt: einfach, ärmlich. Der alte Eller und der Barginner Kantor die beiden Trauzeugen und die beiden Gäste auch. Kein Telegramm, weder von Eltern noch von Freunden — nur ein kostbares Blumenarrangement aus Berlin von Herrn von Falkner, der eben bloß die „große Welt" kannte. Trotzdem ein frohes Fest, wo zwei junge, hübsche, tatkräftige Menschen gelobten, zusammenzuhalten in Freud und in Leid. — Sie hatten beide ehrlich Wort gehalten. Dabei war es ein schweres Los. Arbeit und Armut die Paten des ersten Kindes ... Er hatte eine Inspektorstelle angenommen, aber im äußersten Westen, wohl aus Zartgefühl für sie, welcher der Osten vergällt war. Während er sich abrackerte und abhetzte unter neuen Verhältnissen, neuen

Menschen — fremd in allem, wie der schwerblütige Ackergaul der Ardennen der feingliedrigen flüchtigen Remonte seiner Heimat —, wohnte Modeste aufs äußerste eingeschränkt in Köln. Sie hätte nach Frauenart mit dem Schicksal hadern können, das ihr einst so viel versprochen und jetzt so wenig gehalten hatte. Aber sie, die ihr Schicksal sich selbst gemacht, selbst in der Hand hielt, schaute nicht weinerlich zurück, sondern mutig nach vorwärts. Und sie wurde stärker in dem Kampf, jünger, schöner. Die Großstädter sahen oft bewundernd der schlanken, schönen Gestalt nach, die sich immer einfach, aber gut trug — auch äußerlich viel zu sehr sie selbst, um in der Menge zu verschwinden. —

Nicht eine Zeile war zwischen ihr und Barginnen gewechselt worden. Darin war sie eine Lindt geblieben.

Aber an der Wiege ihres Knaben, der ihr so ähnlich war, wie nur je einer Mutter das Kind, kniete sie doch in mancher Nacht, heimlich, wie geniert vor sich selbst, und betete: „Herr Gott, bewahr ihn vor dem harten Lindtschen Herzen!" — Sie hatte in sich hineingesehen und den Kern ihres Wesens erkannt. Aber das Leben, das dem alten Knochenmehlhändler das Herz schon ganz früh zur mißfarbenen Schlacke verkohlt hatte, schliff das ihre zu einem guten Kristall.

Dann kam der Tod der Mutter — der Prozeß mit dem Vater. Vater und Kind rangen um die paar tausend Mark des Nachlasses, die Modeste alles bedeuteten, ihm nichts — mit einer Hartnäckigkeit, die erbarmungslos alles aufsog, was noch an verborgenem Gefühl bei Vater und Tochter geblieben. Modeste unterlag. Es war das definitive Ende . . . Als ein Jahr später der Tod auch dem alten Eller die Augen schloß und Modeste unter Tränen endlich wieder aufatmen konnte, gerade da entbrannte seltsamerweise zwischen den beiden Ehegatten der erste, erbitterte Streit. — Er war der Feinfühligere, Weichere, wollte nicht zurück — ihretwegen. Sie aber die Härtere, Leidenschaftlichere, wollte zurück — seinetwegen. In dem großen Kampf, wo sie schließlich doch Siegerin geblieben war, wollte sie sich auch des Triumphes freuen . . .

Und wie jetzt der alte Bergfried grämlich zu ihr herüberschaute, da überkam sie keine schwächliche Sehnsucht nach dem Gewesenen, kein dumpfes Grauen vor dem Kommenden, sondern sie winkte nur höhnend zurück: „Ja, mahne mich nur, du widerwärtiger Geselle! . . . Aber wenn ich mich nun nicht mahnen lasse — euch allen ins Gesicht lache? — Wer zuletzt lacht, lacht doch am besten . . . Und ich lache d o c h zuletzt!"

Die Kinder kamen aus der Küche zurückgestolpert und kletterten auf den knarrenden Möbeln herum und versuchten den längst stehen gebliebenen Regulator wieder in Gang zu bringen. Modeste wehrte den ungeschickten Händen, fest, aber liebevoll, wie es ihre Art daheim. Und während sie in echter mütterlicher Zärtlichkeit die kleine Gesellschaft mit den Lippen schalt und doch im Herzen liebkoste, wurde es ihr bange innerlich . . . Wie würde sie es dieser weichen, törichten Jugend einst klarmachen können, daß da drüben einst ihr Vater — und doch nicht ihr Vater; daß da drüben einst ihre Heimat — und doch nicht ihre Heimat . . . Man zerstört mit einem einzigen Worte so viel! . . . Und dann all die Nadelstiche, die Nackenschläge . . . Es war doch ein tolles Wagnis gewesen, diese Rückkehr! . . . Wie so oft der Bogen allzu straff gespannt, die Konsequenz allzu hart gezogen . . . Aber dieses Bangen galt nicht etwa ihr. Sie wuchs höher im Kampf — das wußte sie. Aber die andern, die das Leben beginnen und es gleich mit dem bitteren Nachgeschmack beginnen sollten? . . . Und Modeste wollte schon klein werden, feige wie einst . . . Aber dann dachte sie wieder, daß ja überall die Sehne klingen muß, wenn der Pfeil ins Ziel schwirren soll . . . Auch dieser Kampf mußte durchgekämpft werden!

Da kletterten die Kinder plötzlich an der Fensterbank in die Höhe und riefen: „Da, da, Mutter!"

Modeste sah sich ohne Interesse um. Eine Dame zu Pferde trabte rasch vorüber, dann etwas zögernd eine zweite. Sie erkannte die beiden Reiterinnen nicht. Erst als die ältere geschmeidig aus dem Sattel glitt und die jüngere sich verlegen nach Hilfe umsah — wußte sie. Mit der kühlen Sicherheit, die ihr geblieben, stand sie auf, Frau von Bussard und Frau Pescatore zu empfangen.

„Frau Baronin . . ."

Aber Frau von Bussard fiel Modeste sofort ins Wort: „Liebe Modeste — Annie und ich kommen doch zu Ihnen als alte Freunde. Wir kamen zur Unzeit. Das sehe ich. Schadet aber nichts — im Gegenteil! Wir wollten ja auch die ersten sein, Sie in Litauen zu begrüßen . . ." Und ehrlich fuhr sie fort: „Früher, Modeste, hab' ich Sie nie recht gemocht. Sie waren mir . . . wahrscheinlich zu sehr ‚Lindt'. Jetzt, wo Sie getan haben, was mancher hätte tun sollen, freue ich mich von Herzen, Sie in der Heimat wiederzusehen."

Die Augen waren der vornehmen Frau feucht geworden, während sie so herzlich sprach. Und Modeste wollte ihr zum Dank die Hand küssen, wie so oft als Kind. Jedoch Frau von Bussard wehrte lächelnd, aber bestimmt. „Keine Dienstbotenküsse unter Erwachsenen! Sie sind slawisch und sklavisch. Ich mag sie nun einmal nicht . . . Aber mit Annie küßt euch auf den Mund, wie ihr es als Mädchen gewohnt gewesen seid!" Dann scherzte sie mit den Kindern, die etwas linkisch dabei standen. „Du, Junge, bist ganz die Mutter — und du, Mädchen, wirst wahrscheinlich ganz der Vater sein!" Dabei flog ein

wehmütiger Zug um den festen, geschlossenen Mund.

„Wie geht's Judith?“ fragte Modeste.

„Nicht besonders. Sonst wäre sie sicher mitgekommen. Sie läßt Sie herzlich grüßen und sagen: Sie möchten doch recht bald einmal kommen, Modeste!“

Darauf wollte Frau Pescatore, die den alten Ton noch immer nicht gefunden hatte angesichts dieses kleinen Wohnhauses, wieder weinerlich werden. „Ach, Frau von Bussard, es ist so schrecklich! ...“

Die vornehme Dame antwortete darauf fast heiter: „Kinder, was wollt ihr eigentlich? ... Was wäre denn unser ganzer Glaube wert, wenn wir über jeden Schicksalsschlag, den Gott schickt, immer nur weinen und klagen wollten! ... Gott wird doch wissen, warum er uns prüft ... Und er will keine unnützen Klagen, er heischt mutige Gläubige, die ihn am freudigsten bekennen, wenn ihnen am schwersten ums Herz ist ... Meint ihr denn, Judith wisse nicht, daß sie so bald sterben muß? — Und sie hätte nach ihrem armseligen Schicksal vielleicht mehr Recht zu klagen, als wir alle. Aber sie hört nicht auf, Gutes zu tun, wo sie nur kann, und Tränen zu trocknen und zu helfen, zu trösten ... Sie hat mir selbst einmal, als ich klein und feige geworden war wegen ihres Leidens, das richtige Wort gesagt: ‚Mama, wir sind für die Lebenden da und nicht für die Toten. Ich bin doch noch nicht tot ...‘ Seitdem tue ich wieder freudig meine Arbeit, führe die Bücher, revidiere die Ställe und galoppiere jeden Tag meine zwei Stunden herunter, weil ich mir doch die Spannkraft bewahren muß für sie ...“

In des alten Eller Zimmer wurde der Kaffee getrunken. Die frischen Waffeln dufteten einladend, die Kinder leckten sich heimlich die Hände; und der Tabaksgeruch, der dem alten Junggesellenheim seit fünfzig Jahren die Eigenart gegeben, kroch wieder neugierig aus Möbeln und Wänden.

Dann gingen sie in den Park, der eigentlich ein verunglückter Bauerngarten war, mit leuchtenden Sonnenrosen und steifen Georginen. Die Kinder wälzten sich auf dem schlecht gepflegten Rasen und versuchten bei der Gelegenheit, einen philosophierenden Truthahn zu streicheln, der aber sofort feindlich kurrend ein Rad schlug. Herr Romeit kam und wurde vorgestellt — noch immer die schlanke, elegante Reiterfigur, die einst Modestes Herz milder gestimmt hatte gegen die Schwefelbande der Inspektoren.

Aber auch heute zog sich der jungen Frau Stirn kritisch, weil er für gut befunden hatte, im Gehrock den hohen Besuch zu empfangen. „Sieht er nicht schrecklich aus in dem Kostüm?“ scherzte sie. „Das liegt offenbar bei Romeits so drin. Des Jungen heißester Wunsch sind gleichfalls lange Hosen ...“

Herr Romeit wollte sich verteidigen. Er hatte tatsächlich eine Schwäche für steife Hüte und lange Hosen.

Jedoch Frau von Bussard sagte freundlich: „Sie sollen ein brillanter Reiter sein, wie mir schon vor sechs Jahren eine sehr kompetente Persönlichkeit versichert hat — und zum Reiter gehört hier im Osten der hohe Stiefel. Man soll im Leben immer auch scheinen, was man ist ... Denken Sie mal die Verlegenheit, wenn ich jetzt wünschte, Sie sollten mir auf der Stelle dies oder jenes Pferd vorreiten! Abschlagen könnten Sie es mir als Kavalier nicht gut — aber Sie würden in den Bügeln gerade so aussehen wie der Sonntagsreiter aus den ‚Fliegenden Blättern‘, der Sie eben gerade nicht sind.“

Modeste stimmte schadenfroh lachend bei. Aber als sie die Wolke auf seiner Stirn sah, strich sie ihm besänftigend über das dichte Kraushaar. „Aber das ist noch lange kein Scheidungsgrund — nicht wahr, Otto?“

Da wurde er wieder gesprächig, zeigte den Damen die Roßgärten hinter dem Hof. Zwei Jährlinge weideten dort, und ein Fohlen wälzte sich, so daß der Staub aufwirbelte. „Die beiden Jährlinge, Frau Baronin, die taugen gar nichts. Er hat schon keinen Blick mehr gehabt, die letzten Jahre, der alte Herr. Aber das Fohlen, das wird mindestens Gardeulan, Chargenpferd!“ Und er kroch durch den Drahtzaun und wehte mit dem Taschentuch, bis das Tier erschreckt davonjagte. — Es war fast dasselbe Bild wie damals — und doch so ein ander Bild! Beide fühlten es, sahen sich an, drückten sich heimlich die Hand. Und der alte Bergfried von Barginnen schaute finster zu.

Sie waren noch bei den Roßgärten, als ein Scharwerksmädchen ihnen nachgeeilt kam. „Es ist ein reitender Bote gekommen aus ...“ Den Namen hatte sie aber längst wieder vergessen.

Die kleine Frau Pescatore zuckte schuldbewußt zusammen. „Wenn am Ende mein Mann ... Es ist auch unverantwortlich von mir! ... Ich muß gleich reiten.“

„Liebe Annie, das muß ich auch,“ meinte Frau von Bussard ruhig. „Sie haben es übrigens bedeutend näher, wenn Sie direkt über Eyselin reiten.“ — Aber auf dem Hofe erkannte sie sofort ihren Reitknecht auf ihrem zweiten Pferde. „Er bringt sicher nichts Gutes,“ murmelte sie erblassend.

Sie las den flüchtigen Kartenbrief, der ihr gereicht wurde. „Ja, liebe Modeste, ich muß wirklich gleich reiten ...“ Sie sprach mit etwas gezwungener Ruhe. „Heinrich, satteln Sie mir auf! Der Kutscher hier kennt sich mit Damensätteln wahrscheinlich nicht aus ... Adieu, Modeste ... Adieu, Herr Romeit — es hat mich

sehr gefreut ... Aber der Arzt schreibt selbst. Es ist niemand da. Mein Mann kommt erst übermorgen aus Salzschlirf zurück ... Und Sie, Frau Pescatore, beeilen Sie sich meinetwegen nicht unnötig! Ich werde eine Pace vorlegen müssen, die Ihr Brauner doch nicht durchhält."

Aber der Freundin Annie schlug auf einmal das „Klassengewissen" so lebhaft, daß sie unter allen Umständen mitreiten wollte.

Es ging überhaupt alles zum Abschied so hastig, daß weder Romeits noch ihre Gäste den rechten Ton beim Adieu fanden. Und als die Reiterinnen noch einmal zurückwinkten, war es ein ganz flüchtiger Gruß.

„Du hast ja ganz vergessen, die Baronesse grüßen zu lassen," sagte er.

„Ja, allerdings, Otto. Ich bin doch etwas weltfremd geworden, wie ich merke. Es wird wohl nicht so schlimm stehen. Und was macht sie sich schließlich aus einem Gruße von mir? ... Der Baronin bin ich ja sehr dankbar für den Besuch — man merkt doch die urvornehme Frau —, aber Annie suchte es so ängstlich zu vermeiden, mit uns allein zu sein, daß ich es nur natürlich fände, wenn dieser erste Besuch auch ihr letzter wäre. Wir sind den Leuten nicht dekorativ genug ..."

„Siehst du — so bist du, Mo!" tadelte er. „Ein Nadelstich genügt."

„Meinst du?" fragte sie bitter zurück. „Wenn ich mich umsehe: lauter Nadelstiche! ... Der Besuch hat vieles in mir aufgewühlt, was ich schon tot glaubte."

„Deswegen habe ich auch nicht mehr hierher zurückgewollt, lieber Schatz."

„Weiß ich, Otto. Aber ich habe es nun einmal gewollt. Und wer schließlich am meisten leidet darunter, das bin doch ich."

„Aber du sollst nicht darunter leiden!" rief er zärtlich.

„Du warst immer der Bessere," sagte sie nachdenklich. „Du bist's auch jetzt."

„Ach, red doch keinen Unsinn!" wehrte er.

Sie waren bis zu der kleinen offenen Holzveranda gekommen vor dem Haus, wo der alte Eller so manchen Sommernachmittag gesessen hatte mit der Jagdpfeife und der Zeitung. Der braune Unhold erwartete sie dort wedelnd.

„Siehst du, Modeste, den hast du auch überall mit dir herumgeschleppt, obgleich du ihn teuer hättest verkaufen können ..."

„Ja, Tiere, Otto! — Tiere habe ich immer gern gemocht. — Aber Menschen ..."

„Wart nur ab! Du mußt immer einen Ruck bekommen ..."

Der Herstwind blies jetzt aus vollen Backen und wehte ein Blatt Papier bis zu der Holzveranda.

Herr Romeit hob es auf. „Es sieht so neu aus!" Und er begann die wenigen Zeilen zu lesen, die es enthielt. Dann reichte er es Modeste, die finster vor sich hin gestarrt hatte. „Lies und schäme dich!"

Es war der Kartenbrief an Frau von Bussard und lautete:

„Gnädigste Baronin!

Die Baronesse wird voraussichtlich die Nacht nicht überleben. Es war ein Zufall, daß ich bei Ihnen vorsprach. — Kommen Sie sofort! ... Ich selbst muß leider weiterfahren.

Doktor X. X."

„Nun?"

„Ich werde selbstverständlich sofort nach Bussardshof fahren, Otto! ... Judith war die einzige, die an mich geschrieben, mir Hilfe angeboten hat, als es uns schlecht ging ... Ich mag keine Almosen — du kennst mich —, darum habe ich ihr auch nie geantwortet ... Jetzt fällt mir das schwer aufs Herz. Wenn sie nun sterben sollte mit dem bitteren Gefühl ... Die Leute, die es gut mit mir meinten, die habe ich immer von mir gestoßen. — Ach Gott, wenn ich sie doch nur noch am Leben träfe!"

XXVI

Es dämmerte bereits, als Modeste vom Hof fuhr — das müde Herbstdämmern, wo alles langsam verschwimmt, verrinnt in einem trüben, kalten Grau.

Es waren kleine krumme Klepper, die den altmodischen Halbwagen prustend und kopfschüttelnd über die holprige Lehmstraße zogen. Ein Zug Wildgänse strich fittichrauschend über ihren Häuptern; von den Kartoffelfeldern wehte der scharfe Krautgeruch. Ueberall fliehendes Leben, rieselnde Kühle, nahender Tod. — Die junge Frau wollte frösteln. Es war der Odem der alten, kalten Heimat — und sie hatte die warme, neue gesucht. Als sie in die Chaussee einbogen, richtete sich Modeste unwillkürlich straffer auf. Hüben in der Ferne das dumpfe, graue Ordensschloß — drüben in der Ferne die weiße Herrenhausfront. Aber in Barginnen entzündeten sich allgemach die Lichter, viele Lichter, so daß der ganze Bau wie illuminiert strahlte; in Eyselin dagegen kein Licht, kein Leben, alles wie erstarrt, erstorben.

Und Modeste starrte lange auf das alte Heim. Sie mußten ein Fest feiern dort, ein großes Fest. Sie sehnte sich nicht mehr nach Barginner Festen. Aber die unnatürliche Entfremdung zwischen Kind und Haus ward ihr eisig klar, tat ihr brennend weh... So scheiden Lindts — so müssen sie scheiden! Der morsche Steg zerbrochen, in der Tiefe zerschellt ... Und keine Hand, die sich hebt, den Zurückbleibenden wehmütig zu grüßen. — Dann sah sie wieder finster auf das verlassene weiße Herrenhaus von Eyselin. Auch verträumt, auch vergessen —

der kindische Ehrgeiz in denselben Abgrund versenkt, in dem auch die Lindtsche Eitelkeit ruhte ... Nun fuhr sie zu der einzigen, die ihr geblieben — und erst der Schatten des Todes mußte sie daran mahnen, daß diese Sterbende auch die einzige gewesen war, die sie einmal geliebt hatte.

Und während der erloschene „Stern von Barginnen" dachte und wog und mitleidslos von der Wage herabstieß, was sich leicht erwiesen und klein — zogen links und rechts die Wiesen vorüber, die Brachen, die Felder, überwogt von dem weichen weißen Nebel, der die Strahlen des Neumondes auffog, so daß es hier wie ein Elfenreigen wogte, dort wie ein Silberweiher sich glättete. — Modeste merkte es kaum. — Und der Wald tat sich auf, die langen düsteren Linien mit ihrem Verwesungshauch, die graue Chaussee einhegend, wie die Mauern eines Gefängnisses. Dazwischen leuchteten Stämme gespenstisch, Nadeln zischelten leis. Wunderliche Töne, die der wispernde Nachtwind weckte; wunderliche Gestalten, die der blasse Neumond zeichnete. Die Pferde spitzten die Ohren, schnaubten ... Es war wie ein Gespensterbann. Modeste fühlte ihn nicht.

Erst als in der Ferne die Lichter eines Gutshofes auftauchten — es war Bussardshof —, faltete sie die Hände und sagte leise: „Laß sie doch nicht sterben, Gott! ... Ich bin so schlecht — und du gibst mir ungebeten doch das Glück ... Sie ist so gut — und ihr erstes und letztes Glück sollte der Tod sein? ..."

Und Modeste schaute unverwandt auf den Lichtschein. Und wie er größer und immer größer wurde, wuchs auch ihr die Hoffnung. Kaum wiedergeboren, stärker, besser — begriff sie den Todesengel doch nicht, der seinen Oelzweig bereits über ein Sterbelager hob. Sie gehörte dem neuen Leben, das sie endlich errungen, mit allen Fasern, mit allen Wünschen ihres Seins. Sie wollte, sie mußte leben — sich, den Ihrigen, der ganzen Welt zu zeigen, daß die einzige grüne Frucht, die der Schicksalssturm einst von dem ins Mark vertrockneten Baume der Lindts gerissen, auch den Samen des Lebens allein in ihrem Schoße getragen hatte.

*

Der Wagen fuhr vor. Der Diener öffnete den Schlag, rasch, leise, wie einem, den man schon lange erwartet hat.

„Die Frau Baronin lassen sofort bitten!"

Modeste war verwundert. Die Gesellschaftsmaschine, so glatt, so sicher funktionierend auch angesichts des Todes!

In dem Flur trat ihr Frau von Bussard schon entgegen. „Endlich — endlich!" — dann schrak sie zusammen. „Ach, Sie sind es, Frau Romeit!" Sie konnte oder wollte ihre herbe Enttäuschung nicht verbergen.

„Ich kann auch wieder gehen, Frau Baronin ... Sie haben diesen Zettel bei uns verloren ..."

Frau von Bussard griff hastig nach dem Papier. „Ach ja ... ich habe ihn gesucht ... Ich verstehe jetzt auch ... Sie sind sehr gütig!" Dann öffnete sie behutsam die Tür zum Salon, in dem nur ein Kaminfeuer flackerte. „Leise! ... Sie schläft ..."

Die beiden Frauen schlichen lautlos durch die Flucht der Zimmer, die in ihrem Dämmerlicht so warm und gemütlich dalagen. — Das traute Heim, um das der Wintersturm vergebens heult! Vor einem Gemach mit herabgelassenen Portieren hielten sie lauschend inne. Es war Judiths Boudoir — mit der Krankenlampe, Krankenstille. Derselbe Raum, an dem der Stern von Barginnen einst feige gelauscht. Zerflossen der heiße Liebestraum, den hier ein keusches Herz geträumt, verflogen der Duft von Jugend und Poesie, der einst um ein süßes Mädchenhaupt gewallt ... Nur noch die kurzen, hastigen Atemzüge einer Fiebernden.

Plötzlich knisterten die Kissen, als ob sich jemand aufrichtet, horcht. Eine leise Stimme fragte: „Mama?"

Frau von Bussard schlug die Portieren zur Seite und trat an die Chaiselongue, wo Judith wie ihr eigner matter Schatten auf schnell zusammengerafften Betten lag — verblaßt, verblüht, nur die Strahlenkrone des roten Haares noch leuchtend und die großen Augen, die im Fieberglanz unruhig flackerten. „Es kam doch eben ein Wagen, Mama? ... Oder träumt ich's nur? ... Dabei ist mir alles so klar heute, ich glaube, ich könnte durch alle Wände sehen ... Weit ... Weit ... So weit ich überhaupt wollte ..." Dann sank sie wieder in die Kissen zurück.

„Es war Modeste, liebes Kind," antwortete die Mutter, sich auf die Tochter beugend. „Willst du sie sehen?"

Die Kranke lächelte. „Ja, gewiß will ich sie sehen ... Modeste!"

Modeste kam herein, linkisch, verlegen. Ihr Herz pochte, wie bei einer schweren Schuld. „Judith, sei mir nicht böse ..." Sie konnte kein Wort weiter hervorbringen, als die Mädchenentschuldigung aus vergangener Zeit.

„Setz dich doch, Modeste! ... Und nun erzähl mir, wie es dir gegangen ist! ... Du hast Kinder — nicht wahr? — Ich möchte sie gern mal sehen! ... Und lieb habt ihr euch auch — sehr lieb? ..." Dabei streichelten ihre heißen, mageren Hände Modeste zärtlich. Sie mußte einhalten damit — das Herz schlug ihr so zittrig schnell, daß die Spitzen des Hemdes sich bewegten ... „Und wie schön du geworden bist, Modeste! ... So schön und jung! ... Du warst niemals früher so jung — niemals ..." Sie winkte der Mutter und zeigte nach dem elfenbeinernen Handspiegel

auf dem Schreibtisch. Dann schaute sie lange und ernst in das Glas. „Was bin ich doch alt geworden — noch nicht sechsundzwanzig Jahre — und schon so alt! ... Und die häßlichen roten Flecken auf den Backen und der magere graue Hals! ... Früher war gerade der Hals mein Stolz — er war so weich und so weiß und bog sich so hübsch, wie ich mir einbildete ...“ Sie ließ den Spiegel auf das Bett gleiten und starrte in die Höhe. „Ich war auch mal eitel — sehr eitel ... Dafür werde ich jetzt gestraft ... Aber damals hatt' ich auch ein Recht ... Ich war ja nicht eitel für mich ... Ich wollte nur hübsch aussehen — sehr hübsch ... Und ich sah auch hübsch aus — sehr hübsch! ... Nicht wahr, Mama?“

Beide Frauen vermochten nur zu nicken. Die Mutter hatte die Zähne zusammengebissen und atmete wie röchelnd; Modeste rann eine große, salzige Träne langsam über die Wangen.

Die Kranke schloß die Augen, der Kopf sank ihr zur Seite. Es war nur ein Augenblick der Schwäche. Dann richtete sie sich wieder mühsam auf, der Mutter wehrend, die ihr helfen wollte. „Ich bin gar nicht so schwach, wie du denkst, Mama ... Es war nur wieder das dumme Nasenbluten, das gar nicht aufhören wollte ... Und jetzt, Mama, laß mich mit Modeste ein paar Minuten allein!“

Als die Mutter gegangen, sagte die Kranke hastig: „Ich weiß, daß ich sterben muß ... Und sterben ist gar nicht so schwer — das bildet ihr Gesunden euch nur ein ... Aber Mama darf es nicht wissen! ... Sie ist ihr Leben lang so wenig glücklich gewesen — nun soll sie auch noch das einzige verlieren, was sie so sehr geliebt hat ...“

„Sprich nicht so!“ sagte Modeste mit tränenerstickter Stimme, die ihr selbst fremd klang.

Da legte Judith ihre beiden zarten Kinderarme um Modestes Hals und küßte sie. „Ach, das liegt ja alles schon so weit hinter mir, was ihr Leben und Glück nennt! Du weißt's ja auch — aber du hast's erreicht ... Aber sieh mal — es klingt nicht hübsch — ich habe ihn sogar lieber gehabt als meine Mutter, viel lieber ... Und das quält mich so, weil es so undankbar ist ... Und es sind doch schon Jahre und Jahre vorbei, daß ich ihn überhaupt sah! ...“ Ihre Augen begannen unruhig hin und her zu gleiten. „Ob er wohl heute kommen wird? ... Ich weiß nichts. Aber ich habe so ein Gefühl ... Ich habe mich auch darum hier unten hinbetten lassen. — Ich war einmal so glücklich hier ... so glücklich ... Weißt du noch? ... Aber er konnte doch nicht anders. Er hat auch kein Glück ...“

Der Atem ging ihr jetzt schnell und fiebernd. „Modeste, ihr haltet mich immer für so gut — aber ich bin's nicht, ich bin's gar nicht ... Sieh mal, ich weiß genau, daß ich sterben muß, und bring's doch nicht über mich, ihm die andre zu wünschen, die er liebt. Er liebt sie noch immer, obgleich sie mit so viel andern scharmiert ... Ich hab' ihr nachgespürt ... Und sag mal: Ist das alles nicht ein kleiner, elender Egoismus? ... Aber ich hab' ihn nun einmal so lieb! ... Und wir sind doch zur Liebe geboren — nicht wahr?“

Modeste strich der Kranken über die feuchte Stirn: „Ueber was du dir nicht alles Gedanken machst! Du bist zu gut, Judith, viel zu gut.“

Die Kranke lächelte wehe. „Das sagen mir die Leute im Dorf, das sagt mir meine Mutter ... ich glaub's nächstens selbst ... Aber sieh mal, wenn man fühlt, daß es zu Ende geht, da belügt man sich nicht mehr. — Ihr nennt's Güte, aber es ist Schwäche, erbärmliche Schwäche ... Ich weiß ... ich weiß ...“ Ihre Augen irrten wieder ängstlich durch das Zimmer. „Es sieht so unordentlich aus, es riecht auch gewiß nach der Krankenstube ... Dort drüben auf der Kommode steht ‚Rivieraveilchen‘. Schütte die ganze Flasche auf den Teppich, auf mein Bett! ... Er liebt den Geruch so ... Warum muß er gerade *das* Parfüm lieben? ... O, ich weiß auch ...!“

Modeste tat schnell und leise ihre Barmherzigeschwesterpflicht. Der Wohlgeruch strömte durchs Zimmer, stark, fast betäubend, als wenn der Süden hineinwogte mit seiner Jugendkraft. Draußen zauste der Herbstwind die Parklinden.

Die Kranke sah mit leuchtenden Augen zu. „Der Teppich ist dort ein wenig umgeschlagen. ‚Er‘ könnte darüber fallen ...“ Dann erblich wieder der zärtliche Schimmer. „Ruf mir die Mutter, Modeste! ... Ich weiß ja doch, daß er nicht kommt. — Und wenn er käme, er würde nur an die Riviera denken und nicht an mich.“

Frau von Bussard war wie ein freundlicher Schatten in das Zimmer gehuscht. „Aber erzählt euch doch weiter, Kinder! ... Morgen wird übrigens ein wunderschöner Tag. Wir werden zusammen reiten, Modeste, und Judith kutschiert in ihrem kleinen Dogcart nebenher.“ Sie log so mutig, die unglückliche Frau, während ihr das Herz fast brach vor Weh!

Aber die Kranke schüttelte den Kopf. „Erzähl du lieber, Mama! ... Und wie wir Modeste eigentlich immer unrecht getan haben bis auf den heutigen Tag ... Aber vor den Leuten haben wir sie doch immer sehr in Schutz genommen — nicht wahr? ... Und daß sie gar nicht anders hat handeln können und daß wir das einsehen — nicht wahr? ... Und darum ist sie auch über uns hinausgewachsen, weil sie gut war und stark ... Gut und stark: das ist's ...“

Modeste hob beide Hände: „Das ist nicht wahr, Judith! ... Ich war immer ein so ekles, selbstisches Geschöpf, wie du gar nie begreifen kannst ... Das Beste an mir war die Sünde! ... Ihr alle hier empfindet so rein, so vornehm — und ich bin so schmutzig! ... Gnädige Frau!“

rief sie leidenschaftlich, „es war die Sünde, die mich geführt hat, und wiederum die Sünde, die mir Kraft gegeben hat ... Ich habe so viel gelogen in meinem Leben — hier aber will und kann ich nicht lügen. Ich war und ich bin schlecht!"

Da winkte ihr die Kranke mit den Augen, sich zu ihr zu beugen in die Kissen — und Modestes Haupt umfangend, sagte sie ganz leise: „Und wenn dich die Sünde doch zum Guten geführt hat, so danke der Sünde! ... Und wenn du's doch noch nicht bist, so werde es: gut und stark! ... Denn das zu werden sind wir auch alle auf die Welt gekommen. Und Gott fragt niemand nach dem Wege, wenn er das Ziel nur erreicht ..." Die Worte klangen wie aus weiter, weiter Ferne — feierlich, weltentrückt.

Und Modeste begann auf den Knien liegend zu schluchzen wie gepeitscht. Und sie suchte immer wieder den kranken Mund zu küssen, mit ihren frischen, jungen Lippen der Sterbenden das Leben einzuhauchen, das mit jedem Pulsschlag müder kreiste. — Und dabei merkte sie nicht, wie der sieche Körper unter diesem wilden Weh zusammensank, erstickt von dem Lebensodem, der ihn umwogte. —

Aber die Mutter sah das brechende Auge, den herabsinkenden Mund. Sie fühlte die unendliche Leere, die ihr die Brust erdrückte mit ihrem Grufthauch. Und in der Todesangst, die allen die Maske vom Gesicht riß, rief sie instinktiv, als wäre es der letzte Zauberspruch: „Judith, er kommt — er kommt!"

Modeste war zurückgetaumelt bei dem Schrei.

Aber die Sterbende murmelte kaum hörbar: „Grüß ihn ... Und er soll glücklich werden mit ihr — glücklich! ..."

Draußen klang das dumpfe Rollen eines Wagens. Frau von Bussard horchte. Sie konnte sich nicht losreißen von ihrem sterbenden Kinde und ersehnte doch wiederum den fremden Mann wie eine letzte Rettung.

Es dauerte zwei schrecklich lange Minuten, bis sich die Portieren leise und zögernd öffneten.

Es war Falkner von Oed.

Als er ans Bett trat, entfloh der Sterbenden der letzte Seufzer.

Die beiden Frauen wichen vor ihm — es war das richtige Gefühl —, der letzte Hauch hatte dem Manne gegolten, den sie geliebt.

Und Falkner von Oed fand kein Wort. Er kniete langsam nieder vor dem Bett, schlug ein Kreuz und betete. Dann drückte er einen Kuß auf die wachsbleiche Hand der Toten — stand langsam wieder auf, das Gesicht alt, die Muskeln erstarrt.

Frau von Bussard hielt ihm beide Hände hin — wie verzeihend.

Er aber schüttelte nur den Kopf.

Modeste verstand den Mann nicht.

*

Draußen im Korridor Schritte, Flüstern. Es waren die Leute vom Gut, die Dienstboten aus dem Haus — alle mit ihrem echten oder erheuchelten Mitleid. Ihnen starb nicht das Fräulin vom Schloß — ihnen starb der gute Geist, die Liebe selbst ... Und sie begannen zu glucksen und zu schluchzen — der laute Theaterschmerz, der merkwürdigerweise gerade uns Theaterleute des Lebens abstößt.

Und in dieser lärmenden Leutetrauer, die durch die geschlossenen Türen drang und seltsam mit der dumpfen Stille drinnen kontrastierte, fand sich die Mutter zuerst.

„Sie kommen spät, Herr von Falkner — sehr spät! ..."

„Sehen Sie meine Pferde an — und dann sagen Sie noch einmal: ich hätte gespart! ... Ich habe in meinem Leben leider nie gespart ..." Dann lachte er laut und kurz auf, daß die Frauen ihn erschreckt ansahen wie einen Tollhäusler. — Er hielt Frau von Bussard einen offenen Brief hin.

Sie las die wenigen Zeilen und reichte das Papier achselzuckend zurück. „Ich verstehe ... Es gibt merkwürdige Leute ... Was sagt' ich Ihnen damals? — Phantom! ... Wollen Sie auch jetzt dem noch weiter nachjagen?" ...Und gleich darauf begann ihre ganze Gestalt zu zittern wie im Krampf. Sie hob die gefalteten Hände wie beschwörend empor und sagte unartikuliert, heiser: „Sehen Sie sich das unglückliche Geschöpf da noch einmal an! Und sagen Sie mir: Mußte das sein? — Mußte so viel reinste Herzensgüte, so viel Jugend, so viel echte Leidenschaft elend zugrunde gehen für eine Dirne, der es plötzlich einfällt, moralisch zu sein? — Denn sie war eine Dirne im tiefsten Kern — eine, die beim Sündigen betet ... Warum konnten Sie das nicht fünf Jahre früher begreifen, Sie kluger Mann? Oder beteten Sie diese Dirne nur darum an, weil sie eine Dirne war?"

Er zuckte die Achseln. „Gnädige Frau, für mich bedurfte es dieses Briefes nicht mehr ... Aber ich wollte mir wenigstens selbst treu sein. — Und so bin ich denn die Mumie geworden, die ich bin — verdorben und verdorrt, wie es die Gesellschaftsmoral heischt ... Da fängt man nicht wieder von vorne an — nicht mal zu lügen ... Ich habe als alter Roulettespieler auf Zéro gesetzt und bin auch mit Zéro herausgekommen." Er lachte wieder. „Die Leute nennen es Schicksal — ich nenn's gar nicht ... So weit bin ich endlich ... Darf ich jetzt gehen?"

Die Frau schüttelt das Haupt. „Nein, Falkner, so nicht! ... Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, ehe wir für immer auseinander gehen ... Auch Sie können ruhig zuhören, Modeste ...



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Geschichten vom St. Nikolaus

Nach dem Gemälde von Franz von Defregger (München)

Mir ist, als stände der verstorbene Falkner von Oed hier. Sie sind genau wie er — und darum hat er Sie auch so leidenschaftlich gehaßt. Das soll kein Makel sein ... Er hat ebenso unsinnig treu gefühlt wie Sie und ist ebenso verdorrt wie Sie ... Und wenn nun sein Verhängnis Ihre eigne Mutter gewesen wäre? — auch strenge Katholikin, auch nüchternste Moral — die es vorzog, den Majoratsherrn zu heiraten, obgleich sie den zweiten Bruder liebte? ... Verstehen Sie nun seinen Haß — und daß er trotzdem von der Frau nie loskonnte, obgleich er sie bis in alle Höllen verwünschte? ... Er war kein schlechterer Mann wie Sie — wahrhaftig nicht! ... Und wenn dabei eine Siebzehnjährige Feuer fing und nicht von ihm wollte, bis er sie von sich stieß — eben weil er eine vornehme Natur war —, so wundern Sie sich nicht! Sie war jung, sie war hübsch, sie war reich — sie hatte alles. Und als sie endlich begriff, daß sie in ihrem Reichtum erst recht arm war, da tat sie den Schritt, den nur ganz junge und nur ganz verzweifelte Menschen tun, sie heiratete den Mann, der sie nicht liebte und den sie nicht liebte. Sie ist ihm treu gewesen, sie hat ihre Pflicht getan — und niemand kann einen Stein werfen auf sie. — Und heute steht sie an dem Totenbette ihres einzigen Kindes und wirft den ersten Stein auf sich! ... Wir sollen lieben oder hassen im Leben — aber wir sollen uns nicht verkaufen — auch nicht der Moral ... Es gibt nur eine Pflicht — und das ist die lebendige Pflicht ... Hier liegt mein totes Kind ... Und jetzt beginnt für mich die tote Pflicht, die keine Pflicht mehr ist ... Und nun lassen Sie mich! Ich will mein Kind wenigstens im Tode noch einmal ganz allein besitzen — denn ich habe sie doch ganz allein geliebt ... Leben Sie wohl!"

*

Während die Wagen angespannt wurden, standen Falkner von Oed und Modeste Romeit in der geöffneten Haustür. Mitternacht war längst vorüber. Am weißen Himmel frostglitzernde Sterne. Die Blumenbosketts des Gartens sandten den letzten weichlichen Resedageruch. Es war wie ein Kirchhofshauch.

„Diesmal hat's doch gereift," sagte er gleichgültig.

Modeste sah ihn nur wortlos an. Noch immer dieselbe stutzerhafte Eleganz, dasselbe unbewegliche Monokel. Aber das Gesicht war verwittert derweil.

Er rieb sich die Hände. „Kalt ... Eisig kalt! ..."

Die junge Frau zuckte die Achseln.

„Ja, meine gnädige Frau, man wird alt, denkt nur noch an sich."

„Aber ich bitte Sie, Herr von Falkner, in solcher Stunde!" antwortete sie nervös.

„Weil jemand gegangen ist, noch ehe er die letzte Enttäuschung erlebte? — Das sollte uns neidisch machen, aber nicht traurig ..."

„Hat das Judith um Sie verdient?" fragte Modeste bitter.

Er lächelte kühl. „Nachdem ich meine besten Jahre einer Illusion geopfert habe, soll ich da gleich wieder von vorne anfangen? ... Ich weiß sehr wohl, daß ein reines, edles Geschöpf gestorben ist, dem ich niemals wert gewesen wäre, die Schuhriemen zu lösen," fuhr er ernst fort ... „Aber was hat mir das schließlich genutzt? — Und im Grunde unsers Herzens sind wir alle Egoisten — Sie zu allererst, meine gnädige Frau! ... Nur mit dem Unterschied, daß Sie den Egoismus an der vernünftigen Stelle haben, wo er Sinn hat, wo er Leben schafft ... Ich bin fertig, so fertig, daß ich nicht einmal einer vornehmen Wallung mehr fähig bin. — Oder können Sie verlangen von einem verbrauchten Menschen, daß er die ekle Schlackenkruste mit einem Ruck sprengt, wieder er selbst wird — während er in Wahrheit doch nur noch Schlacke ist? ... Wähnen Sie nicht etwa, daß ich schleunigst gehe, die einzige vernünftige Konsequenz meines Lebens endlich zu ziehen! ... Im Gegenteil — ich werde noch lange leben, ungefähr wie ein vermorschter Erlenstumpf im Sumpf. Man hält ihn schon längst für tot, und er vegetiert immer noch ... Ich habe auch gar keine Ambitionen auf den Himmel, wie andre gute Menschen und reuige Sünder. Der Himmel ist mir ein degoutanter Aufenthalt mit all seinen Moralfatzken und tugendhaften Gänsen. — Nein — in diesem Punkte bin ich wie mein Onkel, der sich die Predigt verbat und den Grabschmuck! Ich will ein ruhiges Grab, aus dem mich auch das Jüngste Gericht nicht scheucht ... Man hat so Lieblingsvorstellungen. Meine ist seit einiger Zeit: an der See zu schlafen mit dem gleichmäßigen Auf und Ab der Brandung, und der Dünensand über und um einen unaufhörlich rinnend, ohne Ziel, ohne Zeit ... Ich bin eben ein alter Mann."

Darauf starrten sie beide hinaus auf die litauische Ebene, die so tot und stumm sich streckte wie die Wüste. Der Neumond sank, sein Gespensterlicht verblich ... Die Wagen fuhren langsam vor. Aber die Romeitschen Braunen wieherten froh, während die Falknerschen Füchse abgetrieben den Kopf senkten.

Falkner von Oed reichte Modeste die Hand zum Abschiede. Schon auf dem Tritt, während er die Fahrhandschuhe zuknöpfte, rief er noch einmal hinüber zu dem andern Wagen: „Da haben Sie ja das beste Exempel — meine und Ihre Pferde ... Allerdings bin ich von Insterburg durchgetrabt. Die Welt dreht sich eben. Und vielleicht ist es gut, daß sie sich dreht."

Modeste wurde es ganz dumm im Kopf,

während sie so dahinfuhren. Vorn der Eyseliner Jagdwagen, die abgejagten Tiere im müden Trab — dahinter ihr eignes Gespann, das nach Hause drängte. — Aber wenn die Füchse in Schritt fielen, parierte auch der Ellersche Kutscher sofort zum Schritt durch. Es war die Hochachtung vor dem Baron und dem Herrenhaus, die den Leuten nun einmal angeboren.

Wo der Weg nach Eyselin abging, hielt Herr von Falkner und stieg aus.

„Warum sind wir eigentlich nicht in einem Wagen gefahren?" fragte er mit spöttischer Verwunderung. „Es wäre wahrscheinlich pläsierlicher gewesen..." Dann zeigte er nach Barginnen hinüber, wo noch alle Lichter flammten. „Die haben offenbar noch nicht ausgefeiert!... Möchten Sie zurück?"

„Nie!"

„Das ist recht, meine Gnädige ... Ich möchte auch nicht mehr zurück ... Aber die Siegerin sind Sie! Wir andern alle sind Besiegte ..." Er nahm denselben weißen Karton aus der Tasche, den er auch Frau von Bussard gereicht. „Lesen Sie ruhig und denken Sie Ihr Teil!... Behalten können Sie das Dokument auch ... Sie sollen mich nicht etwa verstehen. — Ich verstehe mich ja selbst nicht mehr. — Aber wenn einmal Liebhabertheater gespielt werden sollte in Ihrem Hause — dann können Sie den Wisch nutzbringend verwenden ... Nun bin ich auch endlich dieses Andenken los ... Adieu."

Er schritt müde zu seinem Wagen zurück — sie aber fuhr weiter nach der neuen Heimat. Unterwegs entfaltete sie ohne Neugierde mechanisch das Papier. — Es war eine kurze französische Geburtsanzeige. Darunter ein Name, schwindelnd vornehm, aber von ganz fremdem Klang. — In einer Ecke von Frauenhand gekritzelt: „O, mein Freund, was bin ich doch glücklich! ... Das Schicksal hat alles so wunderbar gefügt. Den ich einst haßte, bete ich jetzt an ... O, es war doch sehr gut, sehr gut! ... Wissen Sie noch? — Ich fahre manchmal entsetzt aus dem Schlummer ... Wenn, wenn ... Es wäre ja gewiß schön gewesen — aber so ist es doch besser ... Was hab' ich Angst ausgestanden, daß Sie mir doch noch einmal schreiben könnten und er den Brief finden! ... Sie sind natürlich längst glücklich mit einer andern ... Sie haben das leichte Blut, das vergißt. — Ich vergesse nicht — niemals ... Aber schicken Sie mir unter allen Umständen meine Briefe zurück! ... Das Heiligenbild aber, wie Sie es nannten, behalten Sie zum Andenken an einen reizenden Rivierafrühling ... Ich liebe übrigens ‚Veilchen' nicht mehr ... Das Parfüm hat so was Gretchenhaftes — und ein Gretchen, mein lieber Freund, bin ich eben nicht mehr ... ‚Er' wird bestimmt Botschafter in Petersburg — und ich hoffe zur Saison wieder ganz au fait zu sein ... Beantworten Sie diesen Brief, bitte, nicht! ... Und empfangen Sie einen letzten freundschaftlichen Händedruck

von Ihrer überglücklichen

Marguérite."

Modeste sank die Hand. Das also war das Gnadenbild, zu dem der Sünder immer reuig zurückkehrte!

Und sie wandte instinktiv den Kopf zurück, wo Eyselin und Barginnen immer kleiner wurden, schemenhaft — verrinnend wie ein Spiel der Phantasie. Aber als sie wieder vorwärts blickte, da erkannte sie so deutlich das kleine Wohnhaus, und ein einsames Licht leuchtete ihr entgegen — und immer wärmer und heller, je näher sie kamen ... Und es berührte sie wunderbar, wie alles, was ihr einst groß geschienen, auf einmal so klein wurde, zusammenschrumpfte — tot, lichtlos, zerrinnend ins Nichts. Aber das kleine wuchs und wuchs und strahlte hell und licht, als zeige es ihr den neuen Lebenspfad.

Und als sie auf den Hof fuhren, sprangen froh wiehernd die kleinen krummen Klepper — und als sie vor dem Wohnhaus abstieg, stand Herr Romeit auf der wackligen Holzveranda und sagte: „Endlich! Ich wollte schon nach Bussardshof reiten ... Guten Morgen, Schatz!"

Und drinnen in dem warmen gemütlichen Zimmer dampfte die alte Berzeliuslampe, auf welcher der Inspektor Romeit dem Fräulein vom Schloß einst Tee gekocht. Und der Duft von alter Heimat und junger Liebe füllte den Raum.

Modeste erzählte von dem rührenden Tod und der öden Fahrt. Und sie wollte weinerlich werden über das Stück glückloser Menschheit, das wie ein langer banger Schatten heute an ihr vorübergezogen war. — Und sie konnte nicht weinen, so schwer ihr auch das Herz. Jung und stark, wie sie war, glitten Tod und Schicksal doch nur wie Gespenster an ihr vorüber, die man nur anzurufen braucht, und sie zerflattern in nichts.

Und dann küßten sich und freuten sich die beiden jungen, liebenden Menschen und freuten sich angesichts des Todes wie törichte Kinder. Und das Leben gab ihnen recht!

„Uebrigens ist ja noch ein Brief für dich da — ein Geschäftsbrief. Er sieht wenigstens so aus ..."

Modeste hielt das Kuvert mißtrauisch gegen das Licht. „Morgen, Schatz, morgen! Es ist ganz gewiß kein Liebesbrief."

XXVII

Es war in der Tat kein Liebesbrief!

Ein Rechtsanwalt aus Königsberg teilte mit, daß Herr Lindt von Barginnen auf Barginnen die Errichtung eines Fideikommisses beschlossen habe, dergestalt, daß das Gut und gleichnamige

Schloß nach seinem Ableben als Majorat auf seinen Enkel Grafen Dagobert von Arsil übergehen solle mit der Bestimmung, daß der jedesmalige Besitzer den Namen Lindt von Barginnen vor dem eignen zu führen habe. Den beiden älteren Töchtern des Erblassers: Erika, Gräfin Arsil, und Frieda, Freifrau von Mieritz, sei die entsprechende Summe in Wertpapieren und mündelsicheren Hypotheken ausgesetzt, während der jüngsten Tochter Modeste, verehelichten Romeit, die in offenbarer Auflehnung gegen die väterliche Gewalt dauernd gehandelt habe, nur ein Pflichtteil zustehe in der Höhe von siebenundzwanzigtausend Mark, welche Summe der Erblasser freiwillig auf dreißigtausend Mark abgerundet habe, jedoch mit der ausdrücklichen Klausel, daß etwaige Ansprüche an das großmütterliche Erbe als ein für allemal erledigt erklärt werden müßten.

Die Originalurkunde des Testaments sei während eines Monats bei dem Unterzeichneten täglich in den Bureaustunden einzusehen.

Justizrat X. X.

Der alte harte, eitle Schurke starrte aus den Zeilen. Ueberall die Klausel, die Hintertür — der gemeine Geschäftssinn des Wucherers mit der lächerlichen Blindheit des Parvenüs gepaart.

Modeste hatte nie etwas andres erwartet. Dennoch sank ihr die Hand.

Ihr Gatte stand verlegen dabei.

„Also darum all die hellen Fenster gestern," sagte Modeste leise, „darum! ... Man feiert das neue Fideikommiß ... Eingefädelt hast du die Sache ganz gewiß nicht, mein lieber Schwager Arsil — dafür bist du doch zu vornehm! ... Dazu hast du ja auch eine Frau — eine sehr gute Frau! ... Aber daß du es doch für deinen Sohn nahmst, weil sie dich drängten, das war nicht schön, das hätte ich dir nie zugetraut!" Ein harter, höhnischer Zug flog dabei um ihren Mund.

„Du willst wieder klagen," erwiderte Herr Romeit etwas nervös. „Ich seh's dir an ... Gewiß — aber mir ist's gräßlich! ... Warum wühlt der alte Mann uns wieder alle häßlichen Gefühle auf? — Solange wir nichts hatten — manchmal weniger als nichts —, sind wir glücklich gewesen. Du auch, Modeste — du erst recht! ... Jetzt fängt die alte Leier wieder an ... Aber recht hast du schließlich, Modeste! Es ist ja auch wegen der Kinder und allem. Und wenn du auch die Ausgestoßene bist — du bist's doch nur wegen mir ... und im Grunde deines Herzens bist du doch besser als die ganze Gesellschaft!" Er warf den Brief zornig auf den Tisch. „Ich möchte, weiß Gott, es regnete mal wieder Pech und Schwefel!"

Modeste schien ihn kaum gehört zu haben. Sie sah sich scheinbar interesselos in dem Zimmer um, wo die Kinder spielten, wo der Jagdhund philosophisch am kalten Ofen lag, wo die ganze schlichte, ehrliche Einfachheit des alten Eller noch jetzt die Luft erfüllte mit einem warmen, altväterischen Hauch. — Dann ging sie langsam auf und ab, die Augen auf dem Boden. „Ich möchte schon prozessieren! ... Denn arm sind wir schließlich heute noch — wenigstens wenn man an die Kinder denkt, und daß man auch früh sterben könnte ... Denn die dreißigtausend Mark — und wenn ich sie so nötig brauchte wie das Leben — die kann und will ich nicht nehmen! Das hieße feige kuschen, sich selbst unehrlich machen ... Und kuschen tue ich nicht, auch für meine Kinder nicht! ... Wie ich nun einmal bin, sagt' ich ihnen doch lieber: Das ist euer Großvater, und das sind eure Tanten — und man soll sein eignes Fleisch und Blut achten und ehren, solange man kann —, ich aber wünsche, daß ihr lieber betteln geht, als daß ihr von jenen nehmt, und daß sie euch lieber verwünschen, als daß sie euch segnen in euerm Leben! ... Und das wäre richtig, und das wäre konsequent — und anständig verhungert ist noch immer vornehmer gewesen als unanständig geschlemmt ... Aber zu guter Letzt bin ich doch ich, schiele nach dem Gelde, nach der Vergangenheit ..."

„Dann laß doch den ganzen Krempel zum Teufel gehen!" rief er. „Und sieh mal, Modeste — wir sind ja noch so jung, wir können arbeiten ... Ich jedenfalls bin es nie anders gewöhnt, und du bist's ja auch gewöhnt! ... Das andre Geld ist schmutzig, schmutzig — sage ich dir! —"

Sie nickte wie geistesabwesend. „Schmutzig — schmutzig ... Gewiß! — Aber schmutzig ist schließlich alles Geld. Und wer fragt heute noch danach?" Sie streichelte die beiden Kinder, die verständnislos vom Spiel aufsahen. „Warum sollt ihr denn durchaus die räudigen Schafe sein? — Und ihr seid doch gewiß Kinder der Liebe im besten Sinne! ... Und der talgige Dagobert Arsil durchaus der große Herr? — Und es ist doch kein Saft und keine Kraft gerade in dieser erbärmlichen Vernunftehe! ..." Dann schüttelte sie wieder den Kopf. „Ich weiß nicht: Soll ich nun den Prozeß riskieren und vielleicht verlieren — für mich? — Oder soll ich das Geld nehmen — für meine Kinder? ... Mütter haben sich schon ganz anders gedemütigt ..." Da zuckte sie aber auch schon zusammen wie bei einer ekeln Berührung: „Nein, das Gnadengeld, das nehm' ich nicht! Und was ich auch den andern hinter meinem Rücken heißen mag, vor mir selbst wenigstens will ich nicht feil sein!"

Sie sah wunderschön aus, wie sie so dastand, die Hand geballt, die Augen blitzend.

Herr Romeit trat zu ihr und küßte ihr den Nacken mit dem blonden Flaum. „Es tut mir immer weh, Modeste. Aber du bist doch zu mir herabgestiegen! ... Da draußen hab' ich

es weniger gespürt — hier fühl' ich's wieder sehr stark! Ich bin doch der Klotz an deinem Fuß . . ."

Da wandte sie sich jäh um und umarmte ihn leidenschaftlich fest. „Das ist nicht wahr — das ist nicht wahr! Sondern ich bin zu dir emporgestiegen . . . Aber die Lindt ist noch nicht tot in mir — und die muß erst sterben — sie muß!" Darauf begann sie leidenschaftlich zu schluchzen.

Er aber küßte sie und streichelte sie. Und die Kinder kamen mit ihrer ungeschickten Rührung. Auch der alternde Unhold erhob sich schnuppernd von seinem Ofenplatz. „Du mußt's beschlafen, Schatz!" tröstete der Mann. „Und wozu du dich dann entschließt, das wird auch das richtige sein! . . . Ich kenne dich doch! Ich mache vielleicht den Skandal, werde wild — aber die es durchreißt schließlich, das warst noch immer du!"

Da lächelte Modeste wieder. „Du bist doch ein Phantast! Ich hab's immer gesagt . . ."

„Bin ich auch!" lachte er. „Denn wenn man das Leben in das traurige Rechenexempel auflöste, wie es in Barginnen Mode ist . . . Nein, so elend und so nüchtern ist das Leben, Gott sei Dank, doch nicht!"

Da richtete Modeste sich von seiner Schulter auf. „Und soll's auch nicht werden! . . . Jetzt aber, Schatz, wollen wir von etwas ganz anderm sprechen . . Du wolltest doch immer nach Tilsit auf den Pferdemarkt . . . Brennst ja drauf! Und ich seh' dich doch noch als großen Remontezüchter sterben . . . Da aber jemand doch noch mal an den Rhein muß, so will ich dieser Jemand sein. So lange hat ja die andre Angelegenheit Zeit. Und vielleicht kommt guter Rat wirklich einmal über Nacht."

*

Die Geschäfte am Rhein hatten viel länger gewährt, als Modeste geglaubt. Jetzt war sie auf der Rückfahrt. Endlich! Sie sehnte sich nach der Heimat.

Bei Wiesbaden hatte noch ein milder Spätsommer ins Coupé gelächelt, doch nach Berlin kroch bereits ein eisiger Herbst durch die Fensterritzen. — Es war der Nachtkurierzug. — Modeste, von der langen Fahrt auf harten Bänken mißgestimmt, fröstelnd, erhob sich, durch den Außengang zu wandeln. Die Herren, die da noch rauchend und träumend lehnten, schauten ihr alle nach. Sie aber schlenderte gleichgültig den ganzen Zug entlang bis zu dem Ersteklassewaggon mit seiner weichen, staubigen Matratzenluft. Die Vorhänge bereits geschlossen, dahinter gedämpftes Licht, ungewisse Schatten.

‚Hier ist es doch besser als „dritter"!' dachte sie mit dem Neid der Müden. ‚Aber ob sie so viel glücklicher sind? . . .'

Da wurde dicht an dem Fenster, wo Modeste stand, ein Coupévorhang weggezogen, die Schiebetür stöhnte. Zwei Damen traten heraus, in kostbaren Pelzmänteln, die Gesichter verschleiert. Fremde, vornehme Damen. Dennoch kamen sie Modeste merkwürdig bekannt vor.

Die ältere holte ein verknittertes Zeitungsblatt aus der Kuriertasche und reichte es der jüngeren: „Lies! Ich kaufte es schon in Frankfurt. — Jedenfalls nimm dich zusammen! . . . Es ist ein Unglück — und zugleich ein Glück. Ich hab's dir ja immer gesagt: ‚Un fou, un grand fou — pas plus, pas moins . . .'" Dann zischelte sie auf französisch weiter mit einem halben hochmütigen Blick nach Modeste hin.

Die jüngere nahm das Zeitungsblatt, las, las, indes ihr die Hand zitterte. Sie schob den Schleier hoch, nach den feuchtschimmernden Augen zu tasten — schönen, heiligen Augen. Der Moment genügte. Modeste hatte die Dame erkannt, die Falkner von Oeds törichte Träume so lange erfüllt. Sie wollte ihr fast leid tun, die Frau, die bei aller Schönheit, bei allem Glanz vielleicht viel ärmer war als sie. Wer kannte denn dieses Schicksal? Und hatten sie nicht am Ende ihr beide unrecht getan damals — sowohl Falkner von Oed als Frau von Bussard?

Da stöhnte die Schiebetür noch einmal. Der Kopf eines großen kurzsichtigen, aber offenbar vornehmen Mannes tauchte auf — ein gutmütigtörichter Kopf. Die Dame, die nicht Zeit gehabt hatte, den Schleier wieder herabzuziehen, lächelte aus feuchten Augen so liebenswürdig glücklich zurück, daß Modeste angesichts dieser Wandlung graute.

„Il fait froid, là dehors," sagte der Mann.

„Tu as raison, mon ami," antwortete die Dame wieder mit einem dankbaren Kinderlächeln, während die Zeitung in ihre Tasche glitt.

Die Tür schloß sich. Modeste starrte ihr mit bösen Augen nach. „Und du bist doch eine Dirne!"

Dann ging sie langsam zurück in ihre dritte Klasse und dachte, in ihren Mantel gehüllt, über all die seltsamen Zufälle nach, die unser sogenanntes Leben ausmachen. Alles so verlogen, feige! Wo einmal ein heißes Gefühl aufzuckt, immer gleich der nüchterne Wasserstrahl hinterher . . . Bei dem Grübeln begann die Müde einzuschlummern, fest, tief, wie nur junge gesunde Menschen. Sie erwachte erst über den Stimmen von zwei neuen Reisenden, die einander „Guten Morgen" wünschten — breite, behäbige Litauer mit wetterharten Bauerngesichtern.

„Was doch die Sonn' jetzt spät aufgeht!" sagte der Dicke und paffte sich eine Zigarre an.

Der andre sah nach der Uhr. „Fünf Minuten vor sechs. Gereist hat's auch wieder die Nacht." Und er sah auf die Ebene, wo träge Morgennebel wallten. „Wo kommen Sie eigentlich her, Batschat?"

Der Dicke stemmte den Stock auf. „Aus Eyselin. Das heißt, gestern. Ich hatte nämlich 'nen „Kleinen“ genommen und war in den falschen Zug gestiegen. Da mußt' ich schließlich die Nacht in Korschen bleiben.“

„Aus Eyselin? — Da ist doch der dammlige Baron?“

Der Dicke spuckte breitspurig aus. „War, Mannchen, war!“

„J, was Sie sagen!“

Der Dicke tat einen noch tieferen Zug aus der Zigarre. „Na, lesen Sie denn die Zeitung nicht, Mannchen? Stand doch 'ne ganze Seit' davon!“

„Ich war auf 'em Pferdskauf. Fand aber nichts Rechts . . .“

Der Dicke schnob verächtlich. „Taugen 'en Dreck was, die Füllen heutzutage! . . . Aber um auf Eyselin zu kommen: Mein Ohm war da früher Oberinspektor. Hat sich gut angemastet auf der Stell'! . . . Also vorigte Woch' Donnerstag, paar Tag' darauf, wo das gnädige Fräulein aus Bussardshof begraben wurde, da hatte sich der dammlige Baron so 'n paar Berliner eingeladen zur Jagd — sie mögen auch von selbst gekommen sein. Und hübsche Marjellens dabei, auch aus Berlin. Also — Vorred' gibt keine Nachred' — da haben sie zuerst ein feines Diner gehabt, und dann haben sie gespielt, die Dausende man immer hin und her! Und die Marjellens haben Sekt getrunken und vor Vergnügen immer gequietscht dazu. Ich hab' was gehört von fünfzigtausend Talern, die der Baron verloren haben soll . . . Blieb aber immer vergnügt, bis plötzlich eine Marjell nach Selterwasser schreit. — Da sagt der Baron zum Diener — es soll so 'n neuer und 'n Windikus mit einem Arm gewesen sein, den er von der Straß' aufgelesen hat; aber horchen tat er dem Baron wie ein Hund — ‚Bringen Sie mir doch gleich aus meiner Schlafstub' die Rhabarbertinktur mit! Sie steht auf der Kommod'! Es ist nur eine Flasche — und Sie können sich gar nicht irren . . .‘ Und die Marjell trinkt ihr Selterwasser, und der Baron trinkt seine Medizin. Und wie er fertig ist, da sagt er: ‚Donnerwetter, schmeckt das Zeug aber bitter! Das ist ja zum Katzen und Hunde vergiften! . . .‘ Und da kommt auch schon der andre, der alte Diener gelaufen, den sein Onkel selig noch gehabt haben soll, und schreit: ‚Um Gottes willen, Herr Baron, das war ja das Strychnin für die Füchse!‘ — Und da lacht der Kret, der Baron, nur und fragt: ‚Für wieviel Füchse?‘ — ‚Ich glaub' für hundert!‘ — Und da meint der Baron wieder, aber ohne mit der Wimper zu zucken: ‚Na, da wird's wohl hoffentlich auch für mich langen!‘ . . . Da haben sie ihm denn nachher noch Milch eingegeben und nach 'm Arzt geschickt. Der Arzt kam auch, aber wie gewöhnlich so die Aerzte kommen — 'ne Stund' zu spät . . . Dagegen munkelt man, daß die Baronin aus Bussardshof noch im Morgengrauen gekommen wär' und ihm die Augen zugedrückt hätt'. Verlangt haben nach ihr soll er aber nicht! . . . Bis hierher hört sich die Geschichte ja ganz hübsch an, aber nun kommt die Dammligkeit: Er hat nämlich nie was am Magen gehabt, der Baron, und die Magentropfen sind überhaupt nie im Haus gewesen!“ Der Dicke faßte sich nach der Stirn: „Vollkommen dammlig, der Kret! — Dann haben sie noch nach seinem Bruder telegraphiert, der das Gut erbt und da beinahe in Frankreich leben soll. Der ist sogar Graf . . . Kurz und gut, auch die Doktors sind sich einig geworden, daß der Baron reell verrückt gewesen ist! . . . Und das ist nicht etwa so hingeschabbert, sondern ich hab's von der alten Mamsell selbst, die zugehört hat, wie er dem Einarm noch diktiert hat: ‚Mein bewegliches Vermögen, über das noch nicht verfügt ist, vermache ich den vier Damen, die mir heute die Ehre gaben. Für den, der mein Leben kennt, ist auch dieser mein letzter Wille nur zu verständlich!‘“ — Darauf spuckte der Dicke wiederum aus, diesmal aber mit ehrlicher bäuerischer Verachtung. „Das schöne Geld — und den Frauenzimmern!“

Modeste aber, der kein Wort dieser Unterhaltung entgangen war, ging hinüber nach dem Speisewagen, weil sie den stumpfen Anblick dieser beiden Bauern nicht mehr ertragen konnte. Im Speisewagen saß sie aus Zufall neben den beiden Damen und dem Herrn aus der „ersten Klasse“, die wie sie ihr Frühstück hier nahmen. Es war Mann, Frau und Schwägerin, wie sie aus der Unterhaltung heraushörte. Und angeekelt im tiefsten Innern, wie sie war, wäre sie am liebsten aufgestanden und hätte zu der lächelnden Heiligen gesagt: „Die Dirne, an welcher der Mann gestorben ist, warst du!“

Und der Zug eilte weiter durch die östliche Ebene. Modeste altvertraute Bilder zogen vorüber: Die Koppeln mit den weidenden Pferden, die einsamen Gehöfte, der monotone Wald, an ihn gelehnt die verlorenen Holzkabachen der litauischen Kossäten. Und darüber gespannt der weite, weite Himmel mit dem trostlos fernen Horizont. — Und doch war's die Heimat und ihr herber Hauch der Heimatlosen von Herzen lieb.

In Insterburg mußte sie umsteigen. Der Bahnhof sehr belebt — meist vornehme Leute. Fremde prunkende Uniform, spiegelnde Lackstiefel. Neben dem Adlerhelm des Gardedukorps der ehrwürdige Landzylinder. Es war, als wenn eine Fürstlichkeit mit dem nächsten Zuge passierte.

„Ist der Kaiser in Rominten?“ fragte Modeste unwillkürlich den Gepäckträger.

„Ach, Sie meinen von wegen die vielen Menschen! . . . Die warten alle auf den Zug nach Tilsit. Der Herr Baron aus Eyselin wird heute begraben."

Da konnte Modeste nur bitter lächeln. ‚Wie viel Menschen um einen Menschen, der sich nie aus den Menschen etwas gemacht hat!' — Den Lebenden hatte keiner recht leiden mögen; den Toten hätten sie am liebsten alle zur Gruft getragen. Es war eben der exklusive, vornehme Mann, den gekannt zu haben gewissermaßen zum guten Ton gehörte.

Und da erkannte Modeste auch schon gar manchen: Die Murrmanns, die Gadebuschs, welche die Vorübergehende eisig anstarrten — die kleine Frau Pescatore, die sich hinter ihren Mann versteckte. Weiter ihren Schwager Mieritz, der den Gardehelm wieder trug und den Stern von Barginnen wohl längst vergessen hatte. Modeste blieb kalt und gleichgültig zwischen den Menschen stehen, zu denen sie einst gehört hatte und doch nicht gehört hatte. Sie sah sich auch nicht um, wie der alte Lindt jetzt näherkam, noch immer ungebeugt und würdig, und einem großen Kreise ehrfürchtig Lauschender seine Ansichten über Agrarpolitik entwickelte. Sie wollte ihn nicht sehen! — Aber unwillkürlich schielte sie doch beiseite, ob sie in dem vornehmen lispelnden Feudalen den Vater wieder erkennen könnte, dem sie doch einmal Tochter gewesen war. Es war ihr seltsam ums Herz . . . Aber nur ein hartes, kaltes Auge starrte zurück, und eine eisige Stimme sagte: „Es gibt, wie gesagt, räudige Schafe in allen guten Herden sowohl wie in allen guten Familien — aber mit diesen räudigen Schafen muß eben aufgeräumt werden."

Es war unsicher, wem dieser Ausspruch galt, aber Modeste wandte sich wie zur Antwort jäh um, so daß Vater und Tochter Aug' in Auge standen. Sie, welche die Feigheit der Nerven nie gekannt hatte, kannte auch die Feigheit des Herzens nicht mehr. Sie hatte gesiegt, sie brauchte diese Menschen nicht, war sie selbst geworden. Unwillkürlich schlug der Alte das Auge nieder vor ihr. Und als jetzt der junge Herr von Häwel, der immer harmlos gewesen war, die Hand nach dem Helmschirm hob, wandte sie sich grußlos ab. — Sie wollte auch diese Erinnerungen nicht mehr. Und dabei fühlte sie deutlich, wie die neugierigen Blicke und die geschwätzigen Zungen ringsum stachen und wie all diese alten guten Freunde nur auf den Zug warteten, um, die Köpfe zusammengesteckt, von dem Stern von Barginnen zu erzählen, der schon so jäh und so lange erloschen war. Und sonderbar! Unter dieser Woge von feiger und dummer Verachtung fühlte sich Modeste größer werden, stärker, schöner, gewissermaßen emporgewachsen über all diese blendenden Nichtigkeiten des Lebens umher. — Und auch die andern mochten spüren, daß erst jetzt die schöne Sünderin sich zur vollen Blüte entfaltet hatte, während sie selbst schon vertrocknet waren im Trieb.

Als der Zug eben abfuhr, kam eine schwarz verschleierte Dame auf den Perron. Die Leute aus dem Zuge grüßten und winkten. Es war Frau von Bussard, die aber nicht mitfuhr.

Sie bemerkte Modeste und fragte verwundert: „Sie hier?"

„Ich komme vom Rhein. Ich wußte nicht . . ."

„Ja, ja, Falkner ist tot . . . Fragen Sie mich nicht nach den Einzelheiten! Es ist alles wahr . . . Wenn's nur nicht gerade nach dem Begräbnistage von Judith gewesen wäre . . . Aber schließlich verstehe ich es auch. Wenn der Ekel allmächtig wird . . . Er hat gelebt wie ein Narr und ist gestorben wie ein Narr. Warum sind wir eigentlich alle Narren? . . ." Sie wischte sich eine Träne aus dem Auge. „Ich bin mit Absicht zu spät gekommen. Ich wollte nicht mit zum Begräbnis. Ich fahre später mal allein hin . . . Er wird übrigens am Haff begraben, irgendwo ganz allein und ohne Kranz, ohne Leichenrede . . . Das war außer ein paar Legaten sein Testament . . . Wollen Sie übrigens Judiths Grab sehen? — Es ist hier nahebei in einem Dorf, wo meine Familie mütterlicherseits ein Erbbegräbnis hat schon seit der Ordenszeit. Noch gerade zwei Plätze waren übriggeblieben — für Judith und für mich später einmal. Da stört uns keiner, und wir stören keinen." Wie sie so sprach, war sie wieder die ruhig-vornehme Dame, der das Leben keine Rätsel mehr aufgibt, weil es keine mehr hat für sie.

Die Damen fuhren darauf nach dem Kirchhof.

Es war ein kleiner Kirchhof mit einem altersgrauen Mausoleum in der Mitte. Sie sprachen beide kniend ein Gebet vor dem blumenbedeckten Katafalk. Aber während die Mutter sich tiefer und tiefer beugte unter der harten Hand der Vorsehung — demütig, wie der dumpfrieselnd, Gruftgeruch von Erbbegräbnissen es vorschreibte war Modeste aufgestanden, aus der Enge des Todes in die Weite des Lebens zu flüchten. Es war ihre Natur so . . . Und derweilen sie zwischen den ärmlichen Dorfgräbern hin und her schritt, dachte sie an die Tote hier, an den Toten dort und das Gaukelspiel des Lebens, welches das Liebste vom Liebsten reißt, ohne Zweck, ohne Ziel, nur um es einsam zu betten . . . Die goldenen Körner sind eben schwer, darum sinken sie so rasch wieder zur Erde zurück; doch die Spreu des Lebens tollt lustig über den großen Kirchhof des Lebens und fragt nicht und sagt nicht und wird gar sänftiglich von dem leichten Winde getragen und gar freundlich von der milden Sonne gekost, und ob solchen auch nie das Schicksal aus dem Tiefinnern herausquillt, sondern ihnen

nur von außen anweht wie ein moderndes Blatt — so deckt schließlich das goldene Korn und die wertlose Spreu zugleich dieselbe Erde und dasselbe Vergessen.

Und Modeste blieb stehen und dachte ernsthaft: ‚Bist du auch Spreu, nur Spreu?‘

Und vor ihr tat sich wieder die litauische Ebene auf, die weite, mächtige, vom scharfen Herbstwind gezüchtigt, von der roten Herbstsonne überflammt. Und alles schaute kalt und unerbittlich aus wie das Gericht Gottes.

Da schob sich ein Arm unter Modestes Arm — es war Frau von Bussard —, und sie sagte: „Grübeln Sie nicht, mein Kind! Das Leben hat recht, immer recht. Und das Leben kennt kein Laster und keine Tugend — es kennt nur sich selbst, es kennt nur die Kraft ... Trauern Sie nicht, Modeste, da Sie zu Ihrer lebendigen Pflicht zurückkehren! Sie sind die einzig Glückliche unter uns, weil Sie die einzig Starke gewesen sind. Sie sind frei geworden, weil Sie mutig das hinter sich warfen, das Sie hinter sich werfen mußten. Sie sind stark geworden, weil Sie das geliebt, was Sie lieben mußten. Und wenn auch ein glatter Pharisäer sagt: ‚Aber das stammt ja alles aus der Sünde!‘ — so antworten Sie ihm hohnlachend: ‚Gott segne mir diese Sünde! Sie allein hat mich glücklich, hat mich frei gemacht!‘“

Modeste starrte eine Weile vor sich hin, als wenn sie doch nicht ganz begriffe. Dann aber nestelte sie mit bebender Hand einen Brief aus der Tasche und zerriß ihn Stück für Stück, daß die Fetzen im Winde tanzten. Und sie sagte: „Teilt euch in den Raub! Ich aber will keine Gemeinschaft mehr mit euch, weder hüben noch drüben ...“ Sie reichte Frau von Bussard die Hand. „Jetzt, gnädige Frau, bin ich endlich ganz frei.“

*

Zu Hause aber stand zur selben Zeit Herr Romeit und schnitt Kerzen zurecht zu einer Illumination. Und die Kinder jauchzten, und der Unhold wedelte, als die ersten Lichter aufflammten. Modeste aber standen die Tränen in den Augen — die guten warmen Tränen —, als sie eintrat in das lichte, neue Heim. Und dabei sprach sie vor sich hin wie beschwörend: „Stark und gut ... Vielleicht, Judith, werde ich das doch einmal sein.“

Aphorismen

Von

Otto Weiß

„Sie glauben gar nicht, welche Sorgen der Besitz größerer Kapitalien macht!“ sagte mir ein Millionär. Worauf ich mich aufs freundlichste erbot, ihm seine Sorgen abzunehmen ... Da sah er mich aber groß an!

*

Am schönsten ist die Jugendzeit dann — wenn man sich ihrer erinnert.

*

Zu einer ironischen Bemerkung gehören immer zwei: einer, der sie macht, und einer, der sie versteht.

*

Nichts verletzt viele Frauen mehr, als wenn man ihren Mann abfällig beurteilt; sie betrachten derartiges als Eingriff in *ihre* Rechte.

*

„Hilf dir selbst.“ Diesen Moralsatz, so stell' ich mir vor, hat einer verfaßt, der gesättigt in einem Lehnstuhl ruhte — dazu behaglich eine feine Zigarre rauchte — und dabei alle Hilfe, die ihm in früherer Zeit zuteil geworden, auf angenehmste Weise vergaß.

*

Wie gern wär' man oft feige — doch fehlt einem der Mut dazu!

*

Ein Weltreisender versicherte, die schönste aller Städte sei diejenige, in der man sich wohl fühlt.

*

Mit seinem Freund ein Geschäft zu machen, ist mißlich; denn: entweder ist das Geschäft *schlecht*, dann verliert man das Geld; oder es ist *gut*, dann verliert man den Freund.

*

Den möchte ich kennen, der so viel Scharfsinn und Beredsamkeit hätte, um einem Dummkopf zu beweisen, daß er — ein Dummkopf sei.

*

Ich muß doch einmal einen Fachmann fragen, warum in so vielen Theatern Künstlerinnen engagiert sind, die den Direktoren besser gefallen als dem Publikum.

*

Wichtige pädagogische Frage: „Wie erzieht man die Kinder so, daß sie ihren Eltern nicht zu sehr gleichen?“

*

Die männliche Eitelkeit ist so groß, daß sie nur noch von der weiblichen übertroffen wird.

*

Wie viel studiert und gelesen wird: 's ist eine Freude! Wie wenig gedacht und gewußt wird: 's ist ein Jammer!

*

Einfach in der Kunst zu sein, ist durchaus nicht einfach.



Sonntagmorgen

Nach einer Naturaufnahme von Th. u. Oscar Hofmeister (Hamburg)



Aufbruch zur Schlittenfahrt

Eine literarisch-künstlerische Grönland-Expedition

Von

H. Berendt-Kopenhagen

(Hierzu elf Abbildungen nach Gemälden von Harald Graf Moltke)

Von allen Expeditionen, die wagemutige Männer in die Gegend des ewigen Eises unternommen, war die kühne Tour, die im Jahre 1902 von der dänischen Hauptstadt aus begonnen wurde und über deren Erfolg wir im folgenden in Wort und Bild berichten wollen, nicht nur durch Zweck und Ziel, sondern auch durch den Beruf ihrer Mitglieder völlig verschieden. Nicht die erstarrte Mutter Erde galt es dort oben in der Einsamkeit zu erforschen und neue Resultate der Naturwissenschaften vom fernen Norden heimzubringen, sondern der Mensch in seinem harten Kampf mit den furchtbaren Gewalten einer grausamen, unerbittlichen Natur, sein Geistes- und Seelenleben war das Forschungsziel der jungen Männer, die nach manchen Gefahren nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit im Herbst vorigen Jahres die Heimat wieder erreichten. Der Leiter der Expedition war der Schriftsteller Mylius-Erichsen, der es sich zu seiner speziellen Aufgabe gemacht hat, die Sitten und die Lebensweise der Grönländer, besonders der heidnischen Eskimos im Norden, zu studieren und ihre Kultur kennen zu lernen. In dieser Beziehung fand er einen wertvollen Helfer in dem Kandidaten Rasmussen, der als geborener Grönländer die Sprache der Eingeborenen verstand und dadurch in der Lage war, das Mißtrauen der Eingeborenen gegen seine als Eskimos verkleideten Gefährten zu beseitigen. Als dritter Teilnehmer schloß sich ein junger Maler, Graf Harald Moltke, der sich bereits durch seine Nordlichtstudien bekannt gemacht hatte und die Reisen in arktischen Gegenden ebenfalls schon aus Erfahrung kannte, der Expedition an. Als Arzt fungierte das vierte Mitglied der Gesellschaft, Dr. Bertelsen, der in Grönland spezielle Fachstudien anzustellen wünschte.

Vier Wochen nach der Abreise landete die Expedition in der Kolonie Godthaab in Südgrönland und reiste von dort nach Jakobshavn, wo die Vorbereitungen zur Ueberwinterung getroffen wurden. Im Februar 1903 brach die Expedition wieder auf, und zwar mit sechs Schlitten und sechzig Hunden; jeder Schlitten trug etwa 800 Pfund Proviant, Hundefutter, Kleider, Waffen und Munition. Im Laufe von sechs Wochen durchreiste man auf diese Weise das ganze dänische Westgrönland. Von der Station Upernivik an, dem nördlichsten zivilisierten



Porträt eines Fischers aus Nordgrönland

Punkte der Welt, hört jede Spur einer menschlichen Ansiedlung auf. Die Expedition erreichte die fast noch ganz unbekannte Melleville-Bucht, deren Küste noch nicht erforscht worden ist, und die von Mylius-Erichsen teilweise kartographiert wurde. Nach großen Beschwerden gelangte man nach der Station Kap York, wo die heidnischen Eskimostämme, denen in erster Linie das Interesse der Expedition galt, ihre primitiven Wohnungen aufgeschlagen haben. Diese Eskimos, die mit den Bewohnern der südlicheren Teile Grönlands gar keine Berührung haben, sprechen auch einen besonderen Dialekt, der vom südgrönländischen ganz verschieden ist.

Der ursprünglich nur auf zwei Monate veranschlagte Aufenthalt hier mußte auf fast zwölf Monate, von denen vier eine einzige lange, dunkle Nacht waren, verlängert werden, weil der Maler Graf Moltke infolge einer Erkältung, die er, beim Zeichnen auf einem Eisblock sitzend, sich zugezogen hatte, sehr bedenklich erkrankte, so daß seine Kameraden für sein Leben fürchteten. Die Expeditionsmitglieder ließen sich auf der kleinen, von nur etwa vierzig bis fünfzig Eskimos bewohnten Insel Saunders nieder, wo sie ein von ihnen selbst erbautes Steinhaus bewohnten. Als der für zwei Monate berechnete Proviant verbraucht war, galt es, sich Seehundfleisch zu verschaffen, um nicht zu verhungern. Das Fleisch der erlegten Tiere wurde mit Schnee und etwas Seewasser — in Ermanglung von Salz — in einem Kessel gekocht und bildete während des ganzen Aufenthalts auf der Insel die einzige Nahrung der Expeditionsmitglieder. Schließlich wurden auch von den sechzig Expeditionshunden zwanzig verspeist, während Mylius und sein Kamerad abwechselnd Ausflüge nach der Küste unternahmen, um Fleisch und Kleider gegen Pulver, Eisen und Messer einzutauschen. Da der Zustand des kranken Malers sich immer verschlimmerte und die schottischen Walfänger sich nicht getrauten, den Kranken nach seiner Heimat zurückzuführen, reiste man von Kap Alexander, 40 Meilen nördlich von Kap York, eine Strecke von 150 Meilen, die in kaum vier Wochen zurückgelegt wurden. Die Reise war sehr beschwerlich, da sie größtenteils in völligem Dunkel vor sich ging und außerdem ständige Rücksicht auf den kranken Kameraden, der im Schlafsack mitgeführt wurde, geboten war. So erreichte man Umanak. Während Moltke und Rasmussen dort blieben, begab Mylius sich allein in einem Kajak nach Holsteinsborg, eine Strecke von 125 Meilen, um dort von einem europäischen Schiffe womöglich Nachrichten aus der Heimat zu erhalten. Sobald Mylius wieder in Umanak eingetroffen war, trat Graf Moltke mit einem inzwischen angekommenen Dampfer die Rückreise nach Kopenhagen an.

Den letzten Teil des Aufenthalts in Grönland verwendeten Mylius und Rasmussen zu einer Bootsreise an den Küsten Süd- und Ostgrönlands. Diese bei eisiger Kälte und sehr mangelhaftem Proviant ausgeführte, vier Monate dauernde Fahrt war mit den größten Gefahren und Strapazen verbunden. Das Meer war mit einer harten Eiskruste belegt, die man erst zerschlagen mußte, um das kleine Boot weiter führen zu können. Die größeren Boote mit den Funden, Mineralien und allen irgendwie entbehrlichen Gegenständen hatte man an der Küste in einem Depot zurücklassen müssen, um das Schiff, das in Ivigtut die Teilnehmer der Expedition erwartete und sie in die Heimat zurückführen sollte, rechtzeitig zu erreichen. Sonst hätte man noch einen ganzen Winter in Grönland verleben müssen.

In den zwei Wintern hat die Expedition auf Hundeschlitten mehr als 1200 dänische Meilen



Junge Eskimofrau



Im Kajak

zurückgelegt, was einen Rekord bedeutet, und sie ist nördlicher als beispielsweise Sverdrup vorgedrungen.

Es würde zu weit führen, über die wissenschaftlichen Erfolge der Expedition eingehend zu berichten. Nur so viel sei erwähnt, daß ein langes und intimes Zusammenleben mit den Grönländern in verschiedenen Gegenden die Teilnehmer in den Stand gesetzt hat, über die religiösen und moralischen Begriffe des merkwürdigen Volkes und über die Kulturentwicklung sowohl der christlichen Südgrönländer wie der heidnischen Eskimos im höchsten Norden zuverlässige Mitteilungen zu erhalten. Man hat die Lebensweise der Grönländer erforscht, ihre Wünsche kennen gelernt und ihr Vertrauen gewonnen. Am interessantesten sind wohl die Mitteilungen über den heidnischen Eskimostamm am Kap York, der jeder europäischen Zivilisation fernsteht und mit der Umwelt nur sehr selten in Verbindung kommt. Ein Mitglied dieses Stammes, der übrigens nur gegen dreihundert Köpfe zählt, hat die Expedition nach Europa mitgebracht. Es ist der zwanzigjährige Osakra, der im höchsten Norden des Landes geboren wurde. Er ist natürlich über alles, was er in der Heimat seiner weißen Freunde sieht, außer sich vor Verwunderung, und alles kommt ihm sehr — lächerlich vor. Hier fährt man nur mit einem „Hunde" vor dem Wagen — meinte er —, während man in Grönland niemals weniger als acht Zugtiere verwendet. Der „Hund" ist nämlich unser Pferd, von dessen Existenz der Grönländer nichts ahnt. Es war außerdem sehr schwierig, ihn zu einem Spaziergang zu bewegen, denn er fürchtete, von all den Menschen und Pferden erschlagen zu werden.

Diese heidnischen Eskimos haben übrigens, merkwürdig genug, ziemlich ausgebildete religiöse Vorstellungen, sie glauben an eine heimliche Macht, die keine äußere Gestalt besitzt. Diese Macht gebietet, was man tun und was man lassen soll. Der Tapfere wird nach ihrem Glauben in einem Jenseits mit reichen Jagdgebieten belohnt. Wer sich aber gegen das ungeschriebene Gebot versieht, den stürzt sie ins Meer. Diese Art der Strafe hat ihren Grund in der allgemeinen Scheu der Eskimos vor dem Wasser. Man wäscht sich dort überhaupt nicht. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern zeugt von einem ganz primitiven Kulturstandpunkt. Wenn ein Kind zweifelhaft lebensfähig ist, so tötet man es. Gewöhnlich besorgt dies der Vater; in einem Fall tat es die Mutter und wurde für ihren Mut gepriesen. Die Expeditionsmitglieder sahen dreizehnjährige Knaben, die noch bei der Mutter säugten, und zwar auf ihr eignes bestimmtes Verlangen. Die Eskimos lieben die Geselligkeit und veranstalten oft Tänze und Feste, bei denen es sehr hoch hergeht. Es wird den ganzen Abend bis spät in die Nacht getanzt, das heißt, in einem engen Raum trampelt unter wildem Schreien ein Menschenknäuel unaufhörlich auf den Boden, bis der Schweiß die Pelze durchnäßt und die Tänzer



Schlittenfahrt bei Mondschein

halb ohnmächtig zu Boden sinken. Wer früher aufhört, beleidigt den Gastgeber und kann sich auf unangenehme Folgen gefaßt machen.

Im allgemeinen zeichnen sich die Eskimos durch Höflichkeit und Gutmütigkeit aus. Wenn die Expeditionsmitglieder kein Feuer hatten, um das fest gefrorene Fleisch zu kochen, pflegten die Eskimos es kräftig zu zerkauen und dann auszuspuken, um es genießbar für die Fremden zu machen, und es fiel ihnen gar nicht ein, daß jemand dies ekelhaft finden könne. Auch ist der Eskimo sehr fleißig. Die Frauen sind unermüdlich in der Herstellung von Lederschuhen, Anzügen und Teppichen, die Männer in der Verfertigung von Harpunen, Kajaks, Schlitten und Waffen. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist jedoch das Märchenerzählen. Die Anwesenden, die gewöhnlich fast unbekleidet sind, nehmen auf großen, gemeinsamen, mit Fellen bedeckten Lagerstätten Platz. Die Märchen, die bald mystische Sagen behandeln, bald scherzhaften, humoristischen Inhalts sind, füllen oft sieben bis acht Stunden aus, und für den besten Erzähler gilt derjenige, dem es gelingt, eine ganze Gesellschaft — in Schlaf zu versetzen. Jedes Märchen schließt mit den bezeichnenden Worten: „Nun ist das Märchen vorbei und der Winter um so viel kürzer."

Bei den heidnischen Grönländern der Ostküste sind Sitten und Gebräuche dagegen noch recht primitiv. Die Männer pflegen hier ihre Frauen auszutauschen oder sie an Unverheiratete gegen entsprechende Bezahlung zu verleihen. Mylius-Erichsen erzählt von einer Grönländerin, die, von rasender Eifersucht gegen ihre zwei Nebenfrauen erfüllt, auf Rache sann und sich Pulver zu verschaffen wußte, womit sie in einer dunkeln Nacht das Haus des Mannes in die Luft sprengte. Ihre Rivalin wurde getötet und der Mann schwer verletzt. Ein „Zauberer", zugleich Priester und Arzt, erbot sich, an dem bösen Weibe die Strafe zu vollstrecken. Da sie den Eingang ihrer Hütte versperrt hatte, kletterte der Zauberer aufs Dach und erschoß sie von dort aus. Damit war die Rache aber noch nicht befriedigt, denn auch die Nachkommen des bösen Weibes mußten getötet werden. Das einzige Kind wurde daher hinaus aufs Eis gelegt, und da es nicht schnell genug starb, zerschmetterte es der Zauberer an einem Eisblock, öffnete dann die Leiche und verzehrte das Herz. Dies betrachtete er als seine heilige Pflicht!

Um so rauhe Sitten zu mildern, sind die christlichen Missionäre oft genötigt, zu gewagten Experimenten ihre Zuflucht zu nehmen. Mylius erzählt



Eskimofrau mit ihrem Kind



Leben und Treiben in einer Niederlassung christlicher Eskimos



Ein Eskimo aus Nordgrönland



Interieur aus einem Missionshause in Nordgrönland

ein charakteristisches Beispiel in solcher Beziehung. Ein heidnisches Eskimoweib wünschte sich innig ein Kind, am liebsten einen Sohn. Das kinderlose Weib wird nämlich als unnützes Ding betrachtet und ist Gegenstand allgemeiner Verachtung. Zu einem solchen Weibe kam ein Missionar und sagte: „Bete nur dauernd zu meinem Gott, dann wirst du einen Sohn bekommen!“ Das Weib betete und genas wirklich eines Sohnes! Von diesem Augenblick an war sie natürlich bekehrt.

Es ist anzunehmen, daß die von der Expedition gesammelten Mitteilungen über Grönland das Interesse für die so wenig bekannte dänische Kolonie beleben werden. Es ist nicht zu leugnen, daß Grönland bisher recht stiefmütterlich behandelt worden ist. Handel und Erwerb wurden durch die Fesseln des Monopols gelähmt und jede selbständige wirtschaftliche Entwicklung dadurch verhindert. Ueber die wirklichen Bedürfnisse der Bevölkerung war man bisher überhaupt im Unklaren, weil der Staat sich zu einer großen Expedition nicht entschließen konnte und privaten Expeditionen das Betreten des Landes beinahe unmöglich machte. Alle sind nun darüber einig, daß hinsichtlich der Zukunft Grönlands etwas getan werden müsse, um dem Volke den Betrieb der Fischerei und des sehr einträglichen Walfanges zu erleichtern. Grönland könne, meint Mylius-Erichsen, ebensogut wie Island den Fischexport aufnehmen, denn der Reichtum an Fischen, besonders an Dorschen, sei eine nie versiegende Wohlstandsquelle. Die Expeditionsmitglieder sahen fünf Grönlandswale, die einen Wert von je



Junges Mädchen aus Jakobshavn



Auf der Jagd am Ewigkeitsfjord

50 000 Kronen repräsentierten. Warum soll der Fang den Grönländern nicht gestattet sein, und warum sucht man nicht in den reichen Jagdgegenden bei Kap York eine Handelsstation zu errichten? Auch der Mineralreichtum des Landes ist bedeutend, wenn er auch an Wert hinter den Schätzen des Meeres wohl zurücksteht.

Der Maler, Graf Moltke, hat als Ausbeute seiner Teilnahme an der Expedition eine große Sammlung von Gemälden und Skizzen mit nach Hause gebracht, die in künstlerischer wie in ethnographischer Beziehung ganz besonders interessant sind und wohl einzig in der Welt dastehen dürften. Die Volkstypen und die ganze Lebensweise der Grönländer wird hier in künstlerischer Form veranschaulicht. Von der großen Sammlung bieten wir unsern Lesern einige interessante Proben.

Dante und Beatrice

(Zu dem nebenstehenden Bilde von Karl Haider)

Wir wissen wenig von jener Beatrice Portinari, die der große Florentiner, selbst noch ein Knabe, in kindlicher Schönheit erblickte und für die ihn eine so glühende Verehrung erfaßte, daß er sie in seiner „Göttlichen Komödie“, zur reinsten Lichtgestalt verklärt, unsterblich machte. Ja, unsre Kenntnis ihres Lebens ist so gering, die Leidenschaft, die Dante mit ihr verband, hat etwas so Ueberirdisches, Reines, sie erstrebte keine Vereinigung mit der Geliebten, auch ihre Verheiratung tat ihr keinen Abbruch, daß viele diese Gestalt seines Gedichtes als eine bloße Allegorie aufzufassen versucht haben. Die Maler haben sie aber stets als etwas Lebendiges empfunden, und in der bildenden Kunst hat Beatrice, die den Dichter auf seiner Wanderung durch das All an der Schwelle des irdischen Paradieses, wo Virgil von ihm weicht, empfängt und ihn dann durch das dritte Reich führt, ein neues Leben gefunden. Sie ist eine der Lieblingsgestalten in der neueren Malerei geworden. Namentlich Dante Gabriel Rossetti hat das Zusammentreffen von Beatrice und Dante in mehreren Bildern dargestellt. Der Münchner Maler Karl Haider schildert uns das Zusammentreffen des Dichters mit Beatrice in seiner eignen schlichten Weise. Es ist eigentlich ein deutsches Paradies, das er vor unserm Auge entrollt, eine stille, liebliche Natur. Dem hohen Gedankenflug des großen Italieners steht das Bild vielleicht ziemlich fern, aber es redet seine eigne Sprache, die von Herzen kommt und zu Herzen geht.



Dante und Virgil treffen Beatrice im irdischen Paradies
Nach dem Gemälde von Karl Haider (Schliersee)

Die Krinoline

Von

Louise Schulze-Brück

(Hierzu zehn Abbildungen nach Tuschzeichnungen)



Spanische Krinoline in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts

Nach einem halben Jahrhundert der Ruhe, der Vergessenheit ist eine anscheinend auf ewig Begrabene wieder auferstanden — die Krinoline. Dem nachdenklichen Beobachter mag es ein sonderbares Schauspiel sein, das sich da vor ihm abspielt — zum ersten Male, wenn er sich noch in der ersten Hälfte des Alters befindet, das dem Menschen nach der Schrift zukommt — zum zweiten Male, wenn er die Zeit um 1850 schon erlebte. Und es ist dasselbe Schauspiel, genau dasselbe, das damals in Szene ging, und vor hundert Jahren und vor zwei- und dreihundert.

Wenn die Krinoline reden könnte, sie könnte erzählen von ihrer Laufbahn, genau so wie es manche großen Genies könnten, von dem Beginn unter Hohn und Spott, unter Mißtrauen und Widerstand aller Art und — glücklicher als manches Genie — von dem glänzenden Aufschwung, von der beispiellosen Popularität, die sie auf der Höhe ihres Erfolges genoß. Und dann geschah ihr jedesmal dasselbe, was auch so manchem „Großen" geschieht, der die Jahre seines Ruhms und sich selbst überlebte. Auch sie welkte dahin und wurde ohne Sang und Klang zu Grabe getragen, und es ging ihr, wie es so vielen „berühmten" Zeitgenossen geht, kaum daß sie das Zeitliche gesegnet haben. Man begriff nicht mehr, was man eigentlich an ihr gefunden hatte, und ihr im wahrsten Sinne des Wortes „künstlich aufgebauschter" Ruhm war dahin, als ob er nie gewesen wäre. Indes, sie war niemals für immer vergessen; mochte sie noch so lange im Scheintod gelegen haben, immer wieder stand sie auf aus ihrem Grabe zu neuem Leben, in irgendeiner Verjüngung freilich, in etwas andrer Gestalt, aber doch immer wieder dieselbe, und immer wieder derselben Bestimmung dienend, der Sucht der Frau nach Abwechslung, nach Umformung ihrer Gestalt, nach der Gelegenheit zur Entfaltung des höchsten Luxus. Diese Entfaltung des höchsten Luxus ist immer mit dem Erscheinen der Krinoline verknüpft. Und noch ein andres ist mit ihr verknüpft. Immer erschien die Krinoline als Ausartung der



Der Reifrock in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts

Mode, wenn dieser unerhörte Luxus eine Periode bezeichnete, die ein Volk auf dem Gipfel seines Glanzes sah, dem dann irgendeine Katastrophe folgte. So war es zuletzt noch, als Kaiserin Eugenie den Reifrock in Paris wieder zu Ehren brachte, so am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als er kurz vor der Revolution seine Triumphe feierte, und so auch in den früheren Perioden, da er zuerst in Spanien erschien. Daß die Krinoline gerade in unsern Tagen wieder auftaucht, könnte darum wohl ein Zeichen dafür sein, daß der Zündstoff, der allenthalben aufgehäuft ist und sich schon zum lichterlohen Brande entzündet hat, auch noch weiterhin verderbend droht. Aber in den letzten fünfzig Jahren haben sich die Bedingungen und Gesetze, unter denen die Mode entsteht, sehr geändert, und wie wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts den Kometen nicht mehr als Kriegsfackel sehen, sondern als vagabundierenden Weltkörper, der doch seine vorgeschriebenen Bahnen geht, so wollen wir auch die Krinoline nicht als Unheilkünderin betrachten, sondern nur als ein immerhin beachtenswertes Symptom der Ueberfeinerung unsrer Kultur, die sich gar nicht mehr genugtun kann im Aufsuchen außergewöhnlicher Reizungen.

Und es wird ein interessantes Schauspiel sein, das sich jetzt vor uns entwickelt, das Schauspiel des Eindringens der Krinoline, trotz allem Widerstande, trotz allen Schmähungen. Gewiß ist es aber auch interessant, gerade in diesem Augenblick die Geschichte der Krinoline zu verfolgen, von ihrem ersten Anfang an bis auf heute. Diese Geschichte ist genau 350 Jahre alt.



Ende des achtzehnten Jahrhunderts



Die Mode in Frankreich im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erschien zuerst der Reifrock in dem Lande, das damals in allen Dingen der Mode das erste war, in Spanien. Die erste Krinoline wurde um das Jahr 1550 getragen, zunächst noch in ziemlich maßvoller Form. Unsre erste Abbildung zeigt diese erste Form der Krinoline, die damals nur dazu diente, die kostbaren schweren Brokatkleider der spanischen Frauen zu stützen, weil der schwere Stoff sonst eine unerträgliche Last gewesen wäre. Aber aus der Notwendigkeit entwickelte sich sehr schnell die Lust an der Form selber. Der Reifrock wurde weiter und weiter, und aus der Kegelform der ersten Krinoline wurde bald der kühne Schwung der späteren.

Den Französinnen war es vorbehalten, den Reifrock auszugestalten. Aus dem einfach erweiterten Rock wurde erst der Glockenrock, dann die förmliche Tonne, wie sie unsre zweite Abbildung vorführt. Um 1580 stand der Rock bereits von der Taille an horizontal ab und senkte sich dann in der Tonnenform nach unten, so daß die Frau in einem förmlichen Gehäuse wandelte, auf das sie ihre Arme mit mehr oder weniger Bequemlichkeit aufstützen konnte. Da dieser Reifrock jede Annäherung an das mit ihm angetane weibliche Wesen fast unmöglich machte, so erhielt er in Frankreich den bezeichnenden, wenn auch vielleicht nicht wahrheitsgetreuen Namen „Vertugalle“ (gallische Tugend) oder „Vertugardin“ (Tugendwächter). Diese „Tugendwächter“ versahen indes nicht lange ihr Amt. Nachdem sich die Mode in Frankreich zu der unleugbar schönen und hocheleganten Tracht, die uns unser drittes Bild vorführt, entwickelt hatte, wurde man so langsam des Tugendwächters müde. Man entsetzte ihn seines Amtes. Das spätere siebzehnte Jahr-

hundert vergaß den Reifrock immer mehr. Erst im Anfang des achtzehnten, zwischen 1710 und 1720, kam er wieder auf. Diesmal zuerst in Paris. Die Umstände, unter denen er wieder erschien, sind für seine Geschichte wie für die so vieler menschlicher Torheiten so lehrreich, daß sie hier stehen mögen.

Um das Jahr 1710 lebten in Paris zwei Schwestern, denen ihre Korpulenz beinahe unerträglich war. Da kamen sie bei großer Sommerhitze auf die Idee, sich etwas Erleichterung dadurch zu verschaffen, daß sie ihre Kleider über einen Reifrock spannten. In diesem Aufzuge spazierten sie auf der Straße. Sie wurden umringt, ausgelacht, verhöhnt und konnten, halbtot, von einem johlenden Pöbel begleitet, kaum in ihre Wohnung gelangen. Am andern Tage erschienen ein paar Spottvögel im Reifrock! Acht Tage später trug man ihn bei Hofe, und sein Glück war gemacht. Er war Mode geworden!

Zunächst waren seine Dimensionen bescheiden. Seine erste Form war die des Trichters, das heißt von der Taille an erweiterte er sich erst langsam nach unten, genau wie es diesmal die Mode vorschreibt. Aber aus der Trichterform wurde sehr schnell die Kuppelform, und dann kam die ungeheuerliche Ausartung, er erhob sich in den Hüften so stark, daß die Arme der Trägerin wie auf der Lehne eines Stuhles auf ihm ruhten. Sein Umfang wurde unbeschränkt. Die Trägerin konnte bald keine Doppeltür mehr passieren, geschweige denn eine einfache. So verfiel man darauf, ihm die ovale Gestalt zu geben; indes wurde die Breitseite nach vorn verlegt und die Trägerin mußte seitwärts durch die Tür schlüpfen. Daß die seltsamsten Situationen dadurch entstanden, kann man sich denken. Aber es kam auch zu Haupt- und Staatsaktionen, denn in Frankreich bedeckten die neben der Königin sitzenden Prinzessinnen die Souveränin völlig durch ihre Röcke, und es bedurfte langer Beratungen und diplomatischer Verhandlungen, bis man die Damen so placieren konnte, daß ihr Rang gewahrt wurde und die Königin doch überhaupt sichtbar war.

Um den Hüften ebenfalls die Ballonform zu geben, wurden damals unter dem Reifrock auch noch die „paniers“ getragen, die für die große Toilette sehr ausgedehnten Umfang hatten, für die Straße kleiner waren und „considérations“ genannt wurden. Dann genügte auch der „panier“ nicht mehr. Um 1760 wurden über der Krinoline gepolsterte Säcke auf die Hüften gebunden, die „poches“ hießen. Sie gaben der Figur die oben ovale, unten runde Form, welche die Mode damals verlangte. Das war zur Zeit Ludwigs XV., des „Vielgeliebten“. Die Marquise von Pompadour und die Dubarry trugen Krinolinen, deren unendlicher Umfang es gestattete, auf ihren kolossalen Flächen allen



Deutsche bürgerliche Frauentracht, ungefähr von 1760 bis 1790

verschwenderischen Luxus zu entfalten. Die Kleider wurden mit Bogengirlanden, förmlichen Rosengehängen, verziert. Viele hundert Meter von Spitzen und Falbeln waren nötig, um ein solches Kleid zu garnieren, und die bekannten Bilder jener Zeit geben einen Begriff davon, was der Reifrock bedeutete.

Der Reifrock überlebte Ludwig XV., wenn er auch im Anfang der Regierung Ludwigs XVI. ein wenig kleiner und bescheidener wurde. Allgemein bekannt ist ja ein Bild von Marie Antoinette im Reifrock, das zeigt, was man sich unter dieser bescheideneren Form zu denken hat.

Dann kam die Revolution. Krinoline, panier, bouffante, poches fielen vor ihrem Ansturm. Die Revolution fegte sie hinweg; sie machte wenig Federlesens mit ihnen wie mit den Köpfen ihrer schönen Trägerinnen, deren Schuld wohl manchmal in nichts anderm bestand, als daß ihr Luxus die Wut des Volkes gereizt hatte.

In Deutschland war man damals bescheidener. Das zeigt auch unsre Abbildung, die Bürgerfrauen aus der Zeit zwischen 1760 und 1790 darstellt.



Frauenmode in Frankreich kurz vor Ausbruch der Revolution

Freilich blieben selbst die bürgerlichen Stände nicht ganz unberührt von der Zeitkrankheit, und schon um 1753 gibt es eine bewegliche Klage über den Reifrock von einem klüglich anonym gebliebenen Verfasser, betitelt: „Klage über den allzusehr eingerissenen Mißbrauch Der Reifröck In einem Schertz-Gedicht, Entworfen Frankfurt, Gedruckt bey David Jacob Cronau Und in Commission zu finden bey Joh. Christoph Kolb / in Augspurg: Ridendo dicere verum quis vetat*) 1753," und mit den Versen beginnend:

„Holdseliges Geschlecht, straff meine Kühnheit nicht, — wenn meine Feder sich mit einem Schertz-Gedicht — an deine Kleider-Pracht, ja biß an Reifröck waget, — und dir von selbigem die rechte Wahrheit saget.

So wie es oft geschieht, daß bey den kranken Leuten, — vor welche man die Kur recht pfleget zu bereiten, — der humor peccans sich an andre Oerter setzt, — und einen solchen Teil, der gantz gesund, verletzt. — So hat der Ueberfluß von denen Kopf-Zierathen, — womit das Frauenvolk beschwert war und beladen, — sich auf dem Unterteil (wer hätt' es wohl gedacht?) — von ihrem zarten Leib verwegen hingemacht. — Was ihnen an der Höh' des Hauptes ist benommen, — dasselbe haben sie an Breite itzt bekommen. — Das Fundament wird weit, der Gipfel aber klein, — und alles muß dabey recht nach der Baukunst sein. — Was Nutzen hat man wohl von solchen weiten Röcken? — Kann man was Größeres als sonst damit bedecken? — Es wend' das Frauenvolk auf diese Frage ein, — daß solche Röcke gut vor Sommerhitze seyn. Allein wie kommt es dann, daß man noch nie gelesen, — daß ihre Mütter auch von solcher Hitz gewesen, — und sich durch solche Röck im Sommer abgekühlet? — Wie kommt's, daß man itzt mehr als sonsten Hitze fühlet?" und so weiter.

*) Lachend die Wahrheit zu sagen, wer verbietet es?

Außerdem aber wird die Krinoline in Wort und Bild heftig angegriffen, ebenso heftig wie erfolglos. Da heißt es beispielsweise:

„Die Reifröck pfleget man vorjetzt sehr weit zu nehmen,
Daß sich die Glocken selbst vor ihnen müssen schämen,
Weyl sie bei weitem nicht von solchem Umfang seyn.
Zwey Reifröck nehmen just die breyten Gassen eyn.
Und sieht man eine Dam' jetzt in die Kirche gehen,
So muß sie sich halb rechts und bald halb links verdrehen,
Biß sie sich durch die Leut' mit ihrem Reifrock schwenkt
Und mit viel Müh' und Schweiß zu ihrem Stuhl hindrängt.
In Kutschen sitzen sie als wie die Wolkensitzer,
Man sieht von ihrem Aug' kaum einen scharffen Blitzer,
Dieweil der Reifrock sich in alle Höh' erstreckt,
So daß er manchesmal das halb Gesicht bedeckt.
Es kan kein Kavalier mehr neben ihnen gehen,
Er muß beynah drey Schritt vom Frauenzimmer stehen.
So daß ja, wenn er will von ihnen einen Kuß,
Er solches mit Gefahr des Lebens wagen muß.
Denn wer das Honig will von ihren Lippen saugen,
Der muß jetzt Stühl' und Bänk' und Feuerleitern brauchen,
Biß er zum Purpurmund nur hingelangen kan,
Und mit viel Angst und Müh' sein Opfer bringet an."

Sogar Friedrich der Große wird hineingezogen in den Krieg gegen die Krinoline. Es heißt von ihm:

„Der große König selbst bezeigte sein Vergnügen,
Wenn in das Künfftige die Reifröck blieben liegen,
Weyl ohne diesen Pracht und die vermeinte Zier
Ihm käm' das Frauenvolk viel angenehmer für."

Auch in Deutschland verschwand mit den Revolutionsjahren die Krinoline, und das Empirekleid, das dann der mehr als einfachen Bekleidung der Revolutionszeit folgte, die eine Zeitlang eigentlich nur in einem einzigen, möglichst knappen, tunikaartigen Gewande bestand, war dem Reifrock nicht günstig. Aber lange dauerte es nicht, bis man ihn wieder hervorholte. Die bauschigen Biedermeierkleider wurden schon um das Jahr 1830 wieder durch Reifen gestützt, und es dauerte gar nicht lange, so hatte er schon wieder einen ziemlichen Umfang angenommen. Dann verschwand er für einige Jahre, aber in den fünfziger Jahren finden wir ihn wieder in vollster Glorie. Das dritte Kaiserreich sah seine Auferstehung zu den höchsten Ehren. Vor der so sehnlich erwarteten Geburt des kaiserlichen Prinzen trug ihn Kaiserin Eugenie in einer Weite von beinahe 6 Metern, und unsre Abbildung aus dem Jahre 1855 zeigt ihn in höchster Entwicklung.

Unsre Mütter und Großmütter, von denen man so gerne redet, wenn man die Einfachheit der guten alten Zeit sprichwörtlich anführt, trugen nicht nur das Korsett in seiner allerschlimmsten Form, einen Panzer, der bis unter den Arm und bis tief über die Hüften reichte und die Taille zur Röhrenform zusammenschnürte, so daß die Schnibben- oder Schnebbentaille bei jungen Mädchen einen Umfang von höchstens 55 Zentimetern hatte, sie trugen auch den Reifrock und das Roßhaarkissen und über diesem Reifrock kostbare, bis zu 14 Ellen weite Kleider aus Seide, aus sehr feinen Wollstoffen, die bis zu 3 Taler die Elle kosteten, aus Seidenbarege und aus Seidenmusseline, mit abgepaßten Volants, die besonders bei leichten Sommerkleidern aus Seidenbarege mit eingewobenen Seidenstreifen verziert waren, denen dann bunte Blumenkanten aufgedruckt wurden.

Auch unsre Abbildungen aus dem Jahre 1850, das man doch immerhin noch zur alten Zeit rechnet, lassen erkennen, mit welchem Luxus in Deutschand die Toiletten ausgestattet waren. Die Krinoline hing bis in das Kriegsjahr 1870 hinein mit großer Toilettenüppigkeit zusammen. Dann allerdings ist ein Umschlag zu konstatieren, der sehr deutlich sichtbar wird. Die Schnebbentaille, die schon vorher verschwunden war, ist von einer ziemlich natürlichen Taillenform abgelöst, und der Reifrock wird bescheidener, wie die ganze Ausstattung der Kleider. Dann aber kam gegen das Jahr 1875 noch die Turnüre, die indes bei diesem Auftreten nicht lange standhielt. Um 1877 trat ein plötzlicher Umschwung ein. Es folgte die überschlanke Mode, auf die sich wohl die meisten unsrer Leser noch erinnern. Allein auch sie wurde im Jahre 1878 wieder durch den Reifrock abgelöst, der damals aber nicht Krinoline hieß, sondern Turnürenrock, und diesem seinem Namen gemäß jene Aera der Turnüre einleitete, die uns heute noch mit Schreck und Grausen erfüllt, wenn wir die Abbildungen aus jener Zeit sehen. Ihr folgte dann der Glockenrock, und mit ihm kam eine Zeit, in der sich der Sport bei der Frau Bürgerrechte erwarb. In dieser Zeit faßten auch die Bestrebungen der Frauenemanzipation in weiten Kreisen festeren Boden, und zugleich setzte jene neue Aera der angewandten Kunst ein, die ihr Augenmerk auch auf die Frauenbekleidung richtete. Jene Künstler, die ihr Lebenswerk darin sahen, die Umgebung des Menschen, alle Geräte des täglichen Gebrauchs künstlerisch schön auszugestalten, fanden in der künstlerischen Gestaltung des Frauenkleides eine Aufgabe, die viele von ihnen mit Eifer und Lust erfaßten. Van de Velde, Schultze-Naumburg, Alfred Mohrbutter setzten ihre ganze Kraft ein, um die Frau von der Willkür der Mode unabhängig zu machen, Gewänder für sie zu schaffen, die ihrer Individualität angemessen, zugleich künstlerisch schön und hygienisch sein sollten. So entstand das Reformkleid und das Künstlerkleid. Diese Bestrebungen beeinflußten zugleich mit der sezessionistischen Kunstrichtung, welche die überschlanke Frau auf den Thron erhob, auch die Moderichtung. Der Körper der Frau wurde ein paar Jahre lang wirklich durch keinerlei Zutaten entstellt, und das Ende des neunzehnten Jahrhunderts und der Beginn des zwanzigsten sahen die moderne Frau schlank im anschließenden Gewande, die Frau im gesundheitsgemäßen Reformkleide und die Frau im künstlerischen Gewande, das zugleich das Frauenideal der neuen Kunst-



Die Krinoline in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich

richtung personifizierte. Aber der Triumph der Künstler, der Triumph der Kämpferinnen für die Befreiung der Frau, nicht nur aus den Fesseln, die ihr Gesetz und Herkommen seit tausend Jahren auferlegt, sondern auch aus den selbstgewählten Fesseln der Mode, kam zu früh. Es ist in Schrift und Wort so oft wiederholt worden, daß die Frau sich der Tyrannin Mode nicht mehr unterwerfen dürfe, als es ihren in den letzten fünfzehn Jahren geweckten und entwickelten Begriffen von der Notwendigkeit einer künstlerisch schönen und gesundheitlich vollkommenen Kleidung entspreche, daß der Rückschlag, der jetzt einzutreten beginnt, von diesem Standpunkte aus aufs tiefste zu beklagen ist, weil er unwiderleglich beweist, daß die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts doch längst nicht so weit vorgeschritten ist, als man es glaubte, daß sie noch immer sich sklavisch der Mode unterwirft, mag sie auch schönheits- und gesundheitswidrig sein.

Die Entwicklung der modernen Frauenkleidung der letzten Jahre ließ schon lange die Krinoline fürchten. Die Röcke nahmen an Umfang gewaltig zu. Die Aermel, die vor fünf Jahren noch die natürliche Form des Armes nicht beeinträchtigten, wurden immer weiter und bauschiger, und man konnte den Zeitpunkt ziemlich genau bestimmen, an dem der erste Versuch gemacht werden würde, die Stoffmassen der Röcke durch einen Reifen zu stützen. Der Widerstand gegen die Krinoline war freilich doch etwas stärker, als es die großen Schneider und diejenigen, welche die neue Mode schaffen — „kreieren", wie der Kunstausdruck lautet —, erwarteten. Im vorigen Sommer und in diesem Winter waren durch Reifen gestützte Röcke nur ganz vereinzelt zu sehen. Aber die Kleider der letzten Moden weisen so gebieterisch auf die Krinoline hin, daß man nicht erstaunt sein darf, wenn sie demnächst zur Tatsache wird. Die Musseline- und leichten Seidengewänder, welche die Mode bevorzugt, benötigen aber jetzt schon ungeheure Stoffmassen. Die eingekrausten und gefälteten Röcke sind so weit, daß sie ohne Stütze jede Bewegung fast unmöglich machen würden. Und wenn es vor kurzer



Krinoline in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts

Zeit durch alle Zeitungen ging, daß die Pariser und Londoner Schneider nunmehr den Unterkleidern nicht nur eine, sondern mehrere Stahleinlagen geben, so ist damit die Krinolinenmode schon einen Schritt weiter vorgedrungen. Das ist auch gar nicht weiter erstaunlich. Was vor fünfundzwanzig, vor fünfzig Jahren möglich war, ist es heute ebenso. Man hat auf unsre modernen Verkehrsmittel hingewiesen, auf die elektrische Bahn, die Eisenbahncoupés, auf alle die Vehikel, die nicht auf die Krinoline eingerichtet sind. Aber waren sie das etwa früher? Waren sie es, um das Nächstliegende zu nehmen, vor dreißig Jahren? Damals waren Eisenbahn und Pferdebahn lange nicht so geräumig, als sie es heute sind, und wenn im siebzehnten Jahrhundert sich ein langwieriger Streit darum entspann, ob die Frau eines



Krinoline zur Biedermeierzeit

die in der Frau das entzückendste aller Spielzeuge sehen, das um so reizvoller ist, je mehr es mit Schmuck und Tand behangen ist.

Die Frau selber aber wird vor eine schwere Wahl gestellt sein. Vor die Wahl, bedingungslos der neuen Mode zu folgen und damit zu dokumentieren, daß sie noch immer die Sklavin ist, die sich dem Modezwang blindlings unterwirft, oder durch die Ablehnung der Krinoline sich als die neue, freie Frau zu dokumentieren, die in ihrer Bestrebung nur jener höchsten Zweckmäßigkeit folgt, die durch unsre neue Kunst zugleich zur höchsten Schönheit entwickelt wurde. Eine schwere Wahl! Denn viele Jahrhunderte haben uns gelehrt, daß jede Mode im Grunde dem Zeitgeschmack entspricht und daß es gefährlich ist, sich gegen sie zu stemmen. Und wer weiß, ob nicht in einem, in zwei Jahren schon so viel Mut dazu gehört, unter Hunderttausenden von Krinolinenträgerinnen als Krinolinenlose zu erscheinen, daß es nur sehr wenige Frauen geben wird, die diesen Mut besitzen. Die große Mehrheit aber, die sich immer den Modegesetzen willenlos unterwirft und sich ihnen auch ferner unterwerfen wird trotz aller Aufklärung, trotz aller Frauenemanzipation, trotz aller Bestrebungen zur künstlerischen Ausgestaltung des Frauengewandes, mag sich damit trösten, daß sie einem Zwange folgt, der stärker ist als sie, daß die Mode niemals etwas Aeußerliches ist, sondern stets ein Etwas, das hervorgeht aus hundert Faktoren, die unsre ganze Kulturepoche bilden, daß sie also eigentlich, indem sie die Krinoline anlegt, das modernste Produkt ihrer Zeit ist.

protestantischen Pastors für ihre Krinoline zwei Plätze in der Kirchenbank zu beanspruchen habe, so brauchen wir das gar nicht weiter zu bespötteln. Auch das aufgeklärte neunzehnte Jahrhundert brachte für die Krinolinenträgerinnen höchst unangenehme, peinliche Situationen, die unter Umständen folgenschwer für den gesellschaftlichen Verkehr wurden. Und doch waren diese Krinolinenträgerinnen unsre Mütter, unsre Großmütter, Vertreterinnen der soliden guten alten Zeit.

Wir sind heute in der virtuosen Anpassung aller Gegenstände an ihren Zweck ganz außerordentlich weiter vorgeschritten, als man es vor fünfzig Jahren war. Es läßt sich deshalb ganz gut denken, daß man Krinolinen machen wird, deren Einlagen biegsam genug sind, um allen Anforderungen an möglichst enges Zusammendrücken zu entsprechen. Die Krinolinenträgerin des zwanzigsten Jahrhunderts wird im Gegensatz zu ihren Vorgängerinnen keine Doppeltür brauchen, um passieren zu können. Sie wird ihre mit dem höchsten Raffinement gearbeiteten Röcke im gegebenen Falle mit mehr oder minder Grazie so zusammenfassen können, daß sie nur das bescheidene vorgeschriebene Plätzchen einnehmen, wo es immer sei. Das wird also ein Hindernis zur allgemeinen Einführung der Krinoline kaum sein. Strenge Sittenrichter und Moralisten müßten sich eigentlich der wiedererstandenen Vertugalle, des Tugendwächters, freuen, wie alle jene Gourmets,



Die Krinoline im Jahre 1871

Leuchtende Pflanzen

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Bei meinem kleinen Landsitz im Riesengebirge befindet sich ein zierliches Birkenwäldchen, nach drei Seiten zur feuchten Wiese offen, bis ins Herz vom Sonnenlicht durchflimmert, immer durchsungen vom leisen Wellenfall eines Forellenbaches, der sich zwischen Vergißmeinnicht dahinschlängelt, von Vogelstimmen belebt und von Schmetterlingen umgaukelt. Dieses Wäldchen, völlig sich selbst überlassen, ohne störende Kulturhand, bietet eine unerschöpfliche Quelle kleiner feiner Naturgenüsse, wohl angetan, ganze Monate dabei in schlichtem Schauen zu verfaulenzen. Jeder Tag bringt da neues. Bald sind wundervolle grünblumige Orchideen darin aufgeblüht; bald drängt sich ein Gewimmel großer Trauermäntel wie eine halbberauschte Trinkerschar um die Nektarquelle einer kranken tropfenden Birke; bald läßt sich ein roter Wiedehopf sehen und hüpft mit den possierlichsten Gebärden wie ein Eichhörnchen durch das hohe Gras. Wenn aber der warme Abend kommt, so zeigt sich das wunderbarste Schauspiel: Leuchtkäfer gehen wie smaragdgrüne Raketen allenthalben in steilen Kurven hoch, ein ganz intimes, völlig geräuschloses Feuerwerk der schwülen Sommernacht, das manchmal noch ein fernes blaues Wetterleuchten unterstützt, während die gespenstisch fahlweißen Birkenstämme wie in einem unbestimmten Widerschein beständig sichtbar bleiben. In solcher magischen Stunde hält man nichts für unmöglich. Wenn die am Tage so lichtroten Weidenröschen und kristallvioletten Glockenblumen plötzlich auch von innerem Licht wie Illuminationsflämmchen aus dem Dunkel zu glühen begönnen — es paßte so gut in das Bild. Warum hat uns die Natur, die so viel konnte, diese Magie versagt? Der plumpe Käfer in seinem harten Lederrock bringt es bis zum Leuchten, warum nicht das seidenweiche, sonnendurchstrahlte Pflanzenkind?

Weit fern von meinem Birkenwäldchen, im feuchtwarmen dunkeln Tropenurwalde Brasiliens, läßt sich gelegentlich ein kleines pflanzliches Monstrum sehen, mit dem der alten Zauberkönigin Natur zweifellos eines ihrer größten Meisterwerke gelungen ist. In Indien geht die Sage, fromme Fakire, die im Geruch der Heiligkeit stehen, brächten durch Beschwörungen fertig, vor den Augen der versammelten Gläubigen das Wachstum einer Pflanze zu beschleunigen, ja aus einem Samenkorn ein ganzes Bäumchen in Frist weniger Minuten heraufwachsen zu lassen. Wie es sich nun mit der Heiligkeit dabei verhalte: sicher ist, daß kein Gewächs der Erde hierzu so geeignet wäre wie der wunderbare Pilz Dictyophora phalloidea aus dem brasilianischen Urwald. Unter den Segensformeln des Beschwörers würde er wirklich in kürzester Zeit deutlich sichtbar heraufwachsen. Er würde sogar krachen und knattern dabei, daß man sein Wachstum hören könnte. Er würde plötzlich einen Geruch ausströmen von einer solch infernalischen Scheußlichkeit, daß die Gegenwart übernatürlicher Geister zur höchsten Wahrscheinlichkeit gediehe. Und auf dem Gipfel der Anrufungen und Gebete würde er endlich sogar anfangen, im Dunkeln wie ein Lämpchen zu leuchten, also das tun, was wahrscheinlich keiner der Zuschauer noch jemals bei einer natürlichen Pflanze gesehen hätte. Wenn aber der Magier nach diesem höchsten Triumph seine Hände von ihm abzöge, so würde er zusammensinken und welken, bis nur ein ekler Schleimrest liegen bliebe.

Es wäre aber hier gewesen wie so oft: das einzige, was entbehrt werden konnte, war der Fakir und seine Beschwörungsgrimassen selbst. Denn der Pilz Dictyophora macht das alles ebenso hübsch in seinem Urwalde allein, es ist nichts andres als sein hergebrachter Lebenslauf. In Andersens lieblichem Märchen von der Dryade ist die Baumseele geschildert, wie sie auf eine Nacht umherschweifen darf, um dann zu sterben — eine Welt drängt sich ihr in ein paar Stunden. Auch unser Urwaldpilz hat nur eine Nacht, er muß sie ausnutzen. Daher das unglaubliche Tempo seiner Taten. Am späten Nachmittage erscheint im Walde ein Ding wie ein kleines, ein paar Zentimeter dickes weißes Ei. Das Ei platzt, und heraus schaut der Pilz, ein grünes Hütchen auf dickem Stiel. Das Hütchen hebt sich, und vor den Augen des Zuschauers beginnt jetzt das Wachstum des Stiels. In je zehn Minuten geht er um einen Zentimeter in die Höhe. Es knistert, rückt und knackt vernehmlich dabei. Man merkt wohl: dieses Wachsen ist eigentlich ein Auseinanderfalten, und ab und zu reißt mit Geräusch irgendeine Masche dabei, die zu wild gestreckt wurde. Zehn Zentimeter sind erreicht, da geht auf einmal der pestilenzialische Geruch los. Er ist so fürchterlich, daß er Menschen in der Stube beinahe ohnmächtig macht. In einem Umkreis von hundert Metern ist er noch zu spüren als ausgesprochener Geruch faulenden Fleisches. Gerade diesen schlechten Scherz kennen wir aber auch von gewissen unter unsern deutschen Pilzen. Der fatale Duft soll etwas. Er soll gewisse Käfer anlocken, die nur Aas lieben. Das Hütchen unsers Pilzes ist plötzlich klebrig feucht geworden. Diese Feuchtigkeit werden die Käfer lecken, und sie werden sich dabei mit den Sporen, den Vermehrungsstoffen des Pilzes, bekleben, die in dem Saft unsichtbar schwimmen — und sie werden diese Sporen weithin herumtragen und an Stellen absetzen, die der Mutterpilz, der ja nicht laufen kann, nie erreichen würde. Ehe dieser Zweck sich erfüllt, hat der Brasilianer noch ein kleines Toilettenkunststück vollbracht, dessen Sinn vorläufig nicht aufgeklärt ist: unter seinem nassen Hut hat er eine Art weißer Krinoline allseitig herunter-



Ein Münchner Novemberbild: Zur Abendzeit in der Neuhauserstraße
Nach dem Gemälde von Carl Vetter (München)

wachsen lassen, ein zierliches Netzwerk in Glockenform. Auch das ist sichtbar, fast auf einen Ruck, geschehen. Zwei Stunden sind jetzt im ganzen hin. Es ist dunkel geworden. Jene Käfer schwirren gerade nur bei Nacht. Der penetrante Geruch könnte sie ja auch im Finstern leicht heranholen. Aber da geschieht noch ein äußerstes: der Pilzkobold mit Hut und Krinoline erscheint auf einmal hell im Dunkel des Waldgrundes, er erstrahlt in eignem Phosphorlicht. „Die Dame mit dem weißen Schleier" nennt es der Brasilianer, wenn es so aufleuchtet. Kurz ist auch diese höchste Pracht. Geht die Nacht zur Neige, so ist auch sein Los erfüllt. Die Dryade muß sterben: er welkt und zerfließt, ehe noch die neue Sonne sein Leuchten ablösen könnte.

Ein Pilz kann also leuchten! Und es gibt ihrer mehrere, die es können. In Südeuropa glimmt es von Stiel und Hut gewisser Sorten nächtlich, als ständen Irrlichter im Olivenhain. Selbst bei uns aber schreckt den einsamen Wanderer im nachtdunkeln Hochwald wohl ein bleiches, weißes Gespensterauge, das ihn plötzlich riesig anstarrt: das leuchtende Sauggeflecht des Halimaschpilzes, das im faulen Holz eines kranken Baumes wuchert und wie Phosphor aufglänzt, wenn das Holz feucht wird. Die Pilze sind im ganzen aber ein niederes Pflanzengeschlecht, verwandelt durch ihre schmarotzende Lebensweise. Seit den Tagen Linnés hat es den Pflanzenfreunden nicht recht in den Sinn gewollt, daß sie eine so interessante Eigenschaft besitzen sollten und die höhere, in allem sonst so viel vollkommenere Pflanzenwelt nicht. Von Linnés Zeiten an und aus seinem Kreise heraus lief aber auch eine wunderbare Mär um. An schwülem Sommerabend sollte von besonders brennend gefärbten Blumen, roten Mohnarten, Lilien und Kapuzinerkressen, ein wirkliches, blitzartig aufflammendes und wieder verschwindendes Leuchten ausgehen. Es wurde behauptet, geglaubt, bezweifelt, wieder beobachtet — wer hatte recht? Am 19. Juni 1799 ging Goethe in später Dämmerung mit seinem Freunde Meyer in seinem Garten auf und ab. Da begannen die Blüten des orientalischen Mohns, deren starkes Rot noch durch das Halbdunkel drang, plötzlich blaugrüne Flämmchen zu schießen. Aber der Meister der „Farbenlehre" ließ sich so leicht nicht bezwingen. Ihm war wohlbekannt, daß wenn man eine sehr intensive Farbe eine Weile scharf anschaut und dann den Blick rasch auf eine weiße Fläche wendet, dort dem Auge die sogenannte Komplementärfarbe erscheint. Hat man auf Rot gesehen, so erscheint Grün und so fort. Der treffliche Frauenkenner hatte einmal ein schönes Mädchen in die Stube treten sehen „mit blendend weißem Gesicht, schwarzen Haaren und scharlachrotem Mieder". Er muß recht genau hingesehen haben, denn als er danach auf eine weiße Wand blickte, erschien ihm nach jenem physikalischen Gesetz dort „ein schwarzes Gesicht, mit einem hellen Schein umgeben, und die übrige Bekleidung der völlig deutlichen Figur erschien von einem schönen Meergrün". So meinte denn Goethe auch jetzt, die scheinbaren grünen Flämmchen der roten Mohnblüten entständen auch nur für unser Auge als solche Nachbilder, die beim schrägen Hinsehen und Vorbeisehen blitzschnell um den roten Fleck, der einsam aus der Dämmerung schaute, gaukelten.

Gewiß war von höchstem Wert, daß ein Naturbeobachter solchen Ranges das Phänomen selber bestätigt hatte. Aber die Deutung war auch ihm nicht gelungen. Hatte man in Linnés Kreisen das Leuchten bloß in die Pflanze selbst gelegt und hatte Goethe es umgekehrt bloß in das vom Rot geblendete menschliche Auge gesetzt, so drang im neunzehnten Jahrhundert allmählich eine dritte Erklärung durch, die zwar daran festhielt, daß die Blumen in der schwülen Sommernacht wirklich bisweilen „blitzten", die aber dieses Blitzen auf einen elektrischen Vorgang zurückführten, bei dem die Pflanze an sich so passiv blieb wie ein Blitzableiter. Das Flimmern, Glimmen und blitzartige Lichthuschen sollte auf einer elektrischen Ausgleichung beruhen, verwandt dem berühmten St. Elmsfeuer, das oft an Mastspitzen, Turmspitzen oder selbst am menschlichen Haar sich entwickelt und mit seinen bläulichen Flämmchen nichts andres ist als die sichtbarlich entweichende Erdelektrizität bei starker Spannung. Man hat Pflanzen künstlich mit Elektrizität geladen und sah die Kraft in Gestalt hellleuchtender Büschel und Lichtperlen von den Blattspitzen ausströmen. Diese elektrische Erklärung trifft in irgendeiner Form wohl wirklich den Nagel auf den Kopf. Sie erklärt vor allem, warum das Phänomen nicht regelmäßig, sondern nur gelegentlich auftritt. Ich selbst habe es in diesem Sommer in Schreiberhau einmal beobachten können, und zwar noch am hellen Tage. Die Luft war am späten Nachmittag unter einer schwer lastenden, aber noch nicht entladenen Gewitterwolke in außergewöhnlicher Weise mit Elektrizität geladen. Ich arbeitete an meinem Gartentisch im Freien. Etwa zwei Meter davon standen auf einem Blumenbrett eine Anzahl meist grellroter blühender Pelargonien. Auf diese Entfernung hin wurde ich aufmerksam durch ein immer wieder erneutes blitzartiges Huschen auf dem Rot der Blüten. Es war bei dieser Helligkeit nicht im eigentlichen Sinne eine Lichtwirkung, sondern ein unfaßbar schnelles Zucken durch das Rot der einzelnen Blütenblättchen. Es huschte so schnell, daß man nicht einmal sagen konnte, es verstärke sich deutlich die Intensität der roten Farbe dabei, aber ich zweifle nicht, daß man im Dunkeln ein wirkliches Aufleuchten gesehen hätte. Die Erscheinung blieb ganz scharf und deutlich auch beim Nähertreten und bei ganz scharfem Beobachten der Blüten. Sie zeigte sich keineswegs bei allen Blüten des Pelargonienbrettes, sondern nur bei den am tiefsten rot gefärbten, deren weitgespreizte Dolden allerdings auch am weitesten vorragten. Das Goethesche Phänomen der grünen Komplementärfarbe zeigte sich nach längerer Musterung sehr deutlich auch, nämlich bei absichtlichem Wegblicken auf die weiße Hauswand, war aber offensichtlich eine ganz unabhängige zweite Erscheinung, da das Zucken auf den roten Blumenblättern ohne jegliches grüne Randflämmchen sich vollzog. Nach etwa einer halben Stunde schwand das Phänomen vollständig, obwohl sonst in den äußeren Umständen nichts geändert schien, und gerade dieser Kontrast wirkte besonders auffällig.



Schloß Klitschdorf in Niederschlesien, vom Park aus gesehen

Schloß Klitschdorf in Niederschlesien

Von

Chlodwig Graf zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg

(Hierzu zehn Abbildungen, z. T. nach photographischen Aufnahmen von Bruno Goebel & Co. in Lorenzdorf)

Dunkel und ungewiß ist die früheste Geschichte Schlesiens, sogar der Ursprung seines Namens ist gänzlich unbekannt. Boberrana wurde einst jener Landstrich genannt, das jener ungebärdige Nachbar der wilden tückischen Neiße, der Bober, durchströmt. Die Wenden beherrschten im sechsten Jahrhundert diesen schlesischen Gau, der durch die Mehrzahl seiner Ortsbenennungen noch heute seine slawische Vergangenheit verrät. Als später der germanische Stamm der Thüringer das Land unterjochte, wurden seine alten Bewohner von den Siegern zu Knechten erniedrigt, und so entstand auch aus dem Worte Slawe der Begriff „Sklave". Doch die Thüringer mußten bald dem ungestümen Vordrängen der Franken weichen, die ihr Gebiet bis ans Riesengebirge, den alten Wohnsitz der Vandalen, ausdehnten. Und wieder später, vom achten bis zehnten Jahrhundert, gehörte dieser Teil Schlesiens dann zu Böhmen, von dem er sich aber bald, zu einem nicht ermittelten Zeitpunkte, wieder losgerissen hatte. Bis ins dreizehnte Jahrhundert übten hierauf eigne Piasten, polnische Landbesitzer, die Herrschaft über das Land aus, die sich dann im Laufe der Zeit die Herzogskrone aufs Haupt setzten. Unter diesen alten Herzögen war Bolco I. von Schweidnitz, der Große genannt, einer der mächtigsten und bedeutendsten. Er war es auch, der die Festen Bolcoburg, Kynast, Fürstenstein und Klitschdorf erbaute. Noch heute blicken diese steinernen Zeugen einstiger Macht und Größe, als verfallene Ruinen die beiden ersteren, als prächtige Schlösser die zwei letzteren, ins umliegende Land.

Schloß Klitschdorf, an dem freundlichen Flüßchen Queiß sich erhebend, der schöne Herrensitz des Fürsten Friedrich zu Solms-Baruth, ist es, mit dem sich die folgenden Zeilen eingehender beschäftigen sollen.

Das Schloß wurde bereits um das Jahr 1297 durch den vorgenannten Herzog Bolco I. auf einer Art rings von Sümpfen und Wasser umgebenen, unzugänglichen Insel erbaut, erwies sich daher als ein schon durch die Natur geschützter sturmfreier Platz und berechtigt zu der Annahme, daß es nicht bloß, wie jedes Schloß im Mittelalter, mit Wällen, Graben und Brücken versehen sein, sondern auch zu einem ganz besonders festen Stützpunkt der damaligen Herzöge aus dem Bolconengeschlechte dienen sollte.

Als dann im vierzehnten Jahrhundert die Herzöge von Schlesien Vasallen der Krone Böhmens wurden, fiel auch Schloß Klitschdorf an den König Wenzeslaus von Böhmen, der im Jahre 1387 einen Ritter Coppe von Czedlitz damit belehnte. Doch nicht lange war Coppe von Czedlitz Herr auf Klitschdorf, denn schon wenige Jahre später

trat er den gesamten Besitz an Nickel von Rechenberg auf Primkenau ab. Länger als zwei Jahrhunderte gebot dann dieses Geschlecht in den Mauern des alten Schlosses, bis es von diesem im Jahre 1631 an die Freiherren von Schellendorf abgetreten wurde. Fast hundert Jahre herrschten hierauf die Schellendorfer in dem festen Platze. Als dann aber Anno 1703 mit Maximilian von Schellendorf der letzte Sproß des alten Freiherrnstammes ins Grab sank, kam Klitschdorf an die Grafen von Frankenberg und von diesen im Jahre 1747 an das alte Grafengeschlecht derer von Promnitz. Doch kein günstiges Geschick waltete über den Häuptern jener edeln Sippe, denn kurz hintereinander starben die letzten Agnaten des Promnitzer Hauses, und mit dem Tode des allein noch Zurückgebliebenen, des Grafen Siegfried, erlosch im Jahre 1760 das alte Geschlecht der Promnitzer für immer. Das Klitschdorfer Erbe fiel hierauf, laut letztwilliger Verfügung des so früh aus dem Leben geschiedenen Grafen Siegfried, zu einem Drittel an die Mutter desselben, einer geborenen Gräfin von Reuß. Die beiden andern Drittel des weit ausgedehnten Besitzes, zu dem unter anderm auch die Herrschaft Wehrau zählte, erhielt die jugendliche Witwe des Grafen, die aus dem Hause der edeln Herren zur Lippe entsprossen war. Diese vermählte sich 1764 zum zweitenmal mit dem Grafen Johann Christian zu Solms-Baruth, auf den dann nach dem frühen Ableben seiner Gemahlin die großen Domänen von Klitschdorf und Wehrau im Jahre 1766 teils durch Erbschaft, teils durch Kauf in ihrer ganzen Ausdehnung samt dem Klitschdorfer Schlosse übergingen und sich seither im Besitze des gräflichen, seit 1888 in der Primogenitur in den preußischen Fürstenstand erhobenen Hauses derer zu Solms-Baruth befinden. —

Schloß Klitschdorf erweckt, wie es sich in seiner heutigen äußeren Gestalt dem Beschauer darbietet, noch ganz den Eindruck eines imposanten alten Herrensitzes. Mit seinen mächtigen Türmen und Zinnen, seinen massigen Fundamenten und Mauern vertritt es jenen echten Typus historischer Schlösser, an denen die alles nivellierende Zeit scheinbar ohnmächtig genagt und gerüttelt hat. Efeuumrankt erhebt es sich, von dem holden Zauber der Romantik umwoben, mitten aus der grünen Umrahmung des weit ausgedehnten prächtigen Parkes. Hohe Portale führen den Besucher in die geräumigen hellen Höfe und von da in die mit seltenem Glanze ausgestatteten inneren Räume. Als ich den Fuß über die Schwelle setzte und das vornehme Vestibül und Treppenhaus an der Seite des mich freundlich willkommen heißenden Fürsten betrat, erkannte ich sofort den ausgeprägten jagdlichen Charakter der Ausschmückung des ganzen inneren Schlosses. Gleich am Fuße der Treppe streckt ein gigantischer Bär, eine stolze Jagdtrophäe des Fürsten, seine riesigen Pranken dem Fremdling kampflustig entgegen. Von den Wänden der hohen Halle dräuen die vielzackigen Geweihe der Zwanzigender, das mächtige Horn des Steinbocks und die hauerbewehrten Köpfe der Wildeber herab. Dazwischen hängt, umrahmt von Hunderten der Gamskrickel und Rehgehörne, die zottige Decke des Auerochsen, des gewaltigen Urs unsrer vorzeitlichen Wälder, der heute innerhalb Deutschlands nur mehr in dem berühmten Wildparke des Fürsten von Pleß, des Schwiegervaters des gegenwärtigen Herrn auf Schloß Klitschdorf, in Freiheit gehegt wird und dort auch durch die sichere Kugel des Fürsten zu Solms zur Strecke gebracht worden war.

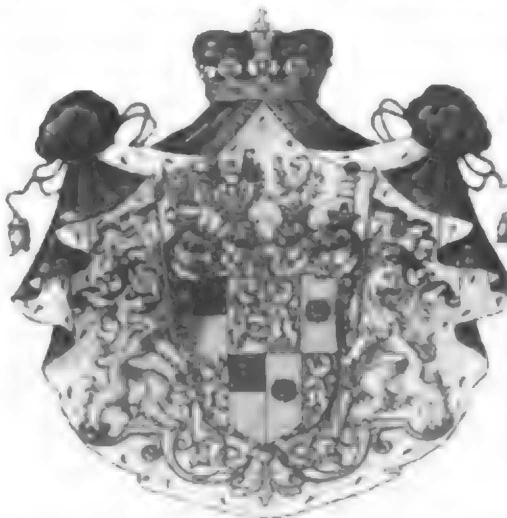
Sehr erwähnenswert ist unter den eleganten, behaglichen, im modernen Geschmack unsrer Tage gehaltenen Interieurs besonders der im Erdgeschoß liegende hohe Speisesaal mit seiner eingetäfelten gewölbten Decke und seinen schönen großen Wandgemälden, deren weidmännische Motive sich stilvoll den zahlreichen Hirschgeweihen anpassen, die rings



Schloß Klitschdorf, Eingang an der Südfront

die Seitenwände des weiten Saales schmücken. Unmittelbar neben dem Speisesaal liegt der sogenannte weiße Saal, der ohne jede Ueberladung gleichfalls aufs prächtigste ausgestattet ist und dessen Dekoration ebenfalls die Hauptliebhaberei des heutigen Besitzers jenes selten schönen Schlosses, das edle Weidwerk, merklich zutage treten läßt. An diesen letzteren Saal schließen sich dann noch eine Reihe schöner Salons, deren nähere Schilderung jedoch zu weit führen würde.

Wie schon erwähnt, ist Schloß Klitschdorf von einem ausgedehnten, sorgsam gepflegten Parke umschlossen. Weite Fernsichten und geschickt gewählte Durchblicke gewähren bei einer Wanderung durch die schattigen Baumhallen dieses Parkes unter andern auch eine entzückende Aussicht auf die blaue Kette des Riesengebirges mit der Schneekoppe. Ich hatte Gelegenheit, gleich am ersten Tage meines Besuches bei den fürstlichen Herrschaften den Park durch eine genußreiche Rundfahrt mit dem Fürsten noch näher kennen zu lernen, und kann ihn nach seiner ganzen Anlage nur mit dem weltberühmten, durch den Fürsten Pückler geschaffenen Park in Muskau vergleichen, bloß daß der Klitschdorfer Park mir noch ausgedehnter erscheint und durch seinen reichen Wildbestand fast noch großartiger wirkt. Von meinen vielen Besuchen auf deutschen Edelsitzen her kann ich mich auch nicht erinnern, jemals das Wild in so großer Fülle gesehen zu haben, wie auf Klitschdorf. Rechts und links vom Wege, der bald oben auf hügeliger Lehne durch Wald und Wiesen führte, bald unten im Tale sich durch grüne Matten dahinwand, zog das Hoch- und Damwild in ganzen Rudeln vorüber, der vielen Rehe und kleineren jagdbaren Tiere dabei gar nicht zu gedenken.



Wappen der Fürsten zu Solms-Baruth

Neben der Jagd erstreckt sich aber die Vorliebe des Fürsten auch auf die Zucht edler Rassepferde. Ein eignes Gestüt gestattet die Pflege dieses zweiten



Vestibül und Treppenhaus in Schloß Klitschdorf



Hofphot. Schaarwächter, Berlin
Luise Fürstin zu Solms-Baruth

ritterlichen Sports. Es war mir vergönnt, an der Seite meines freundlichen Gastgebers auch diese Stätte zu besuchen, und ich hatte dabei gleichzeitig das Glück, das wohlgelungene Ergebnis einer Kreuzung zwischen echten Araberhengsten und englischen Vollblutstuten zu studieren. Welch herrlicher Anblick, diese edeln Rosse, mit dem feinen zarten Kopf ihres arabischen Vaters, der kräftigen und doch so wohlproportionierten Muskulatur ihrer englischen Mutter, so ganz in der Nähe, in Freiheit vorgeführt, bewundern zu können! Mutwillig und feurig, und doch auch wieder etwas ängstlich über die Anwesenheit eines ihnen Unbekannten, stürmten die munteren Fohlen an uns vorbei und ließen sich zum Schlusse, der ungebundenen Bewegung froh, nur recht widerwillig zurück in ihre Stallungen führen. Eine Auswahl der schönsten Hengste, die aus dieser Kreuzung stammen, sind bereits in Dienst gestellt.

Zwischen der Pflege und Aufzucht dieser edeln Rassepferde, der Ausübung der hohen Jagd und den Freuden eines behaglichen Familienlebens gleiten die Tage harmonisch und freundlich auf dem stolzen Herrensitze dahin, auf dem Fürst Friedrich zu Solms-Baruth mit seiner Gemahlin, der Fürstin Luise, einer geborenen Gräfin von Hochberg aus dem fürstlichen Hause von Pleß, und seinem kleinen Sohne, dem Grafen Johann Georg, dem jüngsten Sprossen des uralten Solms-Baruther Stammes, am liebsten weilt. Dort widmet sich der Fürst der Verwaltung seiner umfangreichen Besitzungen und vertauscht die trauten Räume seines schlesischen Magnatensitzes mit denjenigen seines Berliner Palais nur dann, wenn ihn sein Amt als Oberstkämmerer des Kaisers und Königs und dasjenige als kaiserlicher Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege bei der Armee im Felde nach der Reichshauptstadt ruft. Auch durch die erst kürzlich erfolgte Einreihung des Fürsten unter die Ritter des hohen Ordens vom schwarzen Adler wird er der schönen Heimat öfters entzogen. Ueberhaupt ist es stiller auf Schloß Klitschdorf geworden, seit auch die früh verwaisten Kinder einer Schwester des Fürsten, der Gräfin Helene, die mit dem Grafen Otto zu Solms-Sonnenwalde vermählt war, herangewachsen sind, und nicht mehr wie früher durchtönt der Jubel der frohen Jugendschar der eignen Kinder und derjenigen, die auf



Phot. Schaarwächter, Berlin
Friedrich Fürst zu Solms-Baruth



Fünf Hengste aus dem Klitschdorfer Gestüt; auf dem Esel im Vordergrund der Sohn des Fürsten



Partie aus dem Schloßpark



Ein Blick in den weißen Saal



Aus dem Speisesaal

Klitschdorf ein neues Heim gefunden hatten, die alten Räume des Schlosses.

Doch auch auf seinem Stammschlosse Baruth in der Mark verbringt der Fürst mit seinem Hause einige Wochen der heißeren Jahreszeit oder zieht dahin, wenn das edle Weidwerk den eifrigen Jäger in die wildreichen Reviere der Baruther Standesherrschaft lockt.

Wenn aber dann die Feste am Kaiserhofe wieder verrauscht sind, wenn das Halali in den Baruther Wäldern verklungen ist, dann kehren die fürstlichen Herrschaften zurück nach Schloß Klitschdorf, der alten ehrwürdigen Feste im schönen Schlesierland.

Und auch mir flossen die Stunden auf Klitschdorf froh und harmlos dahin, und nur zu bald war die Zeit meines dreitägigen Aufenthaltes auf diesem schönen Schlosse verstrichen. Am Vorabend meiner Abreise unternahm ich noch einen längeren Spaziergang an der Seite der Fürstin nach der dicht über dem Queißflusse sich erhebenden, fast wildromantisch gelegenen Bibliothek, zu deren Unterbringung das ehemalige Schloß von Wehrau benutzt wurde. Die Fürstin hatte in liebenswürdigster Weise die Führerrolle durch diese in hohen Regalen untergebrachte Welt jahrhundertelangen geistigen Schaffens übernommen. Einen ganz besonderen Schatz birgt diese reichhaltige Sammlung wertvoller Bände in der berühmten, nur zweimal vorhandenen sogenannten „Lex Salica“ und andern alten deutschen Volksrechten aus dem zehnten Jahrhundert. Das Original der „Lex Salica“ befindet sich aber, um dieses seltene Vermächtnis altdeutscher Gesetzeskunde besser zu hüten, in den feuersicheren Schränken des Klitschdorfer Schlosses.

Leider war für mich die kurz bemessene Spanne dreier Tage zu knapp, als daß ich mich eingehender mit dem Studium jener ehrwürdigen Handschriften hätte beschäftigen können, die neben all den vielerlei andern hervorragenden Sehenswürdigkeiten und dem freundlichen Entgegenkommen, das ich bei Fürst und Fürstin fand, mir stets die Erinnerung an Klitschdorf, jenes schöne alte Schloß im niederschlesischen Gau, wachrufen werden.

Die Abkürzung der militärischen Dienstzeit

Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

Das in Frankreich in Aussicht genommene Gesetz über die zweijährige Dienstzeit lenkt die öffentliche Aufmerksamkeit erneut auf die Frage der möglichen Verkürzung der militärischen Dienstzeit hin.

Das Bestreben, die Dienstzeit der Wehrpflichtigen im stehenden Heere herabzusetzen, darf im wesentlichen als auf drei Gruppen von Gründen bestehend bezeichnet werden.

Der am wenigsten zu bekämpfende Grund ist in der Schwierigkeit zu suchen, die mit der Volksvermehrung heranwachsenden größeren Massen der Heerespflichtigen unter Aufrechterhaltung des Prinzips der allgemeinen Wehrpflicht militärisch auszubilden, ohne dem Lande allzu drückende Kosten aufzuerlegen. Denn es ist teurer, dieselbe Anzahl von Menschen drei Jahre lang als nur zwei Jahre lang auszubilden. Man könnte nur dann eine längere Dienstzeit unter Aufwendung der ungefähr gleichen Kosten aufrechterhalten, wenn alljährlich eine geringere Anzahl von Wehrpflichtigen in die Armee eingestellt würde. Damit würde aber die Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht illusorisch und die Höhe der Einwohnerzahl des Landes für den Kriegsdienst nicht ausgenutzt werden.

Will man also trotz des Anwachsens der Bevölkerung die allgemeine Wehrpflicht durchführen, so muß man entweder höhere Mittel aufwenden oder die Dauer der Dienstzeit herabsetzen.

Man sieht sich um so mehr auf den letzteren Weg gedrängt, als die mit der fortschreitenden Kultur wachsende Intelligenz der Massen die militärische Ausbildung erleichtert. Hierin drückt sich die zweite Gruppe der Gründe für die Verkürzung der Dienstzeit aus.

Die dritte Gruppe dieser Gründe setzt sich aus wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen zusammen.

Daß die Ableistung der Dienstzeit wirtschaftliche Opfer fordert, kann, so unerläßlich diese auch sind, nicht bestritten werden.

In politischer Beziehung aber tritt es klar zutage, wie sehr die oppositionellen Parteien, hauptsächlich aber die Sozialdemokraten, geneigt sind, alles zu bekämpfen, was das feste Gefüge des Heeres sichert, und daß sie deshalb nichts sehnlicher als die Herabsetzung der Dienstzeit wünschen.

In diesem Bestreben genügt der Sozialdemokratie die Herabsetzung der Dienstzeit auf zwei Jahre durchaus nicht. Sie ist daher schon oft für die einjährige Dienstzeit und sogar für den Uebergang zum Milizsystem eingetreten.

Daß bei der Verwirklichung dieser Wünsche das Heerwesen sich nicht auf der Höhe seines jetzigen Wertes erhalten ließe, bedarf keines Beweises. Zum Glück erkennt auch die Mehrzahl der Wähler die eminente Gefahr, die in einer Herabsetzung unsrer Wehrkraft liegen würde.

Darf also aus sachlichen Gründen von einer weiteren Herabsetzung der Dienstzeit nicht die Rede sein, so muß noch hervorgehoben werden, daß selbst eine allgemeine Durchführung der zweijährigen Dienstzeit gefährlich werden könnte.

Wenn es noch möglich ist, in einer zweijährigen Dienstzeit die Infanterie und zur Not auch die fahrende und die Fußartillerie kriegsmäßig auszubilden, so liegt eine solche Möglichkeit bei der Kavallerie und der reitenden Artillerie nicht mehr vor.

Bei diesen Waffengattungen ist der Dienst zu kompliziert, und vor allem kostet die unerläßliche Beherrschung des Pferdes durch den Reiter zu viel Zeit, als daß man mit einer Dienstzeit von nur zwei Jahren ausreichen könnte.

Man darf deshalb behaupten, daß Frankreich, indem es für alle Waffengattungen ohne Ausnahme eine zweijährige Dienstzeit festsetzte, der demokratischen Idee der Gleichheit eine zu weit gehende Konzession gemacht hat. Hierüber kann kein Zweifel herrschen, wenn man bedenkt, daß die Anforderungen an die Kavallerie durch die Notwendigkeit, sie auch mit der Feuerwaffe intensiv auszubilden, stark gewachsen sind. Eine Kavallerie, die bei der gegenwärtigen und stets anwachsenden Bedeutung des Feuers als Kampfmittel überall ihre Schuldigkeit tun soll, muß sich selbst mit der Infanterie in ein Feuergefecht mit Aussicht auf Erfolg einlassen können. Nicht minder aber hat sich die Kavallerie der gegnerischen Reiterei zu Pferde gewachsen zu zeigen.

Wenn man ferner erwägt, daß die Ausbildung zu Pferde und nicht minder die mit dem Gewehr vielgestaltig sind und daß es sich dabei um mehr handelt als um Reiten und Schießen, so muß man sagen, daß die französische Kavallerie eine Leistung allerersten Ranges vollbringt, wenn es ihr gelingt, in zwei Jahren völlig brauchbare Kavalleristen auszubilden. Vorläufig wird man noch Zweifel in diese Leistung setzen dürfen.

Jedenfalls ist zu hoffen, daß bei uns an der dreijährigen Dienstzeit der Kavallerie und reitenden Artillerie — denn auch die Ausbildung dieser Waffengattung ist schwierig und vielgestaltig — unbedingt festgehalten wird.

Wenn wir also überhaupt nicht daran denken dürfen, noch weiter an der Dauer unsrer Dienstzeit rütteln zu lassen, so erscheint sogar die Frage diskutierbar, ob nicht für eine Kategorie der Wehrpflichtigen, für die Einjährig-Freiwilligen, eine Verlängerung der Dienstzeit am Platze wäre.

Die einjährige Dienstzeit findet ihre Begründung in einem höheren Befähigungsnachweis der Aspiranten. Hat dieses Verfahren auch seine volle Berechtigung, so kommt doch noch ein andrer, höchst wichtiger Gesichtspunkt in Betracht.

Die Einjährig-Freiwilligen — wenigstens viele von ihnen — sollen nicht nur in einem Jahre lernen, wozu ihre weniger gebildeten Kameraden



Beim Frühstück

Nach dem Gemälde von Carl Moll (Wien)

zwei Jahre brauchen, sondern sie sollen sich auch so weitgehende dienstliche Kenntnisse aneignen, daß sie nach Absolvierung noch einiger kurzer Dienstleistungen imstande sind, Offiziersdienste zu leisten. Ist das nicht etwas viel verlangt von einer nicht wesentlich mehr als einjährigen Dienstzeit? Ist es möglich, daß in dieser Zeit die Mehrzahl der Aspiranten, auch bei eifrigstem Streben, zu brauchbaren Offizieren herangebildet wird?

Die Offiziere des Beurlaubtenstandes bringen aber nur dann der Armee den erwünschten großen Nutzen, wenn sie die Stellen, in die sie im Mobilmachungsfalle berufen werden, auch ganz ausfüllen. Dazu ist aber, besonders in der Zeit der unaufhörlich wachsenden militärischen Forderungen, weit mehr nötig als allgemein wissenschaftliche Bildung und guter Wille — es bedarf auch der dienstlichen Routine. Nur gewohnheitsmäßige Sicherheit in Handhabung des Dienstes gewährleistet in vielen Fällen unter den aufregenden Einflüssen des Gefechts noch sachgemäßes Handeln.

Von diesen Gesichtspunkten aus erscheint es als keine übertriebene Forderung, daß auch die jetzt zum einjährigen Dienst Berechtigten zwei Jahre in der Front dienen müssen. Das wird mit der Zeit eine zwingende Folgerung aus der wachsenden Ausbildungsarbeit im Heere werden. Für ihre höhere wissenschaftliche Bildung finden die Freiwilligen in der Möglichkeit, in Offiziersstellungen zu gelangen, eine ausreichende Kompensation.

Der Brunnen der Nacht

Von

Hans Heinrich Ehrler

In meinem Garten geht ein Brunn'
Hell in die tiefe Nacht
Und hat die Stunden und mein Herz
Und alles still gemacht.

Er gleitet bis in meinen Traum
Wie goldner Schlummersand
Und gehet, bis der laute Tag
Ihn deckt mit grauer Hand.

Hand in Hand

Von

Hugo Salus

Deine Hand liegt in meiner Hand,
Ich hab' deinen Puls in die Finger genommen:
Ein Schlänglein, das sich krümmt und spannt,
Eilend, weilend, als wollt' mir's entkommen.

Schlänglein, Schlänglein, so fürcht dich doch nicht!
Meine Finger sind wie Kinder im Walde,
Schaun mit dem Königskrönlein licht
Märchenschlänglein auf grüner Halde.

Werden die Kinder gar still und gut,
Glücklich, glücklich, das Wunder zu schauen!
Puls, liebes Schlänglein, so fasse doch Mut!
Darfst dich getrost meinen Fingern vertrauen...

Abends auf der Brücke

Von

Hermann Hesse

Abends muß ich auf der Brücke stehen,
Nieder in den dunkeln Strom zu sehen,
Wie er strömt und zieht und mit Gebrause
Sehnlich weiterstrebt — wohin? Nach Hause?

So viel Jahre bin auch ich gegangen
Ohne Rast mit sehnlichem Verlangen,
Wandernd mit den Strömen, Wolken, Winden,
Eine Heimat, eine Rast zu finden.

Weiter noch, so wird die Stunde schlagen,
Daß sie mich im weißen Linnen tragen.
Wanderschaft ade und Stromgebrause!
Stille trägt man mich — wohin? Nach Hause?



Pflücker in einem reifen Baumwollfeld

Baumwollernte in den Vereinigten Staaten

Von

F. Baumgarten

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Solange es Menschen gibt, gibt es Gewebe. Schon die alten Götter waren nicht unbekleidet. Es blieb der Neuzeit vorbehalten, sie, die so behaglich warm im Olymp gesessen hatten, im Verein mit beträchtlich später geborenen Göttern, als es längst die kompliziertesten Maschinen für Gewebe aller Art gab, nackt und bloß allen Unbilden der Witterung und den erstaunten Blicken der Menschheit preiszugeben. Den neuesten Forschungen zufolge soll das Sündenröcklein des ersten Menschenpaares auch durchaus nicht von grüner Farbe, sondern von schneeiger Weiße gewesen sein, da in den paradiesischen Gefilden die Baumwolle wild wuchs und gar fröhlich gedieh.

Tatsache ist, daß schon Jahrtausende vor Christus in Aegypten Baumwollgewebe hergestellt wurden, wie die Binden der Mumien beweisen, und Josephs Mantel, den er zur Rettung seiner Tugend im Stich ließ, war wahrscheinlich ebenfalls aus Baumwolle. Die Chinesen holten sich dreitausend Jahre vor Christus das Rohmaterial zu ihren Baumwollgeweben aus Indien, und die Griechen ihre Gangetikoi, feinste Musseline, vom Ganges. Die Karthager errichteten große Baumwollmanufakturen auf Malta, und die Gewebe der Insel Kos waren im Altertum hochberühmt. Die Mauren brachten Baumwolle nach Spanien, und die Venezianer führten im vierzehnten Jahrhundert die Baumwollweberei ein. Im Mittelalter waren Augsburg, Gent und Brügge die Hauptstapelplätze für Baumwolle und ihre Verarbeitung. Die Baumwollweberei blieb aber stets gegen die Woll- und Leineweberei zurück, bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Vereinigten Staaten von Nordamerika in die Reihe der Produzenten eintraten und ein halbes Jahrhundert später schon den Ruf in die Welt hinausschmetterten: „Cotton is King!“

Die Zeit der Baumwollernte ist ein Freudenfest für den „Sunny South“, die Südstaaten Nordamerikas. Ein wahrer Freudentaumel beginnt. Alles gerät ins Zeichen des Bargeldes. Der schwarze Baumwollpflücker kann seiner Leidenschaft für Würfel und ähnliche aufregende Dinge frönen, die Frauen sich und ihre Babies in grellfarbige neue Gewänder hüllen und der Pflanzer den Lohn für neun Monate der Sorge und Arbeit und Ungewißheit einstreichen. Er kann seine Rechnung bei dem Großhändler, bei dem er gewöhnlich tief in der Kreide

steht, ins reine bringen, der, wenn er sich nicht verspekuliert und zu teuer einkauft, nun ebenfalls sein Schäfchen schert. Die Wechsel bei den Banken werden eingelöst, und der Gewinn an Zinsen für diese ist ein beträchtlicher. Der ganze Süden schwimmt in Gold, und Handel und Gewerbe blühen.

Wissenschaft und Erfindung haben viel getan, um den Landwirt in den Stand zu setzen, seine Ernte zu vergrößern und die Kosten zu verringern. Am Baumwollfelde aber sind beide gescheitert. Der Anbau und das Einsammeln der Baumwolle wird heute noch ebenso gehandhabt wie vor Hunderten und Tausenden von Jahren. Freilich, der alte Holzpflug hat dem modernen Stahlpfluge weichen müssen, und der Samen wird statt mit der Hand mit der Maschine dem Boden anvertraut. Aber die junge Pflanze muß mit der Hand behackt und die Baumwolle eingesammelt werden wie von jeher, und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß hier eine Aenderung eintritt. Bisher hat sich noch niemand gefunden, der das Problem einer Pflückmaschine gelöst hätte. Unzählige haben Versuche angestellt, geglückt ist es keinem. Erfindungen aller Art sind probiert worden, keine hat sich bewährt, keine so billig, gründlich und schnell gearbeitet wie der Neger. Hier hat die Natur einen Riegel vorgeschoben. Die Baumwollernte beginnt im September. Die Kapseln der unteren Zweige reifen zuerst, während die der oberen erst Mitte Dezember geerntet werden können, wenn nicht der Frost, der oft auch den sonnigen Süden Amerikas nicht verschont, verheerenden Schaden anrichtet. Eine Maschine müßte nun also imstande sein, reif von unreif zu unterscheiden; sie dürfte weder die Blätter abreißen noch die Staude beschädigen, und schließlich müßte sie ein außerordentlich geringes Gewicht haben, um in dem der Baumwolle nötigen sehr weichen Boden nicht einzusinken. Eine solche Maschine mit fast menschlichem Verstande ist nach unserm Ermessen wohl kaum erfindbar, und so wird der „Darky“ wohl für alle Zeiten dem Pflanzer unentbehrlich bleiben. In früheren Zeiten, ehe die Negersklaven mit Blut und Eisen befreit wurden, stand sich der Pflanzer naturgemäß bedeutend besser als heute, wo das Negervolk ebenfalls von der Sehnsucht nach der Großstadt ergriffen worden ist. Zur Sklavenzeit wurde die Bearbeitung, das Pflügen, Pflanzen, Behacken und Ernten von 10 Morgen als angemessene Arbeit für einen Neger angesehen. Heute ist es eine schwierige Sache, den von Natur faulen Schwarzen zu einer höheren Leistung als 7 Morgen anzuspornen. Viele der Pflanzer machen mit ihren Negern Verträge auf Halbpart. Sie überweisen ihnen eine Anzahl Morgen je nach Zahl der arbeitsfähigen Mitglieder der Familie, stellen alle Gerätschaften, Zugtiere, Samen und Dünger und teilen mit ihnen den Ertrag der Ernte. Andre zahlen einen halben Dollar Tagelohn oder mischen beide Methoden. Der Lohn wird wöchentlich, halb- oder ganzmonatlich bezahlt, doch ist es vorzuziehen, die kürzeste Periode zu wählen, denn das Gedächtnis des Negers ist kurz und unverläßlich, und es ist klug,



Abwiegen des gepflückten Quantums



Käufer vor einer Baumwollmühle

Dispute zu vermeiden. Wird er gereizt, so läßt er den Pflanzer einfach im Stich und läuft nach der Großstadt, sich leichteren Verdienst zu suchen. Auf den größeren Plantagen erhalten die Neger alles, was sie zum Leben gebrauchen. Was ihnen nicht zuwächst, bekommen sie in dem vom Eigentümer eingerichteten Allerweltsladen auf Kredit bis nach der Ernte, wo abgerechnet wird. Zur Erntezeit wird geworben, was nur einigermaßen arbeitsfähig ist, Kind und Kegel, alt und jung. Genügend Arbeitskräfte zu finden, ist oft schwer, da nun auch der Flußdienst beginnt und die Dampfergesellschaften des Mississippi und seiner Nebenflüsse eine fieberhafte Tätigkeit entfalten, die Baumwolle in die Handelszentren zu transportieren. Sie werben ihre Mannschaften ebenfalls unter den Negern, denn diese sind die denkbar besten Deckarbeiter. Sie kennen ihre Vorzüge, wissen, daß sie unentbehrlich sind, und fordern und erhalten die höchsten Löhne, 80 bis 100 Dollar monatlich bei freier Verpflegung. Wo geladen wird, muß der Neger arbeiten wie ein Maulesel; während der Fahrt aber liegt er faul wie ein Murmeltier auf Deck, raucht, kaut und spuckt. Da sein Verdienst ein so guter ist, ziehen es auch die „Damen" vor, während dieser Zeit in der Stadt herrlich und in Freuden zu leben, anstatt auf der Plantage mühsam von früh bis spät zu arbeiten und etwas hinzuzuverdienen. Die Pflücker werden nach der Leistung bezahlt. Je nach der Sorte, ob es die gröbere Texas- oder die Sea-Island-Sorte, die feinste aller Baumwollarten, ist, erhalten sie 40 Cents bis 1 Dollar für den Zentner. Ein geübter Pflücker kann 150 bis 200 Pfund täglich pflücken, und Frauen und Kinder leisten mehr als die Männer.

Ein reifes Baumwollfeld gewährt einen entzückenden Anblick. Die Blätter haben sich braun gefärbt und geben einen prächtigen Hintergrund für die nun geöffneten Kapseln mit den schneeweißen, lang herabhängenden Faserbüscheln. Aus der Ferne glaubt man ein Schneefeld zu erblicken, die Neger bis an die Schultern im Schnee waten zu sehen. Beim Näherkommen sieht man, daß sie fleißig bei der Arbeit sind. Jeder hat einen großen Sack über die Schultern geschlagen, der lang auf dem Boden nachschleppt. Vom Morgen bis zum Abend geht er von Staude zu Staude, eine Handvoll Baumwolle nach der andern in dem Sacke



Maschinen zum Reinigen der Baumwolle

versenkend. Am Ende der Reihe steht ein mächtiger Korb, in den er den Inhalt des Sackes entleert. Jeder Pflücker, respektive jede Familie hat einen besonderen Korb, dessen Inhalt am Abend gewogen wird. Danach richtet sich die Bezahlung. Da der Samen mit den Fasern zugleich gepflückt wird und 70 Prozent des Durchschnittsgewichtes ausmacht, wird von einem Menschen verhältnismäßig sehr wenig Baumwolle an einem Tage gepflückt. Es ist eine langwierige Arbeit, zu der sich Frauen und Kinder deshalb besser eignen, weil sie sich nicht wie die Männer zu den nur zirka 4 Fuß hohen Stauden herabbücken müssen, sondern nur zuzugreifen brauchen, um die zarten Büschel abzulösen.

Sobald ein Feld einmal abgeerntet ist, beginnt die Arbeit von neuem, die zweite Ernte. Und dann zum drittenmal und, wenn Ertrag und Preis es rechtfertigt, wohl auch noch zum viertenmal. Die gepflückte Baumwolle wandert nun zuerst nach dem „Gin", einer Reinigungsmaschine, die ihren Ursprung einem Zufall verdankt. Whitney, ein geriebener Yankeeschulmeister aus Savannah, Georgia, der Erfinder des „Gin", das heißt der Egreniermaschine, beobachtete eines Tages einen Zimmermann, als dieser mit einer Säge ein Loch in eine Tür schnitt, hinter der Baumwolle aufgestapelt lag. Die Säge zog beim Vor- und Rückwärtsbewegen Stränge von Baumwolle mit sich. Das gab ihm die erste Idee, und nach eifrigem Nachdenken und Bemühen gelang es ihm, eine Maschine zu konstruieren, die es möglich machte, die Baumwolle von Bast und Samen zu befreien, eine langwierige, sehr kostspielige Arbeit, wenn sie mit der Hand ausgeführt werden muß. Die Maschine ist folgendermaßen beschaffen: Auf einer rasch umlaufenden Welle befinden sich zwanzig bis achtzig Kreissägen, die mit ihren spitzen, schräg gestellten Zähnen durch einen eng gestellten eisernen Rost durchgreifen, die auf einem Zuführtisch ausgebreitete Baumwolle erfassen und durch den Rost hindurchzerren, während die Samenkörner, an denen der Bast sitzt, abspringen. Es ist leicht begreiflich, daß langhaarige Baumwolle, die kostbarste Sorte, bei diesem gewaltsamen Verfahren leicht zerrissen wird. Um dieses zu vermeiden, wendet man jetzt meistens eine Walzenmaschine (roller-gin) an, wobei die Baumwolle zwischen zwei glatten oder geriffelten Walzen hindurchgeht. Die Samenkörner können nicht folgen und springen ab. Aus ihnen wird Oel gepreßt, das merkwürdigerweise sehr oft den vornehmeren Namen „Olivenöl" führen soll und den Hausfrauen manchmal als „feinstes Tafelöl" verkauft wird.

Nachdem die Baumwolle in dem „Gin" gereinigt worden ist, wird sie in Ballen gepreßt und diese mit eisernen Bändern umwunden, deren Herstellung auch wieder einen ganzen Industriezweig bildet, das Ganze in Jutesäcke genäht, und die Toilette für die Weltreise ist fertig. Die Einkäufer für die Handlungen aus New Orleans, Memphis, Charleston und den übrigen Stapelplätzen stellen sich ein, treffen ihre Wahl und schließen Verträge ab.

Das Leben der Arbeiter während der Ernte ist, abgesehen davon, daß die Arbeit in dem heißen Sonnenbrande eine anstrengende ist, doch nicht allzu hart. Während des ganzen Tages folgen ihnen Karren mit frischem Trinkwasser im Felde, die Mahlzeiten sind gut und reichlich, und man läßt ihnen Zeit, sie in Ruhe zu genießen. Das war schon üblich in der Zeit „vor dem Kriege". Trotzdem und trotz des guten Verdienstes werden die Neger als Arbeiter in den Baumwollplantagen immer rarer, und der Süden wird bald vor das schwierige Problem gestellt sein, Ersatz für den Schwarzen schaffen zu müssen.



Baumwolle, fertig zum Transport

Mein erstes Liebesabenteuer

Von

Roda Roda

Meine Mama überraschte mich bei der Toilette. Eine Weile sah sie mir ruhig zu, wie ich wohlriechende Salben an mein Haupt tat, emsig den Schnurrbart suchte, nach einiger Zeit auch fand und festlich emporzwirbelte — und wie ich dann die Krawatte zu einem unerhört feinen Knoten schlang.

„Was hast du denn heute?“ fragte sie endlich erstaunt. — Sie war so umständliche Vorbereitungen bei mir sonst nicht gewohnt.

„In der Tanzschule ist Schlußkränzchen,“ erwiderte ich mit weltmännischer Gelassenheit.

„So —? — Na, dann gib nur auf deinen neuen Anzug acht!“ mahnte sie. — Die Erinnerung an einen vorausgegangenen Tanzschulabend, der mit einer solennen Balgerei der beteiligten Ritterschaft geendet und eine funkelnagelneue Hose gekostet hatte, war in Mama sichtlich noch lebendig.

„Ich bin doch kein kleines Kind!“ rief ich empört. — „Adieu, Mama!“

Als ich mich meinem Ziele näherte, fuhr eben ein Wagen vor, und einen Augenblick später erschien Dora, meine angebetete Dora, unter einem Berg von Pelzen, Spitzenschals und Tüchern. Ich eilte hinzu und war so glücklich, ihr aus dem Wagen helfen zu dürfen.

Ich durfte sie auch zum ersten Walzer engagieren — zur zweiten Quadrille — zum Kotillon — ja, zuletzt tanzte ich überhaupt nur mehr mit ihr. — Ein rosenrotes Meer von Glück umwogte mich. Alles ging famos. Die Welt war schön — o, so schön wie ein Frühlingstag im goldenen Zeitalter. — Und ich beschloß, meinen Gefühlen in einem Epos von achtundvierzig Gesängen Ausdruck zu geben. Ich hatte ja schon oft geliebt — sehr oft sogar. Einmal sieben Monate hintereinander — treu und wahr — immer ein und dasselbe Mägdlein. (Es existiert darüber ein lyrischer Zyklus „Blätter und Blüten“.) Aber wenn ich Dora in Gedanken neben jene andern stellte, an die ich vordem mein Herz verschleudert hatte, mußte ich mir eingestehen: es waren Geschmacksverirrungen gewesen.

Diese Ida zum Beispiel! Welche Ausgeburt von Albernheit! Wenn man sie wie eine Zitrone preßte, brachte man im besten Falle ein todmüdes „Ja“ heraus. — Wo hatte ich denn meinen Verstand, als ich diese Schneegans zur Heldin meines Jambendramas machte?

Oder Ida die Zweite! Wollte man sie küssen — und das muß man doch, wenn man liebt —, dann stieß sie wie ein Esel mit den Füßen um sich. — Schickt sich das für ein angebetetes Wesen?

Dora aber — schon ihr Anblick stimmte mich poetisch.

> „Du meine Herzenskönigin.
> Dich liebe ich mit Herz und Sinn. —
> Zu sehen dich ist Himmelslust —
> O komm, o komm an meine Brust!“

Die Verse wollte ich für mein Epos vormerken.

Dora aber war ganz anders als jene Idas und Kamillen, deren in meiner Lebensgeschichte ebenfalls zwei vorkommen. — Dora wartete doch nicht erst, bis ich nach mühsamem Suchen ein Thema fand. Sie plauderte munter drauf los — jetzt von dem und dann von jenem —, schlug selbst die waghalsigsten Ausflüge auf die Galerie des Saales, in den Winterhain, zum Büfett vor, ging nicht erst ihre Vorfahren fragen, wenn ich ihr ein Bonbon anbot — kurz, Dora Höhnel war ein höheres Wesen in dieser niederen Welt — ein Wesen, dem nur ein Epos von sechsundneunzig Gesängen halbwegs gerecht werden konnte. — Und das beschloß ich denn auch zu schreiben.

Während der großen Pause zogen sich Herr und Frau Höhnel in ein anstoßendes Kabinett zurück und forderten mich auf, mitzukommen. — Das machte mich selig. Wir nahmen Platz, Dora mir zur Rechten. — Das machte mich dionysisch.

Als ich so, dem Augenblicke schwelgerisch hingegeben, an ihrer Seite saß, da griff plötzlich — — — Ja, plötzlich griff der Todesengel mit grausamer Hand in meine Wonne: etwas Entsetzliches geschah. Herr Höhnel bot mir nämlich eine Zigarre an.

Himmel — was jetzt? —

Dora bemerkte meinen Schrecken und fragte spitz: „Ah — Sie rauchen *noch* nicht?“

Und das sollte ich eingestehen? — Lieber sterben! — Frau Höhnel mahnte noch ab, wie Mütter pflegen; ich segnete sie heimlich dafür und schwor im stillen, diese ausgezeichnete Frau mein Lebenlang schätzen und ehren zu wollen ... Dann schloß ich ergeben die Augen und zündete an. — Herr Höhnel, der Unmensch, hatte kurz vorher mit seinen studentischen Heldentaten renommiert. Nun, er sollte sehen, daß das Geschlecht der Recken noch nicht ausgestorben ist!

Scheußliches Kraut, das! Ich kam auf den einzigen Gedanken, der mich retten konnte, und beschloß, die verdammte Zigarre langsam verkohlen zu lassen.

Eine Zeitlang bemerkte es niemand. — Dann sagte Herr Höhnel lächelnd: „Sie sehen Dora immer so komisch an und vergessen dabei das Rauchen.“

„Ja — Fräulein Dora — sieht heute — heu — heute — — das rosafarbene Kleid steht ihr so gut —!“ stotterte ich, verschluckte einen Seufzer und sog in Gottes Namen wieder an meinem Stengel. —

Ich glaube, Kolumbus hat den Tabak nach Europa gebracht. — Was mag den sonst so klugen Mann auf diese unsinnige Idee gebracht haben?

Kaum hatte ich einige Züge getan, als auch schon vor meinen Augen alles in einem grün und roten Nebelschleier tanzte. Ich fühlte, wie ich bleich wurde — mir ward ungeheuer — ja, ungeheuer unwohl. —

Herr Höhnel erzählte wieder, wie schneidig er schon als Gymnasiast gewesen — mir war es wie ein Traum. — Wahrhaftig, noch ärger: wie ein Mühlrad. — Ein Schwindel erfaßte mich — — — die Zigarre entglitt meinen Händen — — — ich hörte noch einen schwachen Schrei — — — und dann nichts mehr — — —.

Als ich wieder erwachte, war das Kabinett leer. — Der Tanzlehrer stand mit einem nassen Tuche bei mir und — hielt mir den Kopf . . .

Was geschehen war —? — Doras Kleid hatte von meiner Zigarre Feuer gefangen — und Dora selber sollte Brandwunden davongetragen haben.

Gott weiß, wie ich nach Hause kam — ich nicht. — Die ausführliche Pauke meiner Mutter — sie entdeckte einen Brandfleck auf meinem Rocke — traf auf taube Ohren.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr, als wir eben aus der Schule entlassen worden, machte ich mich zerknirscht auf, um mich nach Doras Befinden zu erkundigen. Ich war — wenigstens in der Evelinenstraße noch — eisenfest entschlossen, meinem ach so verfehlten Leben ein fürchterliches Ende zu machen, wenn Dora etwa schwer erkrankt sein sollte.

Als ich aufs Glacis kam, fiel mir ein weniger blutiger, aber ebenso ehrenhafter Ausweg ein: ich wollte ins Kloster gehen und mein ganzes künftiges Leben der Reue und Kasteiung weihen.

Auf dem Petersplatze kam ich zu der Einsicht, daß eigentlich, wenn man die Sache recht betrachtete, die Hauptschuld an dem unglückseligen Falle Herrn Höhnel beizumessen sei. Er hatte mich durch die Erzählung seiner Abenteuer gereizt. Er hatte mir die Zigarre geschenkt. — Aber er hätte bedenken müssen, daß — — —

Ich wandte die Sache auf die linke Seite und fand, daß Herr Höhnel, wenn er auch nur eine Spur von Ehrgefühl hatte, verpflichtet sei, sich zu erschießen, und ich, die auf so tragische Weise ihres Ernährers beraubte Waise — zu heiraten.

Im Schaufenster einer Blumenhandlung sah ich ein prachtvolles Bukett. Das wollte ich Dora bringen und ihr sagen . . . sagen, daß . . . Na, sie würde mich schon verstehen —! — Und wenn Herr Höhnel auch nicht anständig genug wäre, sich zu töten: heiraten mußte ich Dora auf jeden Fall.

Mein Taschengeld erwies sich für den Ankauf des schönen Buketts leider als unzureichend. — Aber einen riesigen Strauß Georginen wollte mir der Blumenmann preiswert überlassen, und der Handel ward perfekt.

Ich hatte den Laden kaum verlassen, als ich — es war wie verhext! — unserm Physikprofessor Doktor Speck begegnete. — Er lächelte eisig. —

„Für wen sind denn die zarten Blümchen bestimmt?“ fragte er.

„Für mei — meine — meine Großmutter, sie hat heute Namenstag,“ erklärte ich.

„Einfach rührend! — Na — jetzt nur rasch, damit Sie zur Festtagstorte zurechtkommen, treuer Enkel!“

Ich beeilte mich, den unangenehmen Patron loszuwerden, und stand bald im Höhnelschen Flur. Ein Diener meldete mich an.

Dora erschien, und ich war mit ihr allein. Den linken Arm trug sie im Verband.

„O, Fräulein Dora,“ begann ich zitternd, „können Sie mir jemals verzeihen? Durch meine Ungeschicklichkeit ha — habe ich Ihnen große Schmerzen bereitet. Doch ich will es sühnen!“ —

Die Rührung hatte mich übermannt. Ich machte eine kleine Pause — einen Anlauf sozusagen — zu dem großen Sprunge, der jetzt folgen sollte — dem Heiratsantrag. —

„Fräulein Dora,“ fuhr ich finster fort, „auch ich leide — leide Ihretwegen!“ —

„Dann bedaure ich Sie recht herzlich. Wo sitzt das Uebel? Haben Sie schon einen kalten Umschlag versucht?“

„O Dora, wie grausam! — Sie scherzen! — Ich habe — —“

Jetzt wäre er unausbleiblich gekommen, der Heiratsantrag. Ich war doch eben schon dabei gewesen, mein Herzweh einzugestehen, und daran passend anzuknüpfen, hätte einem humanistisch gebildeten jungen Manne keine Schwierigkeiten gemacht.

Aber im Rate der Götter war's anders beschlossen.

Denn in diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und herein trat — mein Physikprofessor.

In d i e s e m Augenblicke!!! — Gerade e r!!!

— Ich war wie versteinert. —

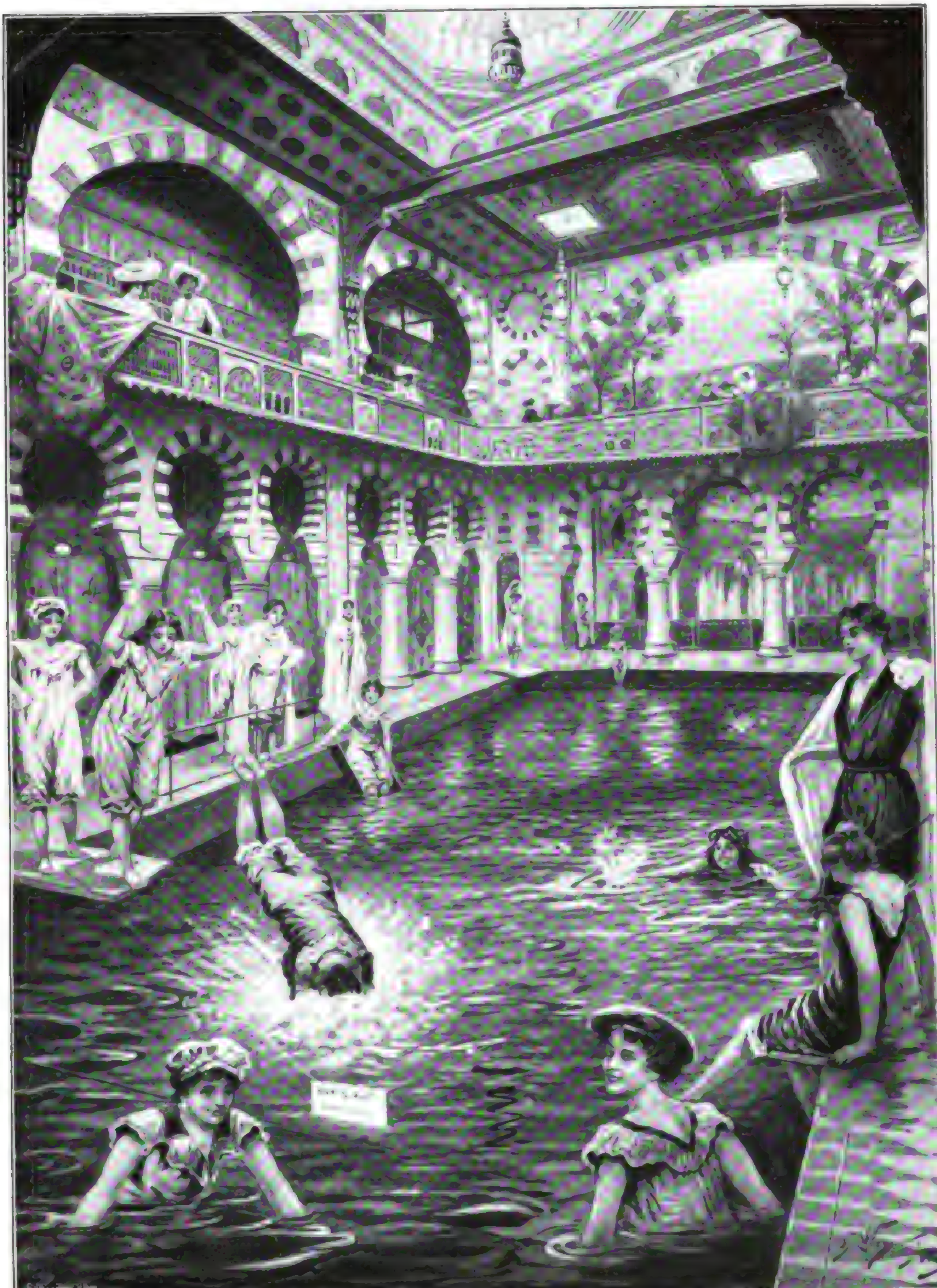
Dora — ihm mit bezauberndem Lächeln entgegen.

„Herr Roda! — — — Mein Bräutigam Doktor Speck!“ sagte sie, indem sie uns einander vorstellte.

Doktor Speck erklärte sofort, daß er die Ehre meiner Bekanntschaft schon seit längerer Zeit genieße. — Mit einem süffisanten Blicke streifte er meine Georginen — — — ein immer breiteres Lachen zuckte um seinen Mund — — — und zu meinem innigen Leidwesen mußte ich bemerken, daß ihm die Bestimmung der Georginen vollkommen klar wurde.

Er lachte nicht mehr, — nein, er gröhlte wie toll, der prächtige Jugenderzieher. — Dora mußte ihm liebreich den Rücken klopfen, damit er nicht ersticke.

Ich aber stand da — mit dem unangenehmen Bewußtsein, daß ich den Strauß nun wirklich und wahrhaftig würde meiner Großmutter bringen müssen.



Im Stuttgarter Damenschwimmbad

Nach einer Zeichnung von O. Meyer-Wegner



Raffael

Die Selbstbildnisse von Malern in den Uffizien

Von

Dr. Ludwig von Buerkel

(Hierzu fünfzehn Abbildungen)

Wie eine Kunstsammlung des Cinquecento ausgesehen hat, ist uns getreu überliefert: Plastiken zwischen Bildern, edle Geräte auf kunstvollen Tischen, die Antike im Wettstreit mit der Moderne. So schildert Borghini Vecchiettis und Sirigattis Kunstbesitz, und so auch ist im größeren der Medici Besitz gewesen.

Die Sammlung der Uffizien kann heute noch einen guten Begriff davon geben: Teppiche und Skulpturen unterbrechen die Bilderreihen, eine angenehme Abwechslung bietend, die man in andern Bildersammlungen vermißt; ein kleines Kabinett ist angefüllt mit geschnittenen Steinen und kostbarem Kunstgewerbe wie auch mit manchen Kuriositäten, die gleichfalls mit großem Eifer gesammelt wurden. Es war nichts Ungewohntes, daß sich ein großer Sammler für die Meisterwerke der Malerei begeisterte und zugleich zweiköpfige Kälber und einäugige Eidechsen in seinem Raritätenkabinett nicht missen wollte. Wie die Künste, standen auch die Wissenschaften in der Renaissance in höchster Blüte, und der Sammelgeist war hinter beiden Gebieten in gleicher Weise her, wenn auch das, was er zusammenscharrte, gar oft in argem Mißverstehen der Künstler wie der Forscher aufgestapelt wurde.

Ins Gebiet der Kuriositätensammlungen muß man wohl auch die Porträtsammlungen berühmter Menschen verweisen: denn eine künstlerische Absicht war die Nebensache, wichtiger, daß keiner fehlte, der in der Welt irgendeine Rolle von Bedeutung gespielt hatte. Paolo Giovios Sammlung in Como, 1521 begründet, ist wohl die erste und zugleich ein berühmtes Beispiel. Die Mannigfaltigkeit der Stände der Dargestellten ist die größte — mit Männern der Wissenschaft und Dichtern beginnt die Reihe, alle Helden des Altertums und Mittelalters, Humanisten und Künstler folgen, berühmte Comasken haben nicht gefehlt. Giovios Hauptinteresse war, die Züge der Gewählten möglichst treu zu besitzen, ein künstlerischer Wunsch trat daneben zurück. Und solche Reihen haben vielfach in den Palästen bestanden, wie uns alte Städteführer berichten. Viel Schönes mag darunter gewesen sein, Künstler und Poeten waren meist die Dargestellten.

Der Kardinal Leopold von Medici, der die Sammlung der Künstlerbildnisse, die wir betrachten wollen, begründet hat, ist sicher von einer künstlerischen Absicht dabei erfüllt gewesen, die allen Vorgängern, auch denen aus seinem Hause, bei ihren Porträtsammlungen fehlte. Denn wenn er ein Pantheon für die Großen der Kunst schuf, in dem sie selbst sich verewigen sollten, hat er wohl auch bedacht, daß er damit künstlerische Aufgaben von höchstem Wert schuf. Hatten sich frühere Sammler damit begnügt, die Züge eines Meisters von andrer Künstlerhand festgehalten zu wissen, so verlangte der Kardinal das Selbstbildnis und beauftragte den Maler, sein eignes Bild zu malen, oder bestrebte sich, nach Möglichkeit eigenhändige Ritratti

der Meister früherer Generationen zusammenzutragen. Stets aber wird zu bedauern sein, daß nicht anderthalb Jahrhunderte früher ein solcher Ruf an die Künstler ergangen ist: welche Fülle des Schönen wäre uns beschert worden, wenn die Meister der Blütezeit der italienischen Kunst zum eignen Ruhm ihr Bildnis festgehalten hätten! So aber mußte sich die Sammlung mit nur einzelnen Künstlerbildnissen aus der Zeit des Ueberganges vom Quattrocento begnügen und konnte nur die Züge weniger Maler der Hochrenaissance in eigenhändigen, wertvollen Werken überliefern.

Kleine bescheidene Brustbilder tragen Filippino Lippis, Giovanni Bellinis und Raffaels Namen. Sie wollen noch an die Art des Quattrocento gemahnen, das nur in anspruchsloser Weise das Aeußere des Menschen, Zug für Zug, sachlich und ehrlich geben will und der Individualisierung durch die Hände entraten kann. Wunderlich genug nehmen sie sich aus inmitten der gesteigerten Formate der späteren Bilder, den Wechsel in der Art sich darzustellen, der im Cinquecento eingetreten ist, schlagend erläuternd. Künstlerisch hochstehend ist nur eines von den dreien: Filippinos frisches, mit ein paar Strichen und wenig Tönung hingesetztes jugendliches Bild. Raffaels Hand ist nicht mehr zu erkennen auf dem Werk, das seinen Namen trägt; denn das ursprüngliche Pastell hat durchweg dem Oel der Restauratoren weichen müssen. Und das dritte endlich stellt nicht Bellini dar und ist auch kaum von seiner Hand. Lionardos durch Jahrzehnte vielbewundertes Selbstbildnis mit langem weißen Bart, ein schwarzes Barett auf dem Kopf, kann nur den Anspruch machen, die späte Kopie einer dem Meister näherstehenden Arbeit zu sein, und dasjenige Michelangelos ist sogar von der Hand eines unbedeutenden Malers des siebzehnten Jahrhunderts, von der ich in dieser Sammlung noch mehreres finden zu können glaube.


Tizian

Haben also die Großen hier nicht sich selbst ein Denkmal gesetzt, so waren die Kleineren, Bandinelli, Vasari, Federigo Zuchero, um so mehr bestrebt, der Nachwelt zu verkünden, zu wie hohen Ehren sie es gebracht haben. Nichts mehr von einer Bescheidung im Maß, von einer sachlichen Beschränkung, mit schweren goldenen Ketten geschmückt,


Rembrandt


Rubens

treten sie auf, bis zur Kniehöhe sich präsentierend. Vasari verdirbt sein Bild, indem er vom Kopf, auf den sich doch alles im Porträt beziehen soll, durch eine Lichtsammlung auf den Händen abzieht; er will den Blick des Beschauers über die Handlinie auf den mit Malutensilien und beschriebenem Papier bedeckten Tisch leiten, so Kenntnis gebend, daß er zwiefach bedeutend sei, als Maler und als Schriftsteller. Unweit davon erfreut ein tüchtiges kleines Temperabild von Giulio Romano. Ein Prachtwerk ist von Andrea del Sartos Hand: Träumerisch sehnend schweift der Blick eines herrlichen jungen Mannes ins Wesenlose. Aber seine eignen Züge hat Andrea hier nicht gegeben. Es ist eines von jenen Idealporträts, wie sie von seiner Hand oftmals begegnen, meist irrtümlich als Selbstbildnisse bezeichnet. Sie gehören zum Allerschönsten, was die Florentiner Kunst hervorgebracht hat.

Auch der alte Tizian trägt wie Vasari und Zuchero eine goldene Kette: aber ihn hat der ehrende Schmuck zum Fürsten geadelt. Man empfängt den Eindruck, daß dieser geistvolle, schöne alte Herr gar nicht ungeschmückt sein könnte, und die Kette ist geistig wie künstlerisch gleich wichtig geworden. Wenn wir bei Vasari lesen, daß Tizian sein Bild gemalt habe, „um seinen Kindern ein Andenken zu hinterlassen", und betrachten dann dieses und die andern, noch besseren Selbstporträts (Berlin, Madrid), die uns vom größten Meister Venedigs geblieben sind, so zwingt sich uns der Glaube auf, daß diese Andenken doch wohl auch bestimmt waren, des engen Hauses Schwelle zu überschreiten.

Wie Tizians Porträt überhaupt, so hat auch sein Malerselbstbildnis weitergewirkt in der venezianischen Schule. Vom greisen Tintoretto und den Bassano bewahrt die Sammlung vornehme, treffliche Werke, in denen Tizians Beispiel fortlebt. Völlig dagegen verstimmt die Art, wie sich der



Agostino Caracci



Carlo Dolci

Venezianer Contarini darstellt: Kokett schaut er, in grauem Koller und weißer Halskrause, einen breiten grünen Hut auf dem Kopf, aus dem Rahmen und prahlt mit eitler Geste mit dem roten Orden auf seiner Brust, der ihm auf Kaiser Rudolfs II. Geheiß den Adelsstand gebracht hat. Sein Bild, wie das von Tintorettos Tochter Marietta, die sich vor dem Spinett, ein Notenblatt in der Hand, präsentiert, wirken als Beweise, wie eine große Tradition nur Künstler hohen Ranges zu fördern imstande ist, geringeren aber gegenüber, weil unverstanden, auch unwirksam bleibt.

Die späteren Florentiner des Cinquecento und Seicento sind stark vertreten, teilweise mit vortrefflichen Leistungen. Doch scheint hier viel aus einer älteren Kollektion übernommen zu sein, die ein bestimmtes kleines Maß verlangt hat. Diese Maler zeigen sich darum hier, im Gegensatz vielleicht zu ihrem Wesen, sehr bescheiden, widersprechend auch ihrer sozialen Stellung. Dasselbe gilt von den Bolognesern, deren Bildnisse durchweg einfach und anspruchslos sind und zu wenig über ihre Persönlichkeit zu sagen scheinen. Santi di Tito, Salviati, Giovanni da San Giovanni und Cardi (Cigoli) möchte ich unter den Florentinern hervorheben, Annibale und Agostino Caracci unter den Bolognesern. Giovanni da San Giovanni, der Florentiner Schalk, blickt uns von der Arbeit weg mit seinem ausdrucksvollen Gesicht an, auf dem er nach Toskaner Art ein Wärzchen pflegt. Cardi, gleichfalls den Pinsel in der Hand, trägt eine braune Pelzkappe, die dem Bilde eine schöne Farbennote gibt. Mit einer erregten Frage empfängt uns Agostino Caracci. Eine ähnliche Geste finden wir auf einem vorzüglichen Porträt seines Bruders Annibale in der Münchner Pinakothek. Man ist geneigt, auf Grund dieser Art sich zu geben, auf eine zunehmende Bewegung im Porträt zu schließen,

darf aber neben der Beachtung der leidenschaftlicheren Ausdrucksweise des Italieners nicht vergessen, daß diese Bilder vielleicht für andre Zwecke entstanden sind. Denn ruhiger Adel zeichnet die Bildnisse von der Hand der Künstlerfamilie Caracci in der Galerie von Modena beispielsweise aus.

Wir vermissen an diesen Wänden Bronzino, Guido Reni und manchen andern, der im Porträt Großes geleistet hat. Denn das malende Milchbürschlein hat kaum mit Bronzino etwas zu tun, und Guido Reni hätte uns wohl ein erfreulicheres Werk beschert. Hingegen begrüßt man mit Freuden das Köpfchen einer Fremden in dieser Gesellschaft: ein entzückendes, zartes Frauengesichtchen, ein Perlenkettchen um den langen, schön geformten Hals, übermittelt die Züge von Arcangela Palladino von Pisa zum Ruhm für die Arnostadt, die solchen Reiz gebar.



Jacob Jordaens

Bewundernswert ist Parmeggianinos Bild: der vollendete Grandseigneur, sitzt er in schwarzem Gewand mit weißen Spitzenmanschetten in einem Raum, dessen eine Wand eine Plastik schmückt. Die langen Hände legt er unbeschreiblich delikat auf den schwarzen Stoff des Kleides, und sein Auge blickt fest und bewußt und doch warm in die Weite. So vornehm muß der große Sohn Parmas gewesen sein, vornehm geistig wie auch im Körperbau, um jene edle Verbindung der strengen Renaissance mit einem graziösen Rokokosinn geschaffen zu haben. Doch vielgeliebt und vielgehaßt wie sein ganzes Werk, wird auch dies Bildnis neben Freunden Feinde haben.

Die späteren Italiener sind zerstreut in den folgenden Sälen. Der meist unleidlich süße Carlo Dolci vollbringt eine malerisch angenehme Leistung: er hält ein Blatt mit Widmung und Datierung in der Hand, auf dem er malend gegeben ist. Salvator Rosas und Luca Giordanos Bilder sind vortreffliche Werke. Stellen sich diese beiden großen Neapolitaner noch durchaus würdig dar, so suchen sich die meisten Zeitgenossen und Späteren im Stil der



Adrian van der Werff



Tintoretto

Hofmaler Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. mit allem möglichen Apparat, zum Teil aufs lächerlichste in Szene zu setzen: meist reich in Pelz und Seide gekleidet, Baretts auf dem Kopf, sitzen sie an der Staffelei, umgeben von Wappen und Büchern, in einer Haltung voll falschen Stolzes, und meist hat es die unerbittliche Historia gefügt, daß ihr Ruhm ihre Kleider um weniges überlebt hat.



Parmeggianino

Die Gruppe der französischen Maler fällt sofort auf durch die gleichmäßige Pose. Alle sind große Herren, sehr gut gekleidet und trefflich gewaschen. Es sind Hofleute vom Kopf bis zum Fuß, und sie halten es auch für nötig, dies dem Beschauer zu sagen. Technisch sind die meisten dieser Bilder vortrefflich. Die allerbesten vielleicht von Vivien, Rigaud, Coypel, Detroy, Largillière und Lebrun. Vivien hält auf die zierlichste Art einen Stift in der Hand und hat eine lange Inschrift zur Trägerin seines Ruhmes gemacht. In dieser Reihe mag man auch das absichtlich Ungeordnete im Habitus, wie es meist zu finden ist, beachten. Da die Herren sehr wohlgepflegt sind, erhöht es natürlich das appetitliche Behagen des Beschauers. Die Art der französischen Hofmaler, sich darzustellen, bleibt für das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert auch für die andern Länder die maßgebende, siegreich dem gegenüber, was das deutsche, mehr noch das flämische und das holländische Porträt hätten wirken können.

Auch Rubens und van Dyck waren große Herren, aber wie ganz anders sind ihre weltbekannten Bildnisse. An Vornehmheit fehlt es Rubens' Bild wahrhaftig nicht; aber Aeußerlichkeiten sind vermieden. Das schönere von seinen beiden Selbstbildnissen, welche die Sammlung bewahrt, stellt ihn mit stolzem und doch heiterem Ausdruck, den breiten Hut auf dem Kopf, dar. Es ist 1625 entstanden. Der größte Holländer, Rembrandt, ist gleichfalls zweimal zu finden. Das spätere, das der greise Meister knapp vor seinem Tode gemalt hat, wird bevorzugt. So viel Gegensätzliches auch bei einer Gegenüberstellung von Rubens' und Rembrandts Porträts zutage tritt, das Gemeinsame dieser nordischen Meister in der Art, sich darzustellen, wird man nicht verkennen, wenn man den Vergleich zieht mit der Uebung in romanischen Ländern. Der stolze Spanier Velazquez, nicht weniger als Italiener und Franzosen, setzt sich in Positur, diese Flämen und Holländer aber malen sich in der ersten besten Stunde mit der Stimmung, die sie gerade mit sich bringt, und gerade dadurch sind sie



Jacques Courtois



Joseph Vivien

imstande, ein wahres, ungekünsteltes Bild des Lebens zu schaffen, das ihre Kunst dann zu etwas Unzufälligem und darum Unvergänglichem zusammenfügt. Welche Nation ist dem höchsten Ziel näher? Eine Frage ohne Antwort. Wird der Deutsche manchem kalt vornehmen italienischen Porträt nicht näher kommen, so wird der Italiener den warmen Odem dieser nordischen Bilder nicht verspüren. Schwerlich wird er von Jordaens' Zügen ergriffen werden. In jungen Jahren hat sich der Künstler gemalt. Sein trunkenes Auge spricht in einer Art, die man nicht vergessen kann. Was will der Blick sagen, in dem halb Trauer, halb Irrsinn lebt, sich Wollen und Versagen vereint? Was lehrt die Hand, die der Meister prophetisch auf ein Buch legt?

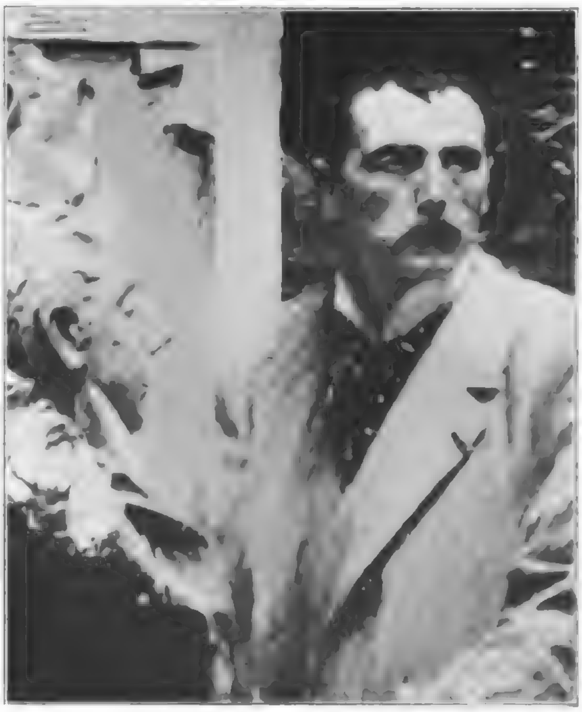
Würdig schließen sich Mor, Pourbus, Sustermann, Konink, Laer, van der Helst mit prächtigen, aus dem Leben gegriffenen Bildnissen an. Schnell jedoch verliert sich das große Erbe, wenn auch an manchen Orten die Tradition, wie in Genua beispielsweise die van Dycks, eine Spanne Zeit fortlebt. Haben schon viele gleichzeitige Flämen und Holländer sich von ihren Großen nicht beeinflussen lassen, so erlischt in der Folge ihr leuchtendes Beispiel um so rascher. Nur einige Proben, wie die Späteren sich porträtieren. Der Holländer Schalken malt sich, von einer Kerze beleuchtet, Adrian van der Werff, in Samt und Seide gekleidet, hält eines seiner kleinen, vormals so geschätzten Bilder zur Ansicht hin, Mieris tut dasselbe, während Gerard Dou, durchaus nicht mit der Miene eines tiefen Grüblers, einen Totenschädel in seinen Händen hält und aus seinem Fenster herausschaut. Man sieht, wie wieder eine recht kleine, bescheidene Denkweise eingezogen ist, die es für nötiger hält, zu berichten, daß einer malte und wie er malte, als das innere Leben wiederzugeben, das aus den Zügen spricht und durch erzählende Beigaben leise gehoben, aber nicht gestört werden dürfte. Johann Vernys zeigt sich, wie er sein Spiegelbild malt, van der Brach durchstößt lachend mit dem Kopf ein Papier, das in einen Blumenkranz eingespannt ist — eine wahrhaft wunderliche Porträtstellung! Ein entzückendes Interieur bewahrt die Sammlung als Selbstbildnis des Holländers Breckberg: er malt sich in seinem Zimmer. Licht fällt durch ein breites Fenster ein, glänzt hier auf der Laute, spielt dort auf dem persischen Teppich und trifft die Bilder an den Wänden und eine Büste auf dem Tisch.



Jean Auguste Dominique Ingres



George Frederic Watts



Anders Zorn

In einer Ecke entdeckt man den Maler an der Staffelei. Doch hier kann man über dem Reiz der Ausführung vergessen, daß ein Porträt hätte geschaffen werden sollen.

Aehnlich verfahren die italienischen Genre- und Tiermaler, aber auch die Akademiker schließen sich in diesem Wettbewerb der Lächerlichkeiten nicht aus. Den Römer Resani findet man bei der Arbeit halb versteckt unter allerhand Getier, toten Vögeln, Ziegen und Hühnern. Wohl zehn Maler brauchen zu ihrer Charakterisierung einen Hund. Heiter stimmt einer aus der Reihe der Chevaliers mit der großen Geste, Lionello Spada: mit spanischem Zylinder, Perlen im Ohr, die Palette und das Schwert in den Händen, hat er sich verewigt. Das Wortspiel mit seinem Namen kann ihn nicht retten. Recht viel Apparat braucht der lustige Zoffani, um uns zu belehren, was er war und womit er sich abgegeben hat. Totenkopf, Sanduhr, Zettel und Sentenzen, ein Bild, Palette und Bücher umgeben den heiteren Philosophen. Corvi von Viterbo hat sich in rotem Schlafrock in Positur gesetzt. Hinter sich die Mediceische Venus, malt er einen muskelgeschwollenen Herkules, dessen oberer Teil durch ein aus der Höhe baumelndes Beleuchtungsblech dem Blick entzogen ist. Eigenartig wirken auch die erklärenden beschriebenen Zettel in den Händen vieler Maler; sogar der große Joshua Reynolds hält eine Rolle in der Hand, auf der zu lesen ist: „Disegni del Divino Michelangiolo Buonarotti.“ Aber daß ein wirklicher Künstler auch für die Mitteilung seines Genres im Selbstbildnis den Ausdruck finden kann, lehrt des Schlachtenmalers Bourguignons vorzügliches Werk. Der ernste Mönch steht in einer prachtvollen weiten Landschaft, in deren Hintergrund eine Schlacht tobt.

Von deutschen Malern dieser Zeiten sind viele zu finden, deren Name kaum mehr bekannt ist. Doch auch die Großen der deutschen Renaissance fehlen nicht. Ein kleines feines, später nicht zum Vorteil ergänztes Bildchen bewahrt Hans Holbeins Züge. Dürers Porträt ist eine Kopie nach dem Original in Madrid von italienischer Hand, die mannigfache italienische Züge hineinzutragen wußte, zugunsten vielleicht des Ganzen, zum Nachteil für die Treue. Lucas Cranach zeigt sich in einer bemerkenswert guten Darstellung aus dem Jahre 1530. Georg Pencz, der „Bronzino des Nordens“, ist vertreten durch ein vortreffliches Bild eines jungen Mannes, das aber irrtümlich für ein Selbstporträt gehalten wird.

Und endlich einen Blick auf die Bilder aus den Zeiten des Ueberganges zur allerneuesten Zeit! Der Eindruck ist wahrhaftig kein erfreulicher. Auffallend ist die Unfarbigkeit der meisten dieser Malereien, auffallend auch, wie nur die wenigsten sich der Aufgabe bewußt geworden sind, ein Bildnis für dies Pantheon zu schaffen, sich würdig anzugliedern an die Reihe der Großen. Tüchtig und reizvoll sind die Werke, die noch in der Vergangenheit wurzeln. Da ist der Vigée-Lebrun liebliches allbekanntes Bildnis, Reynolds' farbig treffliches Porträt. Louis David und Ingres überzeugen, daß wir hinter einem jähen Bruch mit der Tradition stehen. Können und Solidität erinnern noch an die alten Schulen, aber der kunstfeindliche, allzu korrekte Sinn der Akademie spiegelt sich auch in diesen eindrucksvollen Werken von Künstlern, welche die Ersten der Zeit waren. Corot im Malerkittel und George Watts an der Staffelei sind Proben von modernen tüchtigen Werken. Mit einigen wenigen Werken sind die Heutigen vertreten. Der Schwede Anders Zorn weiß ein eindrucksvolles Bild seiner selbst zu schaffen. In seiner improvisierenden Art ist das Werk sehr reizvoll, doch möchte man mehr Vollendung wünschen, wenngleich Zorns resolute, flüchtige Manier nicht ihrer harrt. Als Studie mag man des Dänen Kroyer Selbstporträt begrüßen; ich kann nicht finden, daß der Vorwurf würdig für die Reihe der Malerbildnisse gewählt ist: der Maler steht in furchtbarer Sonnenhitze, deren er sich durch einen Strohhut erwehrt, im Bilde und malt den Beschauer ab. In so feierlicher Umgebung wirkt diese Art und Weise der künstlerischen Darstellung zum mindesten verblüffend, und bei aller Anerkennung der Kroyerschen Kunst speziell in der Wiedergabe des grellen Sonnenlichts kommt man doch gerade hier in den Uffizien sehr schnell zu der Einsicht, daß die Wiedergabe des Natürlichen noch nicht das Kunstwerk ausmache. Andre unbekannte moderne Maler sind gleich improvisierend, ohne dazu durch ihr Können die Berechtigung zu erhalten. Deutsche Namen, wie Arnold Böcklin, der halber Florentiner war, fehlen.

Liebe

Von

Anna Ritter

O du, nun jauchze, denn siehe: das Glück ist hier!
Die Augen borgt es, die Stimme, den Mund von mir,
Schon hebt es lächelnd die Arme und schaut dich an
Und krönt deinen Scheitel mit Rosen, du sel'ger Mann.

Du beugst die Knie, du sinkst mir zu Füßen hin,
Und weißt doch siegesfroh, daß ich dein eigen bin,
Daß ich im Herrschen dir diene mit Seel' und Leib,
Im Purpur der Liebe ein demütig stolzes Weib.

Die Jahre kommen, sie nehmen die Jugend mit —
Wir lächeln leise und wandern im gleichen Schritt
Durch Frühlingswunder und winterlich weißes Land,
Wie Liebende wandern und Kinder: Hand in Hand!



Aus der römischen Campagna
Nach dem Gemälde von Albert Flamm (Düsseldorf)

Der Mitläufer

Eine altfränkische Geschichte

von

August Sperl

(Schluß)

Das Frührot leuchtete über den Waldbergen, die Vögel sangen in den Blütenbäumen. Mit wüsten Gesichtern standen die Bauern dichtgedrängt auf dem Gottesacker, und mit zitternder Stimme segnete ein Mönch drei Leichen zur ewigen Ruhe ein. —

Mit wüsten Gesichtern zogen die Bauern ab. Gefangene Mönche schleppten schwere Bündel; hochbepackt mit Klostergut ächzten die Wagen. Auf dem sandigen Feldwege kroch der Zug den Wald entlang.

Zuerst war's keinem so recht um Unterhaltung zu tun. Die meisten hatten über böses Kopfweh zu klagen. Allmählich aber kam doch die Rede in Fluß. Warum wohl die Saugamme mit dem Grafenkinde zu Speckfeld gewesen, wo doch die Gräfin auf dem Stolberg saß? So fragte der erste.

„Na ja, sie werden halt ihre Kinder auch nit gern auf einem Platz bei'nander lassen wollen in so 'ner bösen Zeit," meinte der Schneider.

„Na, wir hätten ihm doch nix zuleid getan, dem Grafenkind!" murrte ein alter Bauer.

„Wer weiß denn, wo die Saugamm' hingekommen ist?" fragte Michl Hasenbart.

Keiner wußte es.

„Vielleicht weiß es der dumme Klas!" rief einer mit Lachen.

„Klas, hast du die Saugamm' gesehen?" fragte der Schneider.

„Ich weiß von nix," antwortete Klas und nahm das schwere Bündel des Schneiders auf die andre Schulter.

„Ich glaub's wohl!" sagte der Bucklige und lachte.

„Wenn ihr mir folgt, so laßt ihr kein' solchen Junker mehr in unsre Bruderschaft," bemerkte Michl Hasenbart nach einer Weile.

„Na, wir hätten ihm doch nix zuleid getan, dem Grafenkind!" wiederholte der alte Bauer und starrte nachdenklich vor sich hin.

„Hättet ihr euch halt nit so aufgeführt, wie ich Ruh' geboten hab'!" grollte der Hauptmann.

„Da ist der Wein dran schuld gewesen!" rief einer.

„Ja, der Wein!" bekräftigte der Schulmeister.

Der lange Klas ging schweigend zwischen den andern. Er mußte immer an das Kindlein denken. Er freute sich, daß es den Bauern entkommen war. Und heute fragte er den Buckligen kein einzigmal: ‚Du, was hab' ich schwören müssen?'

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aus dem geplünderten Kloster wirbelte feiner Rauch zum strahlenden Morgenhimmel. Auf den Dielen des Refektoriums aber lag die nackte Leiche des Junkers. —

„Gucket!" rief der Schneider droben am Waldsaum. Die Bauern machten Halt und sahen zurück. Flämmlein züngelten aus den Dächern. Qualm drang aus den Luken. Flammen schlugen empor und leckten gierig hinauf am niederen Kirchturm. Die Glocken begannen zu schwingen; leise schlugen die Klöppel an die metallenen Wände. Stärker wurde das Geläute.

Unter Glockenläuten zogen die Bauern in den duftenden Wald. —

Aus den Dielen des Refektoriums quoll Rauch und wirbelte aus den offenen Fenstern. —

Prasselnd stürzte der Dachstuhl zusammen. Turmhoch schlugen die Flammen empor.

Und auf den brennenden Dielen lag der Mensch, der trotz allem gehandelt hatte nach seiner beschworenen Pflicht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Um die Mittagszeit kam Hauptmann Michl Hasenbart mit seinem Fähnlein zurück ins große Lager des fränkischen Heeres.

V

Das Lager wurde abgebrochen, und die Fahrt ging weiter.

Nordwärts zog das Heer im Frühlingsonnenschein durchs blühende Land. Und es war eine lustige Reise. In den Dörfern standen die Weiber und Kinder an der Straße und hatten Weins genug in Stützen und Gelten, winkten und lachten und füllten die Krüge bis an den Rand. Mit roten Köpfen, jauchzend und johlend, rückten die Bauern vor. Frischgrüne Zweige schwankten auf ihren Hüten. Sie waren die Herren. Was galt nun die Welt?

Wie eine langmächtige, dicke Schlange kroch das Heer zwischen Feldern und Weinbergen dahin. Und gierig züngelte das Ungetüm nach rechts und links, wo nur immer Pfaffenmauern ragten und Junkertürme drohten. Auf hohe Felsen kroch es und schlüpfte in fruchtbare Täler und schob sich weiter und weiter. Brandgeruch stank hinter ihm zum wolkenlosen Himmel empor, dicker und dicker wurde das gefräßige Tier. Und wie hungrige Wölfe schlichen gierige Händler mit bauschigen Zwerchsäcken lauernd in seiner Spur. Ja, es war eine lustige Reise, es war ein herzerfreuendes Kistenfegen und Säckelleeren.

Am Abend des dritten Tages zogen die trunkenen Scharen in Gerolzhofen ein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mitternacht war's. Der Obristfeldhauptmann hatte Kriegsrat gehalten mit den Führern und den Angesehensten des Heeres.

Zwei Bauern gingen im Sternenscheine durch die stillen Gassen ihrer Herberge zu.

„Unser Groschen gilt was im Land. Oder is nit so, Bruder?"

„Kann sein, Bruder Jörg."

„Kann sein, Bruder Bartel? Sollen wir jetzt nit ein paar hinein in Landtag schicken auf Würzburg? Hat's nit der Bischof selber wissen lassen? Wo hat man denn früher einmal gehört, daß ein Bauer hinein in Landtag kommen ist?"

„Ja, ja," murmelte der alte Bartel.

„Aber wir haben's ihm abgesagt; denn es ist jetzt zu spät zum Reden, und keinen Landtag brauchen wir nimmer."

„Vielleicht," murmelte der Alte.

„Kann sein, ja, ja, vielleicht," grollte der Bauer Jörg. „Ich weiß nit, was du immer hast. Ich hab' mir's oft schon gedacht: die andern schimpfen auf Junker und Pfaffen, und du sagst nit einmal ein Wort dazu; die andern jammern, weil's den Bauern so schlecht geht auf Erden, und du sagst nit einmal ein Wort dazu; die andern können's gar nimmer erwarten, bis der Tanz losgeht, und du sagst nit einmal ein Wort dazu."

„Meinst?" gab der Alte zurück.

„Jawohl!" rief Jörg.

Sie standen an ihrer Herberge, sie tappten die enge Stiege hinauf und traten in ihre Kammer.

Gelassen schnallte der Bauer Bartel seine Wehre ab und streckte sich auf den Strohsack.

„Sag was!" murrte der andre und legte sich in seine Ecke.

„Du meinst also," begann Bartel, „es muß jeder schimpfen und jeder jammern und jeder schreien? Hör! Es ist nit allen Bauern schlecht 'gangen. Sind ihrer viele hinter guten Herren gesessen. Die welchen aber schreien jetzt am ärgsten? Denen 's am schlechtesten 'gangen ist? Ach was! Die 's gut gehabt haben, die reißen das Maul am weitesten auf. Hör: solang als der Mensch noch jammern kann und solang als er gar noch schimpfen und schreien kann, da ist das ärgste noch nit bei ihm. Das Jammern macht das Herz leichter, und das Schimpfen tut dem Magen wohl. Aber wenn einer so lumpig dran ist, daß er nimmer jammern und nimmer schimpfen kann, und er muß jahraus, jahrein alles 'nunterfressen — bei dem steht's schlecht."

„Jetzt redest doch einmal was!" rief der andre mit Befriedigung.

„Werd' gleich wieder fertig sein," murmelte der alte Bartel.

„Du willst aber doch auch den Junkern und den Pfaffen den Garaus machen?"

„So gewiß, als wie ich ewig selig werden will!" kam die Antwort zurück. „Aber da haben wir noch weit hin."

„Ja, wie meinst denn das?"

„Paß auf! Ich bin Landsknecht gewesen in meinen jungen Jahren."

„Da hast mir noch gar kein Wörtle davon gesagt!"

„Du wirst noch mehr nit wissen. Hör! Wie heißt's in der Heiligen Schrift, wie sagt da der Hauptmann von Kapernaum? ‚Ich habe unter mir Kriegsknechte, und wenn ich sage zu einem, gehe hin, so geht er; und zum andern, komm her, so kommt er; und zu meinem Knechte, tu das, so tut er's.' — So heißt's in der Heiligen Schrift. Weißt's nit?"

„Ja, ich weiß."

„Und so soll's auch in einem christlichen Heer sein, Bruder Jörg. Ist's aber bei uns so? Geht nit ein jeder her, wenn er will, und wieder fort, wenn er will?"

„Ein jeder soll vier Wochen bleiben," sagte Jörg.

„Ja, soll —. Aber ob er's auch tut? Und was ist's nachher, wenn einer auch vier Wochen bleibt? Mir ist's. Und hast g'hört: mit dem Schreien und Schimpfen und Singen und Weinsaufen, damit ist's nit getan. Damit gewinnt man keinen Krieg."

„Ja, wo ist denn der Feind?" rief Jörg.

„Der kommt schon, da kannst dich drauf verlassen," sagte der Alte mit großem Ernste; „und wenn er kommt, nachher treibt er uns auseinander — wie der Geier die Hühner, so treibt er uns auseinander, das kannst glauben. Und jetzt weißt's, warum ich so still bin."

Schweigend lagen sie auf ihren Strohsäcken.

„Wir müssen des Bischofs Schloß verbrennen, wir müssen auf Würzburg!" rief Jörg nach einer Weile.

„Den Frauenberg? Sag, hast du ihn schon einmal gesehen, den Frauenberg?"

„Gesehen noch nit," bekannte der junge Bauer.

„Drum," sagte der Alte.

„Du könntest einem angst machen, Bruder Bartel."

„Mir ist's nit erst seit gestern angst, Bruder Jörg. — Morgen früh rücken also zweihundert vor den Zabelstein?"

„Ja," sagte Jörg.

„Mir ist's recht," meinte der Alte.

„Auf dem Zabelstein, da liegt das viele Papier und Pergament. Das gehört dem Bischof, und da steht's drinnen, was die Bauern leisten müssen im Bistum. Und ich mein', es wär' gut für uns Bischöfliche, wenn sie das alles verbrenneten."

„Ja, mir ist's recht," sagte der Alte.

„Und den Stolberg werden sie morgen auch nehmen," fuhr Jörg fort. „Sag emal, ist das Bischofsschloß auf dem Frauenberg viel größer als wie das Stolberger Schloß?"

Der Alte lachte: „Wie viele Bauern hat der Jakob Kohl auf den Stolberg geschickt?"

„Den Ohlschmid von Oberschwarzach und den buckligen Schneider und dreißig Mann, und was halt sonst noch mitläuft von Schwarzacher Bauern," kam die Antwort zurück.

„Die können ja den Frauenberg auch gleich mit verbrennen!" höhnte der alte Bartel.

Die Sonne stand hoch über dem Tal, die Lerchen sangen, der Tau lag silbergrau weithin auf Gras und Kraut, und die braunroten Dächer der Burg Stolberg blinkten im lachenden Morgenlichte.

Ein Haufe bewaffneter Bauern lief den steilen Berghang hinan.

„Da droben wohnt sie, die Gräfin," sagte der Schneider; „aber ihr Mann ist nit droben, der hat auf Würzburg gemußt."

„Weißt's gewiß?" fragte einer.

„Ja. Gelt, Ohlschmid?"

„Ja," sagte der Schultheiß von Oberschwarzach.

„Die wird weiter nit erschrecken, wenn sie uns

kommen sieht!" rief ein andrer. „Die wird meinen, es geht ihr um den Kragen."

„Das glaub' ich schon," lachte der Schneider. „Und was mit ihrem Kind worden ist, das wird sie auch nit wissen. Das ist eben ihr Kind gewest."

„Was, der ihr's?" sagte der andre.

„Ja, der ihrs," wiederholte der Bucklige. „Und die Angst, die gönn' ich ihr."

„Du kennst sie gewiß?"

„Ich hab' sie oft schon von weitem gesehen; aber ich gönn' ihr's."

Der lange Klas war stumpfsinnig im Haufen gegangen. Jetzt horchte er. „Das kleine Kind, das von neulich?" fragte er.

„Guckt nur den an!" lachte der Schneider. „Jetzt sagt er doch auch einmal was! Ja, nu freilich, das Kind mit der Saugamm'. Sie hat ihrer aber noch zwei droben, die Gräfin."

Etliche liefen aus dem Haufen und rannten quer über eine große Wiese den Berg hinan.

„Wollt denn ihr auch Bauern sein und tretet das schöne Gras zusammen?" grollte einer.

„Gras hin, Gras her — 's ist Herrengras," sagte der Schneider, schüttelte seinen Spieß und lief den andern nach. Und nun rannten sie alle durch die nasse Wiese den Berghang empor. —

Im Hohlwege sammelte sich die Schar, und man hielt eine Beratung.

„Nehmt's nur nit so leicht," warnte einer, „'s können doch noch Landsknecht' droben sein."

„Landsknecht'?" Der Schneider lachte. „Ein einziger ist droben — gelt, Ohlschmid? Und das ist der Hinner von Gerleshofen, meiner Schwester ihr Sohn. Die andern haben ja alle fortmüssen auf den Zabelstein, müssen das Pergament und Papier hüten, das der Bischof dort hat."

„Recht zu trauen ist aber doch nit," meinte der erste; „recht zu trauen ist nit, wenn man so nah hingeht an so ein fremdes Schloß."

„Da könnt' uns ein ordentliches Eul' aufsitzen!" rief ein andrer.

„Könnt' was 'runterfallen auf unsre Köpf', nachher hätten wir's," sagte ein dritter.

Die andern lachten. Der Schneider aber sagte: „No, da will ich ganz allein hingehen ans Tor — ganz allein!" Und er stemmte den Arm in die Seite und sah stolz im Kreise umher.

„Ja, wenn der Hinner seiner Schwester ihr Sohn ist, da hat er's freilich gut wagen," äußerte einer.

„O, da sind ihrer schon noch mehr droben, nit nur der Landsknecht!" rief jetzt der Schneider. „Da ist noch ein Amtmann droben und ein Koch und ein paar Gäulsknecht'. 'nan ans Tor geh' ich aber doch ganz allein!"

Und damit riß er seinen Hut vom Kopfe und steckte ihn auf die Speerspitze. Und mit langen Schritten strebte er im engen Hohlweg nach oben. Murmelnd und nicht ohne gebührende Vorsicht kamen die andern hinter ihm drein.

„Der faßt sich aber doch recht viel Kraut 'raus, der Schneider," keuchte einer.

„Ja, wenn der Landsknecht seiner Schwester ihr Sohn ist!" meinte ein andrer.

Nun blieben sie alle stehen und reckten die Hälse; denn der Schneider war an die Brücke gekommen.

„Die haben nit einmal ihr Brücke aufzogen!" wunderte sich einer im Haufen.

„Holla — holla!" rief der Schneider, spreizte die Beine gleich einem Landsknechte und hielt den Speer mit dem Hute steif in die Höhe.

„Holla!" rief er zum drittenmal und begann in singendem Tone, wie ein Leichenbitter, das Sprüchlein der Bauern: „Eröffnet euer Schloß dem hellen christlichen Haufen! Wo nit, so bitten wir um Gottes willen, tut Weib und Kind daraus; denn nun wird dieses Schloß den freien Knechten zum Sturm gegeben."

Ueber dem Torbogen öffnete sich ein Holzladen, und eine Eisenhaube schob sich heraus.

„Holla! Aufmachen sollt ihr! Habt ihr's gehört?"

„Mach nur nit das Geschrei gar so arg, Vetter!" sagte der Landsknecht.

„Da gibt's keine Vettern und keine Basen!" erklärte der Schneider mit Würde. „Da gibt's nur freie Bauern, und die haben mich hergeschickt. Mach auf, wenn du dein Leben lieb hast!"

Als die andern den Schneider so mutig vor dem Tore stehen sahen, und als ihm nichts auf den Kopf geworfen wurde, rückten auch sie heran in geschlossenem Haufen, machten bedrohliche Gesichter und starrten zum Guckloch empor.

„In Teufels Namen, macht auf!" schrie nun der Schneider und reckte sich gleich einem Gockel.

„So darfst du nit sagen; denn wir sind ein evangelisches Heer!" strafte ihn der alte Ohlschmid, der eigentlich der Führer war. Und mit hallender Stimme rief er: „In Gottes Namen machet auf!"

„Macht auf!" brüllten sie alle und schüttelten ihre Waffen gegen die Burg.

„Und wenn wir euch aber nit aufmachen?" fragte der Landsknecht von oben herab.

„Nachher legen wir Leitern an und steigen über eure Mauern!" sagte der Führer.

„Und nachher gnad' euch Gott allen im Schloß!" rief der Schneider. „Sei nit so dumm, du da droben! Du bist ja doch auch ein Bauernsohn. Und haben wir denn nit einen richtigen Bauernkrieg? Ich traget' auch meine Haut zu Markt für die Junker!"

Ein zweiter Kopf erschien neben dem Landsknecht, ein weißhaariger Kopf mit einem freundlichen, rosigen Gesicht. Und eine gutmütige Stimme versuchte möglichst schreckhaft zu drohen: „Geht heim, ihr Leute! Was wollt ihr denn vor unserm festen Schloß? Ihr werdet euch blutige Köpfe holen; denn die Mauern sind euch zu hoch!"

„Zu hoch?" spottete der Schneider. „Hungrige Katzen machen große Sprüng' — kennst du das Sprichwort nit, Bruder Amtmann?"

„Wo ist die Gräfin?" rief der alte Ohlschmid.

„Die Gräfin soll 'raus!" schrie ein andrer.

„'raus!" johlte der Schneider, und mit ihm johlten sie alle. Einer aber legte das Feuerrohr an und schoß mitten auf den Torflügel.

Die zwei Köpfe fuhren zurück, und stille war's in der Burg.

Da begann der Schneider das Lied:

„Luset, wer hat das geschaffen,
Daß der Bauer insgemein
All den Junkern und den Pfaffen
Muß zugleich das Reittier sein?"

Und brüllend fielen die andern ein:

„Ja, der Bauer, glaubt es mir,
Ist ein armes, armes Tier!“

Andre Bauern liefen den Hohlweg herauf. Sie schleppten einen Heubaum. Der Schneider hielt mitten in der Strophe inne, begann zu tanzen und schrie: „Jetzt passet auf!“

Keuchend hielten die mit ihrem Heubaum vor dem Tor. Ein paar Dutzend andre Hände griffen nach dem schweren Balken und begannen ihn zu schwingen. Und zum erstenmal stieß er krachend auf den Torflügel. Dann wieder, und ein drittes Mal.

Da flatterte ein weißes Tuch aus dem Guckloch, und Ohlschmid gebot mit starker Stimme Einhalt.

„So höret doch, Leute!“ rief der Amtmann von oben herab.

„So red halt!“ höhnte der Schneider von unten hinauf.

„Die gnädige Gräfin —“

„Das gibt's nimmer, keine gnädige Gräfin und keine ungnädige erst recht nit!“ unterbrach ihn der Schneider.

„Halt's Maul!“ sagte Ohlschmid.

„Wir wollen euch das Schloß übergeben, wenn ihr die gnädige Gräfin mit ihren Kindern und mit ihrem Gesinde und Hausrat frei ziehen laßt, wohin sie will,“ vollendete der Amtmann, hielt sich aber vorsichtig hinter der Mauer verborgen.

„Da müssen wir uns erst beraten,“ erklärte Ohlschmied, und der ganze Haufe zog sich in den Hohlweg zurück.

Nach kurzer Zeit rückte er wieder vors Schloß, und der Alte sagte: „Wir sind's zufrieden. Aber jetzt macht ihr 's Tor auf!“

„Und ihr versprecht mir's heilig?“ rief eine helle Stimme, ein schönes Frauenantlitz, umrahmt von weißer, abstehender Flügelhaube, erschien im Guckloche, und zwei klare, große Augen blickten furchtlos auf die Bauern hinab.

„Das ist sie!“ raunte der Schneider.

Etliche griffen an die Hüte, aber giftig raunte der Bucklige: „Laßt nur gut sein, wir sind doch freie Bauern!“ Da schämten sie sich und ließen die Hände sinken.

Eine ängstliche Stimme sprach hinter dem Guckloch auf die Gräfin ein. Die wandte das Haupt ein wenig und sagte ganz laut: „I was, die Mannsleute da drunten werden doch auf kein wehrloses Weibsbild schießen?“

„Da habt Ihr recht!“ rief der alte Ohlschmid hinauf. „Wir führen keinen Krieg gegen Weiber und Kinder, und wir tun Euch nix.“

„Also versprecht ihr's heilig? Freien Abzug für mich, die Gräfin, für meine Kindlein, für meinen Amtmann und die Knechte?“

„Wir versprechen's!“ antwortete der Führer.

„Und für meinen Hausrat?“ fragte die Gräfin.

„Was Ihr auf einen Wagen laden könnt, ist Euch unverwehrt.“

„Gut!“ nickte die Gräfin und rief über die Schulter zurück: „Dann mach ihnen auf!“

Nach kurzer Zeit wurden die Balken zurückgeschoben, die Schlüssel rasselten, die Angeln kreischten, und mit Gedränge schoben sich die Bauern in den Schloßhof, stießen einander, traten sich auf die Füße.

„Wie eine Schafherde!“ bemerkte der Schneider und schritt als letzter, würdevoll und grimmig anzusehen, mit geschultertem Speer in den Torweg.

Nein, nicht als letzter. Mit offenem Munde stand der lange Klas und starrte zum Guckloch empor, starrte und meinte, sie müsse sich wiederum zeigen. Endlich trollte er den andern nach über die Brücke.

•

Der Hof war im Besitze der Bauern, und sie hatten sich häuslich niedergelassen. Die Gnadenfrist war bald zu Ende.

In der Ecke hinter dem Brunnen prasselte ein Feuer; mit Eifer drehte ein halbwüchsiger Junge den Bratspieß und beobachtete das schmorende Kalb.

Auf dem gedeckten Brunnen lag ein großes Faß, und aus Krügen und Schüsseln tranken die Bauern den Wein.

„Sind alte Schriften auch drinnen?“ fragte der Ohlschmid den Buckligen, der eben geschäftig aus dem Portale rannte.

„Eine ganze Kammer voll. Ui, das wird brennen! Aber 's ist Zeit, daß wir anfangen.“

Vor dem Tore ertönte Peitschenknallen. Mit Poltern fuhr ein Leiterwagen über die Brücke, machte die Kehre und hielt vor dem Portale. —

Truhe auf Truhe ward nun herabgetragen. Neugierig, mit ihren Trinkgefäßen in den Händen, umstanden die Bauern das Fuhrwerk.

„Da wird auch manch schönes Kleid drinnen stecken,“ sagte einer.

„Und manche goldene Kette!“ rief ein andrer.

„Es ist gar nit zu sagen, was die reichen Leut' für Zeug haben!“

„Und das darf sie jetzt alles fortfahren?“

„Na, wir haben's ihr doch versprechen müssen!“

„Da waren wir dumm genug.“

„Die lädt sich eine Fuhr auf, Schmucksachen und Kleider, das langet' für ein ganzes Dorf!“

Immer neue Truhen kamen die Stiege herab.

„Ist ihr denn das alles versprochen?“ fragte der Schneider.

„Alles, was sie auf den Wagen laden kann,“ sagte Ohlschmid.

„Da waren wir dumm genug.“

„Die Hälft' langet' auch!“

„Es könnt' sonst der Wagen zusammenbrechen. Wär' schad' um den Wagen!“

Die Bauern lachten.

„Ich wenn mein' Krempel auflad', da bricht kein Wagen,“ spottete der Schneider.

„Recht hast, Bruder Schneider!“

In diesem Augenblicke kam der alte Amtmann sporenklirrend aus dem Portale. Hinter ihm schritt die Gräfin im Reisekleide, und ihr zur Rechten und Linken trippelten zwei Knäblein, die sahen furchtsam auf die wilden Bauern hinüber.

„Das ist die junge Brut!“ sagte der Schneider hörbar. „Das werden einmal die Bauernplacker und Leutschinder.“ Und hoch erhob er seinen Krug und rief über den Wagen: „Auf Euer Wohl!“

Mit unbewegtem Antlitz stand die Gräfin und sah in die Luft.

„Auf Euer Wohl, hab' ich gesagt!“ Der Schneider ging langsam hinter dem Wagen herum.



... Da zupfte einer die Gräfin am Kleide. Und als sie erschrocken umsah, stand ein furchtbar großer Bauer da, der ihr fast an die Brust reichte. — „Was willst du?" stieß die Gräfin heraus und zog die Zügel an. — „Na, ich bin doch der Klas!" sagte der Lange mit gutmütigem Lächeln. „Und — is denn das dein Kind gewesen, das in dem Graskorb?" ...

Regungslos stand die Gräfin und sah über den Buckligen in die Luft.

„Geh zurück, Bruder Schneider!“ flüsterte Ohlschmid.

Der aber ließ sich nicht irre machen und trat noch einen Schritt näher. „Sind das da die zwei einzigen Buben?“

Die Gräfin schwieg.

„Auf Euer Wohl!“ sagte der Schneider und trank. „Habt Ihr denn“ — lauernd blickte er von unten herauf in das schöne Antlitz —, „habt Ihr denn nit noch ein kleines — ein ganz kleines —“ er gab das Maß mit dem Krug und mit der Hand an —, „so ein kleines Kindle gehabt, was?“

Die Augen der Gräfin wurden groß, das Antlitz bleich bis unter die Haube, und ein angstvoller Blick streifte das grinsende Gesicht des Verwachsenen.

Erwartungsvoll standen die Bauern.

Hinten aus dem Stalle wurden Reitpferde geführt, und ihre Eisen klapperten auf dem Pflaster.

„So klein —!“ wiederholte der Schneider. „Und ist das Kindle nit auf Speckfeld gewesen beim Schenken von Limpurg? He? Und ist's nit in der Nacht von seiner Saugamm' fortgeschafft worden auf Kastl, wie die Bauern auf Speckfeld gezogen sind — he?“

Die Lippen der Gräfin bebten, und der größere Knabe drängte sich furchtsam an seine Mutter.

„Na, das hätt' ich Euch nit geraten!“ Der Schneider trat noch einen Schritt näher. Mit Grauen wich die Frau bis an die Mauer zurück.

„Na, das hätt' ich Euch nit geraten! Ihr hättet's in Speckfeld lassen sollen in so 'ner schlechten Zeit. So ein feines Junkerle, so ein Junkerle wie Milch und Blut!“ Wiederum hob er seinen Krug: „Auf Euer Wohl! — Ja, da gibt's ihrer genug in der schlechten Zeit, die sagen, man muß den ganz kleinen Wölfen die Köpf' eintreten, das geht leichter, als wenn sie später so hart sind, und sagen, man muß — auf Euer Wohl! — man muß den Raubvögeln die Nester ausnehmen. Na, ich hätt's Euch nit geraten, ist ewig schad' um das Junkerle, es ist ja grad' wie Milch und Blut — und Blut gewest.“

Die bebenden Lippen der Gräfin öffneten sich. Der Amtmann aber fuhr den Verwachsenen zornig an: „So sag's, was du weißt!“

„Oho!“ rief der Schneider, wich einen Schritt zurück und ließ die Mutter nicht aus den Augen. „Mit dir, Bruder, hab' ich gar nix zu schaffen; mit der da red' ich! Und ich sag's, es ist ewig schad' für sein junges Leben.“

Ueber die Zugbrücke polterte eine neue Bauernschar. Der Schneider ging rückwärts zu den andern. Da stieß er hart an einen an, verschüttete seinen Wein und wandte sich mit einem Fluche um. Der lange Klas war's, an den er gestoßen.

„So paß halt auf!“ schrie der Schneider und schüttelte den Jungen am Arme.

Geduldig trat dieser zur Seite.

Der Leiterwagen setzte sich rasselnd in Bewegung. Aber am Tore standen Bauern. Etliche fielen den Pferden in die Zügel, etliche schoben die Torflügel zusammen und legten die Balken vor.

„Ja, was ist das?“ rief der Amtmann.

Jetzt raffte sich auch die bleiche Gräfin zusammen. Mit ein paar Schritten trat sie vor den Bauernführer: „Du hast mir's doch versprochen?“

„Ja, ich schon,“ antwortete dieser und rückte seinen Hut.

„Heilig versprochen!“ grollte die Gräfin. „Also das Tor auf — die Pferde vor!“

Die Reitpferde kamen über den Hof geklappert.

Um den hochbeladenen Wagen standen dicht gedrängt die Bauern. Sie murmelten und betasteten die Truhen und Säcke.

Der Amtmann hob die Herrin auf ihren Zelter, schwang sich auf sein Pferd und hob den größeren der beiden Knaben herauf und setzte ihn vor sich. Der Reitknecht tat das gleiche mit dem kleineren Kinde.

Der Amtmann ritt gegen den Haufen und befahl: „Das Tor auf!“

Drohendes Gemurmel kam als Antwort zurück.

„Leute,“ rief die Gräfin mit heller Stimme und ritt an den Haufen, „Leute, der dort hat mir's heilig versprochen!“

„Aber wir nit!“ rief der Schneider. „Und die da auch nit. Oder hast du's versprochen — oder du — oder du?“

„Leute!“ rief die Gräfin. „Seid ihr Bauern oder seid ihr Räuber?“

„Wir wollen eine neue Ordnung aufrichten im Reich, was groß ist, soll klein werden, und was unten ist, soll obenauf kommen,“ sagte einer aus dem Haufen.

„Und fängt eure Ordnung also an, daß ihr wehrlose Weiber und unschuldige Kindlein quält und euern Mutwillen übt an fremdem Gut? Schämt euch, ihr Bauern!“

„Ich hab's ihr versprochen,“ sagte nun der alte Ohlschmid und trat neben das Pferd der Gräfin.

„Und was ein frommer Bauer ist, der bricht auch seinem Feinde das Wort nicht!“ rief diese.

„Wir wollen's einmal beraten!“ meinte einer im Haufen.

Da zogen sie alle ab in die Ecke, hinter den Brunnen, wo das Kalb schmorte. —

Neben dem Wagen hielt die Gräfin. Am Brunnen murmelten die Bauern. Dann und wann war ein lautes Wort zu hören: „'nunter mit ihr in Turm! — Wir haben's doch versprochen! — Hängt sie an den Baum! — Wir sind doch ein evangelisches Heer —!“

Da zupfte einer die Gräfin am Kleide. Und als sie erschrocken umsah, stand ein furchtbar großer Bauer da, der ihr fast an die Brust reichte.

„Was willst du?“ stieß die Gräfin heraus und zog die Zügel an.

„Na, ich bin doch der Klas!“ sagte der Lange mit gutmütigem Lächeln. „Und — is denn das dein Kind gewesen, das in dem Graskorb?“

Mit angstverzerrten Zügen, tief herabgebeugt, lauschte die Gräfin.

„In dem Graskorb —?“ wiederholte Klas.

„Hast du das Kind gesehen?“ flüsterte die Gräfin.

„No freilich!“ sagte der Lange. „Es ist im Graskorb gelegen und hat gegreint.“

„Und sie haben's — umgebracht, die Bauern?“ flüsterte die Gräfin.

„O — mein Leben nit — umgebracht?" Der lange Klas lächelte. „Ich hab' sie ja doch selber aus dem Kloster geführt, die Saugamm' und das Kind."

„Aus welchem Kloster?"

Angestrengt besann sich der Junge, dann machte er eine Wendung, als wollte er zu den andern und einen von ihnen fragen.

Aber angstvoll hielt ihn die Herrin an der Schulter fest und flüsterte: „Denk nur selber nach, es wird dir schon einfallen."

„Birkle heißt's, haben s' gesagt," brachte er endlich heraus.

„Heilige Jungfrau!" murmelte die Gräfin mit glücklichem Lächeln.

„Gelt, da freust dich?" sagte der Lange und machte selbst ein ganz glückliches Gesicht.

„Vergelt's Gott!" flüsterte die Herrin und streifte einen Ring von ihrer Hand. „Da — nimm!"

Er nahm ihn zwischen seine starken Finger und betrachtete den rotfunkelnden Stein.

„Und warum bist du denn bei denen da?" fragte sie.

„Ich hab's ihnen doch schwören müssen," sagte der lange Klas, und seine Augen füllten sich mit Tränen. —

Vom Brunnen her kamen die Bauern und umringten Wagen und Reiter.

„Ich hab's Euch versprochen," erklärte Ohlschmid, „und wir wollen's auch halten."

„Aber alle Truhen," rief ein andrer, „alle Truhen dürft Ihr nit mitnehmen, einen Teil davon müssen wir schon aufmachen und müssen nachsehen, was drinnen ist."

Viele Arme griffen nach der Ladung und rissen Truhe auf Truhe herab.

Wortlos hielt die Gräfin auf ihrem weißen Pferde. Ein glückseliges Lächeln, nur ein glückseliges Lächeln hatte sie für die Worte der Bauern. Und in weite, weite Ferne blickten ihre großen dunkeln Augen.

„Halt!" befahl endlich der Führer. „Was jetzt übrig ist, das gehört Euch. Machet das Tor auf!"

„So, jetzt wird er nimmer zerbrechen, der Wagen," sagte der Schneider neben der Gräfin und lachte befriedigt.

Mit glückseligem Lächeln sah die Mutter auf ihren Peiniger.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Langsam rollte der halbleere Wagen über die Zugbrücke, langsam folgten ihm die Berittenen.

Im Laubwalde schlugen die Amseln, aus dem Tale klang der Kuckucksruf, an den Rändern des Hohlweges blühte das Dorngesträuche.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Was hast du mit der Gräfin gered't?" fragte der Schneider und blinzelte mit roten, schwimmenden Aeuglein zum langen Klas empor.

„Na, ich hab' ihr's doch sagen müssen," antwortete dieser.

„Was hast ihr sagen müssen?"

„Wegen ihrem Kindle," murmelte der lange Klas.

„Was hast ihr g'sagt?" fauchte der Bucklige.

„Daß — daß — es im Graskorb gelegen ist, und —"

„Und?"

„Und daß — und daß es die Saugamm' fortgetragen hat in Wald —"

Wie eine Katze sprang der Schneider an dem Langen empor und gab ihm einen Schlag ins Gesicht. „Meineidiger, weißt nimmer, was d' geschworen hast?"

Klas wandte sich ab und sagte kein Wort. — Geschworen? Nein, davon hatte er nichts geschworen, das wußte er ganz gewiß. Und es war ihm auch recht vergnüglich zumute, trotz dem Schlage, der auf seiner Wange brannte. Und sorgsam verbarg er das güldene Ringlein der Gräfin vor den habgierigen Augen des Schneiders.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Johlend drangen die Bauern in die Gemächer des Schlosses.

Klas nahm sich ein Herz und fragte einen, der mit dem qualmenden Feuerbrand über den Hof strebte: „Wo reitet die jetzt hin?"

„Die Gräfin?"

Klas nickte.

„Auf Kastl," sagte der Bauer. „Und da kann sie dasselbe erleben; denn das wird heut oder morgen auch 'runtergebrennt."

VI

Ueber dem maiengrünen Tale thronte die Feste des Bischofs, und durch die Straßen Würzburgs fluteten zahllose Bauern aus aller Herren Ländern und machten Bruderschaft mit den empörten Bürgern der treulosen Stadt.

‚Es muß das Schloß herab, davor hilft nichts!' hatte der Hauptmann der schwarzen Schar, Florian Geyer, gesagt, und Tag und Nacht berieten die Heerführer, wie man's herunterbringen könnte, das gewaltige Schloß.

Kurze Zeit war Klas mit dem fränkischen Heere draußen bei Heidingsfeld gestanden; dann hatte man ihn mit dem buckligen Schneider und etlichen Bauern in einen großen, halbverlassenen Domherrenhof gelegt. Klas wußte nicht, warum.

Bimbam, bimbam, gingen nun die Würzburger Glocken über ihm, und sein Traum war erfüllt. Doch was kümmerte ihn die große Stadt, was kümmerten ihn die zahllosen Bauern, was kümmerte ihn die Feste des Bischofs? Er hatte andre Sorgen.

Abend war's, lauer, wonniger Maienabend. Vor der Stalltüre, in dem großen Hofraume, stand Klas und wusch ein Pferd. Auf dem Bänklein neben der Türe saß der Schneider.

„Geh zu, Klas, den Gaul gibst dem Schinder; der ist das Futter nit wert!"

Klas antwortete nichts. Er wusch mit Sorgfalt die eiternden Wunden des abgetriebenen Tieres, und Tränen standen in seinen Augen.

„Warum habt ihr mich nit zu meinen Pferden gelassen?" stieß er endlich heraus.

Der Schneider lachte. „Jetzt bist ja dabei!"

„Ja, jetzt, wo das andre hin ist!"

„Kannst stolz drauf sein, Klas, es ist verreckt für die Bauernsach'."

Klas war nichts weniger als stolz. Wie jämmerlich sah doch das Pferd aus! Mit hängenden Ohren stand es da, die Rippen konnte man zählen, und schrecklich war der Rücken zerfleischt von den

grausamen Hieben. „Die müssen 's Schlängle ziehen," hatte damals der Schneider gesagt. Jetzt wußte der Junge, was ein Schlängle war und was es hieß, ein Schlänglein ziehen wochenlang. Keinen von all den Menschen, die ihn wider seinen Willen mit sich fortschleppten, keinen haßte er — einzig den grausamen Fuhrmann, der seines Vaters Pferde so unbarmherzig geschlagen hatte, den haßte er, den und das blinkende Schlänglein des evangelischen Heeres. —

Ein Bauer lief in den Hof: „Schneider — geh mit! Der Prädikant steht wieder am Dom."

„Was für 'n Prädikant?"

„No, der verrückte Prädikant, der Lange mit dem schwarzen Bart und dem zerrissenen Mantel, der Prädikant halt, der immer predigt gegen unsern Krieg!"

„Gegen unsern Krieg? Das erste Wort, was ich hör'."

„Ja, gegen den Bauernkrieg. An alle Straßenecken stellt er sich und predigt, wo er Bauern beisammen sieht; daß wir heim sollen, predigt er."

„Heim sollen —?" lachte der Schneider. „Den muß ich auch hören!"

Und eilig gingen die beiden aus dem Hofe. —

Klas wusch den kranken Gaul, und dabei tropften ihm die Tränen aus den Augen. Er hatte auch wieder mit dem Heimweh zu tun. Immer des Abends kam es so mächtig über ihn. Er weinte und wusch. — —

Auf der andern Seite des Hofes ging eine Türe, und ein niedliches Mädchen trat heraus mit der Holzbutte auf dem Rücken.

Klas führte sein Pferd in den Stall. Dann kam er zurück und setzte sich auf das Bänklein neben die Stalltüre.

Noch immer stand das Mägdlein am Brunnen, und ihre Holzbutte war längst gefüllt. Zwei große Augen waren auf den armen Jungen gerichtet. Doch der merkte nichts und starrte trübselig vor sich hin.

Da ließ sie die Butte am Brunnen, atmete tief auf und begann vorzugehen gegen die Holzbank.

„Guten Abend!" sagte sie und blieb einige Schritte vor Klas stehen.

„Guten Abend!" antwortete dieser und blickte sie mit schwimmenden Augen an.

„Heut ist ein schöner Tag gewesen," sagte sie und fuhr über ihre Stirne.

Klas nickte.

„Fehlt dir denn 'was?" fragte sie nach einer Weile.

„Warum denn?" Klas wischte an seinen Augen.

„Weil ich dir's anseh'," meinte sie schüchtern.

„Es tut mir so weh," klagte nun der Junge.

„Wo tut dir's weh?" fragte sie und kam einen Schritt näher.

„Da drinnen," erklärte Klas und rieb die Magengegend.

„Hast am End' was Unrechts gegessen?"

„Ich glaub' nit. Ich kann ganz und gar nit viel essen."

„Seit wann hast denn das?" fragte sie nun ganz eindringlich.

„Sobald wie ich von daheim fort war, ist's angegangen," erzählte er vertrauensvoll. „Derzeit tut mir's da drinnen so weh und —"

„Bist am End' nit gern fort von daheim?"

„Gern —?" Der Junge seufzte.

„Lebt dein Vater und deine Mutter auch noch?"

„Freilich."

Nun saß die kleine Magd schon neben dem langen Jungen auf der Bank.

„Gelt, da drinnen tut dir's weh, im Magen, und es zieht sich so nacheinander 'rauf bis in den Hals, und es wird dir alles zu eng, und das Wasser treibt's dir auch zu den Augen 'raus?"

„Wie du nur alles so weißt!" sagte der Junge verwundert.

„No, 's ist mir doch selber schon so gegangen, wie ich mich vor zwei Jahren herein in die Stadt verdingt hab'!"

„So?" murmelte der Junge. „Am End' bist du auch nit gern von daheim fort?"

„Ach mein —, gar nit gern."

Klas blickte nun eine Weile starr vor sich hin und dachte nach. „Warum bist denn fort von daheim?" fragte er endlich.

„Warum?" Sie lachte. „Sei nit so närrisch, wir sind unser zehn Kinder daheim gewesen und hätten unsern Vater zum Haus 'nausgegessen. Drum sind wir halt zu dritt fort von daheim. — Und warum bist denn du bei den wüsten Bauern?"

„Warum?" Er kämpfte mit dem Weinen. „Sie haben mich doch auf den Boden geschmissen und haben mir meine Gäul' ausgespannt und haben gesagt, sie gehen auf Würzburg. Jetzt sind sie aber gar nit gleich auf Würzburg, bis ganz zuletzt."

Ueber dem Hofe drüben öffnete sich ein Fenster, und eine schrille Stimme ertönte.

Hastig sprang die Magd vom Bänklein empor. „Leb wohl für heut. Und grein nit so!"

Lange noch sah Klas auf die Türe, hinter der sie mit ihrer Butte verschwunden war.

„Grein nit so!" murmelte er nach einer Weile und preßte die Faust auf den Magen.

•

Am nächsten Abend kam das Mägdlein wieder zur Stalltüre.

„Du — wo bist du denn eigentlich daheim?"

Klas lachte sie ganz glücklich an: „No, halt bei mei'm Vater und bei meiner Mutter."

„Das glaub' ich dir schon." Jetzt lachte sie. „Hast gehört — meinst denn, die andern Bauern bleiben die ganze Zeit in Würzburg? O nein, die gehen auch allzumal heim, und nachher kommen sie wieder, wenn's ihnen paßt. Das weiß ich ganz gewiß."

„Ja, ich hab's ihnen aber doch geschworen!" sagte Klas.

Sie hatte die Arme gekreuzt und besann sich. „Ja, was hast ihnen geschworen?"

„Daß ich dableib'," antwortete der Junge.

„Ich mein' halt," sagte sie nach einer Weile, „wenn du so gar arg Heimweh hast, nachher sagst du's einmal deinem Hauptmann, daß er dich auf ein paar Tag' heimläßt. Kommen mußt freilich wieder, wenn du's ihnen geschworen hast." Sie wurde ein wenig rot und murmelte: „Ganz gewiß mußt du wieder kommen. — — Ja, wo bist denn aber daheim?"

Klas schüttelte den Kopf und besann sich. „Daheim halt," sagte er endlich, „im hinteren Hof droben."



... Dann aber rief sie: „Da guck jetzt einmal hinaus, und nachher weißt mir's, wo du daheim bist!" — Klas streckte den Kopf aus einem Fenster und stieß einen Laut der Ueberraschung aus: „Die vielen, vielen Hausdächer und die vielen, vielen Türm', und da drunten die Menschen, wie Käfer krabbeln sie herum!" ...

„Na, so sag's halt, wie dein Dorf heißt?"

„Es ist doch kein Dorf, es ist nur ein einzelner Hof," antwortete Klas, „der hintere Hof ist's."

„'ne Einöd' ist's? Ja, zu welchem Dorf gehört ihr denn aber nachher? Wo pfarrt ihr denn hin?"

„Halt 'nein ins Dorf," meinte Klas treuherzig.

Da schlug sie die Hände zusammen: „Ach, du lieber Gott, ich mein', du weißt's nit einmal, wo du her bist! Na, da kannst ja gar nit mehr heim, wenn du auch willst?"

Klas wurde sehr nachdenklich. Endlich meinte er kleinlaut: „Ich kommet' schon wieder heim."

„Ist denn keiner aus dem Dorf in Würzburg?"

Klas schüttelte den Kopf.

„Ist's denn weit hin?" fragte sie angstvoll.

Klas schüttelte den Kopf. Er wußte wahrhaftig nicht, wo er daheim war.

•

Das Mägdlein vermochte lange nicht einzuschlafen. ‚Er weiß nit, wo er daheim ist!' Da mußte sie helfen.

Mit offenen Augen lag sie da und sann und sann. Endlich — ja, so konnte es gehen. Sie legte die zerarbeiteten Hände zusammen, sie murmelte ein Vaterunser. Ja, so mußte die Sache gehen. Dann schlief sie ein.

Am andern Morgen wartete sie schon vor der Stalltür, als Klas heraustrat.

„Kannst nit ein wenig mit mir gehen?" bat sie schüchtern.

Verwundert fragte der Junge: „Wohin denn?"

„Das wirst schon sehen, geh nur zu, geh mit!" schmeichelte sie.

Leichtfüßig trippelte sie aus dem Hof. Klas tappte schwerfällig hinterdrein. Von Zeit zu Zeit sah sie um und winkte.

Durch enge Gassen führte sie ihn, endlich blieb sie stehen vor einer hohen Kirchenmauer, öffnete eine schmale Pforte und winkte.

Schnaufend betrat der lange Klas einen dunkeln Raum.

„Paß recht auf!" mahnte sie und begann eine steinerne Wendeltreppe hinanzusteigen.

Klas tappte hinterdrein.

Nach kurzer Zeit war die Steintreppe zu Ende, und wieder warnte das Mägdlein: „Paß recht auf!" Wie ein Eichhörnchen kletterte sie eine Leiter empor.

Schnaufend folgte Klas von Leiter zu Leiter im finsteren Kirchturme.

Da plötzlich wurde es ganz hell über ihm.

„Na, bist aber du so langweilig!" lachte sie und öffnete schon den zweiten Holzladen. „So hohe Berg'," murmelte sie enttäuscht. Dann aber rief sie: „Da guck jetzt einmal hinaus, und nachher weist mir's, wo du daheim bist!"

Klas streckte den Kopf aus einem Fenster und stieß einen Laut der Ueberraschung aus: „Die vielen, vielen Hausdächer und die vielen, vielen Türm', und da drunten die Menschen, wie Käfer krabbeln sie herum!" Er lachte. Er wußte gar nicht, wohin er zuerst schauen sollte und was ihm von dem allen am besten gefiel: die roten Dächer, die krabbelnden Menschen oder das gewaltige Schloß drüben auf der andern Seite des glitzernden Stromes!

Eine Zeitlang ließ ihn das Mägdlein gewähren. Dann wiederholte es dringend: „Geh, sag's — wo bist denn hergekommen?"

Klas guckte aus seinem Fenster und schwieg. Im Sonnenlichte schwamm das Maintal. Von nah und fern tönten Trommeln und Pfeifen. Tauben strichen tief drunten über die roten Dächer.

„Guck einmal da 'naus!" sagte die Kleine und zog ihn am Aermel zum nächsten Fenster. „Da ist Heidingsfeld. Seid ihr nicht von Heidingsfeld her'kommen? Wo bist denn jetzt daheim? Sag's!"

Klas guckte und schwieg.

Endlich wandte er den Kopf zurück und sagte treuherzig: „Ich kenn' mich wirklich nit aus."

Mit gefalteten Händen, mit entsetzten Augen stand sie vor ihm: „Aber das ist doch ärger als arg, Klas!"

Der meinte: „Ja, ich kann aber ganz gewiß nix dafür." Dann begann er zu schluchzen.

Nun ward sie vom Mitleid gepackt: „Sei still, Klas, sei still, wir werden's schon noch 'rausbringen. Sei still!" Sie zog ihn zu einem Bänklein.

Da saßen sie nun nebeneinander wie zwei Kinder. Sie hatte seine Hand genommen und strich liebkosend darüber. Und seine Tränen versiegten.

„Du," sagte er nach einer Weile, „für dich hab' ich 'was!" Damit stand er auf und suchte in seinen Taschen.

„Ach Gott, jetzt hab' ich's verloren!" rief er mit kläglichem Gesicht. — „Nein, doch nit — da ist's!" Er zog ein verschnürtes Bündelein hervor.

Neugierig stand sie neben ihm, während er die Schnur löste.

„Da —!" sagte er endlich und reichte ihr den goldenen Ring mit dem rotglühenden Stein hinüber.

Sie schlug die Hände zusammen in heller Verwunderung. Dann ging ein Schatten über ihr Gesichtchen. „Klas — wo hast ihn denn hergebracht?"

„Von der Gräfin; die hat mir doch den Ring geschenkt!"

„Ist denn das gewiß wahr?" fragte sie, noch immer ein wenig ängstlich.

„Freilich, 's ist ganz gewiß wahr," sagte er und erzählte, so gut er vermochte, die lange Geschichte.

Sie hatte den Ring an den kleinen Finger gesteckt. An den paßte er, sonst an keinen. „Vergelt's Gott!" sagte sie und konnte die Augen nicht abwenden von dem rotglühenden Stein.

„Aber jetzt geh zu!" rief sie, streifte den Ring ab und steckte ihn sorgsam in die Tasche. Und eilig kletterte sie die Leiter hinab in die Tiefe.

•

Es war um die Mittagszeit. Klas hatte seines Vaters Pferd gefüttert und hielt ihm gerade den Wasserkübel vor. In langen Zügen trank das Tier.

„Klas, Klas!" Der Bucklige stand in der Stalltüre. „Klas, 'raus sollst!"

Der Junge stellte den Kübel ab und kam langsam heran.

„Geschwind, geschwind!" drängte der Kleine, faßte ihn am Aermel und zog ihn hinaus in den Hof.

„Da, guck —!" sagte er, hielt seinen Arm umkrallt und wies mit dem langen Zeigefinger zur Sonne empor. „Siehst's?"

Blinzelnd schaute Klas zum Himmel.

„Weißt, was das ist?"

„Ein — ein — Regenbogen," meinte Klas.

„Hast ganz recht, Klas, ganz recht, es ist ein Regenbogen, und es ist aber doch kein Regenbogen," sagte der Schneider geheimnisvoll. „Hat's denn geregnet? Es hat nix geregnet, drei Wochen hat's schon nix mehr geregnet. Hat's geblitzt und gedonnert? Ich hab' nix davon gehört. Vielleicht du? Sind Regenwolken am Himmel? Siehst du Regenwolken? Du siehst keine und ich auch nit. Kann's nachher ein Regenbogen sein?"

Verwundert guckte der lange Klas zur Sonne empor, die nun mattleuchtend am dunstigen Himmel stand inmitten eines kreisrunden Regenbogens.

„Ich sag' dir, Klas, es ist kein Regenbogen, mein Lebtag ist das kein richtiger Regenbogen," murmelte der Bucklige.

„Was ist's nachher?" fragte Klas und senkte die schmerzenden Augen.

Geheimnisvoll tat der Schneider, tippte ihn vertraulich vor den Bauch, zwinkerte mit den roten Augenlidern und raunte: „Was es ist? Ein heiliges Zeichen ist's, Klas! Was denn sonst?"

Wieder blinzelte der Junge zur Sonne empor.

„Und weißt, was das heilige Zeichen bedeutet?"

Klas schüttelte den Kopf.

„Es bedeutet, daß die Bauern heut nacht das Schloß da droben 'runterbrennen sollen. Verstehst mich?"

„Ja," meinte Klas und kam wieder zur Erde mit seinen Augen.

„Willst mitmachen, Klas, bei der heiligen Sach'?"

„Ja, was soll ich mitmachen?"

„Was die andern machen heut nacht, sonst nix. Denk, es muß doch einmal ein End' werden mit unserm Krieg. Wir wollen doch auch wieder heim — verstehst?"

„Heim?" Die Augen des Jungen begannen zu leuchten.

„Zuerst aber müssen wir dem Bischof sein Schloß 'runterbrennen, eher können wir nit heim. Verstehst?"

„Und wenn ich das Schloß 'runtergebrennt hab', darf ich nachher heim?"

Der Schneider lachte. „Ja, Klas."

„Bald?"

„Bald!"

„Morgen?"

„Ja, morgen!"

„Du!"

„Was denn?"

„Du, ich weiß nimmer, wo ich daheim bin. Kannst mir's nit sagen?"

„Freilich, Klas."

„O, du, sag mir's!"

„Wenn das Schloß heruntergebrennt ist, Klas, vorher nit."

„O gelt!" Der Junge faltete die Hände und sah jammervoll aus.

„Aber heut nacht mußt alles nachmachen, wie's die andern machen!"

„Machst du's auch nach?" fragte Klas schüchtern.

Da zwinkerte der Kleine mit den entzündeten Aeuglein. „Na, freilich, freilich, Klas!"

„Es ist mir recht," sagte der arme Junge.

„So geh hurtig mit, daß die Brüder dein' guten Willen sehen!" —

Und eilig zog der Kleine den Großen mit sich fort durch die Gassen bis vor die Herberge „Zum grünen Baum".

Da standen viele Bauern dichtgedrängt. Klas und der Schneider warteten in der hintersten Reihe, und über ihnen stand am dunstigen Himmel der seltsame Regenbogen.

„Es ist ein gutes Zeichen," sagte einer.

„Es ist ein schlechtes Zeichen," meinte ein andrer.

„Es ist ein heiliges Zeichen, und also ist es ein gutes Zeichen," entschied der Bucklige mit wichtiger Miene.

Langsam schoben sich die Bauern nach vorne, und bald standen die beiden, Klas und der Schneider, mitten im Haufen. Aus der Küche des Wirtshauses kam süßer Bratenduft; denn im „Grünen Baum" wohnten viele Hauptleute. Und aus den offenen Fenstern des ersten Stockwerkes klang eintöniges Gemurmel.

„Die machen alle mit heut nacht," raunte der Kleine.

Die Haustüre stand offen, und immerfort stiegen auf der einen Seite der Freitreppe bewaffnete Bauern hinan und verschwanden im hinteren Hausflur, und immerfort kamen aus der Tiefe des Hausflures bewaffnete Bauern und gingen die andre Seite der Freitreppe hinunter.

Endlich waren die beiden ganz vorne, und der Bucklige schob den Riesen in das Haus.

Im großen Saale des oberen Stockwerkes stand ein Tisch. An dessen hinterer Seite saßen die Hauptleute in Harnisch und Sturmhauben und neben ihnen etliche Schreiber.

Der Bucklige schob den Riesen an den Tisch. Da stand er nun mit dem Hut in der Faust, und die Tischkante reichte ihm nur wenig über die Mitte der Schenkel.

Einer von den Hauptleuten lachte: „Der wird's auch ohne Sturmleiter zuwege bringen heut nacht." Und alle die finsteren Männer am Tische lachten. Sehr laut aber lachte der Schneider.

Klas wurde rot und getraute sich nicht mehr aufzusehen.

„Er kann gut mit dem Schießen umgehen," bemerkte nun der Bucklige. „Er trifft den Vogel im Flug."

„Das ist recht," sagte der erste Hauptmann. „Brenn dem Domprobst eins hinauf heut nacht, wenn er den Kopf 'rausstreckt!"

Da lachten sie wieder.

„Machst freiwillig mit?" fragte der Hauptmann.

„Freiwillig," antwortete der Schneider für den Langen.

„Wie heißt denn?" fragte der Hauptmann.

„Der lange Klas halt," antwortete der Schneider und lachte. „So kennt ihn jeder im fränkischen Heer."

„Also — Klas Lang," wiederholte der Hauptmann, und diesen Namen trugen die Schreiber in ihre Sturmlisten ein.

„Sollen wir dich auch einschreiben?" fragte der Hauptmann den Verwachsenen, und alle am Tische lachten sehr.

„Morgen früh," grinste dieser und machte einen Kratzfuß. — —

„Das ist fein so viel wie geschworen," erklärte er dem Langen auf der Stiege. „Oder vielleicht nit?" fragte er einen Bauern.

„Hat er's Handgeld genommen?"

Klas zog ganz stolz einen Gulden aus der Hosentasche und zeigte ihn her.

„Nachher ist's so viel wie geschworen," sagte der Bauer und tappte in den Saal.

„Gib mir das Geld, du könntest's verlieren!" befahl der Schneider. „Ich will dir's aufheben."

Klas reichte ihm den Gulden hin. Es war ihm feierlich zumute. Er hatte nun zum zweitenmal geschworen, und morgen ging's heim — heim!

•

Die Nacht war gekommen, und am dunstigen Himmel blinkte kaum da und dort ein schwaches Sternlein.

Klas hockte auf der Bank neben der Stalltüre. Ueber seinen Knien lag das Feuerrohr, und auf dem Kopfe trug er eine alte Eisenhaube.

Er lächelte vor sich hin und dachte an das Mägdlein, das heute abend wieder so lange neben ihm gesessen war. Sie hatte geweint, und er hatte ihr doch immer von seiner Heimat erzählt. Den Schneider mochte sie nicht leiden; sie fürchtete ihn. „O, bleib, Klas!"

„Ich hab's ihnen geschworen."

„O, Klas, es ist mir so angst um dich." —

Er saß nun allein und lächelte vor sich hin, hob auch zuweilen die Augen hinauf zur Feste des Bischofs, die schwarz und massig gen Himmel ragte. Und dann schüttelte er die Faust gegen den Koloß. —

Der Bucklige kam in den Hof und rief mit unterdrückter Stimme: „Klas — es ist jetzt Zeit!"

Da stand der Junge auf.

„Geh mit!"

Klas äußerte kein Wort und ging gehorsam mit seinem Herrn und Gebieter. Auf der Gasse draußen fragte er bedächtig: „Morgen geht's aber ganz gewiß heim?"

„Freilich, ganz gewiß," antwortete der Schneider leichthin, rückte das uralte Kettenhemde zurecht, das an seinem Leibe klirrte, und schob den Eisenhut in den Nacken. „Und merk dir's, Klas" — er trat dem Jungen in den Weg, und Weindunst wehte aus seinem Munde —, „merk dir's, was du geschworen hast: nur immerzu mit den andern, und wenn einer 'rausguckt im Schloß droben, dann brennst ihm eines hinauf; nur immerzu mit den andern, mag kommen, was will. Hast's verstanden?"

Er lallte bedenklich, der kleine Schneider.

„Nur immerzu mit den andern!" wiederholte Klas.

„Hast dein Schießzeug in Ordnung?"

„Ja."

„Nur immerzu mit den andern!" mahnte der Schneider. „Und jetzt mach vorwärts, wir müssen noch Leitern holen in der Domkirch', lange Leitern zum Stürmen!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Tore des Domes waren geschlossen. In Finsternis lag das gewaltige Schiff. Nur die ewigen Lampen glühten vor den Altären, glühten als brennrote Punkte, glühten, ohne zu leuchten.

Draußen auf der gepflasterten Straße rannten viele Menschen in schweren genagelten Schuhen. Aus fernen Gassen klang gedämpfter Schall von Trommeln und Hörnern.

Da öffnete sich neben dem Hochaltar ein Pförtlein. Murmelnde Stimmen, schleifende Tritte nahten. Windlichter flackerten auf. Schwarze Gestalten schoben sich herein. Halblaute Befehle ertönten. Lichtschein strich über den Hochaltar, sank in die dunkeln Ecken, strich über die Steinplatten der Grüfte, fuhr wieder hinauf bis zu den Hörnern des Altars.

Keuchend, murmelnd bewegten sich die Gestalten mit schweren Lasten zum Hochaltar. Körbe wurden zu Boden gesetzt.

„Vorwärts —!"

Etliche begaben sich hinter den Hochaltar, und ihre Schritte weckten den Widerhall der Gewölbe.

Wie ein riesiges Ungetüm hob sich der Altar von dem Lichtscheine ab, der nun hinter ihm zur Rechten und Linken flackernd ausstrahlte. Vorne aber, inmitten des Chores, unter dem ewigen Lichte packten andre die Körbe aus. Und es klirrte, wenn sie die silbernen Statuen der Heiligen auf die Steinplatten legten, wenn sie goldene Monstranzen an die Steinstufen des Altars lehnten.

Ganz gedämpft ertönte es hinter dem Hochaltar: „Ho — ho — hub!" Sie hoben Schweres und ließen es vorsichtig nieder. Dennoch dröhnte es durch das Schiff des Domes und hallte wider von seinen Gewölben.

„Fertig, Euer Gnaden!" rief einer mit halblauter Stimme hinter dem Altare vor.

„Auf!" befahl der Domherr und hob mit eignen Händen eine Statue vom Pflaster. Alle griffen zu.

Eilfertig tappten die Schuhe über die Steinplatten, und hinter dem Altare ging's hinab und wieder hinauf, hinab und hinauf, bis alle Schätze geborgen waren in der Tiefe der Gruft — alle bis auf eine große Statue, die am Altar lehnte.

Da entstand vor dem Hauptportale wildes Geschrei. „Macht auf! Es ist ja Licht drinnen! Macht auf!" Und harte Hammerschläge fielen dröhnend auf die eisenbeschlagenen Flügel.

Lautlos quollen schwarze Gestalten zur Rechten und Linken des Hochaltars hervor, glitten durch das Schiff und versteckten sich in allen Winkeln. Die Lichter waren ausgelöscht. Nur vor dem Hochaltar flackerte ein Lämpchen, das man vergessen hatte. Und in seinem schwachen Scheine blinkte und gleißte der hohe silberne Heilige.

Wieder und wieder dröhnten die Hammerschläge an die Eisenbänder der Torflügel. Mit verhaltenem Atem lauschten die verscheuchten Menschen.

Gegenüber der Kanzel, hinter einer Säule, standen ihrer zwei, dicht aneinander gedrängt.

„Macht auf und gebt die Leitern her!" brüllte es vor dem Tore. Hammerschläge dröhnten.

„Sie wollen die Leitern zum Stürmen," flüsterte einer von den zweien, „die Leitern, sonst nichts."

Hammerschläge dröhnten.

„Ich hab' geglaubt, wir sind verraten," sagte der andre.

„Wer hätt's verraten sollen?"

„Ist keinem zu trauen!" murmelte der andre. „Aber da schau!"

Er hatte den Arm seines Nachbarn gepackt und wies zur Kanzel empor. Dort stand regungslos eine dunkle Gestalt.

Hammerschläge dröhnten. Der Mann auf der Kanzel aber begann zu sprechen; dumpf klangen seine Worte durch das Schiff des Domes:

„Die Mütter müssen weinen, und die Kindlein müssen wehklagen; denn die Männer laufen mit



... Er hatte den Arm seines Nachbarn gepackt und wies zur Kanzel empor. Dort stand regungslos eine dunkle Gestalt. — Hammerschläge dröhnten. Der Mann auf der Kanzel aber begann zu sprechen; dumpf klangen seine Worte durch das Schiff des Domes ...

verbundenen Augen, und die Knaben rennen sorglos zum Abgrund —"

„Der verrückte Prädikant!" flüsterte einer von den zweien hinter der Säule.

„Wie kommt der herein?"

Die Bauern hatten sich nun verlaufen. Es war stille geworden vor dem Dome. Aber dumpf klangen die Worte des Wahnsinnigen und weckten den Widerhall der Gewölbe.

„Hoch oben auf dem goldenen Stuhle sitzt einer, aus der Höhe sieht einer herab auf das Treiben der Menschen. Und er vermöchte zu helfen mit einem Hauch seines Odems, mit einem Worte könnte er die Armen und Elenden erretten. Doch ich höre eine Stimme wie fernes Donnern, und eine Stimme wie Klang der Posaune erhebt sich!"

„Fort, fort!" raunte der eine von den zweien hinter der Säule, und nun glitten die beiden quer durch das Schiff. Aus allen Ecken kamen die dunkeln Gestalten. Und wie gepeitscht vom Entsetzen flohen sie hinein in die enge Pforte neben dem Hochaltar. Mit mächtiger Stimme rief der Wahnsinnige über die leeren Betstühle:

„Eure Fackeln rauchen im Tale, aber meine Sonne halte ich zurück hinter den Bergen. Ihr Toren, was habt ihr begonnen ferne von mir — ihr Narren, warum habt ihr mich nicht gefragt? Wann ich will, legt sich der Schnee auf die Hügel, und auf mein Gebot reifen die Trauben. Ich lenke die Jahre wie Rosse am Zügel und die Tage wie Füllen, wohin mir's gefällt. Hättet ihr doch gewartet auf die Morgenröte, hättet ihr gelauscht, bis ich sage: es werde Licht! — Eure Füße straucheln über den Stein, der im Weg liegt; aber meine Augen blicken von Stern zu Stern. Eure Fackeln rauchen im Tale. Meine Sonne steht noch hinter den Bergen."

Das Lämplein vor dem silbernen Heiligen war erloschen. In Finsternis lag das gewaltige Schiff. Nur die ewigen Lampen glühten als brennrote Punkte, glühten, ohne zu leuchten.

Auf der Kanzel kniete der Wahnsinnige und betete murmelnd.

*

Am Eingang einer engen Seitengasse wartete der Bucklige mit Klas.

Trommeln rasselten, Pfeifen quiekten die Hauptstraße herunter.

„Das sind die Unsern!" sagte der Schneider und schulterte seine Axt.

Viel hundert genagelte Schuhe klapperten einher, und das Pflaster dröhnte.

Ein dunkler Haufe wälzte sich lärmend heran. Matt leuchtete das Eisen der Rüstungen und Waffen im Sternenscheine. Fähnlein flatterten in der Nachtluft.

Der Schneider tastete nach der Hand des Jungen und zog ihn aus der Gasse, dem Haufen zu. Sie tauchten ein und wurden mitgerissen in der Menschenflut.

Klas dachte gar nichts mehr. Zwischen den Häusern ging's dahin. Schwarze, lichtlose Fenster glotzten zur Rechten und Linken. Ein hoher Turm stand im Wege. Ein finsteres Tor gähnte. Langsam quoll der lärmende Haufe hinein. Furchtbar klang das Trommelgerassel und Pfeifengequieke unter dem hallenden Torbogen, das trübe Licht einer schwankenden Oellaterne fiel auf die wimmelnden Eisenhauben und Hellebardenspitzen, Schulter an Schulter drängten sich die Bauern durch die Pforte. Dann ging's im Schutze der Steinbrücke auf verankerten Flößen über den Strom, ging im Laufschritt weiter zwischen Gartenzäunen dahin.

Die Trommeln und Pfeifen schwiegen, und keuchend rannten die Menschen. Befehle ertönten. Alle standen.

Angstvoll sah sich der Junge nach seinem Begleiter um: der Bucklige war nirgends zu sehen. Ratlos stand der lange Klas zwischen den Fremden im Haufen.

„Gebt acht!" erscholl es, und eine Leiter ward nach vorn geschoben.

Von der Seite herüber tönte ein Hornruf. Wiederum rasselten die Trommeln, wiederum quiekten die Pfeifen, brausend erhob sich das Geschrei, und im Laufschritt stürmten die Massen bergan.

Die andern schrien, mit ihnen schrie Klas. Die andern rannten, Klas rannte mit ihnen. „Nur immerzu mit den andern!" Er hatte sich's wohl gemerkt, was er geschworen. „Nur immerzu mit den andern!"

Da stockten sie in ihrem Laufe. Palissaden versperrten die Bahn. Alles drängte zur Rechten und Linken, den Zaun entlang.

„Drauf! Drauf!"

Und wer eine Axt hatte, der schwang sie gegen das Holz.

„Drauf!" schrie auch Klas mit den andern.

Krachend fielen die Hiebe auf den starken Zaun, die Trommeln rumorten darein, die Pfeifen quiekten. Da begann es in der Luft zu sausen und zu pfeifen, und hinterher kam Donnern und Knattern von der Höhe des Berges. Wildes Geschrei antwortete von unten herauf. Mit verdoppelter Wucht prasselten die Aexte auf die Palissaden, krachend stürzten die Balken, mit Gebrüll ging's vorwärts über die Trümmer, die Schanze hinan, die steile, glatte Schanze hinan.

Klas lief mit den andern. In der Linken hielt er sein Feuerrohr, mit der Rechten zerrte er an einer Sturmleiter. Nun glitt er aus und brach ins Knie. Andre griffen nach der Leiter. Keuchend raffte er sich empor und kam kletternd auf die Höhe.

In bedrohlicher Nähe ragten die Mauern der Feste jenseits des tiefen Grabens, hohe, finstere Mauern. Da fuhren Feuerströme aus den Luken, der Donner krachte, stinkender Pulverrauch quoll über den Graben. Getroffene schrien auf und rollten rückwärts die Schanze hinunter.

„Pack an!" schrie einer und stieß den Klas in die Seite. Und Klas griff sinnlos nach der Leiter und half sie emporzerren.

„Freiwillige!" befahl einer. Die Leitern sanken in den tiefen Graben, stießen auf den Boden und ragten noch weit empor über den Rand.

Viele stürmten mit Geschrei herzu, packten die Leitern und tauchten hinab in die Tiefe. Da griff auch Klas in die Sprossen der nächsten Leiter und tauchte hinab. Denn er wußte wohl, was er geschworen: „Nur immerzu mit den andern, nur immerzu!"

Es wimmelte von Bauern im Graben, und immer noch schwankten die Leitern unter den schwarzen Gestalten, die schweigend herniederkletterten.

Totenstill lag die Feste. Kein Lichtstrahl kam aus den Luken.

„Vorwärts!" hieß es. Die Leitern wurden gehoben und schwankten schräg aufrecht gegen die Mauer. Keuchend schleppte Klas mit den andern. Zitternd lehnte seine Leiter an der schwarzen Wand.

Befehle tönten. Er sah, wie die andern emporklommen. Schon standen fünf Männer hoch über ihm. Nun griff auch er mit der Linken in die Sprossen und kletterte den andern nach; krampfhaft hielt die Rechte das Feuerrohr.

Da ward ihm auf einmal, als stünde die Mauer in Flammen, die Leiter mit all den Bauern bewegte sich rückwärts auf ihn, er bekam einen harten Stoß, er schlug hintenüber, und seine Sinne schwanden.

•

Als er aufwachte, fror ihn sehr, und er kannte sich gar nimmer aus. Ein scharfer Geruch benahm ihm fast den Atem; er mußte heftig husten. Erst allmählich kam ihm alles wieder ins Gedächtnis. Rechts von ihm brannte ein Feuer. Da wandte er das Haupt und sah einen qualmenden Topf. Aus dem stieg der Schwefelgeruch. Mit ächzenden, stöhnenden Menschen war der ganze Graben erfüllt.

Eine Gestalt schwankte aus der Finsternis heran, stolperte und stürzte keuchend über den brennenden Topf, raffte sich auf und rannte schreiend mit brennenden Kleidern zurück in die Finsternis.

„Nur immerzu mit den andern!" murmelte Klas und versuchte aufzustehen. Noch immer hielt seine Rechte das Feuerrohr umklammert. Er konnte sich nicht erheben. Wie tot war sein rechtes Bein, und ein fürchterlicher Schmerz preßte ihm das Wasser aus den Augen. Mit klappernden Zähnen lag er da. Endlich getraute er sich's und tastete nach seinem Schenkel. Der fühlte sich naß an und klebrig. Blut war's. Da graute dem Knaben.

Regungslos blieb er liegen und sah zu den Sternen empor.

Da fuhr gerade über seinem Haupte hoch oben an der schwarzen Mauer ein Licht auf, und aus schmaler Luke schob sich eine Eisenhaube.

Klas starrte empor.

Mit Lachen rief einer: „Wie die Roßkäfer liegen sie da drunten und zappeln mit den Beinen!"

Dem Klas fuhr's durch den Kopf: „Da schaut einer 'raus — geschworen hast!"

Er nahm seine letzten Kräfte zusammen, biß die Zähne aufeinander und legte an.

Der Schuß krachte. Ein dumpfer Schrei kam aus der Luke. Das Licht erlosch, und ein schwerer Leib schlug klirrend auf hohlen Boden.

Mit dem rauchenden Rohr in der Faust lag Klas und blickte zum Sternenhimmel. Der Schwefeltopf war ausgebrannt, die Luft war rein. Leicht atmete der Junge. Auch seine Schmerzen waren geschwunden. Aber es fror ihn. —

Auf allen Türmen der Stadt schlugen die Uhren, jede zuerst viermal, dann zweimal.

Klas leckte seine trockenen Lippen.

Ein Windstoß fuhr über die Schloßdächer, und kreischend drehte sich eine Wetterfahne hoch über dem Gefallenen. Ringsumher ächzten die Verwundeten.

Regungslos lag der Junge, und es war ihm, als läge er daheim in seinem Bette.

Jawohl, er lag nun daheim in seinem Bette. Und da kam auch von der Mauer langsam seine Mutter gegangen. Sie hielt den Kopf ein wenig gesenkt nach ihrer Art, sie trug ein Lämplein und schützte das Flämmchen sorgsam mit der hohlen Hand. Das rote Blut schimmerte durch die Haut ihrer Finger.

Da ward dem Knaben wohlig zumute, und lächelnd sah er der Mutter entgegen.

Nun stand sie hart vor ihm, nun beugte sie sich herab auf ihr Kind und machte das Zeichen des Kreuzes über seinen Augen, wie alle Abende.

Der Junge ließ das Feuerrohr fahren, hob mühsam die Hände, faltete sie über der Brust und bewegte murmelnd die trockenen Lippen. Dann schlief er ein mit starren, offenen Augen und kam schlafend nach Hause am frühen, kühlen Morgen des sechzehnten Mai — genau wie ihm der bucklige Schneider geweissagt hatte.

•

Kinder und Kindeskinder lauschten mit gefalteten Händen und stockendem Atem, wenn ein zahnloser Mund beim qualmenden Kienspan raunend erzählte von diesen Geschichten. Aber das Gedächtnis der Sterblichen gleicht einer zerbrochenen Tafel mit grauer, vergänglicher Schrift.

Eine Saat war ausgestreut worden unter der trügerischen Maiensonne des Jahres 1525. Dann legte sich der Frost über die aufgerissenen Fluren. Aber die Saat ist trotzdem nicht verloren gewesen. Und umsonst hat keiner sein Blut vergossen in jenem Vorfrühling des deutschen Volkes, nicht die wenigen, die das Ziel kannten, und nicht die zahllosen Mitläufer.

Weggenossen

Von

Clara Eysell-Kilburger

Nun schreiten wir aus dem Sonnenland,
Aus der Sinne berauschendem Flammenbrand
Mit müdem Fuß in den heiligen Hain
Der kühlen, wunschlosen Stille hinein.

Die welken Blätter fegt mein Kleidersaum,
Schwarz steht der Wald. — Es senkt sich wie ein Traum
Wehmütigen Verzichtens schwer herab —
Und immer weiter führt der Weg bergab.

Wie tief der Schatten, der uns umfängt —
Wir schreiten stumm, die Stirne gesenkt.
Ringsum das Schweigen — ganz leise von weiten
Rauscht schon der Strom der Vergessenheiten.

Literatur

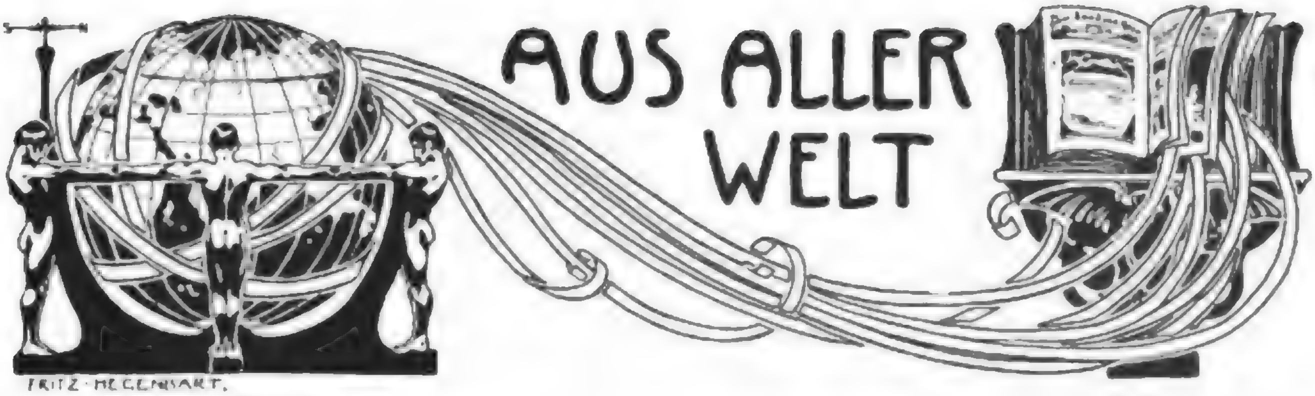
Ein neues Buch von *Ernst Zahn* bedarf für die Leser unsrer Zeitschrift keiner Empfehlung. Sie wissen, was sie in jedem Werk Zahns zu finden sicher sein dürfen: eine starke bodenständige Kunst, die mit fester Hand lebensvolle Gestalten schafft und in eine reiche, vom Hauch unmittelbarer Wirklichkeit durchatmete Umgebung hineinstellt; und neben dem kräftigen Künstlertemperament ein echt und tief fühlendes Menschenherz, das in alle Geschöpfe der dichterischen Phantasie das warme Blut innersten Miterlebens hinüberströmen läßt. In diesem Sinne wird der soeben erschienene Band *„Helden des Alltags"* (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, Preis geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark) die Erwartungen, mit denen man ihn in die Hand nimmt, reichlich erfüllen; er wird aber doch auch denen, die den Dichter längst kennen und lieben, eine Ueberraschung bereiten: die Form der kurzen Erzählungen, wie sie neben einigen umfangreicheren Novellen hier überwiegen, ermöglichte es, in diesem einen, allerdings stattlichen Band eine Fülle verschiedenartigster Figuren und Schicksale zusammenzudrängen, die es deutlicher als das enger in sich geschlossene Gebiet eines Romans erkennen läßt, welch weites Gebiet die schöpferische Erfindungs- und Beobachtungsgabe Zahns umschließt. Tragische Katastrophen und leises Verklingen in gefaßter Entsagung, hartes Ringen mit dem Ernst des Daseins und lächelnder Humor, starke Kämpfernaturen und weiche, zum Dulden und Ertragen geschaffene Seelen — alles findet sich hier vereinigt. Aber nicht in wahlloser Zusammenstellung: eine Grundidee klingt überall durch, die in dem Titel des Bandes klar angedeutet ist: es ist das Heldentum des Alltags, das Heldentum schlichter Pflichterfüllung und phrasenlosen Fertigwerdens mit den Feindseligkeiten des Lebens und den Dämonen in der eignen Brust.

— *Jugenderinnerungen.* Von *Therese Devrient.* Stuttgart, Carl Krabbes Verlag, Erich Gußmann. Die Gattin des berühmten Geschichtschreibers der deutschen Schauspielkunst, Eduard Devrient, des zweiten in dem leuchtenden Dreigestirn der Devrientschen Brüder, ist es, die uns in diesem Buche ihr Leben erzählt, ein einfaches, schlichtes Frauenleben, aber durchwärmt und durchleuchtet von innerem Glück. Therese, obwohl selbst Künstlerin, der ein Mann wie Felix Mendelssohn seine Anerkennung nicht versagte, begnügt sich als echte Frau völlig mit der Stellung an der Seite ihres Mannes, ihr ganzes Glück findet sie durch ihn, und aus jeder Seite des Buches spricht eine solche Kraft der Treue, daß wir sogleich für die Verfasserin eingenommen werden. Weniger ihr Geist, ihr Herz nimmt uns gefangen. Aber auch was sie in ihrem Leben sah, verdient es wirklich, aufgezeichnet zu werden, denn durch die Kunst ihres Mannes kam sie in die Kreise des schöngeistigen Berlin, und das Bild, das sie von der mit Geist und Empfindsamkeit überreichlich durchtränkten Geselligkeit jener Zeit entwirft, die uns jetzt schon so furchtbar fern liegt, ist ungemein anziehend. Im Mendelssohnschen Hause geht sie ein und aus. Hegel ist einmal ihr Tischnachbar, und mit feiner Ironie schildert sie das feierliche Auftreten der Rahel, wenn Varnhagen ihr die Kissen zurechtrückt und sich dann hinter ihren Sessel postiert, um sofort die Gespräche der geistreichen Lebensgefährtin Wort für Wort zu notieren. Auch das Zusammentreffen mit Heinrich Heine in einer Gesellschaft in Hamburg, wo er sich so recht als ungezogener Liebling der Musen erwies, wird sehr ergötzlich geschildert. Ueberhaupt bietet das Buch viele kulturhistorisch interessante Einzelheiten; es eröffnet noch einmal einen Blick in jene Zeiten, da die Politik in der Geselligkeit noch keine Rolle spielte, da der Kampf ums Dasein noch nicht die grausame Form unsrer Tage angenommen hatte, wo die Menschen stiller, vielleicht auch glücklicher lebten, jene Zeiten, von denen S. Hensel in seinem Buche „Die Familie Mendelssohn" mit stiller Wehmut schreibt, daß sie leider nie wiederkehren werden, nie wiederkehren können.

— Unter dem Titel *„Walhalla"* erscheint im Verlage von Georg D. W. Callwey in München halbjährlich in Buchform ein neues Unternehmen, das seinem Programm nach bestimmt ist, jeweils vollständig abgeschlossene größere und kleinere Abhandlungen und Erörterungen aus dem großen Gebiet der deutschen Geschichte, Kunst und Kulturgeschichte zu publizieren. Auf diese Art und Weise soll „Walhalla" zu einem wissenschaftlichen Handbuch in allen wichtigeren Fragen in den eben erwähnten Gebieten werden und so im Laufe der Zeiten zu einer ganz eigenartigen deutschen Kultur- und Kunstgeschichte, die durch Hinzuziehung der modernen Kunst auch für die Zukunft von Wert sein dürfte. Der vorliegende erste Band (Preis kart. 4 Mark) darf als ein höchst erfreulicher Ansatz zur Pflege derartiger Bestrebungen bezeichnet werden. Eine glücklichere Hand in der Zusammensetzung der Themata und in der Wahl von deren Bearbeitern hätte der Herausgeber des Unternehmens, Dr. Ulrich Schmid, kaum haben können. So sind, um beispielsweise an einen Aufsatz anzuknüpfen, der aktuell im Stoff ist, Franz Wolters Darlegungen über „die heutigen Kunstzustände" wirklich vorzüglich geeignet, nach des Herausgebers Wunsch „den Zeitgeist hinsichtlich seines Wertes zu prüfen".

— Einen hübschen Beitrag zur Böcklin-Literatur liefert *Johannes Manskopf* in einer soeben erschienenen Schrift *„Böcklins Kunst und die Religion"* (München, Verlagsanstalt Bruckmann, gebunden 3 Mark). Das Büchlein verdankt seine Entstehung dem Wunsche des Verfassers, zur Ergänzung einer Geschichte der religiösen Kunst im neunzehnten Jahrhundert, wie er sie in kurzer Darstellung in einer neueren Geschichte der christlichen Kunst fand, auch die religiösen Bilder solcher Künstler, die nur gelegentlich dieses Gebiet betreten haben, in ihrer Bedeutung zu würdigen. Böcklins Bilder, die sich zuerst darboten, erschienen dem Verfasser bei eingehender Prüfung so bedeutungsvoll, daß er sich zunächst darauf beschränkte, sie dem Verständnis näherzubringen. Es ist nur natürlich, daß dabei der Blick auf Böcklins übrige Schöpfungen fiel, und immer mehr ward es dem Verfasser klar, daß die gesamte Kunst des Baseler Meisters eine viel engere Beziehung zur Religion aufweist, als es auf den ersten Blick scheinen mag, und daß gerade darin aber auch wohl das Geheimnis ihrer tiefsten Wirkung zu suchen ist. So entstand vorliegendes Büchlein, das im ersten Teil den Stimmungsgehalt der Kunst Böcklins und des Meisters Verhältnis zur Religion darzustellen versucht, in seinem zweiten die religiösen Bilder im engeren Sinne nach ihrer Eigenart zu würdigen bestrebt ist. Als Anschauungsmittel sind 24 Bildertafeln, teils Autotypien, teils Mezzotintodrucke, dem Büchlein eingefügt, die zum Teil wenig bekannte oder schwer zugängliche Bilder Böcklins reproduzieren. Die nur klein gegebenen Gesamtbilder der religiösen Triptychen sind dankenswerterweise durch etliche Ausschnitte in größerem Maßstabe verdeutlicht.

— Der Verlag von *J. C. C. Bruns* in Minden, dessen wahrhaft vornehme Spezialität gute deutsche Ausgaben von hervorragenden ausländischen Vorläufern des modernen poetischen Schrifttums sind, hat in den letzten Monaten wiederum einige Bücher von Wert und Bedeutung erscheinen lassen, auf die wir Literaturfreunde aufmerksam machen möchten. Zunächst ist der erste Band der von *Max Bruns* herausgegebenen Werke *Baudelaires* zu erwähnen, der die noch wenig bekannten Novellen („Die Fanfarlo", eine bitter-ironische Selbstanalyse, und „Der junge Zauberer", beides Jugendwerke) und die neuerdings öfter übersetzten kleinen *„Dichtungen in Prosa"* enthält. Vorausgeschickt ist eine vortreffliche biographisch-ästhetische Abhandlung über den Dichter, in die sich zu vertiefen wir jedem Leser Baudelaires dringend empfehlen möchten, denn erst die Kenntnis seiner äußeren und noch mehr seiner inneren, an grauser Tragik überreichen Lebensgeschichte erschließt uns den Weg zu der so viele Rätsel bergenden Seele des Dichters und seiner oft so krankhaften und bizarren Poesie. — Als Fortsetzung der vor zwei Jahren begonnenen Auswahl aus den Werken *George Merediths*, des größten jetzt lebenden englischen Romandichters, erscheint der Roman *„Diana vom Kreuzweg"*. Meredith hat in diesem groß angelegten Werk seinen Anschauungen über eine der bedeutungsvollsten Fragen unsrer Zeit, die Befreiung der Frau, dichterische Gestalt gegeben. Es ist ein Buch voll mächtigen Lebens, tiefer Gedanken und großer poetischer Schönheiten, freilich wie alle Werke Merediths schwerflüssig im Stil und nicht leicht zu genießen, aber für den ernsten Leser durch die stark ausgeprägte Eigenart des Dichters doppelt reizvoll und lohnend. — Der Roman *„Der Immoralist"* von dem Franzosen *André Gide*, dem genialsten jetzt lebenden Vertreter jener Stilkunst, deren wichtigster Repräsentant in England Oskar Wilde war, ist ein Buch für literarische Feinschmecker. Es ist die Geschichte eines jungen Gelehrten, der die ihm durch Ueberlieferung gewiesenen sicheren Bahnen verläßt, den Kampf mit dem Leben beginnt und in wachsender Erkenntnis seiner selbst zu einer Umwertung der ethischen Werte gelangt. Meisterhaft ist dabei, insbesondere in Beziehung zu seiner Ehe, das Empfindungsleben des Helden in seinen verschiedenen Erscheinungen dargestellt.



Nach dem Erdbeben in Kalabrien

Wochen sind seit dem furchtbaren Erdbeben in Kalabrien vergangen, und noch immer ist die Situation in den von der Katastrophe betroffenen Gebieten höchst traurig. An die braven Soldaten, die dort unter der Oberleitung des Generals Lamberti mit Aufbietung aller Kräfte Tag und Nacht Hilfe leisten, werden unter diesen Umständen fast übermenschliche Anforderungen gestellt. Außer der Anlage von Baracken und der notdürftigen Instandsetzung der stehengebliebenen und noch verwendbaren Häuserreste liegt ihnen vor allem die Zerstörung der mit Einsturz drohenden Gebäulichkeiten ob, wie sie auf dem einen unsrer Bilder veranschaulicht wird. Das zweite Bild erinnert an eine ergreifende Episode aus den ersten Tagen nach der Katastrophe; es zeigt die kleine fünfjährige Maria Antonietta Colacci, die in Parghelia von den zur Bergung der Toten kommandierten Soldaten zu deren freudiger Ueberraschung unter dem Schutt eines Hauses lebend gefunden wurde, wo sie, von einem Tisch vor den stürzenden Trümmern geschützt, volle drei Tage hilflos gelegen hatte. Landeskundige Männer schätzen die Ausgaben, die der Staat zu leisten hat, um die schwersten öffentlichen Schäden zu ersetzen, auf 60 Millionen Lire. Um dem notleidenden Lande durch Wiederaufforstung der entwaldeten Berge, durch Regulierung der Wildwasser und Verstopfung der Malariaquellen sanitär, wirtschaftlich und moralisch gründlich aufzuhelfen, werden weitere 250 Millionen Lire als notwendig angegeben. Ob der Staat so weit gehen wird, ist ungewiß und steht jedenfalls im weiten Felde. Aber auch wenn er die ihm augenblicklich obliegenden Pflichten prompt



Phot. Vincenz Sergi, Reggio

Fünfjähriges Kind aus Parghelia, das 72 Stunden verschüttet war



Copyright by Adolf Croce, Mailand

Nach dem Erdbeben in Kalabrien: Niederlegen eines beschädigten Kirchturms in Tropea



Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg

und voll erfüllt, bleibt für die private Wohltätigkeit, die sich allerorten und weder last noch least in Deutschland für Kalabrien regt, ein weites Gebiet der Betätigung offen. Mit dem Obdach haben durch das Erdbeben am 8. September 200000 Menschen den größten Teil ihrer beweglichen Habe verloren. Die Getreideernte ist mit den zusammenstürzenden Scheunen verschüttet und verdorben worden. Durch die Zerstörung der Keltern, Kufen, Bottiche, Keller, Oelpressen und Oelmühlen ist die Wein- und die Oelernte — die Hauptproduktion des Landes — uneinbringlich geworden und der Vernichtung preisgegeben. Den Hungrigen Brot, den Obdachlosen Schutz gegen die Witterung geben, Unterkunft schaffen, für Decken und Betten sorgen, sind die augenblicklich dringendsten Sorgen. Aber es gilt weiter, ihnen beim Wiederaufbau ihrer zertrümmerten Wirtschaften beizustehen, dem Landmann die Wiederbeschaffung des verlorenen Inventars zu ermöglichen, die Bevölkerung der drohenden völligen Verarmung zu entreißen. Das sind Aufgaben von einer Wucht, der die Mittel der italienischen Wohltätigkeit nicht gewachsen sind, die vielmehr nur durch internationale Hilfsbereitschaft befriedigend gelöst werden können. In dem edeln Wettstreit der Humanität, der sich beeifert, den armen Kalabresen zu helfen, wird das deutsche Volk, das so viel ruhmvolle und teure Erinnerungen mit Italien verbinden, sicherlich nicht zurückbleiben.

Zur Verlobung im deutschen Kaiserhause

Zu einem Doppelfeste hat sich die Hochzeitsfeier des jungen Herzogs von Koburg-Gotha im Schloß Glücksburg durch die gleichzeitig von dort proklamierte Verlobung des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen mit der Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg gestaltet. Prinz Eitel Friedrich, der zweitälteste Sohn des deutschen Kaiserpaares, ist am 7. Juli 1883 in Potsdam geboren, steht also jetzt im 23. Lebensjahre. Er hat gleich seinem älteren Bruder, dem Kronprinzen, in Bonn studiert und erfreut sich wegen seiner hervorragenden Begabung wie wegen seines liebenswürdigen Wesens allgemeiner Sympathien, die besonders während der Krankheit, die ihn im letzten Winter befiel, lebhaften Ausdruck fanden. Zurzeit steht er als Oberleutnant im 1. Garderegiment zu Fuß. Seine Braut, die älteste Tochter des Großherzogs Friedrich August von Oldenburg und das einzige noch lebende Kind aus seiner ersten Ehe (mit der Prinzessin Elisabeth von Preußen), ist am 2. Februar 1879 zu Oldenburg geboren. Sie hat eine gründliche gediegene Erziehung genossen, und allgemein wird ihr große Herzensgüte nachgerühmt. Mit ihrem Vater, an dem sie mit inniger Liebe hängt, hat sie große Reisen gemacht, sonst aber ein verhältnismäßig zurückgezogenes Leben geführt, aus dem sie erst jetzt als künftige Schwiegertochter des Kaisers heraustritt.



Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg

Prinz Eitel Friedrich von Preußen

Ein gefährlicher Beruf

Wohl bei keinem Volk der Erde ist die Schaulust so groß wie bei den Amerikanern, und selbst der New-Yorker hat trotz der jagenden Hast, die durch den wilden Kampf ums Dasein in das Leben der Weltstadt kommt, immer Zeit übrig, wenn auf der Straße irgendein nicht ganz alltäglicher Vorgang seine Aufmerksamkeit erregt. Schon ein zusammengebrochener Wagen genügt, um Scharen von Neugierigen festzuhalten, und vollends rasch sammelt sich eine dichtgedrängte Menge, wenn, wie es in der Stadt der „Wolkenkratzer“ häufig vorkommt, in schwindelnder Höhe, ein paar hundert Fuß über dem Straßenniveau, ein „steeple-jack“ sein gefährliches Handwerk ausübt. Der steeple-jack (Kirchturmersteiger), dessen Spezialität Arbeiten an Türmen, Flaggenmasten und so weiter sind, kümmert sich freilich nicht viel um die Menschenmenge, die ihm bei seiner kühnen Hantierung halb mit Bewunderung, halb mit Grausen zuschaut; er geht seinem Beruf so gut wie jeder andre Arbeiter des Erwerbs wegen nach, und wenn ihn auch der Reiz der Gefahr gelockt haben mag, so ist es doch in erster Linie der gute, ja ungewöhnlich reichliche Verdienst, der ihn diesem Beruf zugeführt hat. Ein steeple-jack verdient sich nicht selten 100 Dollars und darüber an einem Tag, denn die große Gefahr, die mit der Arbeit verbunden ist, und die besonderen Eigenschaften, die dazu gehören, halten die Zahl dieser Arbeiter stets in engen Grenzen, und es gibt in Nordamerika nur etwa ein halbes Dutzend solcher Leute, die bei den schwierigsten Arbeiten ihres Berufes Verwendung finden können. Auf New York treffen drei davon, mit Namen Merrill, Hammond und Hughes. Sie alle sind weit als kühne, gewandte Kletterer bekannt, und die meisten von ihnen sind auch in andern Erdteilen schon tätig gewesen. Der steeple-jack muß nicht nur an der glatten Außenseite eines Schornsteins, eines Denkmals oder eines Kirchturms hinaufklettern können, sondern auch Maurer, Bleidecker, Kupferschmied und Steinmetz sein. Durch diese Vielseitigkeit ist er imstande, Arbeiten auszuführen, die ein gewöhnlicher Handwerker nicht ohne besondere Vorrichtungen machen kann, zum Beispiel Reparaturen an einem Schornstein, die ohne ihn die Errichtung eines kostspieligen Gerüstes erfordern würden. Das Erklettern einer Fahnenstange, das unser umstehendes Bild zeigt, gilt nicht als die höchste Leistung des steeple-jack, wenn die Fahnenstange auf dem Erdboden steht. Wenn aber die Fahnenstange auf dem kupfergedeckten Turm eines Wolkenkratzers, an 400 Fuß hoch über dem Straßenniveau steht, so können sich nur die besten Kletterer hinaufwagen. Das Seil, das der steeple-jack beim Erklettern der Fahnenstange benutzt, ist zweimal um diese geschlungen; der eine Ring ist mit einer



Arbeiter an der Flaggenstange eines New-Yorker Wolkenkratzers

den Fuß des Kletterers umschließenden Schlinge verbunden, der andre mit einer Schlinge, in der er sitzt. Indem er das Gewicht zuerst auf die eine, dann auf die andre verlegt, schiebt er den freien Ring die Stange hinauf und klettert so rasch zur Spitze empor. Das Anstreichen einer solchen Flaggenstange ist eine Arbeit von zweimal 40 Minuten für zwei Mann, trotzdem wird es mit 22 Dollars, das ist 5½ Dollars pro Mann und Tag bezahlt. Doch ist dies das Minimum, das ein steeple-jack erhält. Wenn er einen Schornstein zu erklettern hat, ohne andre Hilfe als Haken, die er an der Außenseite anbringt, so bekommt er für die Arbeit leicht 50 Dollars pro Tag; doch gibt es keine bestimmte Taxe, und die Bezahlung hängt auch von der Höhe der Kosten eines Gerüstes und von der Anzahl der in Frage kommenden steeple-jacks ab. Auch Schornsteine, Türme und andre Steinbauten erklettert der steeple-jack meist mit Hilfe von Seilen, indem er sie an eisernen Haken befestigt, die er einen über dem andern in die Außenwand treibt. Doch gibt es auch andre Methoden; so ist ein steeple-jack namens Sutherland mit sich ansaugenden Schuhen und Handschuhen ausgerüstet, mit denen er jede senkrechte Wand erklimmen zu können behauptet. Trotz der anscheinenden Gefährlichkeit des Handwerks kommen Unfälle verhältnismäßig nicht häufig vor. Vor einiger Zeit wurde ein steeple-jack bei der Arbeit an der St.-Patricks-Kathedrale in New York von einem schweren Steinblock, um den er sein Seil geschlungen hatte und der sich unerwartet löste, erschlagen. Ein andrer in New Jersey wurde, als er im Innern eines Schornsteins emporkletterte, von sich entwickelnden Gasen betäubt und stürzte 75 Fuß hinunter.

Eine Katastrophe auf der New-Yorker Hochbahn

Durch die kürzlich erfolgte Katastrophe auf der neunten Avenue-Linie der New-Yorker Hochbahn ist die Geschichte der Verkehrskatastrophen in der Stadt New York um ein weiteres grauenvolles Kapitel bereichert worden. Hinsichtlich der begleitenden Umstände steht diese Katastrophe aber einzig da, denn noch niemals war, wie bei diesem jüngsten Fall, ein Hochbahnzug auf die Straße hinuntergestürzt. Daß bei dem schweren Unglück nur zwölf Menschenleben vernichtet wurden, ist geradezu ein Wunder. Unser Bild, das kurze Zeit nach der Katastrophe aufgenommen wurde, zeigt den zweiten und dritten Waggon des Zuges, die beide, als der Zug um die scharfe Kurve an der neunten Avenue und dreiundfünfzigsten Straße fuhr, entgleisten. Der zweite Waggon wurde, nachdem die Kuppelung gerissen war, vollständig umgeworfen, so daß die Räder oben waren und das Dach unten. Dann sauste er auf die Straße hinunter, das Dach wurde hierbei noch abgerissen, so daß die in dem Waggon befindlichen Fahrgäste zum Teil zum Dach hinaus auf die Straße stürzten. Der dritte Waggon fuhr gegen ein Gebäude, das an der Unglücksstätte die Hochbahn fast berührt.



Eine Katastrophe auf der Hochbahn in New York

Der Mozart-Brunnen in Wien

Einen eigenartigen, anmutigen plastischen Schmuck hat Wien in dem neuen Mozart-Brunnen auf der Wieden erhalten, der am 8. Oktober zur Vorfeier für den in einigen Monaten bevorstehenden hundertundfünfzigsten Geburtstag des großen Tondichters in Anwesenheit des Bürgermeisters Dr. Lueger enthüllt worden ist. Auf einem Unterbau, der aus einem halbkreisförmigen Wasserbecken mit einfacher Steinumrahmung und einem breiten, wandartigen Sockel besteht, erheben sich zwei bekannte Mozartsche Gestalten, Tamino und Pamina. Sie sind dargestellt, wie sie die Wasser durchschreiten, er auf der Zauberflöte spielend, welche die Fluten beschwichtigt, sie innig an ihn geschmiegt und ihn mit den Armen umfangend. Rings um die schlanken, in Bronze ausgeführten Gestalten kriechen, in Stein gehauen, allerlei Wassertiere zwischen Gehängen von Seetang heran und lauschen dem Flötenspiel. Vorn sprudelt aus fünf offenen Fischmäulern Wasser in das Becken nieder. Der Brunnen, der auf dem freundlichen, noch nicht durch moderne Bauten verunstalteten Mozart-Platz vortrefflich zur Geltung kommt, ist ein Werk des Bildhauers Karl Wollek, der die plastische Gruppe geschaffen hat, und des Architekten Otto Schönthal, von dem der Unterbau herrührt.



Phot. Heinrich Schumann

Der Mozart-Brunnen in Wien. Entworfen von Karl Wollek

Die Sprengung des „Chatham"

Ein unerwartetes Vorkommnis hat jüngst eine längere Störung der Schiffahrt im Suezkanal verursacht. An Bord des englischen Dampfers „Chatham", der von Middlesborough nach Jokohama unterwegs war und unter anderm 72 Tonnen Dynamit nebst andern Explosivstoffen an Bord hatte, brach, während er den Suezkanal passierte, am 5. September Feuer aus, und man mußte das Schiff zur Verhütung der drohenden furchtbaren Explosion unter Wasser setzen. Es wurden dann alle möglichen Versuche gemacht, das gefährliche Hindernis aus dem Wege zu räumen, doch waren sie völlig erfolglos, und es blieb schließlich, nachdem das Schiff bereits über drei Wochen die Passage versperrt hatte, nichts übrig, als die Ladung unter Anwendung entsprechender Vorsichtsmaßregeln zur Explosion zu bringen. Am 28. September begaben sich alle Bewohner Port Saids an den Seestrand, da zu befürchten war, daß die Erschütterung der Explosion die Häuser der Stadt schwer beschädigen oder zum Einsturz bringen könne. Die Läden, die Bureaus und die Banken wurden geschlossen, die letzteren durch Polizisten bewacht. Um 9 Uhr 50 Minuten erfolgte die Explosion. Eine gewaltige, mit Sand und Trümmern vermischte Wassersäule erhob sich 2000 Fuß in die Luft, breitete sich dort aus und sank wieder zusammen. Die Kanalufer wurden 300 Meter weit mit Schiffstrümmern und Sand bedeckt. In Port Said hörte man die Explosion nur als schwaches Rollen. Eine Besichtigung der Stelle, wo der „Chatham" gelegen hatte, ergab, daß das Schiff vollständig zerfetzt und das östliche Ufer des Kanals 600 Fuß weit zerstört worden war. Das westliche Ufer, die Eisenbahnlinie und der Süßwasserkanal waren unbeschädigt geblieben, und der telegraphische Verkehr konnte nach zwei Stunden wieder aufgenommen werden. Die Kanalbagger und die Taucher gingen sofort an die Arbeit, und nach vierzehn Tagen konnte der Schiffahrtsverkehr durch den Kanal, an dessen Endpunkten 77 Dampfer auf die Beseitigung der Störung warteten, wieder in vollem Umfang beginnen.



Phot. Carl Rieder, Suez

Der im Suezkanal gesunkene Dampfer „Chatham", dessen Wrack kürzlich gesprengt wurde



Phot. R. Bachner, Meiningen

Rudolf Baumbach †

Rudolf Baumbach †

Wenige Tage vor der Vollendung seines fünfundsechzigsten Lebensjahres ist am 22. September Rudolf Baumbach in Meiningen gestorben. Der einst so liederfrohe Dichter, der auf der Höhe seines Schaffens der Lieblingspoet des ganzen jungen und jugendlich empfindenden Deutschland war, hatte seit einem Dezennium, unter dem Drucke schweren körperlichen Leidens stehend, nichts Neues mehr geschaffen und war in der Gunst des Publikums allmählich durch andre, vielleicht bedeutendere Dichter verdrängt worden, aber vergessen war er deshalb nicht und verdient auch nicht, es zu werden, so sehr er einst überschätzt worden sein mag. Seine frischen, kecken, sangbaren, freudige Lebenslust atmenden Lieder, von denen so manche geradezu Volkslieder geworden sind, seine anmutigen epischen Dichtungen und seine sinnigen, von einem liebenswürdigen, schalkhaften Humor erfüllten Erzählungen, Märchen und Schwänke werden trotz der absälligen Kritik, die diese anspruchslos auftretende Poesie in neuerer Zeit vielfach erfahren hat, noch lange weiterleben und noch manches Menschenherz erfreuen. Baumbach war am 28. September 1840 in Kranichfeld an der Ilm geboren, von wo sein Vater, ein Arzt, bald darauf nach Meiningen zog. Er studierte auf verschiedenen Universitäten Naturwissenschaften und war längere Jahre als Lehrer und Hauslehrer in Graz, Brünn, Görz und Triest tätig. Als dann seine ersten veröffentlichten Dichtungen, besonders das Epos „Zlatorog" (1875) und die „Lieder eines fahrenden Gesellen" (1878), eine ungewöhnlich beifällige Aufnahme gefunden hatten, entsagte er der Lehrtätigkeit und widmete sich ganz dem poetischen Schaffen. 1885 zog er wieder nach Meiningen, wo er bis zu seinem Tode fast ohne Unterbrechung gelebt hat.



Phot. Friedrich Müller, München

Prof. Mathias Schmid



Von den Unruhen in Baku: Straßenbild nach dem Aufruhr



Copyright by Hutla, Trampus & Co.

1. Fürst Ferdinand; 2. Kriegsminister Berteaux

Fürst Ferdinand von Bulgarien in Paris Der Fürst bei den Manövern in Vincennes

Henry Irving †

Sir Henry Irving, der am 13. Oktober in Bradford unerwartet gestorben ist, galt als der bedeutendste englische Tragöde der Gegenwart, insbesondere als der größte Darsteller Shakespearescher Charakterfiguren. Ein starker innerer Drang hatte den Künstler, der ursprünglich den kaufmännischen Beruf ergriffen hatte, bald der Bühne zugeführt, die er im Jahre 1856, achtzehn Jahre alt, im Londoner Sunderland-Theater zum ersten Male betrat. Doch erst nach etwa zehn Jahren erregte er als Hamlet durch seine eigenartige Auffassung und Darstellungskunst größere Aufmerksamkeit und errang seitdem auch in andern Shakespeare-Rollen starken, stets wachsenden Erfolg. Wie alle großen englischen Schauspieler wurde Irving bald auch sein eigner Theaterdirektor; er pachtete das Lyzeum-Theater in London und spielte darin mit dem Amerikaner Edwin Booth abwechselnd die Rollen des Othello und des Jago. Weiterhin gewann er als Partnerin in den Dramen Shakespeares die gleich ihm berühmt gewordene Schauspielerin Ellen Terry und feierte im Zusammenspiel mit ihr die höchsten Triumphe. Mit Enthusiasmus wurde der Künstler auch in den Vereinigten Staaten, wohin er mehrere Male Gastspielreisen unternahm, gefeiert. In Deutschland ist er nie aufgetreten. In neuerer Zeit spielte er häufig und stets mit glänzendem Erfolg Sardousche Rollen, so den Napoleon in „Madame Sans-Gêne“, Robespierre, Dante und so weiter. 1895 erhielt Irving, dessen eigentlicher Name übrigens John Henry Brodribb war, von der Königin Viktoria die Ritterwürde, die bis dahin noch nie einem Schauspieler verliehen worden war. Bemerkenswerte Ehrungen wurden ihm auch — gleichfalls ein seltener Vorgang — von seiten der wissenschaftlichen Welt Großbritanniens zu teil.

Zum siebzigsten Geburtstage Mathias Schmids

Die lebensfrische Kunst des Münchner Malers Mathias Schmid ist in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes bekannt und geschätzt, und auch den Lesern dieser Zeitschrift ist sie seit langer Zeit vertraut und lieb; viele seiner prächtigen Bilder aus dem Volksleben der Alpen, besonders seines Heimatlandes Tirol, dessen berufenster und populärster Schilderer er nächst Franz von Defregger ist, sind ihnen im Laufe der letzten Dezennien in getreuen Reproduktionen vor Augen geführt worden, und erst vor kurzem ist ein sein Leben und Schaffen behandelnder, von mehreren Abbildungen begleiteter Artikel in diesen Blättern erschienen. Es fehlt dem Künstler also nicht an Freunden, nahen und fernen, die am 14. November, an dem er sein siebzigstes Lebensjahr vollendet, mit teilnehmender Verehrung seiner gedenken und ihm von Herzen wünschen, daß ihm Leben, Gesundheit und die rege Schaffenskraft, durch die er schon länger als ein Menschenalter hindurch so vielen Tausenden Freude und künstlerischen Genuß bereitet hat, noch recht lange erhalten bleiben mögen.

Von den Unruhen in Baku

Furchtbarer als je ist der Jahrhunderte alte Rassenhaß zwischen Tataren und Armeniern im September dieses Jahres in Baku zum Ausbruch gekommen, und furchtbarer als je sind die Folgen dieses wilden Bürgerkrieges. Hunderte von Menschen sind in den blutigen, sich täglich erneuernden Straßenkämpfen umgekommen, und die blühende kaukasische Naphthaindustrie, deren Mittelpunkt Baku ist, ist auf lange Zeit lahmgelegt, zum Teil für immer vernichtet. Seit Wochen herrscht in der Stadt und ihrer Umgebung allgemeine Unsicherheit, Plünderungen und Morde kommen täglich vor, der Verkehr stockt fast völlig, die Einwohner können sich nur in Begleitung von Sicherheitspatrouillen auf die Straße wagen, und die zahlreichen in Baku wohnenden Angehörigen fremder Nationalitäten genießen nur dann Sicherheit in ihren Häusern, wenn sie diese durch dauerndes Aushängen ihrer Landesfahnen kenntlich machen.

Fürst Ferdinand von Bulgarien in Frankreich

Die Aufnahme, die Fürst Ferdinand von Bulgarien jüngst in der französischen Hauptstadt gefunden hat, beweist aufs neue, ein wie guter Diplomat dieser durch und durch moderne Herrscher ist, denn er hat den Hauptzweck seines Besuchs: sich bei den Franzosen beliebt zu machen, so vollständig wie nur möglich erreicht. Er hat in Frankreich große Interessen zu verteidigen, denn sein Land ist auf Frankreichs Wohlwollen politisch dringend angewiesen und hängt vom französischen Geldmarkt ab, bei dem es erst neuerdings eine Anleihe hat aufnehmen müssen; es ist daher begreiflich, daß dem Fürsten daran liegen muß, die Franzosen bei guter Laune zu erhalten.



Henry Irving †

Ferdinand von Richthofen †

Mit dem am 7. Oktober zu Berlin im Alter von 72 Jahren gestorbenen Universitätsprofessor Ferdinand Freiherr von Richthofen ist einer der bedeutendsten geographischen und geologischen Forscher der Gegenwart, eine Zierde des deutschen Gelehrtenstandes, dahingegangen. Richthofen war im Jahre 1833 zu Karlsruhe in Schlesien geboren; er studierte in Breslau und Berlin und wandte sich dann nach Oesterreich, wo er durch eine geologische Aufnahme des südöstlichen Tirol und wissenschaftliche Untersuchungen in den Alpen die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf sich zog und bis 1859 bei der geologischen Landesanstalt in Wien tätig war. Hierauf begleitete er als Geologe mit dem Range eines Legationssekretärs die von Preußen unter Führung des Grafen Fritz Eulenburg nach Japan, China, Hinterindien und Java entsandte ostasiatische Expedition und hielt sich auf der Heimreise längere Zeit in Kalifornien und Nevada auf. Das Jahr 1868 führte ihn abermals nach China, auf dessen gründliche Erforschung, das Hauptwerk seines Lebens, er vier Jahre verwendete. Das Ergebnis dieser Studien war u. a. sein vierbändiges Werk über China und ein Atlas dieses Landes, beides Arbeiten von grundlegender Bedeutung. Nicht lange nach seiner Rückkehr begann er seine akademische Laufbahn als ordentlicher Professor der Geographie in Bonn, von wo er 1883 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig übersiedelte, um 1886 das geographische Ordinariat an der Universität Berlin zu übernehmen. Hier entfaltete er mit seinen reichen Kenntnissen und seiner echt wissenschaftlichen Anschauungsweise eine ungemein fruchtbare und anregende Lehrtätigkeit.



Phot. Georg Brokesch, Leipzig

Ferdinand von Richthofen †



Relief vom Oberländer-Denkmal in Waakirchen

Das Oberländer-Denkmal in Waakirchen

Am 20. Oktober dieses Jahres wird im Beisein des Prinzen Ludwig zugleich mit der Zweihundertjahrfeier der Sendlinger Bauernschlacht in Waakirchen (zwischen Tegernsee und Tölz), der Heimat des Schmiedes von Kochel, das Oberländer-Denkmal enthüllt werden. Das Monument steht auf einem 6½ Meter hohen Sockel aus Muschelkalk, auf dem, das Haupt gegen München gewendet, ein über 3 Meter hoher Löwe ruht.



Phot. Atelier Schaul

Der Schiffskreisel. Erfunden von Konsul Otto Schlick in Hamburg.

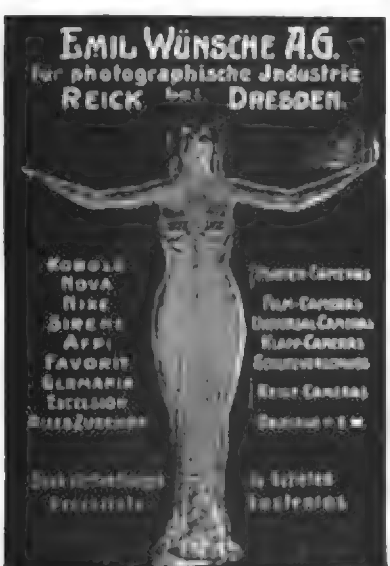
Der Schiffskreisel

Der Direktor des „Germanischen Lloyd", Konsul Otto Schlick, hat eine für die Schiffahrt überaus wichtige Erfindung gemacht. Bekanntlich fällt ein in Rotation versetzter Kreisel nicht auf die Seite, sondern bleibt aufrecht stehen. Diese Erscheinung ist zurückzuführen auf den außerordentlich großen Widerstand, den der Kreisel einer Lageveränderung seiner Achse entgegensetzt. Das Beharrungsvermögen der Kreiselachse ist sogar so bedeutend, daß der in einem Ring in Lagern rotierende Kreisel, auf einem Ende der Achse aufgelegt, im übrigen frei in der Luft schweben bleibt und erst dann zu Boden fällt, wenn seine Rotation sich zu sehr verlangsamt, so daß der aus der Mitte gerückte Schwerpunkt wieder zu dieser zurückkehrt. Zugleich vollführt aber die Kreiselachse eine besondere Kreisbewegung, die sogenannte Gyralbewegung, deren Zentrum bei auf einem Ende aufstehender oder aufliegender Achse in diesem liegt, bei einem frei aufgehängten Kreisel jedoch in der Mitte der Achse seine Lage hat. Konsul Schlick ist nun auf die sinnreiche Idee gekommen, dieses Naturgesetz für die Schiffahrt nutzbar zu machen und durch Einbauen großer Präzisionskreisel in die Schiffe die Schlingerbewegungen der letzteren aufzuheben oder wenigstens abzuschwächen. Die zuerst im kleinen angestellten Versuche ergaben ein so günstiges Resultat, daß der Erfinder bald daran denken konnte, einen Versuch im großen einzuleiten, für den das alte Torpedoboot „Seebär" bestimmt wurde.



Die wahre Liebe

„Aber, Hulda, ich bitte dich, höre doch auf! Das kannst du mir glauben: die wahre Liebe ist das nicht!"





Landratte in Z. Sie sind durchaus falsch berichtet; es gibt kein Kriegsschiff, das größer ist als die „Amerika". Das größte Kriegsschiff der Welt, das englische Linienschiff „Dreadnaught", das übrigens erst gebaut wird, hat „nur" ein Deplacement von etwa 19000 Tonnen. Dieses Deplacement werden auch die neuen Schlachtschiffe, deren Bau die Vereinigten Staaten und Japan planen, nicht oder nicht wesentlich überschreiten. Daß die größten deutschen Schlachtschiffe mit ihrem Rauminhalt von 13200 Tonnen hinter diesen Riesenschiffen bedenklich weit zurückstehen, ist bekannt.

Maloja. Die Buchstaben, welche die deutschen Reichsmünzen unter dem Fürsten- oder Wappenbild tragen, bedeuten die Münzstätte, in der das betreffende Stück geprägt ist, und zwar bezeichnet A die Münzstätte Berlin, B Hannover (1878 aufgelöst), C Frankfurt a. M. (1880 aufgelöst), D München, E Dresden (seit 1887 die Muldner Hütte bei Freiberg), F Stuttgart, G Karlsruhe, H Darmstadt (seit 1883 außer Betrieb), J Hamburg.

M. J. in Z. Die Zeitungsmeldung, daß dem englischen General Buller in Exeter ein Denkmal errichtet worden ist, ist weder ein Scherz noch eine Ente. Das Denkmal ist am 8. September in Gegenwart des Gefeierten, einer großen Anzahl offizieller Persönlichkeiten und einer nach Tausenden zählenden Volksmenge enthüllt worden. Wie die Zeitungen berichten, haben 60000 „Bewunderer" des Generals die erforderlichen Mittel aufgebracht. Was diese Enthusiasten an dem General bewundern, der im Burenkriege bekanntlich als Feldherr eine erstaunliche Unfähigkeit an den Tag gelegt hat, können wir Ihnen auch nicht verraten.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Das Modeparfüm für diese Saison ist „Divinia" aus der rühmlichst bekannten Parfümerie- und Toiletteseifenfabrik von F. Wolf & Sohn in Karlsruhe. Seine Ausgiebigkeit in Bezug auf Stärke und Haltbarkeit ist unübertroffen und in der Uebertragung von seltener Feinheit und Lieblichkeit. Auf der Weltausstellung in St. Louis wurde Divinia mit dem „Grand Prix" ausgezeichnet.

Als Beilage ist dem vorliegenden Hefte eine Bestellkarte der bekannten Zigarrenfirma Carl Gerbode in Gießen eingelegt. Wir verfehlen nicht, unsre Leser auf die Leistungsfähigkeit und das reichhaltige Lager dieser Firma in den verschiedenen Preislagen hinzuweisen, so daß jeder Raucher außer den besonders empfohlenen Spezialsorten noch weitere für feinen Geschmack geeignete preiswerte Marken finden dürfte.

Laue Bäder sind zur Pflege und Erhaltung eines gesunden, frischen Teints, ein- bis zweimal wöchentlich genommen, bestens zu empfehlen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß durch die Wirkung der großen Mengen lauen Wassers die Haut nach dem Baden empfindlicher ist, da diese einen großen Teil ihres natürlichen Fettes verliert und ohne die nötige Vorsicht leicht rauh und rissig wird. Durch den Gebrauch einer guten Seife, wie es die seit fünfzig Jahren besteingeführte Zargs Glyzerinseife ist, kann der Haut ihr natürlicher Fettgehalt wiedergegeben werden, so daß diese immer weich, weiß und zart erhalten bleibt.

Auf die dem Hefte beiliegende Preisliste der bestrenommierten Südweinfirma Rust & Schröder, Malaga-Hamburg, sei an dieser Stelle aufmerksam gemacht. Eine Spezialität genannten Weinhauses ist der Versand seiner Weine in Flaschen ab Hamburg, die den Abnehmern den nicht zu unterschätzenden Vorteil bietet, garantiert naturreine Weine, das Produkt frischer Trauben, aus erster Hand binnen wenigen Tagen nach Bestellung zu erhalten. Mit einer Sortimentskiste von zwölf Flaschen zum Preise von ℳ 21.— ist leicht ein Versuch zu machen, der gewiß befriedigen dürfte.

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Arnold M. Stockerau. Sie sind eine sowohl gebildete als auch ausgeprägte Individualität, doch fehlt es Ihnen entschieden an harmonischer Ausgleichung zwischen Verstand und Herz. Sie sind ein eigentümliches Gemisch von tiefem, selbst leidenschaftlichem Empfinden, Weichheit der Gefühle und dem ausgesprochenen Bedürfnis nach Anschluß und Liebe einerseits, kühler, sogar schroffer Abweisung, Verschlossenheit und manchmal satirischer Schärfe anderseits. Es ist keine ganz einfache Sache, Sie richtig kennen und beurteilen zu lernen, und wer dazu nicht Gelegenheit findet oder sich der Mühe überhaupt nicht unterziehen mag, der wird in der Regel wenig Sympathie für Sie erübrigen. Sie sind intelligent, sehen klar und beobachten auch gut. Geistig sind Sie lebhaft und gewandt. Sie erfassen rasch und denken und entwickeln logisch. Ihr Wille ist nicht nur lebhaft und bestimmt, sondern auch despotisch. Ungestraft lassen Sie sich nicht zu nahe treten. Auf Ihren Namen und Ihre Stellung schauen Sie mit Befriedigung. Sie treten auch sicher und selbstbewußt, aber nie breitspurig auf.

Anny in A., Schweiz. Wenn auch gar nicht in schlimmem Sinne, kann ich Sie doch nicht freisprechen von einer gewissen Gesuchtheit und Effekthascherei. Aeußerlichkeiten spielen bei Ihnen eine große Rolle und beeinflussen Ihr Urteil über Menschen und Dinge stark. Dabei geschieht es auch, daß Sie manchmal über dem Nebensächlichen die Hauptsache vergessen. Ihr Geschmack, der Sie mit Befriedigung erfüllt, ist mehr auf den Schein als auf den echten Kern gerichtet und Ihre Eitelkeit trübt oft den Blick. Alles Geringe und Kleinliche liegt Ihrer Denkungsart fern, Sie möchten gern reichlicher brauchen dürfen und fühlen sich manchmal beengt in Ihrem jetzigen Rahmen. Eigentlich wären Sie mitteilsam, umgänglich und gesellig, aber Sie befleißigen sich — wahrscheinlich aus Notwendigkeit — einer gewissen Zurückhaltung und möglichst großer Verständigkeit und Ueberlegung.

Bedingungen, unter denen graphologische Urteile vom Unterzeichneten direkt ausgeführt werden. 1. Nötiges Material: Ein oder mehrere zwanglos geschriebene Schriftstücke, ca. 20 Zeilen, womöglich weder Kopien, Karten noch Bleistiftschrift. Zur Begutachtung anonymer oder gefälschter Schriftstücke ist möglichst reichliches Material zur Vergleichung besonders erwünscht. Auf Wunsch erfolgt das Material unbeschädigt zurück, sofern das Rückporto (je 20 Pfennig = 25 Cts. für je 15 Gramm) extra beigefügt ist. Porto aus dem Ausland 20 Pfennig = 25 Heller. Strengste Diskretion selbstverständlich Ehrensache. 2. Preise: a I) Graphologische Charakterskizze à M. 2.20, Fr. 2.75, Kr. 3.—. b II) Graphologisches Charakterbild, ausführliche Schriftanalyse, Doppelformat von a), à M. 4.20, Fr. 5.25, Kr. 5.50 inklusive Porto. c I) Graphologisches Charakterbild, ganz eingehend, erschöpfend, à M. 8.40, Fr. 10.50, Kr. 11.25. Auf Wunsch je mit Begründung (Zeichenerklärung) zu je doppeltem Preis (a II, b II, c II). d II) Für graphologische Expertisen über Schriftfälschungen und anonyme Schreiben hängt der Preis jeweilen vom Umfange der Arbeit ab und variiert mit diesem. Sofortige Erledigung erheischt einen Zuschlag von 50%.

L. Meyer, Maienfeld b. Ragaz.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart

In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Robert Mohr in Wien I.

Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Flora

Nach einem Pastell von Alois Hans Schram (Wien)

Einer Mutter Sohn

Roman

von

Clara Viebig

Erstes Buch

I

Sie waren ein schöngeistig veranlagtes Ehepaar, und da sie das Geld hatten, künstlerische Neigungen zu pflegen, schriftstellerte er ein wenig, und sie malte. Sie spielten auch vierhändig und sangen Duette, wenigstens hatten sie das in der ersten Zeit ihrer Ehe getan; jetzt besuchten sie um so fleißiger Konzerte und die Oper. Ueberall, wohin sie kamen, gefielen sie; sie besaßen Freunde, man nannte sie „scharmante Leute", und doch fehlte ihnen etwas zum Glück — sie hatten keine Kinder.

Und sie würden wohl auch keine mehr bekommen, waren sie doch nun schon über die Zeit hinaus verheiratet, in der einem die Kinder geboren werden.

In unbewachten Augenblicken, wenn er in seinem Bureau am Schreibtisch saß, besonders aber, wenn er auf seinen Ritten, die er, teils seiner Gesundheit wegen, teils noch aus Liebhaberei von der Kavalleristenzeit her, in die weitere Umgebung Berlins machte, märkische Dörfer passierte, wo auf sandigen Straßen Scharen von kleinen Flachsköpfen sich tummelten, seufzte er wohl und zog die Stirn in Falten. Aber er ließ es seine Frau nicht merken, daß er etwas vermißte, denn er liebte sie.

Sie aber konnte sich nicht so beherrschen; je höher die Zahl ihrer Ehejahre stieg, desto nervöser wurde sie. Ohne Grund war sie zuweilen gereizt gegen ihren Mann; über die Geburtsanzeigen in der Zeitung sah sie mit einer gewissen Scheu beharrlich weg und fiel doch einmal ihr Blick auf:

„Die glückliche Geburt eines Knaben zeigen hocherfreut an" u. s. w.,

so legte sie hastig das Blatt hin.

Früher hatte Frau Käte Schlieben allerlei niedliche Kindersachen gestrickt, gehäkelt, gestickt, genäht — sie war ordentlich berühmt wegen der Zierlichkeit ihrer mit blau und rosa Band ausgeputzten Erstlingsjäckchen, jede ihrer jungverheirateten Bekannten abonnierte auf solch ein Wunderwerk —, nun hatte sie diese Art von Handarbeit endgültig aufgegeben. Sie hoffte nicht mehr. Was half es ihr, daß sie ihre Zeigefinger in die winzigen Aermelchen des Erstlingsjäckchens steckte und es, so vor sich hinhaltend, mit träumerischem Blick lange, lange ansah?! Es machte ihr nur Pein.

Und die Pein ward doppelt fühlbar in jenen grauen Tagen, die ohne Grund plötzlich da sind, auf leisen Sohlen auch mitten im Sonnenschein gehuscht kommen. Dann lag sie auf dem Ruhebett in ihrem mit allem Geschmack, wahrhaft künstlerisch ausgestatteten Zimmer und kniff die Augen zu: Von der Straße herauf, von der



Phot. C. J. v. Dühren, Berlin

Clara Viebig

Promenade unter den Kastanienbäumen, stieg ein Ruf auf, hell, durchdringend, jauchzend wie segelnder Schwalben Schrei. Sie hielt sich die Ohren zu vor diesem Schrei, der weiter drang als jeder andre Ton, der sich pfeilschnell hinauf in den Aether schwang und hoch und selig sich wiegte. Sie konnte so etwas nicht hören. Das wurde krankhaft.

Ach, wenn sie nun beide alt waren, schwer aufnahmefähig, zu müde, um sich die Anregung außen zu holen, wer würde ihnen die dann ins Haus bringen?! Wer würde ihnen etwas zutragen von all dem da draußen? Ihnen mit seiner Frische, mit der Freudigkeit, die die Zwanzig-Jahr umhüllt wie ein köstliches Gewand, die wie Wärme und Sonne von faltenlosen Stirnen strahlt, ihnen einen Hauch der Jugend wiedergeben, die ihnen nach den Gesetzen der Zeit schon entschwunden war?! Wer würde sich begeistern an dem, was sie einst begeistert hatte und das sie nun wiederum genossen, als wäre es auch ihnen neu?! Wer würde mit seinem Lachen Haus und Garten füllen, mit jenem sorglosen Lachen, das so ansteckend wirkt?! Wer würde sie mit warmen Lippen küssen und sie froh machen mit seiner Zärtlichkeit?! Wer würde sie auf seinen Schwingen mittragen, so daß sie nicht fühlten, daß sie müde waren?!

Ach, den Kinderlosen blüht keine zweite Jugend! Niemand würde das Erbe antreten, das sie hinterließen an Schönheitsfreude, an Schönheitssinn, an Begeisterung für Kunst und Künstler; niemand würde ein pietätvoller Hüter sein all jener hundert Sachen und Sächelchen, die sie mit Geschmack und Sammlerfreude in den Räumen ihrer Wohnung zusammengetragen hatten! Ach, und niemand würde, wenn jene letzte schwere Stunde kommt, vor der alle bangen, mit liebenden Händen die erkaltende Hand festhalten wollen: „Vater, Mutter, geht nicht! Noch nicht!" — O Gott, o Gott, solch liebende Hände würden ihnen nicht die Augen zudrücken — — —!

Wenn jetzt Schlieben aus dem Kontor nach Hause kam — er war Mitinhaber einer großen Handelsfirma, die sein Großvater einst begründet und sein Vater zu hohem Ansehen gebracht hatte —, fand er das liebenswürdige Gesicht seiner Frau oft rotfleckig, den ganzen zarten Teint durch anhaltendes Weinen zerstört. Und der Mund zwang sich nur zum Lächeln, und in den schönen braunen Augen lauerte es wie Trübsinn.

Der konsultierte Hausarzt zuckte die Achseln: die gute Frau war eben nervös, sie hatte zu viel Zeit zum Grübeln, war sich zu sehr selbst überlassen!

Um dies zu ändern, schied der besorgte Ehemann für unbegrenzte Zeit aus dem Geschäft aus — die Sozien machten das ja auch ebenso gut ohne ihn —, der Arzt hatte recht, er mußte sich mehr seiner Frau widmen, sie waren ja beide so allein, so ganz und gar aufeinander angewiesen!

Man beschloß auf Reisen zu gehen; es war durchaus kein Zwang vorhanden, zu Hause zu bleiben. Die schöne Wohnung wurde aufgegeben, die Möbel, die ganze kostbare Einrichtung wurden zum Spediteur getan. Wenn es einem draußen gefiel, konnte man nun Jahre fortbleiben, Eindrücke sammeln, sich zerstreuen; Käte würde in schönen Gegenden landschaftern, und er, Schlieben, nun, wenn ihm die gewohnte Arbeit fehlte, konnte er ja leicht in schriftstellerischer Tätigkeit Ersatz finden!

Sie reisten nach Italien und Korsika; noch weiter, nach Aegypten und Griechenland; sie sahen das schottische Hochland, Schweden und Norwegen — unendlich viel Herrliches.

Dankbar drückte Käte ihrem Paul die Hand; sie schwelgte. Ihr empfängliches Gemüt begeisterte sich, und ihr nicht ganz unbedeutendes Maltalent fühlte sich auf einmal mächtig angeregt. Ach, all das malen können, auf der Leinwand festhalten, was an Farbenglut und Stimmungszauber sich dem berauschten Auge enthüllte!

Am Morgen schon zog die Eifrige mit ihren Malsachen aus, ob's nun auf dem Felsen von Capri, am blauen Bosporus oder im gelben Sand der Wüste, ob's angesichts der schroffen Zinken der Fjorde oder in den Rosengärten der Riviera war. Ihr zartes Gesicht verbrannte braun; selbst auf ihre Hände, die sie sonst sorgfältig gepflegt hatte, achtete sie nicht mehr. Das Fieber der Betätigung hatte sie erfaßt: Gott sei Dank, jetzt konnte sie etwas schaffen! Das klägliche Gefühl eines nutzlosen Lebens war nicht mehr da, nicht mehr das peinigende Bewußtsein: dein Leben hört auf mit dem Augenblick, in dem deine Augen sich schließen, und da ist nichts von dir, was dich überdauert. Jetzt hinterließ sie doch wenigstens etwas Selbstgeborenes, wenn's auch nur ein Bild war.

Die Werke mehrten sich; eine ganze Menge von Rollen bemalter Leinwand schleppte man nun schon mit sich herum. Es hatte Schlieben anfänglich große Freude gemacht, seine Käte so eifrig zu sehen. Galant trug er ihr Feldstuhl und Staffelei nach und verlor nicht die Geduld, Stunden und Stunden bei ihrer Arbeit zugegen zu sein. Er lag im spärlichen Schatten einer Palme und folgte, über sein Buch wegblickend, den Bewegungen ihres Pinsels. Welch ein Glück, daß sie solche Befriedigung in ihrer Kunst fand! Wenn es auch für ihn ein wenig ermüdend war, so untätig umherzuliegen — nein, er durfte doch kein Wort sagen, hatte er ihr doch nichts, gar nichts als Ersatz zu bieten!

Und er seufzte. Das war derselbe Seufzer, der ihm entfahren, wenn er auf den sandigen Straßen der Mark die unzähligen Flachsköpfe spielen sah, derselbe Seufzer, den ihm die Sonntage

entlockten, an denen er das ganze städtische Proletariat — Mann und Weib und Kinder, Kinder, Kinder — hatte nach dem Tiergarten wallen sehen. Ja, schon recht — ein wenig nervös fuhr er sich über die Stirn —, jener Schriftsteller hatte schon recht — welcher war es doch gleich? — der da einmal irgendwo sagt: Warum heiratet der Mann? Nur um Kinder zu haben, Erben seines Leibes, seines Blutes, Kinder, denen er weitergeben kann, was in ihm ist an Wünschen, Hoffnungen und auch an Errungenschaften; Kinder, die von ihm abstammen wie die Schößlinge von einem Baum, Kinder, die dem Menschen so ein Fortleben in Ewigkeit ermöglichen. So allein war das Leben, auch nach dem Tode noch, einem sicher — das ewige Leben; die Auferstehung des Fleisches, die die Kirche verheißt, war zu verstehen als das Sicherneuen der eignen Persönlichkeit in folgenden Geschlechtern. Ach, es war doch etwas Großes, etwas unbeschreiblich Beruhigendes in solchem Fortleben!

„Grübelst du?" fragte Frau Käte. Sie hatte für einen Augenblick von ihrer Staffelei aufgesehen.

„Was — wie — sagtest du was, mein Herz?" Erschrocken fuhr er auf, wie ein auf verbotenen Wegen Abschweifender.

Sie lachte über seine Zerstreutheit: die wurde ja immer schlimmer! Woran dachte er denn? Geschäfte? Sicher nicht! Aber vielleicht wollte er eine Novelle schreiben, einen Roman? Warum sollte er's nicht einmal damit versuchen? Das war doch noch etwas andres, als kleine Reiseplaudereien an die „Vossische" oder an die „Frankfurter Zeitung" schicken! Und es würde ihm schon glücken; Leute, die nicht halb die Bildung hatten, nicht halb das Wissen, nicht halb das ästhetische Feingefühl, schrieben doch ganz lesbare Bücher!

Sie redete heiter auf ihn ein, aber er schüttelte mit einer gewissen Resignation den Kopf: „Ach was, Romane! Schriftstellern überhaupt!" Und er dachte: ‚Da sagt man immer, ein Werk ist wie ein Kind — aber, wohlverstanden, nur ein echtes, großes Werk —, das, was er und seine Frau schufen, waren das Werke in diesem Sinne, Werke, die Ewigkeitsbestand in sich trugen?!' Er fand plötzlich an ihrem Bild, das er gestern noch galant bewundert hatte, heute streng zu tadeln.

Sie war ganz erschrocken darüber: warum war er nur heute so gereizt? Wurde er am Ende gar nervös? Ja, es war augenscheinlich, die laue Luft des Südens taugte ihm nicht, er sah abgespannt aus, so müde! Da half nichts, ihr Mann war ihr denn doch lieber als ihr Bild, sofort würde sie abbrechen!

Und so geschah es denn auch; sie reisten ab, reisten von einem Ort zum andern, von einem Hotel zum andern, an den Seen entlang, über die Grenze, bis sie auf einer Schweizer Alpenhöhe längere Rast zu machen gedachten.

Statt unter einer Palme lag Schlieben hier nun wieder im Schatten einer Tanne; seine Frau malte, und er folgte über das aufgeschlagene Buch weg mit den Blicken der Bewegung ihres Pinsels.

Sie malte emsig, hatte sie doch ein reizendes Motiv entdeckt: diese grüne Alpenmatte mit einem Blumenflor, bunter denn bunt, mit den sonnbeglänzten Rücken der braunen Kühe, war anmutvoll wie der Paradiesesgarten am ersten Schöpfungstag! Im Eifer des Sehens hatte sie den breitrandigen Schutzhut nach hinten geschoben, die warme Sommersonne sengte ungehindert goldne Tüpfchen auf ihre zarten Wangen und den schmalen Sattel der feinen Nase. Den Pinsel, den sie ins Grün ihrer Palette getaucht hatte, hielt sie prüfend gegen das Grün der Matte und blinzelte mit halb geschlossenen Augen, ob die Farbe auch stimmte.

Da schreckte ein Laut sie auf — halb war's Murren des Unwillens über eine Störung, halb ein Brummen des Beifalls —, ihr Mann hatte sich aufgerichtet und blickte auf ein paar Kinder, die sich ihnen lautlos genähert hatten. Sie boten Alpenrosen zum Verkauf an, das Mädchen hatte ein Körbchen davon voll, der Junge trug seinen Strauß in der Hand.

O, waren das wunderhübsche Geschöpfe, das Mädchen so blauäugig sanft, der Junge ein Erzschelm! Der Frau schwoll das Herz; sie kaufte den Kindern all ihre Alpenrosen ab, gab ihnen sogar mehr, als sie forderten.

Das war den kleinen Schweizern recht ein Glück — noch mehr bekommen, als man fordert?! — vor Freude erröteten sie, und als die fremde Dame sie liebreich ausfragte, fingen sie freimütig an zu plaudern.

Diese Kinder mußte sie malen, die waren zu entzückend, die waren ja tausendmal schöner als die schönste Landschaft!

Schlieben sah es mit einer seltsamen Unruhe, daß seine Frau die Kinder malte, erst das größere Mädchen, dann den kleinen Buben. Mit welcher Hartnäckigkeit hing ihr Blick an dem runden Knabengesicht! In ihren Augen war Glanz, sie schien nie müde zu werden, machte nur Pause, wenn die Kinder nicht mehr Geduld hatten. All ihr Denken drehte sich um diese Malerei: Würden die Kinder heut auch kommen? War die Beleuchtung gut? Um Gottes willen, es würde doch kein Unwetter werden, das die Kinder abhielt?! Nichts andres hatte Interesse für sie.

Das war eine große Hingabe. Und doch wurden es schlechte Bilder; die Züge wohl ähnlich, aber keine Spur der Kindesseele darin. Der Mann erkannte es klar: Die Kinderlose kann nicht Kinder malen!

Arme Frau! Mit einem Gefühl tiefen Mitleids sah er ihren Bemühungen zu. Wurde ihr Gesicht nicht mütterlich weich, lieblich rund, wenn sie sich zu den Kindern neigte? Der Typus der

Madonna — und doch waren dieser Frau Kinder versagt!

Nein, er konnte dies nicht länger mehr mitansehen, es machte ihn krank! Unwirsch hieß Schlieben die Kinder nach Hause gehen — die Bilder waren fertig, wozu noch länger daran herumpinseln, das machte sie nicht besser, im Gegenteil!

An diesem Abend weinte Käte, so, wie sie zu Hause geweint hatte. Und sie zürnte ihrem Manne: warum ließ er ihr nicht die Freude?! Warum hieß es so plötzlich: abreisen?! Sie kannte ihn gar nicht wieder — waren die Kinder denn nicht lieb, entzückend, störten sie ihn denn?!

„Ja," sagte er nur. Es war ein harter, trockener Klang in seiner Stimme — ein so mühsames „Ja" —, sie hob das Gesicht aus dem Taschentuch, in das sie hineingeweint hatte, und sah zu ihm hin. Er stand am Fenster des teppichbelegten Hotelzimmers, die Hände auf die Fensterbrüstung gestützt und die Stirn gegen die Scheibe gepreßt. So sah er stumm hinaus in die große Landschaft, in der Berggipfel voll abendsonnenfrohen Firns von ewiger Unvergänglichkeit redeten.

Wie kniff er die Lippen, wie nervös zuckte sein Schnurrbart! Sie schlich zu ihm hin und legte ihren Kopf an seine Schulter.

„Was fehlt dir?" fragte sie leise. „Entbehrst du die Arbeit — ja, die Arbeit, nicht wahr? Ich fürchtete es schon. Es wird dir langweilig, du mußt wieder in Tätigkeit. Ich verspreche dir's, ich will verständig sein — nie mehr klagen —, nur bleibe jetzt noch ein bißchen hier, nur noch drei Wochen, nur noch zwei Wochen!"

Er blieb stumm.

„Nur noch zehn — acht — sechs Tage! Auch das nicht mal?!" Sie sagte es schmerzlich enttäuscht, er hatte verneinend den Kopf geschüttelt. Ihre Arme schlangen sich um seinen Hals: „Ich bitte dich, nur noch fünf — vier — drei Tage! Warum denn nicht? Ich bitte dich, die paar Tage — nur drei Tage noch!" Sie feilschte förmlich um jeden Tag. „Ach, dann wenigstens zwei Tage noch!"

Sie schluchzte auf, ihre Arme lösten sich von seinem Halse — zwei Tage mußte er doch zugeben!

Ihr Stimme schnitt ihm durchs Herz; so hatte er sie noch nie bitten hören, aber er stemmte sich gegen die Nachgiebigkeit, die ihn beschleichen wollte: nur keine Sentimentalität! Es war besser, hier rasch aufzubrechen — viel besser für sie!

„Wir reisen morgen!"

Und als sie ihn ansah mit weitgeöffneten, schreckensstarren Augen, tief erbleicht, da entfuhr es ihm, ohne daß er es sagen wollte, entfuhr ihm, herausgelockt von einer Bitterkeit, deren er nicht mehr Meister wurde: „Sie sind ja doch nicht dein!"

II

Und sie reisten ab. Aber es war, als sei mit der smaragdgrünen Alpenmatte, auf der sie die lieblichen Kinder gemalt hatte, der Frau auch jede Freudigkeit entschwunden. Da war wieder ganz der alte nervöse Zug in ihrem Gesicht, die Mundwinkel senkten sich ein wenig abwärts, und sie war leicht geneigt zu weinen. Mit einer förmlichen Angst beobachtete Schlieben seine Frau: Ach, war denn nun wirklich alles umsonst gewesen, die Aufgabe seiner Tätigkeit, dieses ganze lange, abspannende, planlose Herumreisen?! Hatte die alte, trübe Stimmung sie doch wieder gepackt?!

Wenn er sie so lässig dasitzen sah, die Hände unbeschäftigt im Schoß, überkam es ihn wie Wut: Warum tat sie nichts, warum malte sie denn nicht? Es brauchte doch nicht gerade auf jener verwünschten Alpenwiese zu sein! War es denn nicht auch hier schön?!

Sie hatten sich im Schwarzwald niedergelassen; aber von Tag zu Tag hoffte er vergebens, daß eines der grünen stillen Waldtäler sie reizen würde, ihre Malsachen vorzusuchen, oder eins der bräunlichen Schwarzwaldmädchen mit dem Kirschenhut und dem riesigen roten Regenschirm. Sie hatte keine Lust, vielmehr eine Art Scheu, den Pinsel wieder anzufassen.

Er machte sich im geheimen bittere Vorwürfe: Wäre es nicht besser gewesen, ihr die Freude zu lassen, nicht dazwischen zu fahren?! Und doch — einmal hätte die Sache doch ein Ende nehmen müssen, und je länger sie angedauert hätte, desto schwerer wäre die Trennung gewesen! Das stand nun fest, mit dem Spätherbst wollten sie wieder nach Berlin heimkehren. Er hielt es beim besten Willen nicht länger mehr so aus; des Umherziehens von Hotel zu Hotel, des Bummelns durch die Welt, das keine andre Frucht zeitigte, als ab und zu mal ein kleines Feuilleton, eine Reiseplauderei über ein noch weniger bekanntes Stückchen Erde, war er herzlich müde. Er sehnte sich wieder nach einer eignen Häuslichkeit, verlangte brennend nach der geschäftlichen Tätigkeit, die, solange er darin war, ihn oft eine Fessel und so nüchtern gedeucht hatte. Aber Käte — — — —! Wenn er daran dachte, daß sie nun wieder die vielen Stunden einsam zu Hause verbringen würde, sich ganz auf sich und Lektüre beschränkend, denn, übersensitiv wie sie war, fand sie wenig Gefallen am Umgang mit andern Frauen, dann überkam ihn geradezu eine Hoffnungslosigkeit. Da würden wieder dieselben trüben Augen sein, dieses gleiche melancholische Lächeln, jene alten gereizten Stimmungen, unter denen das ganze Haus litt, sie selber am meisten.

Und er betrachtete sich selber wie anklagend, ging sein ganzes Leben zurück: Hatte er denn etwas verbrochen, daß ihm kein Sohn beschieden war,

keine Tochter?! Ach ja, wenn Käte ein Kind hätte, dann wäre alles gut, sie wäre vollauf beschäftigt, ausgefüllt durch dieses Wesen, um das sich Elternliebe, hoffnungsvoll und hoffnungsberechtigt, in ewig erneutem Kreise drehte! —

Beide Eheleute quälten sich, denn der Frau Gedankenwanderungen endeten erst recht immer an diesem einen Punkte. Jetzt, nachdem sie von jenen lieben Kindern geschieden worden war, von diesem, ach viel zu kurzen Sommerglück, schien es ihr erst ganz klar geworden zu sein, was sie entbehrte — hatte es nicht vorher nur wie eine schmerzliche Ahnung auf ihr gelastet?! Aber jetzt, jetzt war die grausam deutliche Gewißheit da: alles, was man sonst in der Welt „Glück" nennt, ist nichts gegen den Kuß eines Kindes, gegen sein Lächeln, sein Schmiegen in der Mutter Schoß.

Käte hatte die Kinder auf der Matte beim Kommen und Gehen immer zärtlich geküßt, nun sehnte sie sich nach diesen Küssen. Ihres Mannes Kuß ersetzte ihr diese nicht; sie waren nun bald fünfzehn Jahre verheiratet, der Kuß war keine Sensation mehr, er war zu einer Gewohnheit geworden. Aber der Kuß von Kinderlippen, die so frisch, so unberührt, so scheu und doch so zutraulich sind, der war ihr etwas ganz Neues gewesen, etwas so unendlich Süßes. Ein Glücksgefühl hatte ihre Seele dabei durchrieselt, zugleich mit dem ganz physischen Behagen, ihren Mund in diese duftigen weichen und doch so prallen Wangen versenken zu können, die von Gesundheit und Jugend flaumig behaucht waren wie die Bäckchen eines Pfirsichs. Immer wieder irrte ihre Sehnsucht zu der Alpenmatte zurück; und diese ihre ungestillte Sehnsucht vergrößerte das Erlebnis, umgab die Gestalten, die so flüchtig in ihrem Leben aufgetaucht waren, mit dem ganzen Glorienschein zärtlicher Erinnerung. Ihre unbeschäftigten Gedanken spannen lange Fäden: Wie sie sich nach den Kleinen sehnte, ach, so würden diese sich auch nach ihr sehnen, weinend würden sie über die Matte irren, und das reiche Geldgeschenk, das sie für jedes von ihnen beim Wirt des Hotels hinterlassen — hatte sie doch fortgemußt, ohne ihnen Adieu zu sagen —, würde sie nicht trösten; vor der Tür würden sie stehen und nach den Fenstern hinaufäugen, aus denen ihre Freundin ihnen so oft gewinkt hatte. Nein, das konnte sie Paul nicht verzeihen, daß er so wenig Verständnis gezeigt hatte für ihr Empfinden!

Der Aufenthalt im Schwarzwald, dessen sammetige Wiesenhänge zu sehr an die Matten der Schweiz erinnerten, von dessen höchsten Aussichtspunkten man an hellen Tagen zur Alpenkette hinüberblicken konnte, wurde beiden Schliebens zur Qual. Es trieb sie fort; die dunkeln Tannen, dieser grüne, tiefe Wald wurde ihnen zu eintönig. Sollten sie es nicht einmal mit einem Seebad versuchen? Das Meer war alle Tage neu; und die Saison dazu war auch da. Schon wehte der Wind über Stoppelfelder, als sie in die Ebene hinabfuhren.

Sie wählten ein belgisches Seebad, eines, in dem man Toilette macht und ein ganz internationales Publikum täglich etwas Neues zu sehen bietet. Sie empfanden es beide: Viel zu lange waren sie, ganz auf sich angewiesen, in stillen Gebirgseinsamkeiten gewesen!

An den ersten Tagen machte ihnen das bunte Treiben Spaß, aber dann waren sie, zwischen die sich in letzter Zeit etwas wie eine trennende Wand hatte schieben wollen, beide plötzlich ganz eins: Hier dieses Auf und Ab von Männern, die Gecken glichen, dieses Toilettemachen von Frauen, die, wenn sie der Demimonde nicht angehörten, dieselbe doch mit Erfolg kopierten, war nichts für sie. Nur fort!

Schlieben machte den Vorschlag, jetzt endgültig die Reise aufzugeben und schon etwas früher als beabsichtigt nach Berlin zurückzukehren, aber davon wollte Käte denn doch nichts wissen. In ihr war eine geheime Angst vor Berlin — ach, wieder in die alten Verhältnisse zurückkehren?! Sie hatte sich bis jetzt gar nicht gefragt, was sie eigentlich von dieser langen Reisezeit erhofft hatte; aber sie hatte etwas erhofft, ja, ja! Was —?!

Ach, nun würde sie wieder so viel allein sein und nichts, nichts war da, was sie ganz erfüllte!

Nein, sie war noch nicht imstande, nach Berlin zurückzukehren! Sie sagte ihrem Manne, daß sie sich noch erholungsbedürftig fühle. Gewiß war sie bleichsüchtig, blutarm; sie hätte längst Schwalbach, Franzensbad, irgendein Stahlbad besuchen sollen — wer weiß, da wäre manches anders!

Er war nicht ungeduldig — wenigstens zeigte er es ihr nicht —, denn ein tiefes Mitleid mit ihr begann in ihm zu wachsen. Natürlich sollte sie in ein Stahlbad, man hätte das längst versuchen sollen, versuchen müssen!

Der belgische Arzt schickte sie nach dem berühmten Spaa.

Hoffnungsvoll kamen sie dort an. Bei ihr war die Hoffnung ganz echt. „Du sollst sehen," sagte sie heiterer zu ihrem Mann, „hier wird mir's gut tun. Ich habe so ein unbestimmtes Gefühl — nein, eigentlich das ganz bestimmte Gefühl, daß uns hier etwas Gutes widerfährt!"

Auch er hoffte; er zwang sich dazu, zu hoffen, ihr zuliebe. O, und es wäre ja schon genug, der Erfüllung genug, wenn die Eigenart der Landschaft ihr so viel Interesse abgewänne, daß sie die gänzlich vernachlässigte Malerei wieder aufnähme! Wie froh würde er schon darüber sein! Wenn sich der frühere Eifer zur Kunst bei ihr wieder einstellte, so war das tausendmal heilbringender als die stärkste Eisenquelle Spaas.

Die Heide blühte, all die weiten Flächen des Hochlands waren rot, in Purpur versank die

purpurne Sonne. Und es kam, wie er gehofft hatte; das heißt, an zu malen fing sie nicht, aber sie unternahm mit ihm Touren in die Ardennen und Eifel, zu Fuß und zu Wagen, und hatte Freude daran. Das Venn hatte es ihr angetan. Sie stand in ihrem lichten Kleid wie ein kleiner heller Punkt in dem ungeheuern Ernst der Landschaft, schirmte die Augen mit der Hand gegen die hier so unbehinderte, durch keinen Baum, keinen Berg gehemmte Sonnenaussicht und sog in tiefen Atemzügen die herbe, gläserne, noch von keinem Rauch menschlicher Wohnungen, kaum von Menschenodem durchhauchte Luft ein. Um sie blühte das Venn wie ein gleichfarbner Teppich, tief, ruhig, dem Auge ein wohltuendes Labsal, nur vereinzelt dazwischen ein Fleckchen blauen Enzians und die leicht schaukelnde weiße Flocke des Wollgrases.

„O wie schön!" Das sagte sie mit tiefster Empfindung. Die Melancholie der Landschaft schmeichelte ihrer Stimmung. Da war kein bunter Ton, der sie störte, kein Durcheinander von Farben. Selbst die Sonne, die hier schöner untergeht als anderswo, so tief errötend, daß der ganze Himmel mit errötet, daß der schlängelnde, in Moospolster gebettete Vennbach, jede Lache, jede wassergefüllte Torfgrube rotgolden widerstrahlen und das traurige Venn einen Mantel trägt voll leuchtender Herrlichkeit, selbst diese Sonne brachte keinen grell-heiteren Schein. Groß, würdevoll, eine ernste Siegerin nach ernstem Kampfe, zeigte sie ihr gewaltiges Riesenrund.

Mit großen tränenden Augen sah Käte in diese wunderbare Sonne, bis das letzte Strählchen, das letzte rosige Aederchen im Wolkengrau versiegt war: so ging die sterben — der Himmel war tot —, aber am Morgen stand die doch wieder da, eine ewig-unvergängliche, nie besiegte Hoffnung! Sollte, durfte da das Menschenherz nicht auch wieder schlagen, neu belebt, immer in Hoffnung?!

Nebel huschten übers Moor — verschleierte, unbeschreibbare, ungewisse Erscheinungen —, und ein Raunen war in dem Wind, ein Lispeln ging durch Kraut und Wollgras, und es war Käte, als habe das Venn ihr was zu sagen. Was sagte es?! Ah, es war nicht umsonst, daß sie hier gehalten wurde, sich festgehalten fühlte wie mit starker und doch gütiger Hand!

Die Frau ging, gleichsam suchend, mit rascherem, elastischerem Schritt.

Schlieben war glücklich über das Gefallen, das seine Käte an der Gegend fand. Er konnte derselben freilich keinen so besonderen Geschmack abgewinnen — war es nicht reichlich öde, monoton und unfruchtbar hier? Aber gewiß, Stimmung, sehr viel Stimmung hatte diese Landschaft — nun, und wenn Käte sich nur darin behagte, war sie ihm lieber, als wäre sie ein Paradies.

Sie fuhren mehrmals hinauf bis zur Baraque Michel, jenem einsamen Wirtshaus auf der Grenze von Belgien und Preußen, in dem die Grenzjäger ihren Wacholderschnaps trinken, wenn sie auf etwaige Schmuggler fahnden, und wo die Torfarbeiter ihre nebelfeuchten Kittel und durchnäßten Stiefel am stets brennenden Herdfeuer trocknen.

So viel Kreuze im Venn, so viel Verunglückte! Mit heimlichem Grausen hörte Käte die Erzählungen der Leute — o, das Venn, dieses Venn, konnte das so furchtbar sein?! Und sie fragte immer wieder von neuem. War's möglich, der Mann aus Xhoffraix, der nach Torfstreu gefahren war, war hier versunken, mit Karren und Pferd, hier so dicht am Weg, und man hatte nie, nie wieder etwas von ihm zu Gesicht bekommen?! Und dort das Kreuz, so verwittert und schwarz, wie kam das mitten ins Moor?! Warum hatte sich nur der Handwerksbursche, der auf der Poststraße von Malmedy nach Eupen wandern gewollt, so weit ab verlaufen? War es denn Nacht gewesen oder ein Schneetreiben, daß er nicht hatte um sich sehen können, oder Kälte, grimmige Kälte, bei der ein Müder erfriert? Nichts von alledem; nur Nebel, plötzlicher Nebel, der so verwirrt, daß man nicht mehr geradaus weiß, noch rückwärts, weder links noch rechts, jegliche Richtung verliert, von der Straße abkommt und im Kreise umherrennt wie ein sinnlos verängstigtes armes Tier! So, und all die Nebel, die im Venn steigen, wenn's Tageslicht auslischt, sind Seelen von Unbestatteten, die in zerfallenen Gewändern allnächtlich ruhelos ihren durch keinen Segensspruch, durch kein Weihwasser geweihten Grüften entsteigen?!

Das war ein Märchen. Aber war's nicht überhaupt hier wie im Märchen, so ganz anders als irgendwo sonst in der Welt, eigentlich häßlich und doch nicht häßlich, eigentlich nicht schön und doch so über alle Maßen schön?! Und sie selbst, war sie hier nicht eine ganz andre, ging sie nicht erwartungsvoll, selig-verträumt, wie eine, die etwas Wunderbares erleben soll?!

Es war in der sechsten Woche des Aufenthalts in Spaa. Die Nächte waren schon winterkalt, die Tage aber noch sonnig. Es war immerhin eine weite Fahrt hinauf zur Baraque, auch für die kräftigen Ardennengäule, aber Mann und Frau waren heute doch wieder oben. Hieß es nun bald scheiden?! Ach ja — mit Wehmut mußte sich's Käte eingestehen —, es war sehr herbstlich, das Heidekraut verblüht, die Lüfte rauh, das in der Nacht schon gefroren gewesene Gras raschelte unter ihren Füßen. Man konnte winterliche Kleidung gebrauchen.

„Hu, wie kalt," sagte fröstelnd Schlieben und schlug sich den Kragen des Ueberziehers in die Höhe. Er wollte seiner Frau ein Tuch um den Hals schlingen, aber sie wehrte sich dagegen: „Nein, nein!" Eiligen Schrittes lief sie vor ihm her durchs raschelnde Kraut. „Sieh nur!"

Es war ein weiter Ausblick, der sich ihnen bot, hier von der höchsten Erhebung des Venn, die ein wackeliges Holztürmchen ziert. Die ganze große heidebewachsene Hochfläche lag vor ihnen, darauf ab und zu ein dunkelragendes Tannentrüppchen, nur auf der dem Sturm abgekehrten Seite einige breitende Aeste. Aengstlich geduckte Schonungen, kaum höher als das Kraut und nur durch die andre Farbe erkenntlich. Und hier und hier, und da und dort ein grauer Findlingsblock und ein zur Seite gewehtes Kreuz. Und eine Stille darüber im herbstlich bleichen Mittagslicht, als sei hier Gottesacker.

Als sie auf das Türmchen geklettert waren, sahen sie noch mehr. Sie sahen von der Hochfläche zu Tal: Rundum eine blaue Weite, blau vom Dunkel der Wälder und vom Duft des Herbstes, und im schönen Blau langgestreckte Dörfer, die weißen Häuser halb verborgen hinter hohen Schutzhecken. Und hier, nach Belgien hinab, zum Greifen nah und mit seinem grauen Dunst, der wie eine Wolke in der klaren, kristallhellen Herbstluft lagerte, das große Verviers, überragt von Kirchtürmen und Fabrikschornsteinen.

Käte seufzte auf und schauderte unwillkürlich zusammen: Ach, so nah schon die Alltäglichkeit? Rückte ihrer wunderbaren Märchenwelt das graue Leben schon näher und näher?!

Schlieben hüstelte, er fand es reichlich kühl hier oben. Sie stiegen vom Türmchen herunter, aber als er sie zur Baraque zurückführen wollte, widerstrebte sie: „Nein, noch nicht, noch nicht! Es läutet ja erst Mittag!"

Von der Kapelle Fischbach her, jenem schieferbekleideten uralten Kirchlein, in dessen Turm man früher die große rote Laterne hißte, um dem im wilden Meer der Nebel schwimmenden Wanderer den rettenden Port zu weisen, und unablässig die Glocke rührte, um, versagte das Auge, durchs Ohr den Irrenden zu retten, läutete es. Hell und durchdringend rief das Glöckchen in die Einsamkeit — der einzige Laut der großen Stille.

„Wie rührend ist dieser Klang!" Käte stand mit gefalteten Händen und sah schwimmenden Auges in die große Weite hinaus. Welch ein Zauber wohnte in diesem Venn?! Er umspann die Seele, wie das zähe Gestrüpp der Heide und die kriechenden Ranken des Schlangenmooses den Fuß umstrickten. Wenn sie daran dachte, daß sie nun bald von hier scheiden mußte, fortgehen aus dieser ungeheuern Stille, die ein Geheimnis zu bergen schien, ein Wunderbares hegte im tiefen Schoß, krampfte ihr Herz sich zusammen in plötzlicher Angst: Wie würde es nun mit ihr werden, was mit ihr geschehen?! Ihre suchende Seele stand wie ein Kind verlangend auf der Schwelle des Märchenlandes — sollte ihr denn keine Gabe werden?!

„Was war das?!" Mit einem halblauten Ruf des Erschreckens griff sie plötzlich nach dem Arm ihres Mannes: „Hast du's nicht gehört?"

Sie war ganz blaß geworden; mit groß aufgerissenen Augen stand sie da, sich unwillkürlich auf den Zehen hebend und den Hals reckend.

„Nun wieder! Hörst du's?" Etwas wie das leise Wimmern eines Kindes war an ihr Ohr gedrungen.

Nein, er hatte nichts gehört. „Es werden wohl Menschen in der Nähe sein. Käte, wie du einen aber erschrecken kannst!" Ein wenig ärgerlich schüttelte er den Kopf. „Du weißt doch, jetzt sind alle Weiber und Kinder aus den Venndörfern draußen, um Preiselbeeren zu sammeln. Sonst haben sie ja nichts zu ernten. Sieh mal, jetzt sind die Beeren hochreif!" Er bückte sich und pflückte ein Stäudchen.

Wunderschön stand das Träubchen der tief korallenfarbenen Beeren gegen das glänzende Dunkelgrün der ovalen Blättchen. Aber auch Blüten waren noch am Stäudchen, kleine weiße, reine Blüten.

„Wie Myrte, genau wie Myrtenblüte," sagte sie und nahm ihm das Stäudchen aus der Hand. „Und die Blättchen sind auch gerade wie Myrtengrün!" Den Stengel zwischen den Fingern drehend, sah sie sinnend darauf nieder: „Die Myrte des Venn!" Und die kleine Blume entzückt an ihren Mund hebend, küßte sie sie.

„Weißt du noch — damals — an unserm Hochzeitsabend, weißt du noch? Du hast die Myrte aus meinem Kranz geküßt, und ich habe sie auch geküßt, und dann küßten wir uns. Damals — damals — o wie glücklich waren wir!" Sie sagte es sehr weich, wie verloren in einer süßen Erinnerung.

Er lächelte, und wie sie sich näher zu ihm neigte, unverwandt den verträumten Blick auf das grüne Stäudchen geheftet, zog er sie an sich und legte den Arm um sie. „Und sind wir heute nicht — nicht" — er wollte sagen ‚nicht ebenso glücklich', aber er sagte nur: „nicht auch glücklich?"

Sie antwortete nicht, sie verharrte stumm. Aber dann, mit einer jähen Bewegung das glänzende Grün von sich schleudernd, wendete sie sich ab und lief fort von ihm, blindlings fort, weglos ins Venn hinein.

„Käte, was ist dir denn?!" Erschrocken hastete er hinter ihr her; sie lief so rasch, daß er sie nicht gleich einholen konnte. „Käte, du wirst noch hinfallen! Aber so warte doch! Käte, was hast du?!"

Keine Antwort. Aber an den zuckenden Bewegungen ihrer Schultern sah er, daß sie heftig weinte. Ach, was war das nun wieder?! Bekümmert starrte er vor sich hin, als er hinter ihr drein rannte übers öde Venn. Sollte es denn nie besser mit ihr werden? Da sank einem

ja wahrhaftig jeglicher Lebensmut! Es war auch eine Torheit gewesen, sie hierher zu bringen, geradezu eine Verrücktheit! Hier war ja keine Heiterkeit zu finden; eine Trostlosigkeit lauerte in dieser unbegrenzten Weite, eine schreckhafte Härte in dieser herb duftenden Luft, eine unerträgliche Schwermut in dieser großen Stille!

Schlieben hörte nur das eigne erregte Atmen. Immer rascher lief er, eine heftige Angst um seine Frau erfaßte ihn plötzlich. Jetzt hatte er sie beinahe erreicht, schon streckte er die Hand aus, sie am flatternden Kleid zu haschen, da drehte sie sich jählings um, warf sich ihm an die Brust und schluchzte: „Ach, hier ist beides: Blüte und Frucht! Aber unsre Myrte ist abgeblüht und hat nicht Frucht getragen — nicht Frucht —, wir armen Leute!"

Also das — das war's wieder?! Verwünscht! Er, der sonst so Gemäßigte, stampfte heftig mit dem Fuß auf; Zorn, Scham und ein gewisses Schmerzgefühl jagten ihm das Blut zu Kopfe. Da stand er nun in einer Oedenei, hielt seine zum Erbarmen weinende Frau in den Armen und kam sich selber höchst kläglich vor.

„Sei nicht böse, sei nicht böse," bat sie und drückte sich fester an ihn. „Siehst du, hier hatte ich gehofft — ach, so bestimmt gehofft — gewartet — ich weiß selbst nicht recht auf was, aber immer gewartet — und heute — eben ist mir's klar geworden: es war doch alles, alles umsonst! Laß mich weinen!"

Und sie weinte wie jemand, dem alle Hoffnung gestorben ist.

Was sollte er ihr sagen? Wie sie trösten?! Er wagte kein Wort, strich ihr nur sacht übers heiße Gesicht und fühlte, wie auch ihn ein Gefühl beschlich, das Gefühl, das er nicht immer die Kraft hatte beiseite zu schieben.

So standen sie lange stumm, bis er, sich zusammennehmend, in einem Ton, der gleichgültig-ruhig zu klingen bemüht war, sagte: „Wir müssen zurückgehen, wir sind ja hier ganz in die Wildnis geraten. Komm, nimm meinen Arm! Du bist übermüdet, und wenn wir — — —"

„Still!" unterbrach sie ihn und ließ hastig seinen Arm fahren. „Wieder wie vorhin! Es klagt was!"

Nun hörte er's auch. Sie horchten beide: war das ein Tier? Oder die Stimme eines Kindes, eines ganz kleinen Kindes?!

„O Gott!" Weiter sagte Käte nichts, aber sie machte, kurz entschlossen, eine Wendung nach rechts und lief eilig, ohne acht zu haben, daß sie mehrmals stolperte im schier undurchdringlichen Beerengestrüpp, zu einer kleinen Bodensenkung hinunter.

Ihr feines Ohr hatte sie recht geführt. Da lag das Kind an der Erde. Es hatte keine Kissen, keine Decke, war recht erbärmlich eingebündelt in einen alten zerschlissenen Frauenrock. Sein Köpfchen, das dunkel behaart war, lag im bereiften Kraut; mit den großen klaren Augen guckte es starr in die Helle, die zwischen Himmel und Venn flimmerte.

Da war kein Schleier, keine schützende Hülle, auch keine Mutter — nur das Venn.

Sie hatten sich doch getäuscht, es weinte nicht, grahlte nur so vor sich hin, wie stillzufriedene Kinder zu tun pflegen. Seine kleinen Händchen, die nicht mit eingebündelt waren, hatten um sich gefaßt, einige der roten Beeren gegriffen und zerquetscht. Dann waren die Fäustchen zum hungrigen Mündchen gewandert; die Säuglingslippen waren betropft mit Beerensaft.

„So allein?!" Käte war in die Knie gesunken, ihre Hände umfaßten zitternd das Bündel. „Um Gottes willen, das arme Kind! O wie reizend es ist! Sieh nur, Paul! Wie kommt es hierher? Es wird erfrieren! Verhungern! Ruf mal, Paul! Das arme Würmchen! Wenn jetzt die Mutter käme, der würde ich es aber gehörig sagen — es ist schändlich, das hilflose Wesen so liegen zu lassen! Rufe — laut — lauter!"

Er rief, er schrie: „He, holla! Ist denn niemand da?!"

Keine Stimme antwortete, kein Mensch kam. So still lag das Venn, als sei es eine ausgestorbene, längst vergessene Welt.

„Es kommt niemand," flüsterte Käte ganz leise, und es war Angst und zugleich zitterndes Frohlocken in ihrer Stimme. „Die Mutter kümmert sich nicht — wer weiß, wo die hin ist?! Ob sie kommt?" Spähend sah sie umher, reckte den Kopf nach allen Seiten, um ihn dann mit einem Seufzer der Befriedigung wieder auf das Kind herabzuneigen.

Was gehörte dazu für ein unverzeihlicher Leichtsinn, nein, welche unsagbare Roheit, solch ein Würmchen hier preiszugeben! Wenn sie nun ein paar Stunden, nur eine Stunde später gekommen wären?! Da konnte es bereits von einer Schlange gebissen, am Ende gar von einem Wolf zerrissen worden sein!

Nun mußte Schlieben doch lachen, obgleich ihn ein leises Mißvergnügen beschlichen hatte beim Anblick ihrer Exaltation. „Nein, mein Kind, Giftschlangen gibt es hier nicht und Wölfe auch nicht mehr, da kannst du dich beruhigen. Aber wenn die Nebel erst steigen, so hätten die genügt!"

„O —!" Schaudernd preßte Käte den Findling an sich. Sie kauerte jetzt auf den Hacken und hielt das Kind im Schoß. Ihr Zeigefinger kitzelte schäkernd unter dem kleinen Kinn; sie streichelte die rosigen Bäckchen, das flaumige Köpfchen, erschöpfte sich in Liebkosungen und Schmeichelnamen, aber unverwandt sah das Kind mit den großen dunkeln und doch so hellen Augen in die flimmernde Helle. Es lächelte nicht, es weinte aber auch nicht, es schenkte den Fremden gar keine Beachtung.

„Glaubst du, daß man's mit Absicht hier ausgesetzt hat?" fragte Käte plötzlich und machte die Augen weit auf. Eine heiße Blutwelle schoß ihr zu Kopf. „O dann — dann" — sie tat einen zitternden Atemzug und preßte das Kind an sich, als möchte sie es nie wieder lassen.

„Die Sache wird sich schon irgendwie aufklären," sagte Schlieben ablenkend, „die Mutter wird schon kommen!"

„Siehst du sie — siehst du sie?" forschte sie fast ängstlich.

„Nein."

„Nein!" Sie wiederholte es erleichtert und lächelte dann. Ihr Auge und ihr Ohr gehörte nun ganz dem hilflosen Wesen. „Wo ist das liebe Kindchen — ei, wo ist es denn?! Lach doch mal! Sieh mich doch mal an mit deinen großen Guckaugen! O du liebes Geschöpf, o du süßes Kind!" Sie tändelte mit ihm und preßte Küsse auf seine Händchen, ohne es zu achten, daß diese schmutzig waren.

„Was machen wir nun?!" sagte der Mann betreten.

„Wir können es nicht hier liegen lassen. Selbstverständlich nehmen wir's mit!" Die zarte Frau hatte plötzlich etwas sehr Energisches. „Glaubst du, ich werde so ein Kind im Stiche lassen?!" Ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten.

Mit einer gewissen Scheu sah Schlieben seine Frau an: wie schön war sie in diesem Augenblick! Schön, gesund, glücklich. So hatte er sie lange nicht gesehen. Nicht mehr, seit er sie als selige Braut in die Arme geschlossen hatte. Ihre Brust hob und senkte sich rasch unter bebenden Atemzügen, und an dieser Brust lag das Kind, und zu Füßen blühte die Myrte des Venn.

Eine seltsame Bewegung überkam ihn; aber er wendete sich ab: was ging sie das fremde Kind an?! Und doch gestand er zögernd zu: „Freilich, hier lassen können wir's nicht! Weißt du was? Wir wollen es bis zur Baraque mitnehmen. Gib her, ich will es tragen!"

Aber sie wollte es selber tragen, sie ließ sich nur von ihm auf die Füße helfen. „So — so — komm, mein liebes Kind!" Behutsam hob sie den Fuß zum ersten Schritt — da bannte ein Ruf sie an die Stelle.

„Heela!"

Eine rauhe Stimme hatte es gerufen. Und nun kam ein Weib auf sie zu; die Gestalt im flatternden Rock hob sich groß und scharf ab von dem sie umflutenden lichten Aether.

Woher kam die so plötzlich? Dort, hinter dem Erdwall her, den man bei der Torfgrube ausgeworfen hatte! Sie war wohl auf allen vieren gekrochen und hatte Beeren gepflückt; ein fast gefüllter Eimer hing ihr am Arm, und in der Rechten trug sie das hölzerne Maß und den großen, knöchernen Pferdekamm, mit dem die Beeren abgestreift werden.

Das war die Mutter! Ein tiefer Schreck befiel Käte, sie wurde blaß.

Auch Schlieben war betroffen, aber dann atmete er erleichtert auf: so war's entschieden die beste Lösung! Natürlich, man hätte es ja gleich denken können, wie sollte das Kind so ganz allein ins öde Venn kommen?! Die Mutter hatte Beeren gesucht und es derweilen hier niedergelegt!

Die Frau schien ihnen übrigens gar nicht Dank zu wissen, daß sie sich während ihrer Abwesenheit des Kindes so freundlich angenommen hatten, mit einer ziemlich unsanften Bewegung nahmen die starkknochigen Arme das Kind der Dame ab. Mißtrauisch musterte der Blick des Weibes die Fremden.

„Ist es Ihr Kind?" fragte Schlieben. Es hätte der Frage nicht bedurft: das waren ja ganz dieselben dunkeln Augen, nur daß sie bei dem Kinde glanzvoller waren, noch nicht vom Staube des Lebens getrübt, wie bei der Mutter.

Die Frau gab keine Antwort. Erst als Schlieben nochmals fragte: „Sind Sie die Mutter?" und zugleich in die Tasche griff, fand sie es der Mühe wert, kurz zu nicken:

„Jan ist mein!" Ihr Gesicht blieb finster, ganz ohne Regung von Stolz oder Freude.

Mit einem gewissen empörten Staunen sah's Käte: wie gleichgültig das Weib war! Hielt die da nicht das Kind, als wäre es ihr eine recht überflüssige Last?! Ein Neid kam sie an, ein quälender Neid, und zugleich ein heftiger Unwille: die da verdiente wahrhaftig das Kind nicht! Aus dem Arm hätte sie ihr's reißen mögen. Wie roh das Gesicht war, wie grob die Züge, wie hart der Ausdruck! Die konnte einem ja ordentlich Angst machen mit ihrem finsteren Blick. Nur jetzt — jetzt leuchtete etwas darin auf: aha, sie sah das Geldstück, das Paul aus seiner Börse genommen hatte!

Pfui, wie gierig jetzt der Blick wurde!

Die Beerensucherin streckte die Hand aus — da war ein großes blankes Silberstück — und als es ihr nun gereicht war, als sie's hielt, atmete sie tief auf; ihre braunen Finger schlossen sich fest darum.

„Merci!" Ein Lächeln huschte flüchtig über das unfreundliche Gesicht, dessen Mundwinkel verdrossen hingen; die Stumpfheit des Ausdrucks belebte sich für Augenblicke. Und dann — das unförmlich eingebündelte Kind auf einem Arm, am andern den schweren Eimer — schickte sie sich an davonzutrotten.

Jetzt sah man erst, wie armselig der Rock war, er hatte Flicken in allen Farben und Größen. In den verfilzten Zöpfen der Beerensucherin, die sie unbedeckt trug, hafteten dürre Heide und Tannennadeln; sie ging in alten schwergenagelten Männerschuhen. Man wußte nicht, war sie schon bejahrt oder noch jung; der starke Leib, die schlaffen Brüste entstellten sie, aber daß ihr Gesicht einmal nicht

unschön gewesen sein mußte, das sah man noch. Das Kleine glich ihr.

„Ein hübsches Kind haben Sie," sagte Schlieben; seiner Frau zuliebe fing er noch einmal die Unterhaltung mit der Unzugänglichen an. „Wie alt ist der Knabe?"

Sie schüttelte den Kopf und sah teilnahmlos am Frager vorbei. Mit der war wirklich nichts anzufangen, die war ja entsetzlich stupide! Schon wollte Schlieben sie endgültig gehen lassen, aber Käte drängte sich an seinen Arm und raunte ihm zu: „Frage sie, wo sie wohnt! Wo sie wohnt — hörst du?!"

„He, wo wohnen Sie denn, gute Frau?"

Das Weib schüttelte wieder stumm den Kopf.

„Ich meine, wo sind Sie her? Aus welchem Dorf?"

„Ich nicht verstehn," sagte es kurz. Aber dann, zugänglicher werdend — vielleicht daß es noch ein zweites Almosen erhoffte — hub es in weinerlich klagendem Ton an: „Ich bin arm, sehr arm — hab' ich noch viele Kinder zu Haus — so — so!" Und es zeigte mit der Hand vier, fünf verschiedene Abstände vom Boden. „Ah, und kein Brot!" Den schwarzsträhnigen Kopf schüttelnd, sah es noch verdrossener aus wie zuvor.

„Sie sind wohl Wallonin?" fragte Schlieben.

„Oui — Longfaye — là!" Und sie hob den Arm und zeigte in eine Richtung, in der man nichts sah als Himmel und Venn.

Longfaye war ein sehr armes Venndorf, hatte nur wenige Häuser — Schlieben wußte das und wollte noch einmal in die Tasche greifen, aber er fühlte sich von Käte zurückgehalten: „Nein, der nicht — der da nicht —, du mußt es dem Gemeindevorsteher übergeben, für das Kind, für das arme Kind!"

Sie tuschelte sehr leise und aufgeregt schnell.

Das Weib konnte unmöglich etwas verstanden haben, aber der Blick der schwarzen Augen flog blitzschnell von dem Herrn zu der Dame und blieb voll Mißtrauen auf der feinen Städterin haften: wenn die ihr doch nichts geben wollte, was sollte sie sich dann noch länger ausfragen lassen, was wollte die von ihr?! Mit einem kaum merklichen Kopfnicken und einem knapp herausgestoßenen „Adieu" wandte sich die Wallonin ab. Gelassenen, aber weitausholenden Schritts entfernte sie sich übers Venn; rasch kam sie vorwärts, ihre Gestalt wurde kleiner und kleiner, die Mißfarbe ihres ärmlichen Rocks war bald nicht mehr kenntlich im farblosen Venn.

Die Sonne war verschwunden mit dem Kind. Plötzlich war alles grau.

Regungslos stand Käte und sah in die Richtung von Longfaye. Sie stand, bis ein Frösteln sie zusammenschauern ließ und hing sich dann schwer an den Arm ihres Mannes; als sei sie auf einmal müde geworden, so ging sie stumm mit schleppenden Füßen zur Baraque zurück. —

Nebel begann den hellen Mittag zu verschleiern. Feuchtkalte Luft, die empfindlicher näßt als Regen, machte die Kleider klamm. In dichten Schwärmen flogen die Stechfliegen der Sümpfe zu Tür und Fenstern der Baraque herein; drinnen brannte ein schwelendes Torffeuer, mit dürren Tannenreisern zu lodernderer Glut entfacht. Und sie klebten sich innen an Herdwand und Decke — nein, sie wollten noch nicht sterben! — der Herbst war da, Sonne und Wärme dem Venn entschwunden, jetzt tat man gut daran zu fliehen!

Aber draußen, ganz in der Oede, überm höchsten Punkt des Venn, kreiste ein einsamer Falke und stieß seinen durchdringenden, sieghaften Wildlingsschrei aus. Dem wilden Vogel war wohl hier im Sommer wie im Winter, der wollte nicht fort von hier.

III

Der Gemeindevorsteher des kleinen Venndorfs war einigermaßen verwundert und verlegen, als so feine Herrschaften bei ihm vorfuhren und ihn zu sprechen wünschten. Durch die Jauche seines Hofes, die ihm bis an die Knie spritzte, ging er ihnen entgegen. Er wußte nicht, wo er sie hineinführen sollte, denn drinnen waren die Ferkel und das Kälbchen, und die alte Sau wälzte sich vor der Tür.

So gingen sie mit ihm auf der stillen Dorfstraße, von der die wenigen Gehöfte noch abseits liegen, auf und ab, während der Wagen langsam in tief ausgefahrenen Gleisen hinter ihnen dreinholperte.

Käte war blaß, ihren Augen sah man's an, daß sie wenig Schlaf gefunden hatten. Jedoch sie lächelte, und eine erwartungsvoll-freudige Spannung war in ihren Zügen, sprach aus ihrem Schritt, der dem der andern immer ein wenig vorauf war.

Schliebens Gesicht war sehr ernst. War es nicht eine große Unbedachtsamkeit, eine grenzenlose Uebereilung, die er jetzt beging, seiner Frau zuliebe?! Wenn es nun nicht zum guten ausschlug —?!

Das war eine böse Nacht gewesen. Seltsam stumm und wie geistesabwesend hatte er gestern Käte von der Baraque nach Hause gebracht, sie hatte nichts gegessen, und, große Ermüdung vorgebend, sich früh zur Ruhe gelegt. Aber als er ein paar Stunden später sein Lager aufsuchte, fand er sie noch nicht eingeschlafen. Sie saß aufrecht im Bett, ihr schönes Haar, das sie zur Nacht in zwei Zöpfe flocht, hing ihr lang herunter und gab ihr so das Aussehen einer ganz jungen Frau. Aus schwimmenden Augen sah sie ihn seltsam verlangend an, und dann schlang sie beide Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf zu sich herunter.

Sie war so eigentümlich gewesen, so weich und doch so heftig, er hatte sie besorgt gefragt, ob ihr etwas fehle, aber sie hatte nur den Kopf geschüttelt und ihn in stummer Liebkosung fest umfaßt.

Er glaubte sie endlich eingeschlafen — sie

schlief auch, aber nur ganz kurze Zeit — dann war sie mit lautem Schrei wieder erwacht: sie hatte ja geträumt, so lebhaft geträumt — o, wenn er wüßte, was sie geträumt hatte! Geträumt — geträumt —! Sie seufzte und warf sich und lachte dann leise in sich hinein.

Er merkte wohl, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, was sie ihm gern sagen wollte und sich doch nicht recht getraute. Und so fragte er sie.

Da hatte sie es ihm denn gestanden, stockend, schüchtern und doch mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihn erschreckte: es war das Kind, an das sie immerfort dachte, immerfort denken mußte — ach, wenn sie das hätte! Das wollte sie haben, das mußte sie haben! Das Weib hatte ja noch so viele Kinder, und sie — sie hatte keins! Und sie würde doch so glücklich mit ihm sein, ja, unsäglich glücklich!

Im Dunkel der Nacht, durch kein Wort von ihm unterbrochen, durch keine Bewegung — er hatte ganz still gelegen, fast wie gelähmt von der Ueberraschung, die doch nicht ganz eine Ueberraschung mehr war —, hatte sie sich immer mehr gesteigert. Was war denn ihr ganzes Leben?! Eine immerwährende Sehnsucht! Alles, was er ihr an Liebe tat, konnte ihr doch das eine nicht ersetzen: ein Kind, ein Kind!

„Lieber guter Mann, schlag's mir nicht ab! Mach mich glücklich! So froh wird keine andre Mutter auf Erden sein — geliebter Mann, gib mir das Kind!" Ihre Tränen flossen, ihre Arme umklammerten ihn, ihre Küsse überschauerten sein Gesicht.

„Aber warum gerade dieses Kind?! Und so schnell entschlossen — das ist doch keine Kleinigkeit —, man muß sich das doch erst sehr reiflich überlegen!"

Er hatte Einwendungen gemacht, Ausflüchte, aber sie hatte für alles schlagfertige Antworten bereit: was war da noch lange zu überlegen? Man würde doch zu keinem andern Resultat kommen. Und wie er nur denken konnte, daß die Frau das Kind vielleicht nicht geben würde? Wenn sie's nicht liebte, gab sie's gern, und wenn sie es liebte, würde sie es erst recht gern geben und Gott danken, es so gut versorgt zu wissen.

„Aber der Vater, der Vater, wer weiß, ob der damit einverstanden ist?!"

„Ach, der Vater! Wenn die Mutter es hergibt, der Vater sicherlich! Ein Brotesser weniger ist bei so armen Leuten immer ein Glück. Das arme Kind, es wird vielleicht sterben aus Mangel an Pflege und Nahrung, während es bei uns so gut" — sie unterbrach sich — „ist es nicht wie eine Fügung, daß gerade wir ins Venn kommen, gerade wir es finden mußten?!"

Er fühlte, daß sie ihn beredete, und er sträubte sich innerlich dagegen: nein, wenn sie denn schon sich von ihrem Gefühl so fortreißen ließ — sie war eben eine Frau —, so mußte er doch, als Mann, den Verstand über das Gefühl setzen!

Und er hatte ihr alle Bedenken vorgestellt, wieder und wieder, und als Letztes ihr gesagt: „Du ahnst gar nicht, in welchen Zwiespalt du dich selber bringst! Wenn nun die Neigung, die du für das Kind zu empfinden glaubst, nicht stand hält?! Wenn es sich nicht dir sympathisch entwickelt?! Bedenke, es ist und bleibt immer das angenommene Kind!"

Aber da war sie fast zornig aufgefahren: „Wie kannst du so etwas sagen?! Glaubst du, ich bin so engherzig?! Eigen geboren oder angenommen, das ist ganz gleich, denn es wird mir ja angeboren durch die Erziehung. Ich werde es mir erziehen. Das Aus-demselben-Blute-sein macht's doch nicht! Bloß weil ich's geboren habe, darum sollte ich ein Kind lieben?! O nein! Ich liebe das Kind, weil — weil — nun, weil es so ganz auf mich angewiesen ist, weil es so klein ist, so unschuldig, weil es unendlich süß sein muß, wenn so ein hilfloses Geschöpfchen die Aermchen nach einem ausstreckt!" Und sie breitete die Arme aus und schloß sie dann an ihre Brust, als hielte sie so schon ein Kind am Herzen. „Du bist ein Mann, du verstehst das eben nicht. Aber du willst mich doch so gerne glücklich machen — mach mich jetzt glücklich! Lieber, geliebter Mann, du wirst ja so rasch vergessen, daß er nicht unser Eigengeborener ist, es bald gar nicht anders mehr wissen — ‚Vater, Mutter' wird er zu uns sagen, und wir werden Vater und Mutter sein!"

Wenn sie recht hätte?! Von einer seltsamen Empfindung durchrieselt, schwieg er. Und warum sollte sie nicht recht haben?! Ein Kind, das man vom ersten Lebensjahre an ganz auf *seine* Weise erzieht, das man vollständig auslöst aus den Umgebungen, in denen es geboren worden ist, das nicht anders weiß, als daß es seiner jetzigen Eltern Kind ist, das denken lernt mit ihrem Denken und fühlen mit ihrem Fühlen, das kann nichts Fremdes mehr haben! Das wird ein Teil des ureigensten Ichs, wird einem so lieb, so teuer, als hätte man's selber gezeugt!

Vor des Mannes Herzen stiegen Bilder auf, die zu sehen er schon Verzicht zu leisten geglaubt hatte. Er sah sein lächelndes Weib, auf dessen Schoß ein lächelndes Kind; er sah sich selber lächeln und fühlte einen nie gekannten Stolz bei dem kindlich-zärtlichen Lallen: „Va—ter!" Ja, Käte hatte schon recht, alles, was man sonst Glück nennt, ist nichts gegen dieses Glück. Nur ein Vater, eine Mutter wissen, was Freude ist!

Er küßte seine Käte, und dieser Kuß war schon halbe Zustimmung, das fühlte sie.

„Laß uns morgen hinfahren, morgen, gleich früh!" bat sie, unterdrückten Jubel im Ton.

Er bemühte sich, gelassen zu bleiben: nein, erst mußte man die Sache, nach eigner reiflicher

Ueberlegung, in Berlin mit dem Anwalt und auch sonstigen Vertrauensleuten besprechen!

Aber darüber geriet sie außer sich; halb schmollte sie, halb lachte sie ihn aus: war denn dies hier eine Geschäftssache? Was ging den Anwalt und andre Leute ihre tiefste, persönlichste Herzenssache an?! Niemand war darum zu befragen, niemand sollte sich da hineinmischen, kein Mensch durfte ahnen, woher das Kindchen kam, von wem es abstammte! Sie, sie beide waren seine Eltern, sie kamen für es auf, sie waren sein Anfang und Bürgen für seine Zukunft — ihr Werk, ganz ihr Werk war dieses Kind!

„Morgen holen wir es, gleich morgen! Je eher es aus dem Schmutz und der Verkommenheit herauskommt, desto besser, nicht wahr, Paul?!" Sie ließ ihn gar nicht mehr zu Worte kommen, sie überschüttete ihn in sprudelnder Lebendigkeit mit Plänen und Vorschlägen; und ihr Ueberschwang schwemmte seine Bedenken mit fort.

Man kann auch zu bedenklich sein, zu übertrieben vorsichtig und sich so jede Lebensfreude verbittern, das sagte er sich. Was taten sie denn Außergewöhnliches? Sie hoben nur etwas auf, was ihnen vor die Füße gelegt worden war, gehorchten einfach einem Wink des Schicksals. Und da waren wirklich auch gar keine Schwierigkeiten. Wenn sie's selber nicht verrieten, würde niemand die Herkunft des Kindes erfahren, und hier wiederum würde nicht groß Nachfrage nach dessen Verbleib sein. Es war ein namen-, ein heimatloses Etwas, was sie an sich nahmen und aus dem sie machten, was sie daraus machen wollten. Später, wenn man das Alter dazu hatte, adoptierte man den Kleinen in aller Form und legte so auch in Akten fest, was man im Herzen längst getan hatte. Jetzt galt es nur noch, den Gemeindevorsteher von Longfaye aufzusuchen und mit seiner gefälligen Unterstützung die Abtretung bei den Eltern perfekt zu machen!

Als Schlieben zu diesem Entschluß gekommen war, plagte ihn gleiche Unruhe wie seine Frau. Diese stöhnte: wenn es doch erst Morgen wäre! Wenn ihr nun jemand zuvorkäme, das Kind nicht mehr da wäre morgen?! Rastlos warf sie sich hin und her in Ungeduld und Bangigkeit. Aber auch Schlieben wälzte sich schlaflos von einer Seite zur andern: ob das Kind auch gesund war?! Einen Augenblick überlegte er besorgt, ob es nicht geraten sei, den Badearzt von Spaa ins Vertrauen zu ziehen — der konnte mitfahren nach Longfaye und den Kleinen vorerst untersuchen — aber dann verwarf er diesen Gedanken wieder: das Kind sah ja so kräftig aus! Er rief sich die derben Fäustchen zurück, den klaren Blick der blauen Augen. Auf nacktem Boden, bei Kälte und Wind, ohne Schutz hatte es gelegen — es mußte eine Kernnatur haben. Darüber konnte man ruhig sein. —

Es war noch sehr früh am Morgen gewesen, als das Ehepaar sich aufgerafft hatte — müde, wie zerschlagen an allen Gliedern, aber von einer Art fröhlichen Entschlossenheit getrieben.

Käte lief im Hotelzimmer hin und her, so geschäftig, so freudig erregt wie jemand, der einen lieben Gast erwartet. Sie war so sicher, daß sie das Kind gleich mitherbringen würden. Jedenfalls wollte sie anfangen, die Koffer zu packen, denn wenn man das Kind erst hatte, dann nur nach Hause, so schnell als möglich nach Hause! „Das Hotel ist nichts für solch einen kleinen Liebling. Der muß sein Kinderzimmer haben, recht einen freundlichen Raum mit geblümten Gardinen — nur dunkle nebenbei zum Vorziehen, um das Licht beim Schlafen zu dämpfen —, sonst alles hell, leicht, lustig. Und eine Babykommode muß darin stehen mit den vielen Fläschchen und Näpfchen, sein Badewännchen, sein Bettchen mit den weißen Mullvorhängen, hinter denen man ihn liegen sehen kann mit roten Bäckchen, die Fäustchen am Kopf und fest schlummern!"

Sie war so jugendlich, so liebenswürdig in ihrer erwartungsvollen Freude, daß sie ihren Mann entzückte. Schien nicht der Sonnenschein, auf den er so lange vergeblich geharrt hatte, jetzt kommen zu wollen?! Er ging schon dem Kinde vorher, fiel heiter verklärend auf dessen Weg. —

Die Eheleute waren beide bewegt, als sie gen Longfaye fuhren. Einen bequemen Landauer mit schließbarem Verdeck hatten sie genommen statt des leichten Zweisitzers, in dem sie sonst ihre Touren zu machen pflegten. Es konnte auf dem Rückweg zu kalt für den Kleinen werden. Decken und Mäntel und Tücher waren eingepackt, eine ganze Auswahl.

Schlieben hatte sich mit seinen Papieren versehen; man würde wohl kaum einen Ausweis von ihm verlangen, aber der Sicherheit halber, um einer etwa dadurch entstehenden Verzögerung vorzubeugen, steckte er sie ein. Man hatte ihm den Gemeindevorsteher von Longfaye als einen ganz verständigen Mann genannt, so würde sich denn alles glatt abwickeln.

Wie die Ebereschen zu Seiten der Straße unter der herbstlichen Last roter Beeren ihre Kronen senkten, so senkten sich auch die Häupter der beiden Menschen unter einer Flut von hoffnungsvollen Gedanken. Rasch flogen die Bäumchen am rollenden Wagen vorbei, ebenso rasch alle Etappen des Lebens am bewegten Gemüt. Fünfzehn Ehejahre — lange Jahre, wenn man wartet — wartet erst mit Zuversicht, dann mit Geduld, dann mit Zaghaftigkeit, dann mit Sehnsucht, mit einer Sehnsucht, die von Jahr zu Jahr heimlicher wird und in der Heimlichkeit immer brennender! Nun war die Erfüllung nah, freilich anders, als liebende Gatten sie sich ausmalen, aber doch eine Erfüllung.

Unabweislich kam der Frau das alte Bibelwort in den Sinn: „Und als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn" — o, dieses Kind aus der Fremde, aus dem Unbekannten, aus dem Lande, das nicht Acker noch Früchte hat und nicht gesegnet ist mit reichen Ernten, dieses Kind war eine Gabe des Himmels, ein Geschenk seiner Güte! Sie beugte ihr Haupt wie gesegnet, des Dankes voll.

Und der Mann drückte leise die Hand seiner Frau, und sie erwiderte den Druck. Hand in Hand blieben sie sitzen. Sein Blick suchte den ihren, und sie errötete. Jetzt liebte sie ihn wieder wie im ersten Jahr ihrer jungen Ehe — nein, jetzt liebte sie ihn noch um vieles mehr, denn jetzt, jetzt schenkte er ihr das Glück ihres Lebens: das Kind!

Selig schweifte ihr Blick übers arme Vennland, das braun und öde schien und doch ein Märchenland war voll der herrlichsten Wunder.

„Hab' ich's nicht gewußt?!" murmelte sie triumphierend und doch zusammenschauernd in einer fast abergläubischen Regung. „Ich hab's gefühlt — hier — hier!"

Sie konnte es kaum erwarten, bis sie das Venndorf erreichten. Ach, wie lag das abseits aller Welt, ganz vergessen! Und so arm! Aber die Armut schreckte sie nicht und die aus der Armut entspringende Unsauberkeit auch nicht — sie nahm ihn ja jetzt mit fort von hier, brachte ihn in Kultur und Wohlleben, und daß er einmal auf nacktem Boden gelegen hatte statt in weichem Bettchen, das würde er nun und nimmer ahnen. Sie dachte an Moses: wie der gefunden worden war im Schilf des Nil, so hatte sie ihn gefunden im Gras des Venn — ob er ein großer Mann wurde wie der?!

Wünsche, Gebete, Hoffnungen, hundert Gefühle, die sie früher nicht gekannt hatte, bewegten ihr Herz. —

Schlieben hatte Mühe, sich dem Gemeindevorsteher verständlich zu machen. Nicht daß der Mann ein Wallone gewesen wäre, der schlecht Deutsch verstand — Niklas Rocherath aus dem Haus „Zur guten Hoffnung", das so genannt war, weil man's, als das einzig ansehnliche des Dorfes, weit vom Venn her erblicken konnte, war gut deutsch — aber er begriff den Herrn eben nicht.

Was wollte der denn mit dem Jan von der Lisa Piette? Annehmen an Kindes Statt?! Ganz verdutzt sah er drein, und dann war er beleidigt: nein, wenn er auch ein simpler Bauer war, zum Narren halten ließ er sich von dem Herrn aus der Stadt drum doch nicht!

Erst allmählich gelang es Schlieben, ihn von der Ernsthaftigkeit seiner Absicht zu überzeugen. Aber immer noch rieb der Alte bedenklich das stopplige Kinn und sah mißtrauisch auf die, die so hergeschneit kamen in seine Einsamkeit. Erst als Käte, von der langen Auseinandersetzung ermüdet und gequält, ihn ungeduldig beim Arm ergriff und ihm, fast gereizt und mit Heftigkeit, ins Gesicht schrie: „So begreifen Sie doch! Wir haben kein Kind, wir wollen aber ein Kind! Begreifen Sie's nun?!" — da begriff er.

Kein Kind — o weh! Kein Kind — da weiß man ja gar nicht, für was man lebt! Nun nickte er verständnisvoll; und mitleidig auf die Frau blickend, die so reich war, so fein angetan und doch keine Kinder hatte, zeigte er sich viel zugänglicher. Also der Jan von der Lisa Piette hatte ihnen so gut gefallen, daß sie sich den mitnehmen wollten bis nach Berlin? Was der Jung' für ein Glück hatte! Die Lisa würde es gar nicht glauben wollen. Zu gönnen war der's freilich, so arm wie die, war keiner hier, die wußte manchen Tag nicht, wie sie sich und ihre fünf satt machen sollte. Früher, als ihr Mann noch lebte —

Was, der Mann lebte nicht mehr, sie war Witwe?! Wie von einem Alp befreit aufatmend, unterbrach Schlieben den Gemeindevorsteher. Er hatte, wenn er auch nicht darüber gesprochen, vor dem Vater beständig eine geheime Furcht gehabt: wenn der nun ein Schnapstrinker war oder sonst ein Tunichtgut?! Aber jetzt fiel ihm eine Last von der Seele — der war ja tot, der konnte nicht mehr schaden! Oder war er am Ende an einer Krankheit gestorben, an einem zehrenden Leiden, das sich auf Kinder und Kindeskinder vererbt?! Schlieben hatte sagen hören, daß die Nebel des Venn und seine plötzlichen Temperaturwechsel leicht der Lunge und dem Hals verderblich werden — dazu schwere Arbeit und schlechte Ernährung —, der junge Mann war doch nicht etwa gar an der Schwindsucht gestorben?! Aengstlich forschte er.

Aber Niklas Rocherath lachte: nein, von einer Krankheit hatte der Michel Piette zeitlebens nichts gewußt und war auch an keiner gestorben. Zu Verviers hatte er gearbeitet, in der Maschinenfabrik, schwarz berußt und nackt bis zum Gürtel, und Kälte und Hitze waren ihm ganz einerlei gewesen. Und alle Samstag war er herübergekommen von Verviers und war den Sonntag bei seiner Familie geblieben. Und es war Samstag vor Peter und Paul, jetzt etwas über ein Jahr her, da hatte der Michel von dem, was er in Ueberstunden verdient hatte, seiner Frau eine Speckseite gekauft und ein oder zwei Pfund Kaffee, denn —

„Ihr müßt wissen, Hähr, dat is hier viel zu teuer für uns un über der Jrenz so viel billiger," sagte der alte Mann bekümmert, hob dann langsam die Faust und drohte hinüber zum Venn, das ruhig und weltfern dalag. „Da hatten sie ihn aber bald ausjespürt. Von der Baraque an waren sie als hinter ihm drein — die verdammten

Cammise!*) Ihrer drei, vier. Nu müßt Ihr wissen, dat de Michel laufen konnt' wie nur einer. Wenn de seinen Packen hinger 'ne Busch jeschmissen hätt' und hätt' sich am Laufen jehalten, dem hätten sie nie jekriegt. Aber ne, dat wollt hä nit, da hätt' hä sich doch für sich selber jeschämt! Um sich nu nich zu verraten, wohin hä eijentlich jing, rannt' hä statt nach rechts nach links ab durch 't Wallonische Venn, un längs der Hill, durch den Clesay, durch den Neckel, so immer die Kreuz un die Quer, un kam nu so janz aus der Jejend eraus, wo er Bescheid wußt' wie in seiner Tasch'. Ober dem Pannensterz waren sie ihm dicht auf den Hacken. Un sie waren hinter ihm am schreien: ,Steh!'

„Seht Ihr, Hähr, wär' hä nu in die Jroße Haard jelaufen un hätt' sich da im Dickicht verborjen, so hätten sie ihn ohne Hund' nie jefunden. Aber nu war hä verwirrt un rannt' aus der Schonung eraus, blank über't Venn.

„,Halt!' — ,Steh!' — und zum drittenmal: ,Halt!' Aber er sprung wie 'ne Hirsch. Da drückt' einer los un — Jesus Christus erbarme dich, jetzt und in der Stunde unsers Todes!" — der Gemeindevorsteher schlug andächtig ein Kreuz und wischte sich dann mit dem Handrücken unter der schnüffelnden Nase her — „de Schuß fuhr durch die Speckseit in den Buckel, hinten erein, vorn eraus. Da schlug der Piette den Kuckeleboom.**) En Schand' war et: um en Speckseit', e so 'ne staatse Kerl!

„Er hat noch en Stund' und wat länger jelebt. Er sagt noch, dat hä de Piette aus Longfaye wär' und dat sie sein Frau holen sollten.

„Ich war den Tag jrad am Heckenscheren, da kam einer jerannt. Un ich macht' mich auf mit der Lisa, die war damals im sechsten Monat met 'm Jan. Aber als wir hinkamen, war 't schon zu spät.

„Se hatten ihn liejen, nich weit vom jroßen Kreuz. Se hatten ihn tragen wollen bis Roitzhof in en Haus, aber hä saat: ,Laßt mich — hier will ich himmelen!' Un hatte in die Sonn' jekuckt.

„Hähr, die stand am Himmel so jroß und rot de Tag — so jroß —, wie sie einst wird stehen am Tage des Jerichts! Hähr, hä war janz in Schweiß un Blut — Stunden hatten sie ihn jehetzt —, aber an der Sonn' hatt' hä noch sein Freud'!

„Hähr, de Kerl, der ihn jeschossen hatt', de war aber janz draus, de hielt ihn im Schoß und war am Weinen. Hähr, ne" — der Gemeindevorsteher schüttelte sich und man merkte seiner Gebärde den Abscheu an —, „ich möcht' kein Jrenzjäger sein!"

Die Stimme des alten Mannes war tiefer und rauher geworden — es war das Zeichen seiner Anteilnahme —, nun bekam sie wieder ihren früheren gleichmütigen Klang: „Wenn's beliebt, Madame, lassen mir jetzt jehen!"

„O das Kind, das arme Kind," flüsterte Käte erschüttert.

„Glauben Sie denn, daß die Witwe sich von diesem Jüngsten trennen wird?" fragte Schlieben, von einer plötzlichen Befürchtung erfaßt. Dieses nach dem Tode des Vaters geborene Kind sollte sie hergeben wollen — war es möglich?!

„O —!" Der Alte wiegte den Kopf und schmunzelte — „wenn Ihr wat Ordentliches dafür jebt! Sie hat ihrer ja noch jenug!"

Jetzt war Nikolas Rocherath wieder ganz Bauer; das war nicht derselbe Mann, der von der Sonne des Venn und dem Tode des Piette gesprochen hatte. Nun galt es so viel als möglich herauszuschlagen, einen Fremden, der noch dazu ein Städter war, ordentlich übers Ohr zu hauen!

„Hundert Taler wären nicht zu dreist jefordert," sagte er und blinzelte dabei von der Seite nach dem ernsten Gesicht des Herrn. — Mußte der ein Geld haben, der verzog ja nicht eine Miene!

Vom Viehhandel her war der alte Bauer seit Lebzeiten das Feilschen gewöhnt, nun blickte er, von scheuer Bewunderung für solch einen Reichtum erfüllt, auf den Fremden. Bereitwillig führte er nach der Hütte der Piette.

IV

Die Hütte der Piette lag, wie alle Häuser des Dorfes, ganz für sich allein hinter einer giebelhohen Hecke. Aber die Hecke, die da schützen sollte gegen die Stürme des Venn und das wilde Schneetreiben, war nicht mehr dicht; man sah's, hier fehlte die sorgende Männerhand. Die Hainbuchen waren regellos in die Höhe geschossen, abgestorbene Zweige, die der Vennwind peitschte, reckten sich wie klagende Finger in die Luft.

Hu, hier mußte es eisig kalt sein im Winter! Unwillkürlich zog Käte den weichen, seidengefütterten Tuchmantel fester um sich. Und doppelt dunkel mußte es hier sein in dunkeln Tagen! Die winzigen Fensterchen waren durch die Schutzhecke lichtlos gemacht, und tief hing das Dach über den Eingang. Ohne Stufen, gleich von der ebenen Erde ging's hinein.

Der Gemeindevorsteher rappelte am „Gadder", der einstmals grün gestrichenen, jetzt farblos gewordenen Haustür mit dem eisernen Klopfer. Der Klopfer dröhnte durchs Haus, aber die Tür gab dem Druck nicht nach. Ei, die Piette war wohl in den Beeren und die Kinder mit ihr, man hörte drinnen im verschlossenen Hüttenraum nur das hungrige Schreien des Jüngsten.

Das arme Kind — o, sie hatte es wieder allein gelassen! Käte zitterte vor Erregung, wie Hilferuf erklang ihr das Geschrei.

Gelassen setzte sich der Gemeindevorsteher auf den Hauklotz vor der Tür und zog seine Pfeife

*) Grenzjäger; **) Purzelbaum.

aus der Tasche des faltigen blauen Leinenkittels, den er, der Herrschaft zu Ehren, rasch über das Arbeitswams gezogen hatte. Jetzt hieß es warten!

Enttäuscht sah sich das Ehepaar an — warten —?! Käte hatte den Sitz ausgeschlagen, den ihr der Alte mit einer gewissen Galanterie auf dem Hauklotz angeboten; sie hatte keine Ruhe, rastlos schritt sie vor dem Fensterchen auf und ab und mühte sich vergebens, durch die blinde Scheibe hineinzuspähen.

Immer ungebärdiger schrie drinnen das Kind. Der alte Rocherath lachte: das war mal ein Brüllen, der Jan hatte 'ne tüchtige Lung'!

Käte konnte das Schreien nicht mehr mit anhören, es machte ihr körperliche und seelische Qual. Ach, wie es ihr in den Ohren gellte! Sie preßte die Hände dagegen. Und ihr Herz zitterte vor Mitleid und Empörung — wie konnte die Mutter so lange wegbleiben?!

Der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn; mit brennenden, ungeduldigen Augen starrte sie hinaus aufs Venn, auf den nackten, baumlosen, sich endlos hinschlängelnden Pfad. Da sah sie endlich Gestalten — endlich! — und doch blieb ihr auf einmal der Atem stehen, ihr Herz setzte den Schlag aus, um dann plötzlich, wie toll, ungestüm drauflos zu hämmern: da kam die Mutter!

Lisa Piette trug eine Reisigwelle auf dem Rücken, um ihre Schultern mit einem Strick festgeschnürt. Die Last war so schwer, daß sie das Weib ganz nach vor drückte und ihm den Kopf tief duckte. Drei Kinder, die kleinen Füße in plumpen Nagelschuhen, trappten vor ihr her, während sie ein viertes am Rock hängen hatte. Das hatte auch schon Preiselbeeren gesucht, seine Händchen waren rot gefärbt wie die Hände der größeren Geschwister, die Eimer, Maß und Kamm schleppten.

Hübsche Kinder, alle vier! Sie hatten dieselben dunkeln Augen wie der kleine Jan, mit denen starrten sie halb dreist, halb scheu die fremde Dame an, die ihnen zulächelte.

Die Piette erkannte die Herrschaften nicht, die ihr gestern auf dem Venn eine Gabe gereicht hatten — oder tat sie nur so?

Der Strick, der die Welle zusammenhielt, hatte ihr tief in Schultern und Brust eingeschnitten, jetzt löste sie ihn und schleuderte mit kraftvollem Ruck die Bürde ab; und jetzt griff sie nach der Axt, die neben dem Haublock lag, und begann, als sei niemand zugegen, mit mächtigen Hieben ein paar starke Aeste zu zerkleinern.

„Heela, Lisa," sagte der Gemeindevorsteher, „wenn du genug Holz gehauen hast, für die Grombieren zu kochen, paß ens op!"

Sie sah flüchtig von ihrer Arbeit zu ihm auf. Die Fremden waren beide — ohne Verabredung — ein wenig auf die Seite gegangen: mochte erst der Gemeindevorsteher es ihr einmal sagen! Es war doch nicht so einfach, wie sie sich's gedacht hatten — die war nicht leicht zugänglich!

Der Piette verschlossenes Gesicht veränderte keinen Zug; stumm, mit zusammengepreßten Lippen verrichtete sie ihre Arbeit weiter. Das Holz barst unter ihren kraftvollen Hieben, die Stücke flogen um sie herum. Ob sie überhaupt auf das hörte, was der Mann zu ihr sprach?!

Ja — die Beobachtenden wechselten einen raschen Blick —, jetzt antwortete sie auch! Lebhafter, als man es bei ihrer verdrossenen Art vermutet hätte.

Lisa Piette hob den Arm und wies nach ihrer Hütte, darinnen der Kleine noch immer unerhört schrie. Rauh klang ihre Rede, in einem schier barbarischen Dialekt, man verstand nichts davon, nur ab und zu ein französisches Wort. Auch der Gemeindevorsteher sprach Wallonisch. Sie wurden beide lebhaft, erhoben ihre Stimmen und redeten laut gegeneinander an; fast klang es wie Zank.

Sie schienen nicht einig zu werden. Käte lauschte in verhaltener Angst. Würde sie es geben? Würde er's von ihr loskommen?!

Heimlich zupfte sie ihren Mann: „Biete mehr, gib ihr doch mehr, hundert Taler sind viel zu wenig!" Und dem Bauern da mußte er auch etwas versprechen für seine Bemühung; hundert, zweihundert, dreihundert, hundert mal hundert waren nicht zu viel! Ach, wie das arme Kindchen schrie! Es litt sie fast nicht mehr so tatenlos vor der Schwelle.

Die Geschwister des kleinen Jan, ein schönes Mädchen mit wirren Haaren und drei jüngere Knaben, standen, den Finger im Mund, die schmutzigen Näschen ungewischt, und rührten sich nicht vom Fleck.

Da fuhr die Mutter sie an: „Heela", und sie stoben davon, eins fast über das andre purzelnd. Aus der kleinen Höhlung unter der Schwelle scharrten sie den Schlüssel vor, und die Größte stieß ihn ins rostige Schloß und drehte ihn, auf den Zehen stehend, mit aller Kraft ihrer beiden Händchen um.

Die Piette wandte sich nun gegen die Fremden; ihre hagere braune Rechte machte eine einladende Bewegung: „Entrez!"

Sie traten ein. Innen war's so niedrig, daß Schlieben den Kopf bücken mußte, um ihn nicht wider die Balkendecke zu stoßen, und so dunkel, daß sie geraume Zeit brauchten, bis sie nur irgend etwas unterscheiden konnten. Aermlicher konnte es nirgendwo sein — alles in allem ein einziger Raum. Der Herd war von rohen Steinen kunstlos gemauert, darüber hing vom geschwärzten Balken an eiserner Kette der Kessel herab; offen stieg der Qualm der langsam schwelenden Torfglut hinauf in den rußigen Rauchfang. Ein paar irdene Teller im Schüsselbrett, buntblumig,

aber rissig, ein paar verbeulte Zinngefäße, ein Melkeimer, ein hölzerner Bottich, eine lange Bank hinterm Tisch, auf dem Tisch ein halber Laib Brot und ein Messer, wenige Kleider an Nägeln, in die Wand halb hineingebaut das Ehebett, darin jetzt wohl die Witwe mit den Kindern schlief, und davor die plumpe Holzwiege des kleinen Jan — das war alles.

Wirklich alles?! Von einem Frösteln im dämmerkalten, kellerdumpfen Raum geschüttelt, sah sich Käte um. O wie trostlos arm! Da war kein Schmuck, keine Zier! Doch, dort ein schreiend buntes Marienbildchen, ein roher Farbendruck auf dünnem Papier, ein Weihwasserkesselchen aus weißem Porzellan darunter und dort, auf der andern Seite der Wand, dicht beim Fenster, so daß das wenige Licht darauf fiel, ein Soldatenbild. Unter Glas und Rahmen, in drei Abteilungen, dreimal derselbe Infanterist. Links: das Gewehr geschultert, auf Posten vorm schwarzweißen Schilderhaus — rechts: marschbereit, Tornister und Kochgeschirr aufgeschnallt, Brotbeutel und Feldflasche an der Seite, Gewehr bei Fuß — in der Mitte: in Parademontur als Gefreiter, die Hand grüßend an den Helm gelegt.

Ah, das sollte wohl der Mann sein, der Michel Piette als Soldat?! Einen scheuen Blick warf Käte auf das Bild — der da, der war ja erschossen worden beim Schmuggeln auf dem Venn! Wie schrecklich! Sie hörte wieder den Alten erzählen, sah den blutenden Mann im Heidekraut liegen, und das Grausen des Abenteuerlichen rüttelte sie. Ihr Blick glitt wieder und wieder hin zu dem Bild, dem üblichen Soldatenbild, das in seiner stereotypen Nichtigkeit so gar nichts sagte, und von da zu der Wiege des kleinen Jan: ob der viel vom Vater hatte?!

Schlieben hatte gewartet, daß seine Frau das Wort nehmen sollte — sie würde ja am besten wissen, wie mit der Mutter zu reden sei —, aber sie schwieg. Und der Gemeindevorsteher sagte auch nichts; nun er die Verhandlung eingeleitet hatte, hielt er es für höflich, dem Herrn das Wort zu lassen. Und die Piette sprach auch nicht. Sie scheuchte nur mit einer stummen Gebärde die Kinder, die sich mit Gier über das harte Brot auf dem Tisch hermachen wollten. Dann stand sie still bei der Wiege; ihre Rechte, die noch das Beil vom Holzspalten hielt, hing schlaff herunter am armseligen Rock. Finster war ihr Gesicht, unnahbar, und doch spiegelte sich ein Kampf darin.

Schlieben räusperte sich. Er hätte es lieber gehabt, wenn ein andrer die Sache für ihn erledigt hätte, aber da dieser andre nicht da war, der Gemeindevorsteher ihn nur erwartungsvoll anblickte, so sah er sich gezwungen, zu sprechen. Mit einer Freundlichkeit, die wie Herablassung erscheinen mochte und doch nur Verlegenheit war, sagte er: „Frau Piette, der Gemeindevorsteher wird Ihnen gesagt haben, was uns zu Ihnen führt — verstehen Sie mich, gute Frau?"

Sie nickte.

„Wir haben die Absicht, Ihr jüngstes Kind an" — er stockte, sie hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie verneinen — „an Kindes Statt anzunehmen, adopter — Sie verstehen?"

Sie antwortete nicht, aber er fuhr fort, so rasch, als habe sie „ja" gesagt: „Wir werden es halten, als wenn es unser eigengeborenes wäre, es wird es so gut haben, wie Sie es ihm natürlich nicht geben können, und wie —"

„O, und wir werden es so liebhaben!" fiel Käte ihm ins Wort.

Das schwarze Weib drehte langsam den Kopf nach der Seite, wo die blonde Frau stand. Es war ein seltsamer Blick, der die Fremde maß, die jetzt näher zur Wiege herangekommen war. War's ein prüfender Blick, ein abwehrender, ein freundlicher oder unfreundlicher?!

Käte sah mit verlangenden Augen nach dem Kinde. Das weinte jetzt nicht mehr, es lächelte jetzt sogar, und jetzt — jetzt reckte es die Aermchen. O, es war schon so klug, es sah sie an, merkte bereits, daß sie ihm gut war! Es versuchte sich aufzurichten — ah, es wollte zu ihr, zu ihr!

Das Rot der Freude schoß ihr zu Kopf, schon streckte sie die Hände aus, das Kleine aufzunehmen, da schob sich wie eine Wand die Mutter vor die Wiege.

„Ni — ni," sagte die Wallonin hart. Abwehrend hob sie die freie Linke. Und dann machte sie das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn des Kindes und dann auch auf seine Brust.

Aber warum denn nicht, warum wollte sie es denn nun auf einmal nicht hergeben?! Käte zitterte vor Schreck. Flehend suchte ihr Blick den ihres Mannes: hilf du mir! Ich muß, ich muß das Kind haben!

Und Schlieben sagte jetzt, was er schon vorhin hatte sagen wollen, als seine Frau ihm ins Wort gefallen war: „Wir stellen die Zukunft Ihres Kindes sicher. Wissen Sie, was das heißt, gute Frau? Es wird nie Sorge ums tägliche Brot haben — nie hungern müssen! Nie arbeiten müssen, um sein Leben zu fristen — nur arbeiten aus Freude an der Arbeit! Verstehen Sie?!"

Arbeiten — nur aus Freude an der Arbeit?! Verständnislos schüttelte sie den Kopf. Aber dann fiel ihr ein: nie hungern! — und ein Licht glomm in ihrem stumpfen Blick auf. Nie hungern — ei, das verstand sie wohl, und doch schüttelte sie wieder verneinend den Kopf: „Ni — ni!"

Sie zeigte auf sich und die andern Kinder und dann mit einer umfassenden Bewegung hinaus aufs große Venn: „Wir hungern alle. Alons — schad't nix!" Die Achseln zuckend mit dem Gleichmut der Gewöhnung, schien es sogar, als



Abendmahlsfeier

Nach dem Gemälde von **Ferdinand Brütt** (Cronberg)

ob sie lächeln wollte; die Mundwinkel ihres verdrossenen Mundes hoben sich ein wenig, ihre sonst herbgeschlossenen Lippen ließen die kräftigen, gesunden Zähne sehen.

Der Gemeindevorsteher mischte sich jetzt ein: „Lisa, wahrhaftiges Jotts, dat is doch kein Pläsier, zu hungere! Sackerment, daß du so jeckelig bist! Die Herrschaften sin reich, sehr reich, un sie haben 'ne Narre am Jan jefressen, — wit, jib hän ihnen, du hast ja noch 'r vier!"

„Noch 'r vier!" Sie nickte nachdenklich, aber dann warf sie den Kopf in den Nacken, und ein Blick — jetzt war er deutlich, es flackerte darin etwas wie Haß — schoß zu der andern hinüber, die da stand so reich, so fein, mit Ringen an den Fingern, und nach der ihr Jan guckte. „Ni — ni!" Sie sagte es noch einmal und noch abweisender und noch hartnäckiger denn zuvor.

Aber der Gemeindevorsteher war zäh, er kannte hier die Art. „Du wirst dich bedenken," sprach er überredend. „Un wenn ich dir sage, daß sie dir reichlich jeben werden — nich wahr?" wandte er sich fragend zu Schlieben. „Habt Ihr nich jesagt, dat et Euch nich ankömmt auf 'n Stück Jeld bei so 'ner armen Witwe?!"

„Nein, gewiß nicht," versicherte Schlieben. Und Käte war wieder voreilig: „Es kommt uns gar nicht darauf an — von Herzen gern, was sie verlangt —, ach, das liebe Kind!"

„Ich will nicht," murrte die Piette.

„Du willst nicht?! Ae wat!" Der alte Bauer lachte sie fast aus. „Du bist ja wie mein Maiblum, wenn die nich stehn will und mit dem Hinterbein jegen der Melkeimer haut! Stoß die Leut doch nich vor der Kopp! Wat haste dann, wann se nu fortjehn un sind des satt?! Jar nix! Dann haste der fünf, die ‚Brot' schreien, und der Winter is für der Tür! Willste wieder so ne Winter zubringen wie der vorigte? Ist dir der Jan da nich bald befrore? Die vier andern sind schon jrößer, die bringste besser durch. Un du könnt'st dir en Kuh kaufen — denk ens, en Kuh! — un du könnt'st dir en besser Dach auf et Haus setzen lassen, wat de Regen und de Schnee nich durchläßt, un könnt'st auch Jrumbieren jenug han. En jut Jeschäft, wat du machst, Lisa!"

Käte wollte noch etwas hinzufügen — ach, was wollte sie der Frau nicht alles Gutes tun, wenn die ihr nur das Kind überließ! — aber ein Räuspern des Alten und ein heimliches Zublinzeln seiner Augen mahnten sie, stille zu sein. „Was will er mir geben?" fragte jetzt plötzlich die Piette.

Sie hatte lange unschlüssig gestanden, den Kopf gesenkt, und es war ganz still um sie gewesen. Die Fremden hatten sich nicht gerührt, der Gemeindevorsteher nicht, kein Wind pfiff im Rauchfang, kein Feuer knisterte; auf allem lastete stumme Erwartung. Nun hob sie den Kopf, und ihr düsterer Blick glitt wie musternd durch die armselige Stube, hin zu dem kargen Brot auf dem Tisch und dann zu den hungrigen vier. Das fünfte sah sie nicht mehr an. Sie war erblaßt, das tiefe Sonnenbraun ihres Gesichtes war ganz fahlgrau geworden.

„Was er dir jeben will?! — Nu, was wollt Ihr jeben?" ermunterte der Bauer. „Ich kalkulier', Ihr werd't einsehen, dat zweihundert noch zu wenig sind! Die Piette hängt sehr an dem Jan, et is nich leicht, wenn se 'n herjeben tut!" Er blinzelte von der Seite beobachtend nach Schlieben und rief, wie man auf einer Auktion zu rufen pflegt: „Zweihundert, zweihundertfünfzig, dreihundert! Wahrhaftijes Jott's, nich zu viel! Der Jan is 'ne prächtige Jung' — seht ens, die Fäust'! — 'ne stramme Kerl! Nich wahr, Madame" — er sah das Verlangen in Kätes Augen — „dreihundert Taler sin e so viel wie nichts für den?"

Käte hatte Tränen in den Augen und war sehr blaß. Die Luft in der Hütte beengte sie, sie fühlte einen unendlichen Widerwillen. Nur fort, rasch fort von hier — aber nicht ohne das Kind! „Vierhundert — fünfhundert" stieß sie hervor, und ihr Blick suchte flehend ihren Mann, wie: mach ein Ende, rasch!

„Fünfhundert, gern!" Schlieben zog seine Brieftasche hervor.

Der Bauer reckte den Hals, um besser sehen zu können, seine Blicke wurden ganz starr: das hatte er noch nicht erlebt, daß einer so bereitwillig zahlte! Auch die Kinder starrten mit großen Augen.

Die Piette hatte einen flüchtigen Blick auf die Scheine geworfen, die der Herr neben das Brot auf den Tisch breitete; aber das begehrliche Licht, das in ihren Augen aufgeblitzt war, erlosch jäh wieder. „Ni — ni," sagte sie mürrisch.

„Biet ihr noch wat mehr — mehr!" raunte der Alte.

Und Schlieben legte noch ein paar Scheine zu den übrigen auf den Tisch; seine Finger bebten leicht dabei, die ganze Sache war ihm so unsäglich widerlich. Er dachte gar nicht daran, zu feilschen; was sie haben wollte, sollte sie haben, nur ein Ende gemacht!

Bei so viel Großmütigkeit hielt sich Nikolaus Rocherath nicht mehr — so viel bar Geld auf dem Tisch, und das Weibsbild konnte sich noch bedenken?! Er sprang auf sie zu und rüttelte sie an den Schultern: „Biste jeck? Sechshundert Taler bar auf den Tisch un du nimmste se nich?! Wer hierzuland kann sagen, daß hä sechshundert Taler bar hat?! Das is 'n Stück Jeld, das is en Jeld!" Sein abgemergeltes Gesicht, das von Jahren der Arbeit, von einem Leben in Wind und Wetter unendlich hager geworden war,

so scharf umrissen, wie aus hartem Holz geschnitten, vibrierte in jeder Faser. Es zuckte ihm in den Fingern: wie konnte sich da nur ein Mensch noch bedenken?!

Polternd entfiel das Holzbeil, das sie bis dahin noch immer festgehalten hatte, der Hand der Piette. Ohne den Kopf zu heben, ohne nach dem Tisch hinzusehen und ohne nach der Wiege, sagte sie laut — aber es war kein Klang in der Stimme —: „Eh bien, Jan gehört Euch!“

Und sie wendete sich ab, ging schweren Trittes zum Herd und störte den schwelenden Torf auf.

Welch eine Gleichgültigkeit! Wahrhaftig, dieses Weib war nicht wert, eine Mutter zu sein! In Frau Kätens sanften Augen begann es zu funkeln. Auch Schlieben war empört: nein, hier brauchte man sich kein Gewissen daraus zu machen, das Kind fortzunehmen! Der Ekel stieg ihm in die Kehle.

Die Piette tat, als ginge sie nun alles nichts mehr an. Sie hantierte am Herd, während der Gemeindevorsteher, wiederholt die Daumen beleckend, die Scheine zählte — jeden derselben von beiden Seiten besehend — und sie dann sorgfältig in das Kuvert steckte, das ihm der Herr überließ.

„Da, Lisa, haste se, leg se im Jebetbuch!“

Mit einer heftigen Bewegung riß die Piette sie ihm aus der Hand und, ihren Oberrock hochhebend, versenkte sie sie in die Tasche eines armseligen zerlumpten Unterrocks. —

Nun war noch das Letzte zu erledigen. Wenn auch Schlieben hier sicher war, daß niemand mehr nach dem Kinde fragen würde, die Formalitäten mußten doch erledigt werden. Seinen Bleistift von der Uhrkette losnestelnd — denn wo sollte hier Tinte herkommen? — setzte er auf einem Blatt des Notizbuchs den Abtretungsschein der Mutter auf. Der Gemeindevorsteher als Zeuge unterschrieb; nun setzte die Piette noch ihre drei Kreuze darunter — sie hatte einmal schreiben gelernt, es aber längst wieder verlernt.

„So!“ Mit einem Seufzer der Erleichterung erhob sich Schlieben von der harten Bank, auf die er sich während des Schreibens gesetzt hatte. Gott sei Dank, nun war alles erledigt, nun brauchte ihm der Gemeindevorsteher nur noch Geburtsattest und Taufschein zu besorgen und zuzustellen. „Hier — dies ist meine Adresse! Und hier — dies für etwaige Auslagen!“ Er drückte dem Alten verstohlen ein paar Goldstücke in die Hand, und dieser schmunzelte, als er sie in seiner Hand fühlte.

Wie war's, nun konnten sie ja wohl gleich den Knaben mitnehmen?

In Käte, die bis dahin regungslos dagestanden hatte, mit weit geöffneten Augen die Mutter anstarrend, als könne sie nicht begreifen, was sie sah, kam jetzt Leben. Natürlich würden sie das Kind gleich mitnehmen, nicht eine Stunde länger ließ sie's mehr hier! Und sie nahm es hastig aus der Wiege, preßte es kosend in ihre Arme und hüllte es in ihren warmen, weiten Mantel mit ein — es war ja nun ihr Kind, ihr so schwer erkämpftes, tausend Gefahren entrissenes, innig geliebtes, süßes kleines Kind!

Die Geschwister des kleinen Jan standen stumm dabei mit großen Augen. Hatten sie's verstanden, daß ihr Bruder nun ging, auf immer ging? Nein, sie hatten es wohl nicht verstanden, sonst würden sie doch zeigen, wie leid es ihnen tat. Ihre großen Blicke galten nur dem Brot dort auf dem Tisch.

Schlieben fühlte lebhaftes Mitleid mit den Kleinen — die blieben nun hier in ihrem Elend, ihrem Hunger, ihrer Verkommenheit! Er steckte jedem der vier eine Gabe ins Händchen; keins der vier dankte, aber die kleinen Finger schlossen sich fest um das Geldgeschenk.

Auch die Piette dankte nicht. Als die fremde Frau ihren Jan aus der Wiege genommen — sie hatte das gesehen, ohne hinzublicken —, war sie zusammengezuckt. Jetzt aber stand sie regungslos bei der leeren Wiege, auf der Stelle, wo vorhin das Beil polternd ihrer Rechten entfallen war, und sah stumm zu, wie Jan in den weichen Mantel gehüllt ward. Sie hatte ihm nichts mitzugeben.

Schlieben hatte, trotz aller Gleichgültigkeit der Mutter, zu guter Letzt doch noch eine Szene befürchtet: es konnte ja nicht sein, daß sie so fühllos blieb, wenn man ihr Jüngstes davontrug!

Aber die Piette blieb ruhig. Unbeweglich stand sie, die Linke auf die Stelle ihres Rockes gedrückt, wo sie die Tasche fühlte. Da war all das Geld.

Schlieben fühlte sich heftig erregt: strafte das hier nicht alle Traditionen von Mutterliebe Lügen?! Und doch — die war ja so verkommen in der großen Armut, halb vertiert im harten Kampf ums tägliche Brot, daß selbst die Empfindung für ihr Eigengeborenes darin untergegangen war! O, welch andre Mutter würde Käte nun dem Kinde sein! Und zärtlich besorgt schob er seine Frau, die den Kleinen auf dem Arme trug, dem Ausgang zu.

Nur fort, hier war nicht gut sein!

Sie eilten. Aber auf der Schwelle wendete Käte noch einmal den Kopf. Einen Blick mußte sie der doch noch schenken, der, die da hinten blieb, so starr und stumm. Wenn die ihr auch unbegreiflich war, ein Blick des Mitgefühls gehörte ihr doch noch!

Da — — — ein kurzer Schrei, aber laut, durchdringend, furchtbar in seiner markerschütternden Knappheit. Ein einziger, aus Qual und Haß herausgepreßter unartikulierter Schrei.

Die Piette hatte sich gebückt. Ihre Hand

hatte das Holzbeil aufgerafft. Sie holte aus zum Wurf. Blitzend flog die scharfe Schneide dicht am Kopf der enteilenden Frau vorüber — um Haaresbreite nur das Ziel verfehlend — und blieb krachend im Türpfosten haften.

V

Wie auf der Flucht, so waren Schlieben und seine Frau mit dem Kinde enteilt. Sie hatten es in den Wagen gepackt — schnell, schnell! —, der Kutscher hatte auf die Pferde gepeitscht, die Räder sich knirschend gedreht. Wie ein böser Traum, den man gern vergißt, blieb das Venndorf, versunken, in ihrem Rücken. Sie sahen nicht mehr nach ihm zurück.

Ein ödes Grau lag überm Venn. Die Sonne, die noch am Morgen geschienen hatte, war so ganz verschwunden, als hätte sich hier nie ein Strählchen von ihr gezeigt. Der plötzliche Vennnebel war da und bezog alles. Wo vordem noch eine Aussicht gewesen war, ein Auslug ins Weite, war jetzt eine versperrende Mauer. Eine Mauer, nicht von Stein und nicht von Lehm, und doch um vieles fester. Sie riß nicht, sie barst nicht, sie wankte nicht, sie wich nicht dem Hammerschlag der kraftvollsten Faust. Mächtig und undurchdringlich baute sie sich aus den Sümpfen und ragte vom Moorland bis hinauf zu den Wolken — oder hatten sich die Wolken hinab zur Erde gesenkt?

Himmel und Venn, beides eins. Nicht als Grau, ein zähes, feuchtes, kaltes, fließendes und doch festes, unergründbares, geheimnisvolles, schauriges Grau. Ein Grau, aus dem der, der sich im Moor verirrt, nimmermehr herausfindet. Der Nebel ist zu zäh; er hat Arme, die packen, die so dicht umfangen, daß man nicht mehr vorwärts sehen kann, nicht rückwärts, nicht nach links, nicht nach rechts, daß der Ruf erstickt, der sich aus angstgepreßter Kehle entringen will, und das Auge blind wird für jeden Weg, jede Fußspur.

Der Kutscher fluchte und hieb auf die Pferde ein. Von der Straße war nichts mehr zu sehen, aber auch gar nichts mehr, kein Graben zur Seite, keine Telegraphenstange, kein Ebereschenbäumchen. Wie zerflossen war die breite, mühselig angelegte Chaussee im Venngrau. Ein Glück, daß die Gäule noch nicht verwirrt waren. Die folgten ihrer Nase, warfen ihre langen Schweife, wieherten hell und trabten mutig drauflos ins Nebelmeer.

Schaudernd hüllte Käte sich und das Kindchen fester ein; nun brauchten sie alle vorsorglich mitgenommenen wärmenden Hüllen. Ihr Mann packte sie noch fester ein, und dann legte er, wie schützend, den Arm um sie. Eine böse Fahrt!

Sie hatten den Wagen schließen lassen, aber das kalte Grau drang doch zu ihnen herein; es zwängte sich durch alle Ritzen, durchs Glas der Fenster, füllte den Innenraum, daß die Gesichter wie bleiche Flecke schwammen im dunstigen Dämmer, und legte sich schwer, hemmend auf den Atem.

Käte hüstelte und dann zitterte sie. In ihrer Seele war jetzt nichts von Freude, sie fühlte nur Angst, Angst um den errungenen Besitz. Wenn die Mutter jetzt hinter ihnen drein käme — o, dieses schreckliche Weib mit der blitzenden Axt! In einem Grauen sondergleichen preßte sie die Augen zu — nur das nicht mehr sehen! Und doch riß sie sie wieder auf, fühlte Angstschweiß auf ihrer Stirn und das Beben ihres Herzens — weh, bis in ihre Träume würde sie dieses verfolgen! Bis zu ihrer letzten Stunde würde sie das nicht mehr loswerden — nie, nimmermehr —, das Weib mit der blitzenden Axt!

Dicht an ihrem Kopf war das Beil vorübergesaust — der Luftzug des Schwunges hatte ihr Schläfenhaar wehen gemacht —, aber es hatte ihr nichts getan, in den Pfosten war es gefahren und hatte den krachend gespalten. Und doch war ihr Leids geschehen. Wie in Entsetzen faßte sich Käte mit beiden Händen an die Schläfen: nie, nie wurde sie diese Angst wieder los!

In ihrer Seele war eine fast abergläubische Furcht, eine Furcht wie vor einem Gespenst, das da umgeht. Nur fort von hier! Nur nie mehr wieder hierher zurück! Nur jede Spur hinter sich verlöscht! Nie durfte jene, die so verrucht war, nach den Wohltätern ihres Kindes die Axt zu schleudern, erfahren, wohin die sich gewendet hatten! Berlin — so schade, daß sie die Adresse dem Gemeindevorsteher gegeben hatten, aber Berlin war ja so weit, dorthin würde das Vennweib niemals kommen!

Und das Venn selber —?! Huh! Sich schüttelnd vor Grausen sah Käte hinaus ins graue Nebelgewoge. Gott sei Dank, das Venn blieb ja hier, das würde bald ganz vergessen sein! Wie hatte sie nur dieses öde Land einmal schön finden können?! Sie begriff sich nicht. Was war denn Reizvolles an diesen unwirtlichen Flächen, auf denen nichts gedieh als hartes Gras und zähes Heidekraut?! Auf denen kein Korn seine Aehren wiegte, kein Singvogel sein kleines Lied pfiff, keine fröhlichen Menschen gesellig lebten, überhaupt keine Heiterkeit war, kein lauter Ton, nur Todesschweigen und Kreuze am Weg. Hier war's schrecklich!

Angstvoll, während ihr Auge vergebens nach einem Lichtblick suchte, stieß sie hervor: „Paul, laß uns heut noch abreisen! So schnell als möglich abreisen!"

Ihm war's recht. Auch ihm war nicht wohl zumute. Noch zitterte in seinem Herzen die Angst um seine Frau: wenn ihr ein Leids geschehen wäre?! Noch der nachträgliche Schrecken machte ihn erbleichen. Diese Bestie! Aber er konnte sich selber einen Vorwurf nicht ersparen: wer hatte

es ihn geheißen, sich mit solchem Volk einzulassen? Solcher Unkultur ist man nicht gewachsen!

Und ein Unwille gegen das Kindchen ergriff ihn, das da so friedlich im Arm seiner Frau schlummerte. Finster sah er in das kleine Gesicht: würde er das je, je lieben können? Würde nicht die Erinnerung an des Kindes Herkunft seiner Neigung stets ein Hemmschuh sein? Ja, er hatte sich übereilt. Wieviel besser hätte er daran getan, seiner Frau vernünftig ihren Wunsch auszureden, ihrer romantischen Idee, dieses Kind, gerade dieses Kind anzunehmen, energisch verneinend gegenüberzutreten!

Die Brauen zusammengezogen, die Stirn in Falten, schaute auch er hinaus zum Fenster, an dessen Glas sich das Grau klebte und in großen Tropfen niederrann.

Draußen heulte jetzt ein Wind; er hatte sich plötzlich aufgemacht. Und er heulte stärker, je mehr sie sich dem Scheitel des hohen Venn näherten, fauchte um den Wagen wie ein böser Hund und sprang den Pferden gegen die Brust. Die mußten sich wehren, ihren Trab verlangsamen. Nur mühsam schwankte der Wagen voran.

Nie, niemals durfte dies Kind erfahren, woher es stammte, denn sonst — in tiefen Gedanken starrte der neue Vater ins Venn, dessen Nebelwand jetzt für Augenblicke durch einen wütenden Windstoß auseinandergerissen ward — denn sonst — — — was sonst?! Er fuhr sich über die Stirn und atmete beklommen. Es beschlich ihn etwas wie eine Furcht, aber er machte sich selber nicht klar: wovor.

Den Blick zu seiner Frau wendend, sah er, daß sie ganz in Betrachtung des schlafenden Kindes versunken war, und eine Mißstimmung überkam ihn. Er zog ihre Rechte, die sie stützend unter des Kindes schwer hingesunkenen Kopf hielt, fort: „Laß doch, ermüde dich nicht so! Es wird auch schon so weiterschlafen!" Und als sie besorgt „St" machte, erschrocken, ob der kleine Schläfer auch nicht gestört sei, sagte er nachdrücklich: „Eins muß ich dir sagen, mein Herz, und dich dabei auch warnen: gib nicht gleich dein ganzes Herz — warte erst ab!"

„Wieso?" Verwundert sah sie ihn an, sie hörte einen Unterton aus seiner Stimme heraus: „Warum sagst du das so — so — nun so ärgerlich?!" Leise lachte sie auf in einem glücklichen Vergessen. „Weißt du, ja, es war abscheulich — unendlich peinvoll in dieser Umgebung — aber, Gott sei Dank, jetzt ist's ja überstanden! Eine Mutter vergißt ja so schnell all die Schmerzen, die sie bei der Geburt ihres Kindes gelitten hat — wie sollte ich das Widrige heut nicht auch vergessen?! Sieh nur!" — und sie streichelte, vorsichtig liebkosend, mit der Spitze ihres Fingers die warmrot geschlafene Wange des kleinen Jan — „wie unschuldig, wie lieblich! Ich freue mich so! Freu dich doch auch, Paul, du bist ja sonst so herzensgut! Komm, und nun laß uns mal überlegen, wie wir den Jungen eigentlich nennen wollen" — es war eine große Weichheit in ihrem Ton —, „unsern Jungen!"

Sie hörten nicht mehr den Wind, der zum Sturm geworden war. Sie hatten jetzt vieles zu überlegen. Jan — nein, das blieb auf keinen Fall! Und heute abend noch würde man von Spaa bis Köln fahren, denn dort erst konnte man es wagen, eine Wärterin zu engagieren; dort hatte ja kein Mensch mehr eine Ahnung vom Venn. Und in Köln würde man auch schleunigst die so notwendigen Kindersachen kaufen.

Wie sollte man sich nur behelfen bis dahin? Ganz besorgt sah Schlieben auf seine Frau — die hatte ja so gar keine Ahnung von kleinen Kindern! Aber sie lachte ihn aus und tat wichtig: wem der Himmel ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. Und hier der kleine Liebling war ja so brav, noch nicht gemuckt hatte er, seit sie fortgefahren waren, sondern immerfort geschlafen, als gäbe es keinen Hunger und keinen Durst, als gäbe es nur ihr Herz, an dem er sich wohlig fühlte.

Allmählich wurde es behaglicher im Wagen. Es war, als ströme der sanft ruhende Kinderkörper eine wohltuende Wärme aus. Hauch des Lebens stieg auf aus der sich kräftig hebenden, gleichmäßig atmenden kleinen Brust; Freude des Lebens glühte aus den rosiger und rosiger werdenden Wangen; Segen des Lebens tropfte von diesen winzigen, im Schlaf zu Fäustchen geballten Händen. Still vor sich hinsinnend, mit verhaltenem Atem, schaute die Frau in ihren Schoß, und der Mann, gerührt und seltsam bewegt, nahm des Kindes winzige Faust in seine große Hand und besah sie lächelnd: ja, nun waren sie Eltern! —

Draußen aber war das Grauen. So kann der Herbst nur stürmen im wilden Venn. Hier gibt es kein sanftwehmütiges Scheiden des Sommers, kein leises Sichheranstehlen des Winters, keinen mild vorbereitenden Uebergang; hier setzt das Unwetter ein mit Macht, aus Sonnenwärme schlägt's um in Eiseskälte. Der Sturm saust übers braune Hochland, daß sich das niedrige Kraut noch niedriger duckt und die kleinen Wacholderstöcke sich noch kleiner machen. Mit Pfiff und Geschrill, mit Gebell und Geheul jagt der Vennwind, stöbert in Sumpfloch und Torfgrube, peitscht die trüben Lachen, wirft sich ins angeschonte Tannendickicht mit Gewalt, daß das stöhnt und ächzt und knackend zusammenschauert, und rast dann weiter um verwitterte Kreuze.

Wie Orgelton braust es übers Moor — oder ist es das Rauschen schäumender Brandung? Und doch ist hier kein Wasser, das Ebbe und Flut hat und in weißen Wogen gegen den Strand wäscht; hier ist nur das Venn, aber es gleicht dem Meer

in seiner ewigen Weite. Und seine Lüfte sind stark wie Meereslüfte, und seiner Falken schriller Schrei ist wie Möwenschrei, und Natur spielt, hier wie dort, mit gewaltigem Griff auf der Orgel des Sturms das Lied von ihrer Allmacht.

Ueber den Scheitel des großen Venn kroch der kleine Wagen. Die Winde wollten ihn herunterblasen wie ein winziges Käferchen. Immer wütender stießen sie gegen das Gefährt, kläfften und heulten wie mit Wolfsgeheul, winselten um die Räder, schnauften um die Wände, stemmten sich vorn entgegen und zerrten hinten wie mit gierigen Zähnen: weg mit dem hier! Und weg auch mit denen, die im Wagen saßen! Diese Eindringlinge, diese Diebe führten etwas mit sich fort, was dem Venn gehörte, einzig und allein dem großen Venn!

Es war wie ein Kampf. Ob der Kutscher auch auf die Pferde hieb, die mutigen Gäule stutzten doch, blieben stehen und schnauften ängstlich. Der Mann mußte abspringen, sie eine Strecke führen, und noch immer zitterten sie.

Aus den Gruben stieg's auf und winkte mit wehenden Schleiergewändern und wollte halten mit feuchten Armen. Ein Greifen war's, ein Haschen, ein Langen, ein Reißen von Nebeln und ein sich tückisch wieder Zusammenballen, ein Chaos von wirbelnden, quirlenden, brauenden, grauenden Dünsten. Und klägliche Töne von Wesen, die man nicht sah.

Waren alle Grüfte lebendig geworden? Stiegen die herauf, die hier geschlafen hatten, von Pferdeschnauben und Peitschengeknall geweckt, unwillig ob ihrer verletzten Ruh'? Was waren das für Laute?!

Das stille Venn war lebendig geworden. In des Sturmes dumpfen Orgelbraus mischte sich Schrillen und Pfeifen, Gellen und Krächzen und Flügelschlagen und empörtes Schreien.

Durchs Nebelmeer schwamm eine Schar von Vögeln. Sie ruderten rechts, ruderten links, äugten unruhig nieder zum fremden Gefährt, standen Minuten bewegungslos über ihm, mit gespreizten Flügeln, zum Niederstoßen bereit, und stießen dann ihr Geschrei aus, ihr aufgeschrecktes, scharf-durchdringendes Wildlingsgeschrei. Heute hatte das nichts Sieghaftes an sich — es klang wie Klage.

Und das Venn weinte. Große Tropfen entsanken den Nebeln; die Nebel selbst wurden zu Tränen, zu langsam fallenden und dann zu stürzenden, unaufhaltsamen, strömenden Tränen.

VI

Schliebens hatten glücklich Berlin erreicht. Frau Käte war angegriffen, als sie aus dem Coupé stiegen, und ihr Haar war verwirrt, ihre Eleganz ein wenig mitgenommen; es war doch keine Kleinigkeit gewesen, mit dem Kind die weite Reise zu machen. Ein Glück nur, daß sie in Köln so rasch eine gute Wärterin gefunden hatten — eine Witwe, kinderlieb und wohlerfahren, eine echte rundlich-behäbige Kinderfrau —, aber es war für die Mutter doch noch genug zu tun abgefallen. Ob das Kind sich erkältet hatte oder ob ihm die Flasche nicht schmeckte? Es hatte geschrien, mit der ganzen Kraft seiner Lungen — kein Umhertragen half, kein Schaukeln, kein Wiegen, kein Singen —, es hatte geschrien aus vollem Halse während der ganzen Fahrt von Köln bis Berlin.

Aber, Gott sei Dank, nun war man ja zu Hause! Und wie mit Zauberschnelle ordnete sich alles. Die behagliche Wohnung von früher war freilich anderweitig vermietet, aber im Grunewald entstand ja Villa neben Villa, und da man jetzt so viel mehr Platz brauchte, bezog man eine dieser Villen. Erst zur Miete, dann würde man sie wohl kaufen, denn es war wirklich nicht möglich, ein Kind wie dieses in eine Stadtwohnung zu bringen, einen Garten mußte es doch haben.

Sie nannten ihn Wolfgang. „Wolf" hat etwas Kurzes, Kraftvolles, Energisches, und — mit einem leisen wohligen Schauer dachte es Käte — es war wie eine geheime Erinnerung an das Venn, jene Wildnis, über die sie triumphiert hatte und der sie nur noch dies eine kleine Zugeständnis machte. Und „Wölfchen" — wenn man so das „Wolf" verkleinerte —, klang es nicht unendlich liebevoll?!

„Wölfchen" — das sagte die junge Mutter wohl hundertmal am Tag.

Die junge Mutter! Frau Käte fühlte es: ach ja, sie war wieder jung geworden in ihrem Kinde, ganz jung. Ihre fünfunddreißig Jahre hätte ihr niemand geglaubt, und sie selber am wenigsten. Wie konnte sie laufen, wie die Treppe hinaufhuschen, wenn es hieß: „das Kind ist aufgewacht und schreit nach der Flasche!"

Sie, die früher so viele Stunden auf der Chaiselongue zugebracht hatte, kam jetzt keine Minute im Tag zum Hinlegen; dafür schlief sie des Nachts um so fester. Es war doch so, wie sie andre Frauen hatte sagen hören: ein Kleines nimmt einen ganz und gar in Anspruch. O, was waren es für inhaltleere, farblose Tage gewesen, die sie so hingelebt hatte! Jetzt erst hatte ihr Leben Inhalt, Wärme, Glanz.

Jeden Tag ging sie neben dem Kinderwagen her, den die Wärterin schob, spazieren; es machte ihr ein besonders Vergnügen, selber einmal den leichten kleinen Wagen mit seinem weißen Lack, den vergoldeten Knöpfen und den blauen Seidengardinen zu fahren. Wie die Leute nach dem eleganten Wagen sahen — nein, nach dem schönen Kinde drehten sie sich um! Ihr Herz klopfte vor Freude, ihr geschmeicheltes Ohr fing die Rufe der Bewunderung auf — „Das reizende Kind!" — „Wie elegant!" — „Die prachtvollen Augen!" — und dann schlug ihr Herz noch geschwinder, ein

Gefühl seligen Stolzes erfüllte sie, daß sie einherschritt, den Kopf frei gehoben, die Augen voller Glück: die alle hielten sie ja für die Mutter, für des jungen Kindes junge Mutter, für des schönen Kindes schöne Mutter! Wie oft hatten Fremde ihr schon von der Aehnlichkeit gesprochen: „Ihnen wie aus den Augen geschnitten, gnädige Frau, nur das Haar ist dunkler als das Ihre!" Dann hatte sie jedesmal gelächelt mit einem tiefen Erröten. Sie konnte den Leuten doch nicht sagen, daß er ihr eigentlich gar nicht ähnlich sehen konnte?! Wußte sie es jetzt doch selber kaum mehr, daß kein Tropfen ihres Blutes in Wölfchens Adern floß.

Nach ihr schaute er zuerst, wenn er erwachte. Zwar stand sein mullverhangenes Bettchen neben dem Bett der Wärterin, aber der Mutter galt doch sein erster Blick, und auch sein letzter, denn niemand verstand es so gut wie sie, ihn in Schlaf zu singen.

„Schlaf, mein süßes Kind,
Traußen geht der Wind.
Höre, wie der Regen fällt
Und wie Nachbars Hündchen bellt!
Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Kleid zerrissen —"

das tönte Abend für Abend leise und schmeichelnd aus der Kinderstube, und der kleine Wolf schlief sanft dabei ein. Was wußte er von Wind und Regen ob schutzlosen Häuptern und von Bettlern, deren Kleider der Hund zerreißt?! —

Schlieben hatte jetzt keine Veranlassung mehr, sich über die Stimmungen seiner Frau zu beklagen. Alles war anders geworden — auch ihre Gesundheit —, gleichsam neu, als sei noch einmal ein zweites Leben begonnen. Und er selber? Er selber hatte jetzt viel mehr Lust zur Tätigkeit. Nun er wieder ins Geschäft eingetreten war, fühlte er ein sonst nicht gekanntes Behagen, wenn er sah, daß neue Unternehmungen glückten. Unternehmungsgeist hatte er früher nie gehabt — wozu auch, was er und seine Frau brauchten, hatten sie ja reichlich. Natürlich war es ihm angenehm gewesen, gut abzuschließen, aber daß es ihm Freude gemacht hätte, Geld zu verdienen, das hätte er lügen müssen; er hatte immer mehr Lust daran gehabt, Geld auszugeben. Der alte Schlieben war darin ganz anders gewesen, von einer viel weniger großen Leichtigkeit, und er hatte sich noch solange er lebte stets darüber Vorwürfe gemacht, den einzigen Sohn bei einem Kavallerieregiment haben dienen zu lassen; da war dem von der kavalleristischen Flottheit zeitlebens etwas kleben geblieben, was mit den Ansichten des ursoliden, behäbig-bürgerlichen Kaufmanns nicht recht stimmen wollte. Und die Schwiegertochter? Nun, die war auch nicht so ganz nach dem innersten Herzen des alten Herrn gewesen — die hatte zu viel modernes Zeug im Kopf, und der Paul wurde ganz davon angesteckt. Man konnte ja ein gebildeter Mensch sein — warum nicht? — und sich auch für die Kunst interessieren, ohne darum so wenig realen Sinn zu besitzen! Der biedere Mann, der Kaufmann von echtem Schrot und Korn und Urberliner, hatte nicht mehr die Freude gehabt, an seinem Sohn zu erleben, was jetzt dessen Sozien mit Verwunderung und ungemessenem Erstaunen wahrnahmen. Sie brauchten jetzt nicht mehr wegen Schliebens mangelnden Geschäftsinteresses die Achseln zu zucken und eine gewisse Spitze auf die Frau zu haben, die ihn so ganz in Beschlag nahm; jetzt hatte er das Interesse, das sie wünschten. Jetzt machte es ihm Freude, auf ihre Projekte einzugehen; es erschien ihm selber Bedürfnis, ja geradezu geboten, neue Verbindungen anzuknüpfen, den ruhigen, von lange her eingeschlagenen Geschäftsgang nach rechts und links, nach allen Seiten zu erweitern. Er zeigte Geschäftsgeist und wurde auf einmal praktisch. Und mitten in seinen Berechnungen, vertieft am Pult sitzend, konnte Schlieben sich dabei ertappen, daß er dachte: ‚das wird dem Jungen einmal von Nutzen sein!' Dann aber konnte ihn dieser Gedanke wiederum so irritieren, daß er die Feder hinwarf und unwirsch vom Pult aufsprang: nein, nur seiner Frau zu Gefallen hatte er ihn angenommen, lieben wollte er den Jungen nicht!

Und doch, wenn er zu Tisch nach Hause kam, an jenen köstlichen Nachmittagen, in denen die Kiefern um sein Haus dufteten und die reinere Luft den nach angespannter Arbeit erwachten Appetit noch verstärkte, wenn ihm dann der Junge mit Geschrei entgegenzappelte, seinen kleinen Bauch klopfend: „Papa — essen — gut mecken," und Käte sich lachend am Fenster zeigte, dann konnte er sich nicht enthalten, den hungrigen Schreier hoch in die Luft zu schwingen und ihn erst nach einem freundschaftlichen Klaps wieder auf die Füße zu stellen. Es war doch ein famoser Kerl! Und immer bei Appetit — nun, Gott sei Dank, satt zu essen würde er ja auch immer haben!

Eine gewisse Behäbigkeit kam dabei über den Mann. Was er früher nie so gefühlt hatte, daß ein eignes Heim ein Glück bedeutet, das fühlte er jetzt. Und er empfand die Wohltat des gesicherten Besitzes, der es gestattet, sich das Leben mit allen möglichen Annehmlichkeiten auszugestalten. Hübsch war das Haus! Aber wenn er es demnächst kaufte, baute er doch noch an, und das Grundstück daneben kaufte er auch noch zu! Es wäre doch höchst fatal, wenn sich da so dicht einer einem auf die Nase setzte!

Es war Schlieben seinerzeit schwer geworden, hier draußen Wohnung zu nehmen, nachdem er, solange er denken konnte, in einer Berliner Stadtwohnung gelebt hatte. Nun aber pries er den Gedanken seiner Frau, hier herauszuziehen, als sehr glücklich. Nicht nur des Kindes wegen. Man selber hatte hier draußen ja einen ganz andern Genuß seines Heims; man kam viel mehr zum Bewußtsein eines solchen. Und wie viel

gesünder war's — wahrhaftig, der Appetit war kolossal! Man wurde noch der reine Materialist! Und von seinem knurrenden Magen getrieben, folgte Schlieben dem eßlustigen Jungen ins Haus. — —

Wolfgang Piette, genannt Schlieben, bekam die ersten Hosen. Es war ein Fest für das ganze Haus. Käte ließ ihn heimlich photographieren, denn hübscher hatte nie ein Junge in ersten Hosen ausgesehen. Und sie stellte ihrem Mann das Bild des noch nicht Dreijährigen — weiße Hosen, weißer Faltenkittel, Pferdchen im Arm, Peitsche in der Hand — von einem Rosenkranz umgeben, in die Mitte seines Geburtstagstisches. Ach, das war ja unter all den vielen Geschenken das Beste, was sie ihm geben konnte! Wie kräftig Wölfchen war, hier auf dem Bild sah man's erst: so groß wie ein Vierjähriger! Und trotzig sah er aus, unternehmend wie ein Fünfjähriger, der schon an Streit mit andern Buben denkt.

Glückselig wies die Frau dem Manne das Bild, und ein solches Leuchten war dabei in ihren Augen, daß er sich innig freute. Er dankte ihr, sie küssend, viele Male für diese Ueberraschung — ja, dies Bild sollte neben dem ihren auf seinem Schreibtisch stehen! Und dann schäkerten sie beide mit dem Knaben, der sich in seinen ersten Hosen, die ihm noch unbequem waren, ungebärdig über den Teppich wälzte.

Schlieben konnte sich nicht entsinnen, je seinen Geburtstag angenehmer verlebt zu haben wie dieses Mal. Es war so viel Heiterkeit um ihn, so viel Freude. Und wenn auch Wolf schon am Mittag die ersten Hosen zerrissen hatte — wie und wo, war der bestürzten Wärterin ganz unbegreiflich —, so störte das den Festtag nicht, im Gegenteil, das Lachen wurde noch heller. „Zerreiße Hosen, mein Junge, zerreiße," flüsterte die Mutter lächelnd in sich hinein, als ihr der Schaden gezeigt wurde, „sei du nur froh und stark!"

Am Abend war Gesellschaft. Die Fenster der hübschen Villa waren hell erleuchtet, und im Garten war italienische Nacht. Lau war die Luft; unbeweglich breiteten die Kiefern ihre duftenden Aeste unterm Sternenhimmel, und großen Glühwürmern gleich schimmerten bunte Lampions in Büschen und Laubgängen.

Im Oberstock der Villa, im einzigen nicht hell beleuchteten, nur von einer Milchglasampel matt beschienenen, durch dichte Vorhänge und Jalousien still gehaltenen Gemach, lag Wölfchen und schlief. Aber unten ließ man ihn hoch leben.

An der Festtafel war der Hausherr schon betoastet worden und dann seine liebenswürdige Gattin — mit was konnte man den Gefeierten nun noch mehr feiern, als daß man den Jungen leben ließ, seinen Jungen?!

Der Geheime Sanitätsrat Hofmann, der erprobte Arzt und langjährige Freund des Hauses, bat sich das Vorrecht aus, diese paar Worte sprechen zu dürfen. Er als Arzt, als Berater in mancher Stunde, er wußte ja am besten zu sagen, woran es hier noch gemangelt hatte. Alles war dagewesen: Liebe und innigstes Verstehen und auch das äußere Glück, aber — hier machte er eine kleine Pause und nickte der ihm gegenübersitzenden Frau des Hauses freundlich-verständnisinnig zu — das Kinderlachen hatte gefehlt! Und nun war auch das da.

„Kinderlachen — o du Erlösung!" rief er und zwinkerte, und eine Rührung kam dabei in seine Stimme, denn er gedachte auch seiner eignen vier, die freilich jetzt schon selbständig draußen im Leben ihren Weg machten; aber ihr Lachen, das klang ihm noch immer in Herz und Ohr.

„Kein Kind — kein Glück! Aber ein Kind — ein Glück, ein großes Glück! Und hier zumal! Denn meine Doktoraugen haben sich noch kaum je an einem prächtigeren Brustkasten, einem famoser entwickelten Schädel, strammeren Beinen und blankeren Augen geweidet. Alle Sinne sind scharf; der Junge hört wie ein Luchs, sieht wie ein Falke, wittert wie ein Hirsch, fühlt — nun, ich habe mir sagen lassen, daß er schon auf die leiseste Berührung seiner Kehrseite lebhaft reagiert! Nur der Geschmack ist bis jetzt nicht in gleichem Grade fein entwickelt —, der Junge ißt alles! Aber dies wiederum ist mir ein neuer Beweis seiner besonderen körperlichen Bevorzugung, denn, verehrte Anwesende —" hier kniff der Doktor scherzhaft blinzelnd das eine Auge zu —, „wer von Ihnen spräche nicht mit mir: ein guter Magen, der alles verträgt, ist die größte Lebensmitgabe einer gütigen Vorsehung! Der Junge ist ein Glückskind. Ein Glückskind im doppelten Sinn des Wortes, denn nicht nur ist er selber alles Glückes voll, nein, das Glück ist auch bei denen, die um ihn sind, durch ihn eingekehrt. Hier, unsre liebe Frau, haben wir sie je früher so gesehen? So jung mit den Jungen, so froh mit den Frohen! Und hier, unser verehrter Freund — 's ist wahrhaftig nicht, als hätte der heute die Mitte der Vierzig erklommen! — der steckt ja voll von Tatkraft, von Plänen und Unternehmungen wie einer mit zwanzig! Und hat dabei die schöne Ruhe, die behagliche Gesättigtkeit des glücklichen Hausvaters. Und das macht alles, alles der Glücksjunge! Darum, Dank sei der Stunde, die ihn bescherte, dem Winde, der ihn hergetragen hat — woher?!"

Der Doktor, der eine kleine boshafte Ader hatte, machte geflissentlich eine Pause, räusperte sich und zupfte an seiner Weste, sah er doch so manch neugieriges Auge erwartungsvoll auf sich gerichtet. Aber er sah auch den raschen, betroffenen Blick, den das Ehepaar miteinander tauschte, sah, daß Frau Käte erblaßt war und ängstlich, fast flehend an seinen Lippen hing, und so fuhr er geschwind mit einem gutmütig einlenkenden Lachen

fort: „Woher, meine Damen — nur Geduld! — das will ich Ihnen jetzt sagen: vom Himmel ist er gefallen! Wie die Sternschnuppe fällt in der Sommernacht. Und unsre liebe Frau, die just spazieren ging, hat ihre Schürze aufgehalten und hat ihn sich heimgetragen in ihr Haus. So ist er denn der Stern dieses Hauses geworden, und wir alle, und ich ganz besonders — wenn ich nun auch als Arzt hier überflüssig geworden bin — freuen uns seiner, ohne zu fragen, woher er uns ward. Alle gute Gabe kommt von oben, das haben wir schon in der Jugend gelernt — darum: auf das Wohl dessen, der unsern Freunden vom Himmel gefallen ist!"

Der Doktor war ernst geworden, es war eine gewisse Feierlichkeit darin, wie er jetzt seinen Champagnerkelch hob und ihn austrank bis zur Neige: „Prosit Rest! Auf das Wohl des Kindes, des Sohnes dieses Hauses! Der Glücksjunge, er wachse, blühe und gedeihe!"

Die schön geschliffenen Gläser klangen melodisch-hell aneinander. Es war ein Schwirren, ein Lachen, ein Hochrufen an der Festtafel, daß der kleine Junge oben in seinem Bettchen sich unruhig hin und her zu wälzen begann. Er murrte unzufrieden im Schlaf, warf die Lippen auf und zog die Stirn kraus zwischen den kleinen Brauen.

Unten rückten die Stühle. Man war aufgestanden, ging zu den Eltern und dem Redner hin und drückte denen, gleichsam gratulierend, die Hand. Das hatte Hofmann wirklich hübsch gemacht, wirklich riesig nett! Der kleine Kerl war aber auch allerliebst! Alle anwesenden Frauen waren sich darin einig, selten ein so hübsches Kind gesehen zu haben.

Kätes Herz, das bei dem Toast anfänglich ein wenig bang geklopft hatte — der gute Doktor würde doch, angeregt durch ein gutes Glas Wein und ein gutes Diner, nichts ausplaudern von dem, was man nur ihm und dem Anwalt anvertraut hatte?! — klopfte jetzt in einer lebhaften Empfindung von Glück. Ihre Augen suchten ihren Mann und sandten ihm heimlich-zärtliche, dankerfüllte Blicke. Und dann ging sie zu dem alten Freund hin und dankte ihm für all die guten, lieben Worte. „Auch in Wölfchens Namen" sagte sie herzlich weich.

„Also hab' ich's doch recht gemacht? Na, das freut mich!" Der Freund zog ihren Arm in den seinen und ging ein wenig abseits von den übrigen mit ihr auf und ab. „Ich sah es, liebe Frau, Sie waren ängstlich, als ich von des Jungen Herkunft anfing. Was denken Sie denn von mir?! Aber es geschah mit Absicht, längst habe ich auf die Gelegenheit gebrannt. Glauben Sie mir, wenn ich jedesmal einen Taler kriegte, so oft ich nach des Jungen Herkunft — sei's offen oder hintenherum — ausgefragt werden soll, ich wäre jetzt schon ein vermögender Mann. Ueber manche Frage habe ich mich geärgert. Das heut war die Antwort darauf — hoffentlich haben sie sie verstanden! Sie sollen künftig ihre Vermutungen für sich behalten!"

„Vermutungen —?!" Käte zog die Augenbrauen zusammen und drückte des Arztes Arm. Was vermuteten denn die Leute — wußten sie schon etwas, ahnten sie das Venn?! Eine plötzliche Angst fiel sie an. Mit Blitzesschnelle tauchten Bilder vor ihr auf — hier mitten im festlich hellen Raum —, dunkle Bilder, von denen sie nichts mehr wissen wollte.

„Um Gottes willen," sagte sie leise, und ein Zittern war in ihrer Stimme. Wenn die Leute erst etwas wußten, o dann — sie sprach es nicht aus, die plötzliche Angst schnürte ihr die Kehle zusammen —, dann wurde man die Vergangenheit nicht los! Dann kam die und verlangte ihr Recht und war nicht mehr abzuschütteln. „Glauben Sie," flüsterte sie stockend, „glauben Sie — daß man — das Richtige — vermutet?"

„I wo, keine Spur!" Hofmann lachte, wurde aber dann gleich ernsthaft. „Lassen wir doch die Leute und ihre Vermutungen, liebe Frau!" O weh, da hatte er sich auf ein heikles Thema eingelassen — ihm wurde ganz heiß —, wenn sie wüßte, daß man ihrem Paul, dem treuesten aller Ehemänner, eine ganz besondere Verpflichtung gegen das Kind zuschrieb?!

„Vermutungen — ach, was vermutet man denn?" Sie drängte ihn, ihre Augen forschten angstvoll.

„Unsinn," sagte er kurz. „Was wollen Sie sich darum kümmern?! Aber das habe ich Ihnen und Ihrem Gatten ja gleich gesagt: wenn Sie ein solches Geheimnis aus des Knaben Herkunft machen, wird viel daran herumgedeutelt werden. Nun, Sie haben es ja nicht anders gewollt!"

„Nein!" Und die Augen schließend, schauerte Käte leicht zusammen. „Er ist unser Kind — nur unser Kind —" sagte sie mit einer seltenen Härte im Ton. „Und etwas andres existiert nicht!"

Kopfschüttelnd und fragend sah er sie an, betroffen über ihren Ton.

Da stieß sie hervor: „Ich habe Angst!"

Er fühlte, wie die Hand, die auf seinem Arm lag, leise bebte. —

Mitten in der Heiterkeit des Abends war es auf Kätes Freude wie eine Lähmung gefallen. Sie wurde viel nach dem kleinen Wolf gefragt — das war so natürlich, man zeigte ihr durch diese Fragen sein freundschaftliches Interesse. Und man beobachtete sie im stillen: ganz großartig, wie sie sich benahm! Man hätte der zarten Frau kaum solchen Heroismus zugetraut. Wie sehr mußte sie ihren Mann lieben, daß sie sein Kind —, denn der Knabe mußte ja sein Kind sein, die Aehnlichkeit war zu augenfällig, ganz genau derselbe Gesichtsschnitt, das gleiche dunkle Haar — dieses Kind seiner schwachen Stunde an ihr Herz nahm, ohne Groll, ohne Eifersucht, sie, die Kinderlose, das Kind einer andern. Das war großartig, fast zu großartig! Das begriff man denn doch nicht ganz.



Die böhmische Kirche zu Berlin am Weihnachtsabend
Nach dem Gemälde von Franz Skarbina (Berlin)

Und Käte empfand instinktiv, daß in den Fragen, die man an sie richtete, etwas versteckt lag — war es Bewunderung oder Mitleid, Zustimmung oder Mißbilligung? — etwas, das man nicht fassen, nicht einmal nennen konnte, nur argwöhnen. Und das machte sie befangen. So gab sie auf freundliche Fragen nach Wölfchen nur zurückhaltende Antworten, war knapp in der Erzählung, kühl im Ton und konnte doch ein heimliches Vibrieren ihrer Stimme nicht hindern. Das war die zärtliche Freude, der Mutterstolz, die sich nicht unterdrücken ließen, die Wärme ihres Gefühls, die ihrer Stimme den verborgenen Unterton der Erregung lieh. Andre nahmen's für eine ganz andre Erregung.

Die Damen, die nach aufgehobener Tafel sich noch im Garten ergingen, plauderten vertraulich. Die kieferndurftenden Gartengänge, in denen die Lampions nur bunt glühten, aber nicht erhellten, waren recht dazu geeignet. Man wandelte zu zweien und dreien, Arm in Arm, und sah sich vorsichtig erst nach Lauschern um: daß nur die gute Frau nichts hörte! Da war kaum eine unter den Frauen, die nicht ihre Beobachtungen gemacht hatte. Wie tapfer sie sich hielt, es war eigentlich ergreifend anzusehen, wie Empfindlichkeit und Neigung, Abneigung und Wärme in ihr rangen, sowie die Rede auf das Kind kam! Und wie sich dann in ihren heiteren Blick eine Unruhe stahl — ach ja, sie mochte viel durchgekämpft haben und noch immer durchkämpfen, die Arme!

Eine einzige meinte zwar, Schlieben viel zu lange und viel zu genau zu kennen, um nicht zu wissen, daß es zum Lachen, nein, daß es geradezu ungeheuerlich sei, von ihm so etwas anzunehmen. Von ihm, dem Korrekten, der nicht nur in der äußeren Haltung und Erscheinung, nein, ebenso im inneren Menschen allezeit den untadligen Kavalier zeigte. Von ihm, dem treuesten Gatten, der heute noch, nach langer Ehe, so verliebt in seine Käte war, als hätten sie eben geheiratet! Die Sache lag ganz anders. Sie hatten sich immer Kinder gewünscht, was war natürlicher, als daß sie sich, nun sie die Hoffnung endgültig aufgegeben, eins angenommen hatten? Taten denn andre Leute das etwa nicht auch?!

Freilich, das kam schon vor, gewiß! Aber dann erfuhr man doch Näheres: ob es ein Waisenkind war oder der illegitime Abkömmling aus hohen Kreisen, ob es in der Zeitung ausgeboten worden war — ‚an edeldenkende Menschen zu vergeben' —, ob es das Kind eines verlassenen Mädchens oder der unerwünschte Spätling einer schon überreich mit Kindern gesegneten Proletarierfamilie war, und so weiter, immer wußte man doch wenigstens einiges! Aber hier — warum denn hier ein solches Geheimnis?! Warum nicht offen erzählt: daher haben wir's, und so und so trug's sich zu?!

Frau Käte ganz offen nach der Herkunft des Kleinen zu fragen, war schwer; man hatte sich schon früher einmal in dieser bestimmten Absicht zu ihr begeben, aber gleich nach den ersten einleitenden Sätzen war in die Augen der Frau etwas so Angstvolles gekommen, in ihr Wesen etwas so scheu Ablehnendes, daß es mehr als taktlos gewesen wäre, das Gespräch weiter zu verfolgen. Man sah sich gezwungen, das Fragen zu lassen — aber, hm, merkwürdig, merkwürdig!

Auch die Herren im Rauchzimmer, die der Wirt einen Augenblick allein gelassen hatte, besprachen dieses Thema. Der Doktor wurde ins Gebet genommen.

„Hören Sie, verehrter Geheimrat, Ihr Toast war ja sehr famos, eines Diplomaten würdig, aber uns machen Sie nichts vor! Sie sollten — auch nicht wissen, woher der Kleine stammt?! Na!" Besonders die beiden Sozien intrigierte es, daß Schlieben sie so wenig eingeweiht hatte. Wenn man allen Kix und Kax im Geschäftlichen zusammen bespricht, hat man doch auch ein gewisses Anrecht auf die Privatverhältnisse, zumal man schon mit dem alten Schlieben zusammen gearbeitet hatte! Wo wäre der Paul heute, wenn sie beide nicht für ihn eingetreten wären mit ihrer ganzen Arbeitskraft zur Zeit, als er noch an allem andern mehr Interesse fand und mehr Geschmack als am Geschäft?! Der älteste Kompagnon, der sein gutmütig-intelligentes, weinfrohes Gesicht über einem beträchtlichen Embonpoint trug, konnte sich ordentlich über einen solchen Mangel an Vertrauen kränken: „Als ob wir ihm je was in den Weg gelegt hätten — lachbar! Doktor, sagen Sie mal wenigstens eins: hat er den Jungen von hier?!"

Aber der andre Kompagnon, der alle Jahre nach Karlsbad mußte, unterbrach ihn etwas gallig: „Ich bitte Sie, was geht's uns an?! Von der letzten großen Reise wollen sie sich ihn mitgebracht haben — na, schön! Wo waren sie denn eigentlich zuletzt? Nach der Schweiz doch im Schwarzwald und dann in Spaa?!"

„Nein, an der Nordsee," sagte Hofmann ruhig. „Sie sehen's ja auch, der Junge hat ganz friesischen Typus!"

„Der —? Mit seinen schwarzen Augen?!"

Nein, aus Hofmann war wirklich nichts herauszubekommen. Er machte ein so harmloses Gesicht, daß man hätte meinen können, es sei ihm Ernst anstatt Scherz. Dahinter verschanzte er sich; er wollte eben nichts sagen, da mußte man das Thema denn fallen lassen.

Und der Doktor, der sich im stillen schon der Ungeschicklichkeit zieh — o weh, da hatte er, statt den guten Schliebens zu helfen, ihnen erst recht die Neugier auf den Hals gehetzt —, sah voller Befriedigung, wie die Herren nun zur Politik übergingen. —

Es wurde Mitternacht, bis die letzten Gäste die Villa verließen; ihre heitere Unterhaltung und ihr Lachen war noch laut in der nächtlichen

Stille und noch vom Ende der Straße her deutlich vernehmbar, als sich Mann und Frau am Fuß der Treppe, die zum Oberstock führte, trafen.

Noch standen alle Fenster der unteren Räume offen, das Silber lag noch auf dem Eßtisch, das kostbare Porzellan stand umher — mochte die Dienerschaft es vorläufig wegräumen! Käte fühlte eine große Sehnsucht, das Kind zu sehen. Sie hatte heute so wenig von ihm gehabt — den ganzen Tag Gäste — und dann all die Fragen, die sie hatte hören, all die Antworten, die sie hatte geben müssen! Ihr Kopf brannte.

Als sie mit ihrem Mann zusammenstieß — Schlieben kam eilig aus seinem Zimmer, er hatte sich nicht Zeit genommen, die Zigarren wegzuschließen —, mußte sie lachen: aha, er wollte auch hinauf! Sie hing sich an seinen Arm, und so erstiegen sie Stufe um Stufe im gleichen Tritt.

„Zu Wölfchen," sagte sie leise und drückte seinen Arm. Und er sagte, wie sich entschuldigend: „Ich muß doch mal sehn, ob der Junge von dem Lärm nicht wach geworden ist!"

Sie sprachen mit gedämpfter Stimme und traten vorsichtig auf wie Diebe. Sie stahlen sich ins Kinderzimmer — da lag er so ruhig. Im Schlaf hatte er sich aufgedeckt, die Beinchen zeigten ihr nacktes rosiges Fleisch, und ein warmer, lebensvoller, unendlich frischer Duft stieg auf von dem reinen gesunden Kinderkörper und mengte sich mit dem Kraftgeruch der Kiefern, den die Nacht durch die geöffnete Fensterspalte hereinsandte.

Käte konnte nicht an sich halten, sie bückte sich und küßte das kleine Knie, das Grübchen in seiner festen Rundung zeigte. Als sie wieder aufblickte, sah sie das Auge ihres Mannes mit nachdenklichem Ausdruck auf das schlafende Kind geheftet.

Sie war so gewohnt, alles zu wissen, was ihn bewegte, daß sie fragte: „Was denkst du, Paul? Bist du verstimmt?"

Er sah sie ein paar Augenblicke mit einer gewissen Zerstreutheit an und dann an ihr vorbei; er war so in Gedanken, daß er ihre Frage gar nicht gehört hatte. Nun murmelte er: „Ob es nicht doch besser wäre, offen zu sein?! Hm!" Er schüttelte den Kopf und strich sich nachdenklich den Bart am Kinn spitz zu.

„Was sagst du, was meinst du? Paul!" Sie legte ihre Hand auf die seine.

Das weckte ihn aus seinen Gedanken. Er lächelte ihr zu und sagte dann: „Käte, wir müssen den Leuten reinen Wein einschenken. Warum denn auch nicht sagen, woher er stammt? Ja, ja, es ist viel besser, ich fürchte, wir werden sonst doch rechte Unannehmlichkeiten haben! Und wenn's der Junge nun beizeiten erfährt, daß er eigentlich nicht unser Kind ist — ich meine, unser rechtmäßiges — was schadet das denn?"

„Um Gottes willen!" Sie erhob die Hände wie in Entsetzen. „Nein — um keinen Preis — nein! Nie, nie!" Sie sank am Bettchen nieder, breitete beide Arme wie schützend über den Kinderkörper und schmiegte ihren Kopf an die kleine warme Brust. „Paul, dann ist er uns verloren!"

Zitternd holte sie schwer Atem. Es lag ein solches Grauen in ihrem Ton, eine große Angst, ein wahrhaft prophetischer Ernst, daß es den Mann stutzig machte.

„Ich dachte nur — ich meine —, ich fühle eigentlich längst die Verpflichtung," sagte er stockend, wie sich wehrend gegen ihre Angst. „Es ist mir unangenehm, daß die — daß die Leute — nun, daß sie reden! Käte, sei nicht so merkwürdig, warum sollen wir's denn nicht sagen?"

„Nicht sagen — warum nicht?! Paul, das weißt du doch selbst! Erfährt er's — o, diese Mutter — o, dieses Wenn!"

Sie hielt den Knaben nur noch fester umschlungen, aber den Kopf hatte sie von seiner Brust gehoben. Aus dem blassen Gesicht sahen ihre Augen ganz verstört ihren Mann an: „Hast du die denn vergessen?!"

Ihr zitternder Ton wurde hart: „Nein, nie darf er's wissen! Und ich schwöre es, und du mußt es mir auch versprechen, heilig versprechen, heut an diesem Tage, hier an seinem Bettchen, bei seinem friedlichen Schlaf — Paul, und wenn ich sterben sollte, auch dann nicht —" sie steigerte sich immer mehr in ihrer Erregung, ihr harter Ton wurde fast schreiend —, „nie werden wir's ihm sagen! Und ich geb' ihn nicht her! Er ist nur mein Kind, nur unser Kind allein!"

Ihr Ton schlug um: „Wölfchen, mein Wölfchen, du wirst doch nie von deinem Mutterchen gehn?!"

Jetzt strömten ihre Tränen, und unter diesen Tränen küßte sie das Kind so heftig, so inbrünstig, daß es erwachte. Aber es weinte nicht, wie sonst wohl, wenn es im Schlaf gestört ward. Es lächelte, und beide Aermchen um den Hals der sich zu ihm Niederbeugenden schlingend, sagte es, schlaftrunken noch, aber doch deutlich-klar: „Mutti!"

Sie stieß einen Laut des Entzückens aus, einen Ruf triumphierender Freude: „Hörst du's? Er sagt: ‚Mutti!'"

Sie lachte und weinte durcheinander wie in einem Uebermaß von Glück und haschte nach der Hand ihres Mannes und hielt ihn fest: „Paul — Väterchen! Komm, gib du unserm Kinde jetzt auch einen Kuß!"

Und Schlieben bückte sich auch nieder. Seine Frau schlang den Arm um seinen Hals und zog seinen Kopf noch tiefer herab, dicht neben den ihren. Da legte das Kind den einen Arm um seinen Nacken, den andern um den ihren.

Sie waren sich alle drei so nah in dieser stillen Sommernacht, in der alle Sterne glänzten und Mondstrahlen silberne Brücken schlugen vom friedvollen Himmel hinab zur friedvollen Erde.

(Fortsetzung folgt)



MINK

WEIHNACHTEN

Von

Gustav Falke

Was war es, das zur halben Nacht
Mit süsser Stimme rief?
Mein tiefstes Herz ist aufgewacht,
Drin meine Kindheit schlief.

Mein Kleinster war es, und im Traum
Sein leises Lallen fragt:
Ich krieg' doch einen Tannenbaum?
Mama hat es gesagt.

Ob er die Antwort noch gehört?
Ein feines Schnarchen klang,
Und hat es mich auch oft gestört,
Jetzt war es mir Gesang:

Da schläft ein Kind voll Zuversicht,
Die Mutter hat's gesagt,
Und sieht im Traume schon das Licht,
Das morgen herrlich tagt.

Es wächst heran. Ein rauher Wind
Bläst Licht um Licht ihm aus.
Es sucht, wo seine Sterne sind,
Und irret weit von Haus.

Nun steht es in der Dunkelheit,
Trotzig und ungewiss,
Und wird selbst irre an der Zeit
In dieser Finsternis.

Da ruft ein Glöcklein, leise erst,
Laut fallen andre ein:
War, was du suchst und was begehrst,
Denn nicht schon immer dein?

Und bei der Weihnachtsglocken Gruss
Ein Leuchten, wundergleich,
Wird Führer dem verirrten Fuss
In das verlorne Reich. —

Schlaf wohl, mein Söhnchen, träume hold
Von Freuden, die nicht fern.
Ach, unser ganzes Leben rollt
Um diesen einen Stern.

Jetzt taucht es in die dunkle Nacht,
Jetzt steigt es leuchtend auf,
Die Liebe aber neigt sich sacht
Und hebt es ganz herauf.

Der Siegeszug des Winters

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Proschl in Bremen, Emil Terschak in Cortina d'Ampezzo und A. Krenn in Zürich)

Ich möchte nicht immer in den Tropen leben. Ein Land, in dem es keinen Winter gibt. Wo man Weihnachten feiert in schwüler Sommerluft, ohne den Christbaum, den wir aus überschneitem Wald hereingeholt haben zu uns ans knisternde Kaminfeuer. Wohl wird jedermann entzückt sein und überwältigt von der Fülle der Tropennatur. Unerschöpflich ist hier ihr Reichtum; ohne andre Hindernisse, als welche die übergroße Fülle bietet, entfaltet sich hier die Lebenskraft der Natur. Jahraus, jahrein, ohne Unterbrechung seit Jahrtausenden, kann die Natur hier fortwirken an dem immergrünen Teppich, den sie einst über das ganze Erdenrund hin ausgebreitet hatte, und von dem nun der Winter, alljährlich aus seinen festen Bollwerken an den Polen ausbrechend, mehr und mehr wieder zu zerstören trachtet.



Aufbruch zu einer winterlichen Hochtour

So erscheint uns der Winter oft als ein Feind des Lebens. Wie kommt es dann aber, daß wir ihn dennoch lieben, daß wir ihn nicht missen möchten im Bilde unsrer Natur? Wie kommt es, daß der Weltwanderer, der alle Schönheiten unsrer Erdenschöpfung sah, doch hierzulande am liebsten weilt, in unserm wechselvollen Klima, wo selbst die Beziehungen des ewigen Himmels zu dieser rollenden Erdkugel beständigen Schwankungen unterworfen sind? Weshalb feiern wir gerade unser heiterstes, schönstes Fest, wenn die Sonne, der Urquell aller Wohltaten der Natur, am tiefsten steht, und weshalb strahlt die hellste Freude in unser Herz von diesem grünen Baume her, von dem man meinen könnte, er sei der grimmen Wintersnot dort draußen entflohen in unser gastliches Haus?

Weshalb? Weil wir empfinden, unbestimmt wohl meist, daß der Winter nicht nur ein notwendiges, sondern auch ein wohltätiges, ein förderndes Glied in der Kette der Naturentwicklung ist, nicht minder schön und wertvoll wie die andern Kettenglieder, die den Jahreskreis schließen. Ebenso wie der Schatten nicht der Feind des Lichtes ist, sondern sein ebenbürtiger Bruder, oft wohltätiger wie es selbst, ebenso wie der Regen erquickend ist wie der Sonnenschein und die Nacht uns erst kräftigt zu der Arbeit und den Freuden des Tages, so ist der Winter unser bester Freund. Die menschliche Natur verlangt ebensosehr nach einem Wechsel, einem Ausgleich, wie unsre große Nährmutter, die Erde. Das Dunkel der Nacht hat das Innenleben der Menschen vielleicht stärker befruchtet als der Glanz des Tages, der starre Winter ihm nicht weniger Werte erschlossen als die Blütenfülle des Sommers. Ja, wenn nicht alles trügt, so war es jene große Winterszeit, die einst über die Erde durch Jahrzehntausende hinzog, die Eiszeit, die den unbeholfenen Menschen der Urwelt erst zum wahren Menschen machte.

Es gab eine Zeit für unsern Planeten, da er noch keinen Winter, keine Jahreszeiten kannte. Selbst bis gegen die Pole hin war die Erde mit Palmen und andern tropischen Gewächsen überwuchert. Man findet ihre versteinerten Reste heute unter dem ewigen Eise. Nichts hemmte die üppigste Entfaltung der Natur. Wenn man nun meinen sollte, daß ungestörte



Ein sonniger Tag im verschneiten Hochgebirge

Entwicklung auch die besten und schönsten Früchte tragen müsse, so würde diese Zeit im Lebensgange der Erde ihre schönste, ihre paradiesische Zeit gewesen sein. Aber es war in Wirklichkeit der schrecklichste Abschnitt in der Geschichte unsers Weltkörpers. Die Natur hatte sich in der Hauptsache nur nach der massigen Größe, der brutalen Kraft hin entwickelt: scheußliche Ungetüme, groß wie wandelnde Fleischberge, gingen dröhnenden Schrittes über die junge Erde hin, fürchterliche fliegende Drachen bevölkerten die Lüfte. Das durch Massenhaftigkeit Uebergewaltige, das Schreckliche beherrschte die Welt. Wer konnte diesen riesenhaftesten Geschöpfen, die der Erdball getragen hat, jemals etwas antun, wer sie jemals besiegen?

Der Winter war es. Die dichten Dunstschleier der Lufthülle, die bis dahin die damals noch bedeutende eigne Körperwärme der Erde festgehalten hatten, so daß eine gleichmäßige Temperatur sich fast über ihr ganzes Rund hin verbreitete, wurden zerrissen. Die schöne Sonne drang zum erstenmal durch und teilte auf der rollenden Kugel die Zonen ab. Sie wechselte mit der Fülle ihrer Gaben und ließ den heilsamen Rhythmus der Jahreszeiten entstehen. Und als es nun zum erstenmal Winter wurde bei uns, da lähmte er all die schrecklichen Ungetüme, machte sie starr und hilflos, denn es waren ja Reptilien mit kaltem Blut oder vielmehr mit einer Bluttemperatur gleich der der Umgebung. Die Landtiere aber können unter einer gewissen Bluttemperatur keine Lebenstätigkeit mehr entfalten, wenngleich sie nicht sterben; sie verfallen in Winterschlaf. Der Winter bändigte alle diese Drachen und Lindwürmer. Gleichzeitig aber schuf nun die Natur eine neue Lebensform, die sich dem Jahreszeitenwechsel anzupassen vermochte, die Tiere, die ihr Blut durch Erzeugung von Eigenwärme beständig auf einer bestimmten, für die dauernde Erhaltung der Lebenstätigkeit durch alle Jahreszeiten günstigsten Temperatur zu erhalten vermochten, die Warmblüter, also die Vögel und Säugetiere, die nächsten Verwandten des Menschen. Wie sehr viel kleiner auch diese neuen Tierformen waren und wie viel unvollkommener bewaffnet, so konnten sie doch im Verein mit ihrem Verbündeten, dem Winter, diese furchtbaren Riesen mit Leichtigkeit überwältigen, und nur in den Tropen erhielten sich noch einige der Rieseneidechsen bis auf den heutigen Tag.

So war der Winter unser Freund und ebnete uns die Wege, noch lange bevor unser Geschlecht auf dem Schöpfungsplan erschienen war. Er sonderte die Spreu vom Weizen, er ließ das Große, das nur groß war und nicht auch stark und vielvermögend im Kampfe mit dem Besseren, nicht weiter wuchern, er lehrte schließlich den Menschen, die Naturkräfte in seinen Dienst zu zwingen, daß sie ihm nach seinem Willen die Wärme liefern, die der natürliche Lauf der Dinge ihm zeitweilig entzieht; so macht gewissermaßen der Mensch die ganze Erde zu einem warmblütigen Wesen. Mit jedem Schritt, den der Siegeszug des Winters den



Im schweigenden Winterwald



Des Winters Regiment: Vergletscherungen in den Genfer Parkanlagen

entnervenden Tropen entgegentut, macht er den Menschen intelligenter, vollkommener.

Deshalb lieben wir den Winter. Wenn das welke Laub von den Bäumen fällt und mehr und mehr die Regungen der lebendigen Natur entschlafen, wenn die Schneedecke sich über Wald und Wiesenflur und die Dächer der Häuser breitet, wenn statt der duftenden Blüten sich Eiskristalle an die Zweige hängen und sich entfalten und wachsen, als seien sie ein neues Leben, das der Winter schuf, so wissen wir es wohl, daß an diesen Zweigen neue grüne Blätter sprossen werden, daß der Baum höher wachsen wird als er war und sich weiter verzweigen im nächsten Jahre, daß unter dem schützenden Schnee schon die jungen Keime sich bilden, die ihn im Frühling kraftvoll durchbrechen werden, und wir sehen, wie aus den Schornsteinen der beschneiten Dächer lustig der Rauch aufwirbelt aus behaglichen Kaminen, und wir wissen, wie jetzt im Winter die Menschen drinnen sich enger aneinanderschließen als in den andern Jahreszeiten, mehr arbeiten und lernen und wirken und sich vervollkommnen, wie der Winter es ist, der uns wieder einen Schritt vorwärts bringt unserm Ziel entgegen, wenn wir Arbeiter sind auf den Gebieten des Geistes.

Und wie erfrischend für den Geist ist die Wanderung durch die reine, kalte Luft! Wie zauberisch schön ist im Sonnenschein die weißstrahlende Landschaft! Sie hat größere, einfachere, tiefer ergreifende Züge als die des Sommers, die in ihrer unergründlichen Fülle unsern Blick und unsre Gedanken oft zu sehr am einzelnen festhält. Der Sommer fesselt uns an die schöne Gegenwart und das Nahe, der Winter läßt unsern Blick in die Weite und in die Zukunft schweifen. Wenn die Sonne dann untergegangen ist, den weißen Plan mit so zarten Tinten übermalend, wie sie sonst keine andre Jahreszeit hervorzubringen vermag, und dann die Sterne strahlender, lebendiger funkelnd wie je aus dem unendlichen Firmament auf uns herabschauen während des bei weitem größten Teiles des ganzen Tageslaufes, diese Sterne, die in den kurzen hellen Nächten des Sommers in die Ferne rücken als etwas, das zu dieser irdischen Landschaft nicht mehr gehört, dann ahnen wir unsern tiefen Zusammenhang mit diesem Universum, das uns



Der natürliche Schmuck des Christbaums



Rauhreif am Wintermorgen

umschließt, das uns hält und führt mit seiner ewigen Kraft.

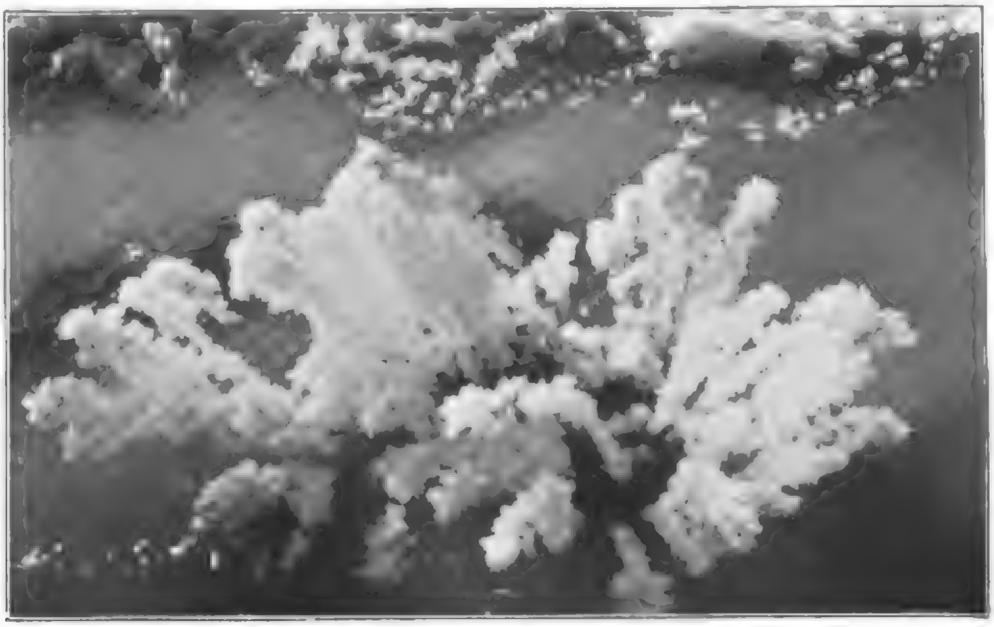
Diese Kraft wogt auf und ab überall zwischen heilsamen Gegensätzen, die geschaffen sind, um einander zu suchen und zu ergänzen, ohne die es keine Bewegung, keinen Fortschritt, kein Genießen gäbe, keine Liebe. Das Licht, das uns die Kunde gibt von jenen allerfernsten Welten, ist bereits eine solche Wellenbewegung, solch ein Pulsen der allerfüllenden Himmelsluft. Aber dieser Rhythmus wiederholt sich billionenmal in einer Sekunde. Er wird hervorgebracht von so schnell kreisenden Atomen in diesen leuchtenden Sternen. Im Wesen aber sind diese kreisenden Bewegungen durchaus zu vergleichen mit dem Jahreskreislauf der Erde um die Sonne. Vielleicht haben auch diese Atomwelten ihren Sommer und ihren Winter, die sich billionenfach wiederholen in einer Sekunde, denn für die Natur ist nichts groß und nichts klein. Dagegen erzählen die Erforscher der Erdgeschichte, daß große Winterszeiten rhythmisch kamen und gingen, deren jede vielleicht hunderttausend unsrer gewöhnlichen Jahreszeitenwechsel umfaßte. Und noch ein viel größeres Jahr muß es geben. Dort steigt der schimmernde Gürtel der Milchstraße auf. Von Horizont zu Horizont spannt sie ihren weltumfassenden Bogen, wie eine Brücke zwischen Himmel und Erde. Wir selbst mit unsrer Sonne und allen übrigen Sternen, es sind deren vielleicht an tausend Millionen, gehören zu dieser allergrößten Welt der Milchstraße, und ihre ringförmige Gestalt zeigt uns, daß sie alle eine gemeinsam kreisende Bewegung ausführen müssen. In diesem großen Jahre des Milchstraßenkreislaufes sind die Sterne Eintagsfliegen.

Kehren wir zurück von unsrer Wanderung durch die sternübersäte Winternacht! Zu Hause flackern und flimmern die Kerzen des Christbaumes wie draußen die Sterne. Sie sind uns wie jene ein Symbol der Ewigkeit im beständigen Wechsel. Wir haben sie angezündet um dieselbe Zeit, da die Kraft der Natur scheinbar herabgesunken war auf ihren tiefsten Stand, diese Kraft, die hemmend bewegt, diese Kraft, die keinen Rückschritt kennt, weil sie durch Wirkung und Gegenwirkung gleichviel fördert.

Der Winter zieht in das Land. Freuen wir uns!



Eine stille Mühle



Trockene Gräser bei Rauhfrost

Der alte Garten

Eine Erinnerung aus der Kindheit

Von

Richard Schaukal

Da ist der alte Hof — man gelangt zu ihm durch eine nicht allzu breite Einfahrt, die den Kindern eine unermeßliche Ausdehnung bedeutete —, der alte Hof mit der buntbemalten Brunnenwand und der weinlaubbekleideten Hausmeisterwohnung neben der Waschküche, aus der immer der warme beizende Seifendunst schlägt. Ein paar Stufen führen zum Garten hinab. Er ist von mannshohen Mauern umgeben und scheint außerhalb der Welt zu liegen. Zwei ovale Teppichrasenstücke, im rechten Winkel zueinander, erfüllen ihn ganz. Um sie schlingt sich, in verbogenem Achter in sich selbst zurücklaufend, der mit reinlichem roten Sand bestreute Weg. Katzengold blinkt vertraut. Inmitten des einen Ovals steht eine alte tönerne Vase auf gleichfalls tönerner Säule. Efeu gleitet aus der Urne und schmiegt sich um den schlanken Schaft. Hoch aus dem Weinlaub des anstoßenden Fabrikgebäudes — das war noch eine „Fabrik" aus der guten alten Zeit, ein beschauliches Werk, dessen einförmiges Riemengesumme zur Ruhe des kleinen Gartens wunderbar stimmte; sie hat sich auch der neuen Zeit nicht erwehren können und ist noch vor ihrem Besitzer sanft und geräuschlos entschlafen — hoch aus der Weinlaubwand ragt der eiserne Zeiger der Sonnenuhr; ihre Ziffern haben sich unter dem Blattwerk schon fast gänzlich verkrochen. Am Rande des zweiten, größeren und schlankeren Ovals befindet sich das Bassin. Niemals hat ein Kind noch seine Tiefe ermessen. Es ist schauerlich-süß, da hinunter zu schauen. Vorsichtig läßt man sich zu diesem Behufe auf die Knie nieder, legt die Hände auf das steinerne Rund — und jetzt, den Atem angehalten, beugt man sich langsam, langsam vor. Mit offenem Munde — die Augen senken sich neugierig unter den sinkenden Lidern — blickt man hinab. Plätschernd, erschreckt durch den großen Schatten, taucht ein Fischlein unter. Und nun erscheint fragend das eigne Antlitz im langsam sich wieder glättenden Wasserspiegel. Unbeweglich steht der kleine Kranich inmitten des immer naß blitzenden und grünschillernden Steinhaufens. In seinem geöffneten Schnabel steckt das Spritzröhrchen. Man kann es ein- und ausschrauben. Nimmt man's ihm und dreht die Leitung auf, so sprudelt und gluckert das Wasser ihm über die Mundwinkel und rieselt über den geblusterten Rücken. Ach, wer die Leitung einmal selbst aufdrehen dürfte! Dort nebenan ist die geheimnisvolle Stelle. Ein runder, fürchterlich schwerer Deckel mit daumendickem Mittelloche zum Aufheben. Einmal war da hinabgesehen worden. Es war wunderbar. Unten ist Sand. Genau solcher Sand wie auf dem Gartenwege. Sehr begreiflicherweise — denn wir haben ihn ja alle unermüdlich durch die kleine Oeffnung hinabgestoßen mit den nie zur Ruhe gelangenden Füßchen. Dieser Sand ist genäßt. Denn das Rohr ist etwas durchlässig. Und dort wimmeln ganz leise große Laufkäfer. Hu! wenn einer herauskäme! Sie sind ganz anders als die, denen man ab und zu, freudig überrascht jedesmal, begegnet. Viel, viel größer und schwärzer. Die armen im Garten haben manches auszustehen, wenn man sie auch, bei Gott, niemals tätlich, das heißt mit Fingerangriffen gegen ihren immer so ängstlich behenden Leib mißhandelt. Man versperrt ihnen durch Zweigstückchen oder große Kiesel den Weg, bedeckt sie mit Sand und läßt sie sich mühsam hervorarbeiten. Was für Reichtümer birgt überhaupt dieser unergründliche Garten! Da sind die Gebüsche an der Grenzmauer. Man kann hinter ihnen im kühlen Düster hergehen, auch behutsam schleichen, das Knicken gefallener Aeste vermeidend, man kann plötzlich aus ihnen hervorbrechen und die Tannennadeln wie nach langer Irrfahrt von den Schultern und aus den Haaren schütteln. Man kann sich in ihren Schatten lagernd niedertun, kauernd nur dem eignen Atem lauschen in wunderbarer Bangigkeit vor dieser rieselnden Stille. Da spinnt sich ein feines zitterndes Gewebe zwischen zwei Zweigen. An einem langen Faden hängt ein Tierchen und schwingt wie ein Uhrpendel. Ein Kohlweißling flattert heran, läßt sich auf eine Blume nieder, sticht mit seinem kleinen Rüssel wiederholt in den Kelch, saugt und bewegt dabei unaufhörlich die fluchtbereiten, feinadrigen Flügel. Plötzlich fällt ein großer Zapfen von oben herab. Dumpf tönt sein Aufschlag. Man sieht eratmend hinauf: noch schwingt der verlassene Ast…



Weihnachtsengel

Nach dem Gemälde von Walther Firle (München)



Rubinenmarkt in Mogok

Wo die Rubinen gefunden werden

Von

Max Vermeeren

(Hierzu fünf Abbildungen nach Stereoskopaufnahmen von Underwood & Underwood; Copyright)

Fern in einem entlegenen Erdenwinkel gibt es eine Stadt, die wie ein Pilz über Nacht aus der Erde aufgeschossen ist; sie trägt den Namen Mogok und liegt auf einem Tafelland etwa 7000 Fuß über dem Meere in einem der nördlichen Schanstaaten Birmas. Sie besitzt nur eine Industrie, das Auflesen von Rubinen aus Schlamm und Sand. Man mag noch so hungrig oder durstig sein, das erste, was einem angeboten wird oder wovon die Rede ist, sind Rubinen. Aus welchem Anlaß auch immer man nach Mogok gekommen sein mag, die Eingeborenen nehmen an, es sei wegen der Rubinen geschehen. Rubinen und nichts als Rubinen! Sie machen den Eindruck von schmutzigen kleinen Klümpchen eines roten glasartigen Steines. Und doch haben Leute Haus und Heim, Weib und Familie verlassen und sind unter den unsäglichsten Entbehrungen durch Wälder und über Berge gezogen, um sie aufzusuchen. Verbrechen der schlimmsten und grausamsten Art sind ihres Besitzes wegen begangen worden.

Man sagt, es würde heutzutage kaum England in Mandalai herrschen, wenn es nicht der Rubinen wegen wäre, und Mogok würde ein obskures Dorf mit nur wenigen Dutzenden von Einwohnern geblieben sein, wenn es in seiner Nachbarschaft keine Rubinen gegeben hätte. Jetzt freilich zählt es gegen 40000 Einwohner jedes Schlages und jeder Hautfarbe: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen Armenier, unvermischte Eingeborene und Juden. Mogok befindet sich so weitab von der gewöhnlichen Touristenstraße, daß wegen des schwierigen Durchzugs durch Birma nur wenige sich dorthin verirren, die nicht aus geschäftlichen Rücksichten dahin gezogen werden.

Der Ort liegt etwas nordöstlich von Mandalai, von dem es in der Luftlinie ungefähr 80 englische Meilen entfernt ist; man braucht drei Tage zu der Reise und muß unterwegs zwei Nächte in den Rasthäusern verbringen. Man kann den Orient nicht im „Sturmschritt" nehmen, wie wir das leider aus eigner Erfahrung kennen lernen sollten; da aber von Konkurrenz dort nicht viel die Rede sein kann, spielt die Zeit im Handelsverkehr mit dem trägen Orientalen keine sonderliche Rolle. Er ist die personifizierte Ruhe und verläßt sich zur Erzielung

seines Vorteils mehr auf Geriebenheit und Feilschen als auf die Alleinbeherrschung des Marktes. Wir nahmen daher die Sachen, wie sie lagen, und machten uns auf Ueberraschungen aller Art gefaßt, und daran sollte es uns auf unsrer Fahrt nach den Rubinenfeldern nicht fehlen.

Die Aussicht auf ungewöhnlichen Gewinn verlockt den Menschen überallhin, wo er ihn zu finden hofft. Einige gehen nach der Gluthitze Südafrikas der Diamanten wegen, andre nach dem eisigen Alaska des Goldes wegen. So zieht man auch nach Birma der Rubinen wegen. Denn der Rubin kommt unter den Edelsteinen gleich nach dem Diamanten und nimmt unter den farbigen Steinen, mit denen die Menschen sich zu schmücken lieben, die erste Stelle ein. Es ist daher nicht zu verwundern, daß viele nach dem Steine suchen, der ein naher Verwandter des Amethysts, des Saphirs und des Topases ist und der nicht selten den Diamanten an Wert übersteigt, da er der gesuchteste der Edelsteine des Orients ist. Ein fehlerloser Rubin von 5 Karat kann auf das Doppelte eines Diamanten von gleichem Gewicht zu stehen kommen, während ein zehnkarätiger Rubin wohl zehnmal so viel kostet und nicht unter 5000 Dollar zu haben ist.

Von Mandalay auf einem Irawadidampfer aufbrechend, hat der Reisende eine angenehme Fahrt den Strom herauf, da dieser zwischen Höhenzügen dahinfließt, die in der üppigen Vegetation der Tropenlandschaften prangen. Durch das dichte Laubwerk sind die weißen Turmfirste der Pagoden und die siebenstufigen Dächer der Tempelhallen zu gewahren, während rechts und links auf dem Strom mächtige Flöße oder Fischerboote mit feinmaschigen Netzen zu Tal treiben. Hier und da zeigt sich auch eines der „Laungo" genannten einheimischen Fahrzeuge, das ruhig der Strömung überlassen wird, während fast die gesamte Mannschaft im Schlafe liegt. Den Halteplatz für die Nacht finden wir bei einem kleinen Uferdorf, und es bietet die am Ufer der Ankunft des Dampfers harrende Menge einen hübschen Anblick dar. Unter den sich Herandrängenden fallen viele artig gekleidete Mädchen auf, die den Reisenden Obst zum Kaufe anbieten. Eine ganze Menge Aepfel, Birnen und Weintrauben kann man um weniger als eine Mark haben, und Feigen, Bananen und andre Früchte kosten nur wenige Pfennige. Der Dampfer fährt mit Tagesanbruch weiter und passiert die erste Stromenge, zur Frühstückszeit Thabeitkyan erreichend.

Während das Frühstück zubereitet wurde, nahmen



Eine primitive Mine zur Gewinnung der Rubinen



Eingeborene durchsuchen den Kies nach Rubinen

wir die Gelegenheit wahr, uns nach Ponys umzusehen, damit wir unsre Reise gleich fortsetzen könnten. Die Besitzer der Tiere waren Chinesen, und es hielt schwer, mit ihnen fertig zu werden. Doch wurden wir über den Preis einig, und als wir uns drei starke Tiere ausgesucht hatten, begaben wir uns zum Frühstück in das staatliche Rasthaus. Allein als wir aufbrechen wollten, gewahrten wir, daß der Pferdeverleiher uns anstatt der von uns ausgesuchten Tiere andre geschickt hatte. Die armseligen, schwachen Geschöpfe sahen so elend aus, daß wir sie um keinen Preis annehmen wollten, und wir suchten einen andern Stall auf. Als wir dort anlangten, fanden wir, daß schon über uns berichtet worden war, und der Besitzer wollte uns keine Ponys geben, und so ging es uns überall, wohin wir uns wandten.

Wir waren einfach boykottiert worden. Wir wandten uns an den Vertreter der Regierung, und dieser verschaffte uns binnen wenigen Minuten drei schöne Ponys von einem Mohammedaner. Als der Chinese das vernahm, kam er zu uns und bot uns Ponys und Maultiere zu ganz billigen Preisen an. Wir rächten uns jetzt und wiesen sein Angebot zurück. Es war eine Lehre für ihn, die hoffentlich ihre guten Früchte für diejenigen haben wird, die nach uns die Fahrt unternehmen wollen.

Zwischen diesem Ort und Mogok liegen drei bis vier Rasthäuser, doch kann man nirgendwo unterwegs Nahrungsmittel bekommen, weshalb man stets einen genügenden Vorrat von Konserven mitnehmen sollte. Die Straße ist ziemlich gut, doch sehr staubig. Sie steigt, bis man eine etwa 1500 Fuß über dem Meere gelegene Stelle erreicht. Um zu ihr zu gelangen, muß man viele Umwege an den Bergwänden machen, und auf diesen stellen sich oft jähe Abstürze in den Weg, die schwer zu passieren sind. Auch darf man von dem Wege nicht abirren, denn in den angrenzenden Wäldern gibt es eine Menge wilder und reißender Tiere, Tiger, Elefanten, Bären, Leoparden und Wildkatzen. Wir trafen tatsächlich unterwegs nicht weit von einem Dorfe auf einen toten Büffel, der erst kürzlich von einem Tiger angefallen worden war, und die Landeseingeborenen waren geschäftig, sich des übriggelassenen Fleisches zu bemächtigen, um es als willkommene Beute nach Hause zu tragen. Wir sahen auch, als wir uns etwas in das Gebüsch wandten, ein riesiges Elefantenweibchen mit seinem Jungen und fühlten uns doch ein wenig beklommen, bis wir an ihm vorüber waren. Es regte sich indes nicht und hielt nur das Auge fest auf uns gerichtet, solange es uns verfolgen konnte. Wir erachteten es darum für geboten, uns auf unsrer weiteren Fahrt und ebenso auf der Rückreise strikte an die Straße zu halten.

Als wir am dritten Tage vor Sonnenuntergang in Mogok anlangten, wurden wir reichlich für die Beschwerden und Mühen des Weges entschädigt. Die Stadt liegt sehr schön in ein Amphitheater lieblicher Anhöhen eingebettet. Die Abhänge mit den auf ihnen verstreuten Hütten und Tempeln und die reiche und üppige Vegetation verleihen dem Gesamtbilde einen fast märchenhaften Charakter. Aus der Bildung der Hochebene geht deutlich hervor, daß sie noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit unter Wasser gestanden hat. Jetzt ist sie vollständig trocken gelegt, und was einst ein

weites Flußbett war, ist jetzt Stadtgelände. Der Fluß ist abgelenkt worden, und seine Wassermenge wird durch einen tiefen Kanal abgeführt.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die ganze Stadt auf einem Rubinenfelde steht. Das kostbare Erdreich, das sie trägt, gehört einer kristallinischen Kalksteinformation an, die von zahlreichen edelsteinhaltigen Kiesadern durchzogen ist. Wenn man sich geradeaus in die Stadt wendet, kommt man zu offenen Plätzen, auf denen die Eingeborenen sich mit alten Schaufeln und andern Instrumenten abmühen, Erde aus der Rubinenschicht heraufzubefördern. Sie machen einen komischen Eindruck, wenn sie sich in den verschiedensten Stellungen bücken und ducken, wobei jeder Arbeiter unter einem mächtigen Strohhute, gegen den auch der größte Panama ein Kind ist, beinahe vollständig verschwindet. Dieser Hut ist übrigens etwas recht Praktisches, er schützt nicht nur vor dem Sonnenbrand, sondern dient auch als Behälter, in dem der Arbeiter nach beendetem Tagewerk sein Arbeitsgerät und das, was sein Mühen oder das Glück ihm beschert hat, heimträgt.

Alte Petroleumkannen, Säcke und Körbe sowie einige Bambusstangen machen das aus, was zum Betrieb der landesüblichen Rubinengrube gehört. Wenn das Rubinen führende Erdreich heraufbefördert ist, wird es nach einer Wäscherei gebracht, die etwas pomphaft den Namen einer Mühle führt. Es wird hier viel Geschicklichkeit entfaltet, und bemerkenswert ist namentlich die haushälterische Verwendung des Wassers, da die gewählte Ortslage es ermöglicht, dasselbe Quantum immer wieder zu benutzen. Mit denselben Schaufeln, die beim Graben verwendet werden, wird das abfließende Wasser zurückgedrängt, so daß es wieder in die Waschgrube gelangt. In einzelnen Fällen wird das Wasser meilenweit durch Röhren aus hohlen Bambusstäben herbeigeleitet. Die Waschmühle besteht aus einem runden Loch, in das der Rubinenschlamm gebracht wird; strömt das Wasser ein, dann rühren Männer die Mischung so lange um, bis nur noch reiner Sand und Steine zurückbleiben. Dieser Rückstand wird einer andern Reihe von Arbeitern überwiesen, welche die wertvollen Steine auslesen.

Die „Burma Mining Company“ hat von der Indischen Regierung ein Monopol erlangt, jedoch unter der Bedingung, daß sie allen Eingeborenen, die nach Rubinen graben wollen, Lizenzen gewähren muß. Infolgedessen gibt es reiche Eingeborene, die neben der großen europäischen Gesellschaft heute noch in der geschilderten primitiven Weise das Ausgraben betreiben. Die Gesellschaft beschäftigt einen Stab von etwa dreißig Europäern, von denen



Europäische Mühle zum Waschen des rubinhaltigen Sandes

keiner etwas von seiten der Landeseingeborenen zu befürchten hat.

Die Mühlen der Gesellschaft sondern die großen Steine aus dem Schlamm ab, und durch eine sinnreiche mechanische Vorrichtung werden die meisten der leichten und kleinen Steine nochmals ausgelesen, so daß allein die Rubinen, Granaten, Saphire und schweren Steine übrigbleiben, die nunmehr in einen besonderen Raum gelangen, in dem nur Europäer beschäftigt sind und in dem die sämtlichen großen Steine aussortiert und hinter Schloß und Riegel gebracht werden. Das Rohmaterial kommt dann wieder in einen besonderen Raum, in dem Eingeborene es nochmals durchsuchen und alle als wertvoll erachteten Steine aus ihm auslesen.

Nachdem dieses alles geschehen ist, wird der Rückstand an Unternehmer verkauft, die ihn nochmals durchsuchen lassen, um die wertvolleren Steine zu gewinnen, die in ihm zurückgeblieben sind. In der Regel findet man den Rückstand massenhaft um die Mühlen angehäuft, deren es verschiedene gibt. Unter diesem Rückstand gibt es eventuell noch die kleinen Steinchen, die an Uhrmacher und Uhrfabriken verkauft werden, und von denen das Hundert auf ungefähr 2 Mark zu stehen kommt. Infolgedessen kann man alle Tage Hunderte von Eingeborenen den Rückstand durchwühlen sehen, um diese winzigen Steinchen ausfindig zu machen.

Im Süden von Mogok liegt ein fruchtbares Tal und ein kleiner Flußlauf. Es ist ein reizender Fleck Erde. Die fernen Berge, die bewaldeten Hügel, die bestellten Felder und unten das Wasser sowie die Scharen der in alle Regenbogenfarben gekleideten Rubinensucher geben ein sehr malerisches Bild. Was uns aber am meisten bei diesen Landeskindern auffiel, war ihr außerordentlich gesittetes und anständiges Betragen. Sie schöpften sich aus dem kleinen Wasserlauf ihren Sandhaufen und ließen ihre Zinnbüchsen mit den gesammelten Steinen ruhig und unbesorgt bei ihren Sonnenschirmen und Hüten liegen; niemand rührte daran, und keiner drängte sich in das Arbeitsfeld des andern ein. Man kann unter sie treten, ihre Büchsen ergreifen und deren Inhalt durchmustern, ohne von dem Eigentümer einen Vorwurf oder auch nur ein unfreundliches Wort zu hören. Er wird einem vielleicht den Inhalt zum Kaufe anbieten, das ist aber auch alles. Rubinen werden augenscheinlich immer noch in großer Menge begehrt, und so suchen Tag für Tag Tausende emsig nach diesen roten Steinchen. Und nach allem, was man zu sehen bekommt, muß es eine lohnende Beschäftigung sein. Einmal wöchentlich werden die Rubinen öffentlich versteigert, wobei fast jede Nationalität vertreten ist, und die Nachfrage ist stets größer als das Angebot. Es findet auch täglich ein Rubinenmarkt statt, und es wechseln dabei Hunderte von Steinen ihre Eigentümer.



Ein Rubinenkönig mit seiner Familie

Die Tochter trug beim Photographieren Juwelen im Werte von 20000 Dollar



Ein Schwingerfest
Nach dem Gemälde von



m Berner Oberland
Charles Giron (Vevey)

Die Mutter

Von

Carl Busse

Zu Buddha, flehend: „Meister, weck ihn auf!“
Trug eine Mutter ihren toten Knaben.

Er nickte gütig. „So erbitte dir
Vorher ein Senfkorn. Jeder gibt es gern.
Doch darf es nur aus einem Hause stammen,
Darin nicht Vater oder Mutter starb,
Nicht Sohn noch Tochter, Diener oder Freund.“

Hoffnungsbeflügelt an Palast und Hütte
Klopfte die Frau: Das Senfkorn war bereit.
Doch wenn sie fragte: „Starb in diesem Hause
Sohn oder Tochter, Vater oder Mutter,
Freund oder Diener?“ sah sie jeder an
Und sprach verwundert: „Weib, was redest du?
Sind doch der Lebenden so wenig nur
Und viel der Toten!“
So von Tür zu Tür
Die gleiche Antwort. Müde ward ihr Fuß,
Sie selber still.
Sie ging den Weg zurück,
Nahm ihren Liebling aus des Meisters Armen,
Neigte sich tief und trug den toten Knaben
Gefaßten Herzens hin zum Flammengrab.

Ein Schwingerfest im Berner Oberland

(Zu dem Gemälde von Charles Giron, Einschaltbild zwischen S. 464 und 465)

Das große Gemälde des bekannten Schweizer Malers, das wir unsern Lesern in einer Nachbildung vorführen, gehörte zu den am meisten bewunderten Werken auf der diesjährigen internationalen Kunstausstellung in München. Es schildert das beliebteste der Schweizer Volksspiele, das Schwingen, eine Art von Ringkampf, der aber durch ganz bestimmte Gesetze und Regeln, die teilweise schon aus alter Zeit stammen, diszipliniert und geadelt wird. Charles Giron, der aus Genf stammt, also romanischen Ursprungs ist, gehört zu den bedeutendsten Talenten seines Heimatlandes. Seine künstlerischen Anschauungen skizziert er selbst in folgendem kurzen Essay, dessen temperamentvolle Sprache auch die Uebersetzung erkennen läßt und das unsre Leser gewiß interessieren dürfte:

„Ich gehöre zu den immer zahlreicher werdenden Menschen, die der Ansicht sind, daß der Impressionismus nur ein Mittel ist, aber niemals Zweck sein darf. Ich finde, daß ein Bild mit entschieden architektonischem Sinn, mit Verständnis für große Linien und ihren Rhythmus aufgebaut und komponiert werden muß. Ich glaube auch, daß das Bild nicht gleichsam durch farbige Prismen verflüchtigt werden darf, welche das Auge ebensowenig wahrnehmen kann als die Einzelbewegungen eines trabenden Pferdes. Ein Zusammenfassen ist unerläßlich! Luftschwingungen, schimmernde Farbflecken sogar können nur nebensächlich sein, wenn sie auch noch so fein beobachtet sind. Ein festes Gerüst ist notwendig. Ich brauche kaum noch die Eigenschaften zu erwähnen, die nur durch tiefe Kenntnis des Zeichnens erreicht werden können. Nichts Fesselnderes und Interessanteres als die physikalischen Experimente der Impressionisten, allein sie begingen den Fehler, die Resultate ihrer Untersuchung als das Endziel auszurufen, nach dem die ganze Kunst zu streben habe. Doch es bleibt das Porträt, dieser Prüfstein jedes wahren Malers, um die Unterschiede festzustellen; am Porträt zerschellen die Versuche der Nichtskönner. Von Manet kann hier nicht die Rede sein, der kein Impressionist war und der stets gewisse Traditionen hochgehalten hat. Im Grund genommen kennen wir aber kein einziges Beispiel eines schönen Porträts aus der impressionistischen Schule, und das ist bezeichnend. Einige mächtige Individualitäten ausgenommen, scheint mir die deutsche Kunst sich noch in dem großen Impressionismus verspätet zu haben. Während der Impressionismus in Paris ausgespielt hat, trifft man ihn noch in Deutschland, das sich übrigens auch bald von ihm emanzipieren dürfte. Die Gegenströmung, die zuerst in Paris ihren Ausdruck fand, wird, glaube ich, binnen drei oder vier Jahren sehr stark werden. Die Künstler und die darauf folgenden Kunstkritiker kehren zu den komponierten Werken, zu dem fest und logisch-architektonisch aufgebauten Bild mit seinen edeln, rhythmischen Linien, mit seinem Bestreben nach Schönheit zurück, das die Liebe zur Wahrheit nicht auszuschließen braucht.“



Villa Petraia bei Florenz

Die italienische Renaissancevilla

Von

W. Hörstel

(Hierzu zwanzig Abbildungen nach Aufnahmen von Fratelli Alinari, Lombardi, Mannelli und Noack)

Wenn Italien auch schon im Altertum ein Land der Städte war, so sind uns doch aus dem alten Rom manche Hymnen zum Lobe des Landlebens erhalten geblieben; und daß wir darin nicht den Ausdruck platonischer Liebe oder Stoßseufzer solcher zu sehen haben, denen in den Sommermonaten das städtische Pflaster zu heiß wurde, das beweisen uns die Reste der alten Römervillen. Dem Cicero zum Beispiel stand sein Tuskulum wie dem Bruder Studio Alt-Heidelberg „geschrieben ins Herz gleich einer Braut“; war er dort, schwieg alles Sehnen. Wie nach Geibels Schilderung des Tiberius „fürstlich Haus“ bei Kap Misenum, so hatte auch diese marmorgetäfelte tuskulanische Villa „Säulengänge, Mosaiken, Büsten“, und zwar griechische Skulpturen aus pentelischem Marmor. Und dann der Blick auf die Campagna mit dem flammenden Abendhimmel, auf das im Abendscheine weit hinaus erglänzende Meer und auf Rom, wo, oft betrogen, die geschäftige Welt sauste, wo brennender Ehrgeiz und Leidenschaften tobten, während in Tuskulums stillem, baumbeschattetem Frieden die Nachtigall schlug, das Wasser plätscherte, die Rose duftete. Ciceros Villa konnte sich an Pracht des Gebäudes und an Ausdehnung des Parks ebensowenig mit der des Lukull oder andrer Krösusse jener Zeit der untergehenden Republik messen wie die Villen dieser mit denen der Kaiser, zum Beispiel mit der etwa 70 Hektar einnehmenden prachtvollen Villa Hadrians bei Tivoli oder der Domitians, deren Flächenraum die Stadt Albano heute nicht einmal ganz zu bedecken vermag. Das freilich ist oft und mit Recht, u. a. auch von Viktor Hehn, gesagt worden, daß die Römer auf ihren Villen weniger den Umgang mit der Natur als in Gärten und Gebäuden und unter



Grotte im Boboli-Garten bei Florenz



Villa Poggio a Cajano bei Florenz

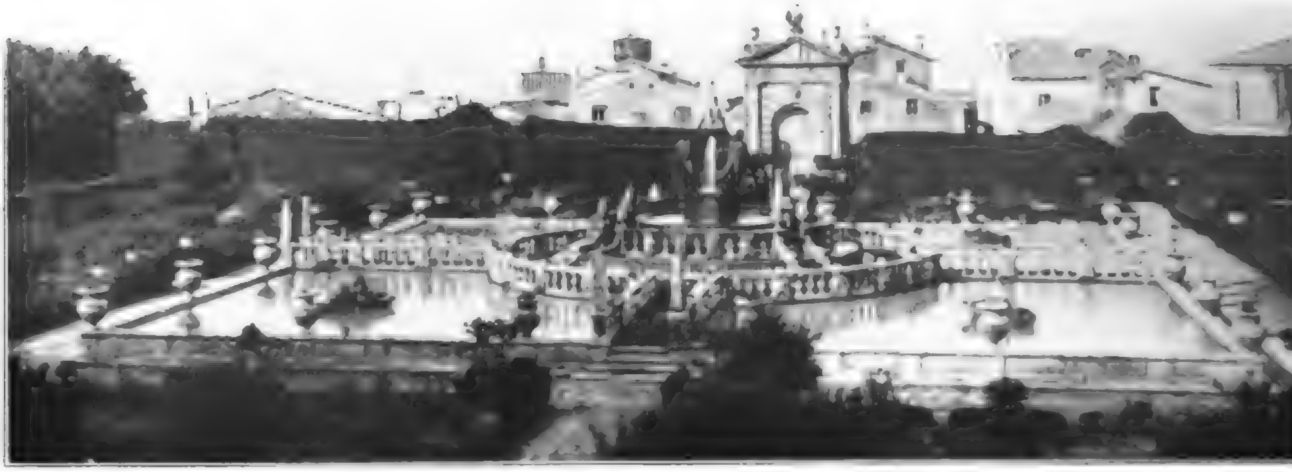
Sklaven den Genuß des gesteigerten Luxus und der ungestörten Selbstherrschaft suchten und sich der ländlichen Ruhe deswegen freuten, weil dort die Geschäfte der Stadt sie nicht verfolgten. Selbst Horaz preist Tibur hauptsächlich aus praktischen Gründen, wegen seines dichten Schattens, seines Wassers, seiner Fruchtbarkeit und der Freiheit vom ruhelosen Treiben Roms.

Als die Macht und Größe des kaiserlichen Rom sank und über Italien jahrhundertelang verheerende Völkerströme von Nord und Süd sich ergossen, wurden die Villen zu Trümmern, Dörfer und einzelne Gehöfte verschwanden, und während einst die Bewohner der Städte aus der Hitze und dem Volksgedränge aufs Land hinausgeflüchtet waren, suchten jetzt die Landleute eine Zuflucht in den Städten mit ihren festen Mauern. So sehen wir noch heute in weiten Strichen Unteritaliens und auf Sardinien und Sizilien meilenweit kein Dorf, sondern nur Städte, deren bäuerliche Bevölkerung vielfach morgens und abends einen Weg von mehreren Stunden nach und von dem Ackerfeld zurücklegt.

Aber die Liebe zum ländlichen Leben erlosch nicht in Italien, und früher als im übrigen Europa hatte man hier im Mittelalter ein Auge für die landschaftliche Schönheit, worauf vor andern Humboldt in seinem „Kosmos“ hin-



Hauptsaal der Villa Poggio a Cajano



Die große Fontäne im Park der Villa Bagnaia bei Viterbo

gewiesen hat. Lange bevor die van Eycks die Landschaft ihrer selbst wegen malten, haben gebildete Italiener sie mit verständnisvollem Auge gesehen und ihre Schönheit empfunden, wie Dante, Boccaccio und Petrarca beweisen. Letzterer unterscheidet klar zwischen malerischer Schönheit und praktischer Nutzbarkeit, indem zum Beispiel an der Riviera di Levante die Formen der Hügel sein Auge erfreuen, während er ihre Fruchtbarkeit bewundert, eine Unterscheidung, die dem Bewohner rauher Berggegenden noch heute fremd ist, der dem undankbaren Boden sein kärgliches Brot abringt und dem die fruchtbare Ebene schöner erscheint, weil sie den Fleiß reichlicher lohnt. Nur die harte Notwendigkeit hat ja auch seine Vorfahren in die Berge getrieben, und die sentimentale Naturbetrachtung liegt ihm genau so fern wie unsern Vorfahren im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, wo nicht das Hochgebirge, sondern die sonnige, fruchtbare Ebene als schön galt; und wenn wir heute die romantische Lage von Burgen und Burgruinen auf Bergeshöhen bewundern, so war doch für die Wahl dieser Bauplätze keineswegs die Absicht maßgebend, von dort oben aus im Naturgenuß zu schwelgen, sondern lediglich die Rücksicht auf die leichtere Verteidigung.



Hof der Platonischen Akademie in der Villa Medici in Careggi

Auch auf den Höhen von Florenz erhoben sich diese zinnengekrönten Burgen, aber in Italien war mit Ausnahme Piemonts der Adel schon im dreizehnten Jahrhundert fast durchweg aus den Felsenschlössern in die Städte herniedergestiegen, und die erstarkte Florentiner Republik hatte schon frühe zahlreiche Burgen geschleift, während andre den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen zum Opfer fielen, weshalb nur wenige Bergschlösser bei Florenz in leidlichem Zustande erhalten geblieben sind.

Als dann der Wohlstand und die öffentliche Sicherheit größer wurden, da zogen im Gegensatz zum Norden, wo der Adel auf Burgen, die Bürger das ganze Jahr in den Städten wohnten, die wohlhabenden Florentiner hinaus aufs Land, wo nun neben den Bauernhäusern auf dem Gute das stattliche Herrenhaus,



Villa di Castello bei Florenz

die Casa da Signore, entstand: ein Bau, der den doppelten Zweck zu erfüllen hatte, als Sommeraufenthalt für den Signore und als Zufluchtsort für Herren und Bauern in Zeiten der Gefahr zu dienen, und der daher ein ländliches Seitenstück zur städtischen Palastburg der Patrizier bildet. Starke Mauern, Zinnen, einen Turm oder deren mehrere übernahm die Casa da Signore zu diesem Zweck vom Felsenschloß, und Reste davon finden wir auch noch bei mancher der von Anfang an weniger derbe Linien aufweisenden Florentiner Renaissancevillen, teils weil wir in vielen nur Umbauten solcher Herrenhäuser vor uns haben, teils weil man sich gewöhnt hatte, den Turm als Tipferl auf dem i bei derartigen ländlichen Bauten anzusehen, die dann immer mehr ihre Bestimmung für den friedlichen Genuß des Landlebens auch äußerlich zum Ausdruck bringen.

Hatten schon im vierzehnten Jahrhundert die reichen Florentiner in stattlichen Landhäusern gewetteifert, so daß der Fremdling, wie Villani 1338 schreibt, schon mehrere Miglien vor den Toren der Stadt wähnen konnte, in Florenz angelangt zu sein, so brachte das kunstfrohe Zeitalter der Mediceer dem Villenbau den höchsten Aufschwung. Im „Trattato del governo della famiglia" heißt es: „Um Florenz liegen viele Villen in kristallheller Luft, in heiterer Landschaft, mit herrlicher Aussicht;



Villa Schifanoja bei Florenz, Schauplatz des Dekameron von Boccaccio

da ist wenig Nebel, kein verderblicher Wind; alles ist gut, auch das reine, gesunde Wasser. Von den zahllosen Bauten sind manche wie Fürstenpaläste, manche wie Schlösser anzuschauen, prachtvoll und kostbar," und daß die Florentiner zur Zeit der Frührenaissance ihre Villen nicht weniger liebten als Cicero einst sein Tuskulum, das geht aus dem Hymnus jenes Trattato zum Preise der Villa hervor: „Während jeder andre Besitz," so heißt es dort, „Arbeiten und Gefahren, Furcht und Reue mit sich bringt, gewährt die Villa großen und ehrenvollen Nutzen. Sie bleibt dir stets treu und hold; bewohnst du sie zur rechten Zeit und con amore, so wird sie dich nicht nur befriedigen, sondern Lohn auf Lohn dir häufen. Im Frühling erfüllt sie dich durch das Grün ihrer Bäume und den Vogelgesang mit Freude und Hoffnung, im Herbst gibt sie für geringe Mühe hundertfältige Frucht zurück, und das ganze Jahr hindurch duldet sie keine Schwermut. Sie ist der Sammelpunkt guter und braver Menschen. Hierher eile, um dem Stolz der Reichen und der Ehrlosigkeit der Schlechten zu entgehen! Glückliches Leben in der Villa, unbekanntes Glück!" „Glück im Winkel," würden wir sagen, aber freilich ein höheres, als die Großstadt es zu bieten vermag.



Villa di Santa Colomba bei Siena



Herkulesbrunnen im Park der Villa di Castello

Die Gesellschaft des Quattrocento scheute keine Kosten, wo es sich um den Kultus der Natur und um ländliche Genüsse handelte. Cosimo der Aeltere ließ bei Florenz eine Reihe von Bauten ausführen, deren fürstliche Pracht sein Ansehen und seine Volkstümlichkeit nicht wenig hob; und seine Lieblingsvilla Careggi war bereits eine Art von Fürstenschloß, als er, der reiche Kaufmann und vielseitig gebildete Mäcen der Künstler, Philosophen und Dichter, noch darauf beschränkt war, ein Fürst im Reiche des Geistes zu sein. In Careggi huldigte er, wie später Lorenzo der Prachtliebende in der Villa Bel Canto, seinem Plato und übertrug seine Verehrung des großen Denkers auch auf seine gelehrte Umgebung, ohne darüber jedoch die Pflege der italienischen Dichtkunst zu versäumen. Careggi ist ein von Michelozzo umgebautes „Herrenhaus" und verbindet daher den Burgcharakter des Mittelalters mit dem eines Landhauses der Frührenaissance: den ersteren bewahrt es in seinen Zinnen, den letzteren zeigt es in der freskengeschmückten doppelgeschossigen Loggia und dem inneren Hofe. Außer der Loggia, die der Florentiner Renaissancevilla im Gegensatz zum städtischen Palast etwas Einladendes, Freies gibt, ist die Architektur äußerst einfach, nur die Tür wird nach toskanischer Weise mit Quadern umrahmt und die Fenster stärker betont; dagegen zeigt das



Palazzo del Te bei Mantua

Innere die von den Florentiner Architekten entdeckte bequeme Raumeinteilung und eine reiche Dekoration. So auch die Villa Careggi, die Galeazzo 1459 als einen der schönsten Florentiner Wohnsitze preist, dessen Anlage und Gemächer er ebenso lobt wie die gutgepflegten Gärten, von deren Springbrunnen auch Vasari voll Anerkennung spricht. Hier starben Cosimo und Lorenzo. Von den Feinden der Medici teilweise durch Feuer zerstört, aber später wieder restauriert, ist die Villa heute im Besitz einer Familie, die nach Guido Caroccis Mitteilung etwa eine Million Lire auf sie verwendet haben soll.

Nicht alle Florentiner Renaissancevillen haben solch glückliches Geschick gehabt, wie eine Wanderung durch die Umgebung von Florenz zeigt.



Eingangshalle im Palazzo del Te

Manche sind zerstört, andre dienen als Bauernhäuser, und die gewaltigen Portale und die Wappen erzählen von vergangener Größe. Hier ist ein Laden in einer ehemaligen Hauskapelle eingerichtet, dort schauen halbverblichene Fresken auf aufgespeichertes Heu hernieder. Bei andern Villen ist infolge der späteren Um- und Anbauten die ursprüngliche Gestalt kaum noch zu erkennen. Das dürfte auch von der heute königlichen, im Erdgeschoß von einem Portikus umzogenen Villa Poggio a Cajano gelten, einem ehemaligen Kastell der Strozzi, das für Lorenzo den Prachtliebenden von Giuliano da San Gallo erweitert und verschönert und später häufig restauriert wurde. Auch dieses Landhaus ist ein großer Würfel mit der charakteristischen luftigen Loggia. Aus der Baugeschichte ist interessant, daß Lorenzo, als er das Modell des Meisters sah, die geplante kühne weitgeschwungene Tonnenwölbung des — später von Leo X. und Cosimo I. noch prächtiger dekorierten — großen Hauptsaals für unausführbar hielt und daß Giuliano dann in seinem eignen Hause eine ebensolche Wölbung ausführte, um die Bedenken des Bauherrn zu beseitigen. In dieser Villa starben Franz I. und seine Gemahlin Bianca Cappello, nach der Ueberlieferung des Volkes von Ferdinand von Medici vergiftet.

Noch berühmter aber als das Landhaus waren die großen Gärten, deren Anlage durch eine Wasserleitung ermöglicht wurde. Sie enthielten nicht nur die üblichen Laubbäume und geometrischen Blumenbeete, sondern auch Obstplantagen, Maulbeerbäume und bisher am Arnostrand unbekannte Pflanzen aus fernen Ländern, wie denn Lorenzo, der in Careggi eine reiche Sammlung seltener Bäume und Sträucher hatte, als der Schöpfer der botanischen Gärten bezeichnet worden ist; auch einen zoologischen Garten legte er in Poggio a Cajano an. Besonders prächtig waren seine Löwen, und als einer derselben von den andern zerrissen wurde, sah der Aberglaube jener Zeit darin ein böses Zeichen für den Besitzer. Auch von Giraffen hören wir, deren eine Lorenzo vom Sultan der Mamelucken als Geschenk erhalten hatte. Diese fremden Bäume und Tiere sind auch dadurch interessant, daß sie nun von den Malern zuweilen als Staffage benutzt werden. So sieht man im Sanktuarium von Saronno auf Luinis Anbetung der Könige und in der Brera auf Bellinis Predigt des heiligen Markus die Giraffe mit ihrem langen Halse.

Lorenzos Lieblingsschöpfung wurde nachgeahmt und noch überboten durch des neapolitanischen Kronprinzen Alfonso Villa Poggio reale bei Neapel, zu deren Anlage Giuliano da Majano berufen wurde. Von dem Landhause mit seinen Hallen können wir uns nach dem bei Serlio veröffentlichten Grundriß und von den Gärten nach den begeisterten Knüttelversen des Franzosen André de



Giulio Romanos Fresko vom Gigantensturz im Palazzo del Te



Villa Farnesina in Rom

la Vigne ein Bild machen, der nach meterlanger Aufzählung ihrer Sehenswürdigkeiten zu dem Schlusse kommt: „Es gibt nichts Aehnliches auf der Welt.“ Er besingt die Zierbauten, Brunnen, Grotten, Bäche, Marmorstatuen, den Blumenflor, besonders die Rosenfülle, den abgeschlossenen Fruchtgarten mit Oliven, Orangen, Granatäpfeln, Feigen, Datteln u. a. m., und ganz besonders die Rebenhügel, aus deren Trauben der Weiße sowohl wie der Rote und ein trefflicher Muskateller gekeltert wurde, ferner die Pflanzensammlung und das Geflügel, die Fasanerie und den Wildpark, die Weidetriften und Viehherden. Aus seiner Schilderung sehen wir deutlich, daß diese Villen der Frührenaissance Stätten des Genusses, aber zugleich auch landwirtschaftliche Musterbetriebe waren. Vexierwasser, wie sie noch heute in der Villa Pallavicini in Pegli anzutreffen sind, hatte man in den meisten Gärten; Alfonso, der derbe Späße liebte, verwendete sie auch in seinem Landhause, und zwar „nicht zu knapp“. Zum Eßsaal führten zehn Stufen vom Hofe hinunter, und er hatte deshalb eine so tiefe Lage, damit Alfonso ihn mit einem Druck seiner Hand mehrere Fuß unter Wasser setzen konnte. Hier fanden zuweilen Bankette statt, bei denen der Prinz seinen nichts ahnenden, fröhlich schwatzenden und schmausenden Gästen plötzlich ein Bad verabreichte, indem er den Saal in einen Teich verwandelte, dann überraschte er die kreischenden Damen und lachenden Herren zum zweiten Male, indem er ebenso schnell das Wasser wieder abließ, und zum dritten Male, indem er der Gesellschaft die schon bereit gehaltenen trockenen Kleider zur Verfügung stellte.

Noch eine Florentiner Villa, die zur Zeit der Frührenaissance einen Umbau erfuhr, muß ich erwähnen: die berühmte Schifanoja, in der Boccaccio mit Vorliebe geweilt haben soll und in die er den Aufenthalt seiner Erzähler und Erzählerinnen während des Pestjahres 1348 verlegt. Heute ist die Villa im Besitz des Earl of Crawford, der die alte Gasse, die unmittelbar neben dem Hause am Berghang hinaufführte, in seinen Besitz einbezog und statt ihrer eine bequeme, breitere Straße anlegte, die manchem der Leser bekannt sein dürfte.

Das Cinquecento bringt dann die volle Blüte des Villenbaues. Es handelt sich jetzt nicht mehr um ein bequemes Landhaus, nicht um einen verkleinerten und einladend gestalteten Stadtpalast in landschaftlich schöner Umgebung und ländlicher Ruhe inmitten eines Zier- und Nutzgartens, sondern um die luxuriös, ja raffiniert ausgestattete Vorstadtvilla, ein Lusthaus, zu dessen Schmuck Natur und Kunst ihr Höchstes beisteuern müssen und die besten Künstler gerade gut genug erscheinen. Dahin gehört die Vigna di Papa Giulio und die Villa Pia im Garten des Vatikans, dahin gehört die Villa Farnesina, eines der glücklichsten Bauwerke der Hochrenaissance, wegen ihrer Einfachheit, Eleganz und Harmonie von Vasari als cosa nata, non fatta, gleichsam als ein Naturprodukt, als etwas von selbst Entstandenes, nicht Gemachtes

bezeichnet. Quatremère nannte die Eleganz und Reinheit ihrer Profile attisch. Baldassare Peruzzi, der die lieblichen Hügel Sienas mit anmutigen Landhäusern schmückte, ist der Erbauer dieser graziösen Villa; ihren Weltruhm aber dankt sie Raffaels Fresken, obwohl sie auch ohne diese etwas in ihrer Art Vollkommenes ist. Die Decke der jetzt mit Fenstern geschlossenen Pfeilerhalle im Mittelbau ist bekanntlich mit den zwölf berühmten Illustrationen des im Olymp spielenden Teils von dem damals vielgelesenen Märchen des Apulejus von Amor und Psyche geschmückt. Zu diesen von Raffael entworfenen, von Giulio Romano und Francesco Penni ausgeführten Fresken malte Giovanni da Udine einen Rahmen von schönen Fruchtschnüren auf die abgerundeten Kanten der Gewölbe. Griechische Schönheit hat sich hier mit „umbrischer Reinheit“ und „florentinischer Grazie“ vereinigt, und keine Restauration hat diese heitere Schönheit und Anmut zu vernichten vermocht.

Eigenhändig ausgeführt hat Raffael im Nebensaal, der einst ebenfalls eine offene Loggia war, die berühmte Galatea auf der Muschel mit ihrem Gefolge von Tritonen, Nereiden und Liebesgöttern. Daneben malte Sebastiano del Piombo als dunkle Folie den schmachtenden Polyphem, dem die Liebe zu der in königlicher Schönheit in ihrem Purpurgewand dastehenden Galatea ins wilde Zyklopenblut schlug. Derselbe Künstler schmückte die Lünetten mit Illustrationen zu Ovids Metamorphosen, während die Deckenfresken ein Meisterwerk Peruzzis sind, der seinen symbolischen Darstellungen von Sternbildern eine scheinbar plastische Umrahmung gab, so daß man zunächst nicht Fresken, sondern Stukkatur zu sehen glaubt, eine Täuschung, der selbst Tizian anheimgefallen sein soll.

An Dekoration, die auf Täuschung berechnet ist, steht wohl das berühmte Lusthaus der Gonzaga, der Palazzo del Te bei Mantua, unübertroffen da: von außen ein einstöckiger, einen viereckigen Hof umziehender Bau mit Halbgeschoß und ernster dorischer Pilastergliederung, der durch obendrein imitierte Rustika seinen ländlichen Charakter ausdrücken soll, innen aber weist er eine Nachbildung des Vestibüls des Palazzo Farnese, eine prachtvolle, gegen den Garten offene Renaissancehalle und eine verschwenderisch über alle Räume ausgeschüttete Dekoration auf, die seinen Ruf begründete. Malerei und Plastik verbinden sich in der überraschendsten Weise, und Giulio Romano hat seine Absicht zu täuschen sowohl mit dem Sturz der Giganten wie mit seinen Pferden in der Sala dei Cavalli voll erreicht.

Die untere Halle der Villa Madama am Nordhang des Monte Mario bei Rom, wo die verschiedensten Gewölbearten auf das Glücklichste abwechseln, sind ebenfalls mit Stukkaturen und Fresken dekoriert, doch kamen hier auch Nischen für Statuen hinzu. Zu dieser Villa hat noch Raffael für den Kardinal Giulio de' Medici, den nachmaligen Papst Clemens VII., den Plan entworfen, der jedoch von Giulio Romano nicht vollständig ausgeführt wurde. Ihren Namen hat sie von Margarete, der Tochter Karls V., erhalten, in deren Besitz sie kam. Verschwunden sind die Statuen des Portikus und der Terrassennischen, gefällt die großen Bäume, welche die Wege beschatteten, und gelichtet sind die Schirmpinien, die einst den Hintergrund der herrlichen Villa bildeten; aber selbst in ihrem Verfall ist sie noch von bezaubernder Wirkung, und prachtvoll ist der Blick auf Rom, die Campagna und den diese überragenden, von Lord Byron¹ mit einer



Grottenbau und Kaskaden im Garten der Villa Aldobrandini in Frascati



Villa Aldobrandini in Frascati

sturmgepeitschten Sturzwelle verglichenen Soracte, auf das Albaner- und Sabinergebirge.

Von großem Einfluß wurde der Garten, weil hier dessen Anlage ganz dem Architekten überlassen blieb; wahrscheinlich geht er auf Raffael selbst zurück, der sich ja auch bei seinen Gemälden als Hintergrund, wie C. Gurlitt sagt, ideale Räume schafft, sei es durch eine großartige Architektur oder durch eine Landschaft von beruhigter Pracht. Aus seiner Schule ging der römische Park hervor. Jedenfalls hatten auch die Ziergärten der Frührenaissance ihre Beziehung zum Gebäude gehabt, sie hatten ein in rechtwinklige Felder geteiltes Blumenparterre, wie auch noch die Villa Medici in Rom, aber sie weisen doch eine größere Ungezwungenheit und ländlichen Charakter auf, und während in Deutschland beim Heidelberger Schloßgarten zum Beispiel nach C. Gurlitts treffender Bemerkung „das Terrassenwerk nur als notwendige Vorstufe zur Schaffung des Gartenteppichs erschien, wird er hier zum wesentlichsten Schmuck", denn nun werden die Gartenanlagen ganz und gar von dem Gebäude abhängig und wie dieses dem Architekten zugewiesen. An Berghängen, namentlich wo die Abstufung in ihr Recht trat, entstehen nun ganz symmetrische Anlagen von Terrassen, Balustraden und Treppen. Auch der Pflanzenwelt beginnt man die Flügel zu beschneiden, sie darf sich nicht mehr nach ihren eignen Gedanken entfalten, sondern muß sich ebenfalls nach dem Gebäude richten, wie Bandinelli 1551 schrieb: „Das Gemauerte muß Richtschnur sein für das Gepflanzte." Wie der Architekt der Hochrenaissance den einzelnen Baugliedern keine Individualität zugestand, sondern sie völlig der Gesamtidee unterordnete, so wenig konnte er sie den Pflanzen einräumen. Was dem einen recht, war dem andern billig. Daher nun der strengere Gartenstil mit seiner Symmetrie als höchstem Gesetz, dem sich jedes Glied: die Blumen wie die Bäume, das Wasser wie die Wege, die Treppen und Terrassen wie die Brunnen fügen müssen, daher Gartenpartien, die geradezu der Ausdruck architektonischer Gedanken sind. Die starre, ernste Baumvegetation des Südens kam dem Architekten dabei entgegen. Wie schön singt Mignon: „... die Myrte still und hoch der Lorbeer steht!" Das gilt von der ganzen südlichen Vegetation. „Hier rauscht das Laub nicht in verfließenden Umrissen, von Elfenstimmen durchflüstert, wie im Norden, sondern lederartig, undurchsichtig, unbewegt ruht es auf dem lichten Hintergrunde des Himmels. Ferne Orangengruppen, Lorbeerwände, immergrüne Eichen, Karroben, Myrtengebüsche blicken starr, als wären sie nichts Vegetatives, sondern aus Lava oder Basalt gemeißelt," sagt Victor Hehn treffend, und allbekannt ist der ganz und gar architektonische Bau der Pinie mit ihrer Kuppelwölbung und der schwärzlichen Obelisken der Zypresse. Dieser Vegetation brauchten daher die Architekten für ihre Zwecke keinen besonderen Zwang anzutun; sie verwerteten nur künstlerisch, was in der Natur dieser Pflanzen bereits vorgebildet liegt, wenn sie dieselben zum Ausdruck architektonischer Gedanken heranzogen.

Dazu wirkte das neu entdeckte Altertum mit. „Frühe schon schloß der italienische Garten," sagt Burckhardt, „ein doppeltes Bündnis mit den

römischen Altertümern: Skulpturfragmente und Inschriften, die für das Innere der Gebäude nicht als Schmuck gelten konnten, machten an Gartenmauern zwischen dem Grün eine große und, wie man wohl bald gefühlt haben wird, elegische Wirkung; auch an den Gartenfronten der Villengebäude wurden römische Reliefs oft in Mengen angebracht," — so an der schönen, heiteren Gartenfront der Villa Medici auf dem Pincio. „Sodann gewann man den baulichen Ruinen nicht nur ihre poetische Schönheit ab, sondern ahmte sie in Gärten nach. Ohne Zweifel gaben hierzu römische Gärten



Kaskaden im Garten der Villa Torlonia in Frascati

den Anlaß, die in echten Ruinen angelegt waren." So bezeichnet Vasari einen Brunnen der Villa Madama als treffliche Nachbildung eines damals entdeckten Neptuntempels, und von den bekannteren Gärten braucht nur an den Florentiner Boboligarten mit seinem von Eichenterrassen umgebenen Amphitheater erinnert zu werden.

Eine besondere Zierde der Gärten wurde seit der Mitte des Cinquecento das Wasser, das man freilich auch schon früher herangezogen hatte, dem aber nun in Verbindung mit Terrassen, Treppen, Statuen, mit der Architektur und Pflanzenwelt eine hervorragende Stellung eingeräumt wurde. Man denke nur an die Villa d'Este in Tivoli, die Villa Aldobrandini in Frascati und die Bagnaia bei Viterbo! Das Gebäude der ersteren ist reizlos und unvollendet, das Ganze verwahrlost, aber von einer großen Gesamtwirkung, weil das zur Villa mit ihrer graziösen Veranda emporsteigende Terrain zur Anlage von Terrassen und Wasserkünsten benutzt ist und weil die „feierliche Pracht des Pflanzenwuchses" sich harmonisch damit verbindet. Vor den gewaltigen Schirmpinien und Steineichen, ganz besonders aber vor dem ehrwürdigen Kreise mehr als dreihundertjähriger Zypressen neben dem breiten Wasserbecken unten im Garten steht der Beschauer mit derselben Bewunderung wie Goethe bei seinem Eintritt in Italien vor den ebenso alten des Giardino Giusti bei Verona. Werfen wir noch einen Blick von der den Garten hoch überragenden dritten Terrasse auf die Campagna und statten wir dann der Villa Aldobrandini einen Besuch ab. Auch hier ist es nicht das Haus, sondern die gleichfalls in strengerem Stil gehaltenen Gartenanlagen, die uns fesseln. Aus altem Mauerwerk auf der Höhe des Hügels ließ Olivieri einen breiten Wasserfall sich ergießen und die Wasser über Terrassen mit reichem architektonischen Schmuck und über Felsen herniederfluten. Der obere Anfang dieser „treppenartigen Kaskaden" wird durch zwei Säulen „markiert", aus denen Wasserstrahlen emporsteigen. „So ist die Natur," wie Cornelius Gurlitt sagt, „durch eine den zufälligen Gebilden sich nähernde und dabei trefflich vermittelnde Architektur über ein weites Terrain in Beziehung zur Villa gebracht, der Berg architektonisch gegliedert und dem baulichen Gedanken der Anlage eingeordnet, sind die unruhigen Kräfte des Wassers durch die Strenge architektonischer Linien in Fesseln geschlagen und ist dagegen dem dunkeln üppigen Laubwerk wie der malerisch gruppierten Plastik die Rolle des Vermittlers zwischen der scharfen Teilung der Bauglieder und dem reichen Fluß der Wassersprudel zugewiesen." Zu ähnlicher Wirkung verbinden sich die Wasserschleier und die Architektur unter anderm in der Villa Lante bei Bagnaia, die mit ihren Säulen und ihrer Fassade schon manchen an Palladio erinnert hat, von dem Goethe sagte: „Er ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen."

Goethe bewunderte, wie dieser Stern Vicenzas der Schwierigkeit Herr ward, Säulen in der bürgerlichen Baukunst zu verwenden, sie mit Mauern zu verbinden. „Wie er das untereinander gearbeitet hat, wie er durch die Gegenwart seiner Werke imponiert und vergessen macht, daß er nur überredet! Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig wie die Form des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert." Er besuchte auch



Die von Palladio erbaute Villa Rotonda bei Vicenza

Palladios berühmte Villa bei Vicenza, die Rotonda, ein viereckiges Gebäude, das einen runden Kuppelsaal mit Oberlicht in sich schließt.

Von allen vier Seiten steigt man auf breiten Treppen hinauf und gelangt jedesmal in eine von sechs Säulen gebildete Vorhalle, die mit den Treppen einen größeren Raum einnehmen als das Haus selbst. „Jede einzelne Seite würde als Ansicht eines Tempels befriedigen. Inwendig kann man es wohnbar, aber nicht wohnlich nennen. Der Saal ist von den schönsten Proportionen, die Zimmer auch: aber zu den Bedürfnissen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würde sie kaum hinreichen," schreibt Goethe; dazu war sie aber auch nicht bestimmt, denn sie war kein eigentliches Landhaus zum Sommeraufenthalt, sondern eine Vorstadtvilla, ein Ausflugsziel zu flüchtigem Weilen. „Dafür sieht man es auch in der ganzen Gegend von allen Seiten sich auf das herrlichste darstellen," fährt Goethe fort und preist die Aussicht von dem auf einer „angenehmen Höhe" liegenden „Prachthause". Sie ist auch in der Tat



Säulengang am Palazzo Doria zu Genua

herrlich. Palladio selbst nannte die Lage seiner Rotonda eine der anmutigsten und lieblichsten, die man finden könne, auf einem bequem zugänglichen Hügel, auf einer Seite gebadet von dem schiffbaren Bacchiglione, auf der andern umgeben von einem großen Amphitheater reichkultivierter Fruchtgärten und Rebenhügel; und weil man nach allen Seiten die schönsten Aussichten genieße, sie teils beschränkt, teils freier, teils durch den Horizont begrenzt sei, habe er auf allen vier Seiten Loggien angebracht. So nahm der klassische Architekt der Hochrenaissance auf die Lage Rücksicht, und so entstand unter dem großen Eindruck des Pantheon die kuppelgekrönte Rotonda mit säulengetragenen Giebelvorhallen: ein tempelähnlicher Prachtbau.

Die Florentiner Villen des Cinquecento unterscheiden sich von den gleichzeitigen römischen durch den weniger strengen Gartenstil, denn wenn auch Tribolo die Gärten der von Lorenzo gekauften und von Cosimo I. erweiterten Villa di Castello und Buontalenti die der Villa Petraia und der Villa di Pratolino anlegte, so hatten sie sich doch den Wünschen und Launen der Medici zu fügen. Castellos Ruf begründeten die Grotten, Statuen, Wasserscherze und Brunnen, von denen der mit einer Statue Ammanatis geschmückte Herkulesbrunnen der bekannteste ist, wie aus der Petraia Tribolos Brunnen mit Giambolognas Bronzestatue der Badenden. Beide Villen mit ihren Prachtgärten sind heute königlich, und Victor Emanuel II. ließ 1874 die Petraia restaurieren. Mit prachtvollen Kunstwerken schmückten die Medici alle ihre Villen, eins der schönsten befindet sich heute in Florenz: Verrocchios Putto mit dem Delphin im Hofe des Palazzo Vecchio. Nicht für den düsteren Palast, sondern für die Villa Careggi hatte ihn Lorenzo bestellt, aber so ist dieses herrliche Werk doch leichter zugänglich. Der berühmteste Garten war aber doch der von Pratolino, wo Buontalenti im Auftrag Franz I. für dessen Gemahlin Bianca Cappello das Landhaus mit einem Park zu umgeben hatte, bei dem alle Schönheit der Natur sich mit den genialsten Schöpfungen des menschlichen Geistes verbinden sollte. Er höhlte nun vor der Villa unter einer Wiese eine Anzahl Grotten aus, die er mit Perlmutter, Kristall und Marmor schmückte und miteinander in Verbindung setzte. Außer dem Labyrinth waren besonders die Wasserfälle und Wasserscherze von Pratolino berühmt. Ueber einem der Weiher thront Giambolognas Kolossalstatue des Apennin, und der köstlichste Zierbau war ein Tempel in einem Hain mit Bleikuppel und säulengetragenem Portikus. Der verfallenen Pracht erbarmte sich vor einigen Jahrzehnten Fürst Paul Demidoff.

Bei den Genueser Villen, von denen die schönsten auf den Peruginer Galeazzo Alessi zurückgehen, der das am Berghang aufsteigende Grundstück immer durch Aufmauerung künstlerisch ordnet und in strenge Beziehung zu seinem Bau bringt, sind die Innenräume nicht wie bei den Palästen in der Stadt um einen Hallenhof gruppiert, sondern sie bilden ein geschlossenes Ganzes, aber auch diese Villen zeugen dem an kleinere Raumverhältnisse gewöhnten Auge des Nordländers von dem monumentalen Sinn der Genuesen. Die Eintrittshalle im Mittelbau, zu der gewöhnlich eine Freitreppe hinaufführt, hat nämlich eine Höhe von 8 bis 9 Metern, und der Hauptsaal im Obergeschoß zuweilen gar von 12½ Metern, ist also nicht viel niedriger als in den Stadtpalästen. Seine Gewölbe und Wände sind mit Fresken geschmückt, die reichste Dekoration weist aber gewöhnlich die nach der Gartenseite sich öffnende Loggia auf. Am schönsten wohl ist der Palazzo Doria am Hafen, der richtiger eine Villa heißen sollte, dekoriert, und kein Geringerer hat ihn für den alten Andrea geschmückt als Raffaels Schüler Perin del Vaga.

Weise

Von

Agnes Harder

Nun hab' ich nur noch einen Wunsch im Leben. —
Gleich einer Kerze will ich selbst mich geben,
Die dem Marienbilde du geweiht,
Daß von dir falle deiner Seele Leid.
Da brennt sie vor der Jungfrau Angesichte
In der Kapelle sanftem Dämmerlichte,
Wo all die frommen Totenkränze rauschen
Und goldne Engel am Altare lauschen.
Du aber kniest und betest um dein Glück,
Das Haupt geneigt, die Seele voll Verlangen.

Und ich verzehre mich in Glut und Bangen
Um dich, den meine Seele so geliebt,
Daß sie sich selbst zum Totenopfer gibt,
Damit Mariens Blick sich zu dir wende,
Und Segen träuft auf deine lieben Hände!



Villa d'Este in Tivoli

Der Welthandel

Von

W. Morgenroth

Die politisch-geographische Aufteilung der Welt ist heute so gut wie beendet. Von fast allen Länderstrecken haben die Mächte der Erde Besitz ergriffen, und nur gewaltsam, durch rohen Zwang des Stärkeren oder unter blutigen Kämpfen kann an den Grenzen ihrer territorialen Machtgebiete gerüttelt werden. Dieser ersten Teilung der Welt folgt aber eine zweite, nicht minder bedeutsame auf rein wirtschaftlichem Gebiete, um die sich gegenwärtig die Machtbestrebungen aller Staaten in der Hauptsache drehen und die in Zukunft noch weit mehr als heute den internationalen Wettstreit der Völker ausfüllen wird. Ihr Zweck ist nicht mehr die Gewinnung von Land, sondern die Erlangung eines möglichst großen Anteils an den Wirtschaftsgütern und Reichtümern der Erde, und als Hauptmittel in diesem modernen Kampfe dient keine kriegerische Besitznahme, sondern die friedliche Eroberung der Absatzmärkte der Welt durch den internationalen Handel. Still und unmerklich vollzieht sich der niemals endende Streit darum, welcher der wirtschaftlichen und kaufmännischen Tüchtigkeit eines Volkes immer neuen Raum zur Betätigung und zur Ueberflügelung des fremden Wettbewerbs bietet, nun schon seit Jahrzehnten; aber von Jahr zu Jahr entbrennt er heftiger. Die Regierungen aller Länder wenden heute ihre Politik mehr und mehr der Sicherung der alten oder der Gewinnung neuer Märkte für ihren Außenhandel zu und suchen ihn auf jede Weise durch Schutzzölle, Handelsverträge, Konsulate, Handelskammern und so weiter zu fördern; selbst das von jeher freihändlerische England strebt dahin, sich auf diesem Wege wie alle andern Länder vor ihm zum Schutzzollstaate zu entwickeln.

Den geeignetsten Maßstab, um ein Urteil über den bisherigen Verlauf dieses wirtschaftlichen Wettbewerbs der Völker zu erlangen, findet man in den Aufzeichnungen über den Umfang des Welthandels, über die Wirtschaftsgüter und Warenmengen, welche die Völker fortgesetzt untereinander austauschen. Die dadurch vermittelten Wertumsätze sind heute bereits auf eine enorme Höhe gestiegen. Sie repräsentieren schon jetzt die gewaltige Summe von nahezu 100 Milliarden Mark jährlich, während sie für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf nur 6, für die Mitte auf kaum 17 Milliarden Mark zu schätzen sind. Der Wert der wirklich im Welthandel zirkulierenden Güter ist allerdings nur auf 40 bis 50 Milliarden Mark jährlich zu veranschlagen, d. h. auf etwas weniger als die Hälfte der vorher genannten Gesamtsumme der Ein- und Ausfuhren aller Länder, die man als „Welthandel" bezeichnet und in denen also jede Ware mindestens zweimal, nämlich als die Ausfuhr des einen und als die Einfuhr des andern Landes, teilweise auch noch häufiger gezählt wird.

Zwei Ursachen sind es in der Hauptsache gewesen, die den internationalen Güterverkehr auf diese gewaltige Höhe gebracht haben. Sie ist einerseits dadurch erreicht worden, daß der Welthandel sich nicht mehr wie früher auf einzelne Nationen oder auf gewisse abgegrenzte Gebiete beschränkt, daß er vielmehr fast alle Völker nach und nach in sich einbezogen, durch alle Kontinente, über Wüsten und Meere tausend Brücken geschlagen, Tausende von Handelsstraßen erschlossen hat und so heute die ganze Erdoberfläche umspannt. Ein zweiter Grund liegt darin, daß neuerdings auch Massengüter in riesigen Mengen in den Weltverkehr einbezogen worden sind. Während sich in älteren Zeiten der internationale Handel fast lediglich auf Kostbarkeiten und feinere Genußmittel, Gewürze, Seide u. s. w. beschränkte, deren Konsum sich nur die vermögenden Klassen leisten konnten, werden heute wichtige Bedarfsartikel der breiten Volksmassen und des täglichen Gebrauchs im Weltverkehr gehandelt. Zur Nahrung und Kleidung einer Arbeiterfamilie steuern z. B. fast alle Länder der Erde heute bei; Rußland oder Argentinien liefern den Weizen, Indien Reis und Gewürze, Brasilien Kaffee, die Vereinigten Staaten oder China Baumwolle, Australien Wolle, Südamerika Schuhleder und so weiter.

Die Entwicklung des Welthandels wird für die letzten Jahrzehnte, in denen sie besonders rasch war, durch die nachstehende Tabelle noch näher veranschaulicht:

Die Entwicklung des Welthandels seit 1860.

Jahr	Milliarden Mark	Jahr	Milliarden Mark
1860	29,0	1888	64,3
1869/70	46,8	1889	69,0
1872/73	57,8	1890	71,2
1874/75	54,8	1891	73,1
1876	55,8	1892	69,4
1877	55,7	1893	68,8
1878	57,4	1894	68,3
1879	58,5	1895	71,5
1880	63,8	1896	74,3
1881	64,4	1897	77,0
1882	67,1	1898	81,8
1883	67,9	1899	87,9
1884	65,1	1900	92,7
1885	59,7	1901	92,3
1886	59,6	1902	95,1
1887	61,6		

Die Aufwärtsbewegung des Welthandels ist hiernach trotz ihrer Schnelligkeit durchaus nicht immer gleichmäßig und stetig vor sich gegangen, sondern sie ist, wie die Weltwirtschaft überhaupt, durch zahlreiche Rückschläge oder Perioden des wirtschaftlichen Stillstandes öfter unterbrochen worden, so nach dem wirtschaftlichen Krach von 1873, in der Mitte der achtziger sowie zu Anfang und nach Schluß der neunziger Jahre. Um so deutlicher kommen in dem wellenförmigen, ruckweisen Ansteigen des Welthandels



Kriegsgeschichten

Nach dem Gemälde von Albert J. Franke (München)

die Perioden des wirtschaftlichen Aufschwunges zu Anfang der siebziger Jahre, zu Beginn und in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre sowie die beispiellose wirtschaftliche Aufwärtsbewegung von 1895 bis 1900, die fast über die ganze Erde ging und an der fast alle Völker teilnahmen, zum Ausdruck. In der Regel fallen die rückschrittlichen oder aufsteigenden Entwicklungsphasen im Welthandel — wie aus dem Gesagten hervorgeht — mit entsprechenden Konjunkturen in den wichtigeren nationalen Einzelwirtschaften zusammen. Die internationalen Beziehungen der Völker untereinander sind eben schon so enge geworden, daß eine starke Krisis in einem Lande die meisten andern Staaten mit beeinflußt.

Fragt man weiter nach der Anteilnahme der wichtigeren Länder an den Umsätzen des Weltmarktes und an ihrer Steigerung, so ergibt sich, daß auch heute noch Europa den Mittelpunkt des Welthandels bildet; auf die europäischen Staaten, in denen seine Hauptströme zusammenlaufen, entfallen ungefähr zwei Drittel des ganzen internationalen Handels. Immerhin ist der Schwerpunkt des Welthandels nicht mehr so sehr wie früher auf das kleine Europa konzentriert, sondern es bilden sich in neuerer Zeit auch in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Australien, Ostasien und Südafrika neue Mittelpunkte von Welthandelsbeziehungen mit rasch wachsender Bedeutung. Als wichtigste Handelsländer, welche die größten Werte im Welthandel umsetzen, erscheinen Großbritannien, Deutschland, die Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich, die Niederlande, Rußland, Belgien, Oesterreich-Ungarn, die Schweiz, Britisch-Indien, Australien, China und Japan. Die übrigen Länder spielen eine verhältnismäßig weniger bedeutende Rolle.

Die vier größten Konkurrenten auf dem Weltmarkte waren am gesamten Warenverkehr der Erde mit folgenden Beträgen beteiligt:

	Warenumsätze in Ein- und Ausfuhr Milliarden Mark		Prozentanteil jedes Staates am Welthandel	
	1882	1902	1882	1902
Deutschland . . .	6,8	10,9	10,3	11,5
Frankreich . . .	6,8	9,0	11,0	9,5
Großbritannien .	12,0	17,9	19,7	18,8
Ver. St. v. Amerika	6,1	9,6	9,9	10,1
Welthandel . . .	67,1	95,1	100	100

Bei Betrachtung des Anteils dieser vier Großmächte am Welthandel, der durch die nebenstehende graphische Darstellung noch verdeutlicht wird, fällt vor allem das Uebergewicht Großbritanniens ins Auge. An dem gesamten Welthandel, der sich für 1902 auf 95,1 Milliarden Mark bewerten läßt, ist es mit rund 17,9 Milliarden Mark oder 18,8 Prozent beteiligt. Noch bedeutender erscheint seine Weltmachtstellung, wenn man den Handel der Kolonien zu dem des Mutterlandes hinzufügt; wohl ein Drittel alles Handels würde dann in englischen Händen liegen. Freilich ist es etwas zu weit gegangen, den ganzen Handel der Kolonien dem Mutterlande zugute zu rechnen, weil zum Beispiel Kanada, Australien doch in vieler Hinsicht noch selbständige Wirtschaftsgebiete darstellen; immerhin gewinnt die Frage gerade jetzt große Bedeutung, da England unter dem Einfluß seiner imperialistischen Parteien einen engen zollpolitischen Zusammenschluß mit seinen Kolonien anstrebt, um die weiten Gebiete seines Weltreiches gegen die fremde Konkurrenz, besonders den erfolgreichen deutschen Handel, abzuschließen. In der Tat ist auch der Anteil Englands am Güterverkehr der Erde in den letzten Jahrzehnten merklich zugunsten jüngerer Handelsmächte zurückgegangen. Ebenso ist die Stellung Frankreichs im internationalen Handel eine ungünstigere geworden. Dagegen ist es dem energischen industriellen Wettbewerb Deutschlands gelungen, erfolgreich auf dem Weltmarkte vorzudringen und die fremden Waren an vielen Stellen desselben zu verdrängen. Das Deutsche Reich ist infolgedessen jetzt nächst Großbritannien der größte Welthandelsstaat, sein Außenhandel hat die gewaltige Höhe von 11 Milliarden Mark erreicht, während es zu Beginn der achtziger Jahre hierin noch von Frankreich übertroffen wurde. Rasch wachsenden Anteil nehmen auch die Vereinigten Staaten von Amerika am Welthandel, die durch die reichen Hilfskräfte ihres Wirtschaftsgebietes erhebliche Vorteile vor den andern Staaten beim internationalen Wettbewerb voraus haben und die unter Beobachtung eines einseitigen, die fremde Einfuhr möglichst beschränkenden Schutzzollsystems namentlich ihre Ausfuhr in starkem Maße steigerten.

Auf die Art des internationalen Güteraustausches zwischen den einzelnen Völkern kann hier nicht näher eingegangen werden. Ganz allgemein läßt sie sich dahin kennzeichnen, daß die Agrarstaaten und Länder der Urproduktion (zum Beispiel Rußland, Oesterreich-Ungarn) vorzüglich Getreide oder Roh- und Hilfsstoffe der Industrie, teils auch Halbfabrikate ausführen und dagegen Fabrikate der Industrieländer eintauschen, während die Staaten mit vorwiegend industrieller Bevölkerung durch die Ausfuhr von Industrieartikeln die Lebensmittel und Rohstoffe bezahlen, die ihre eigne Wirtschaft nicht hervorbringt und die sie deshalb von andern Völkern beziehen müssen. Zu den letzteren Staaten gehört nächst England heute vor allem auch Deutschland. Durch die überaus schnelle Vermehrung seiner Bevölkerung, die im letzten Jahre sogar einen Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle von rund 900000 Menschen zeigte, wird es gezwungen, seine Absatzgebiete zu vergrößern und immer wieder zu vergrößern, wenn nicht Millionen seiner Bewohner zur Auswanderung genötigt oder in eine schlechtere Lebenshaltung gedrängt werden sollen und wenn es nicht seinen Wohlstand und seine wirtschaftliche Machtstellung, die zum größeren Teil bereits auf Industrie und Handel basiert sind, auf immer verlieren will. Denn ein großer Teil seines stetigen Bevölkerungszuwachses kann im Lande selbst nur durch die Exportindustrien oder durch den Handel beschäftigt und ernährt werden. Die erfolgreiche Teilnahme Deutschlands am Welthandel ist deshalb zu einer Lebensfrage für eine große Zahl seiner Bevölkerung geworden. Möge es ihm auch in Zukunft gelingen, sich seinen Platz im internationalen Handel voll und ganz zu erkämpfen und, nachdem es bei der territorialen Vergebung der Welt zu spät gekommen und fast leer ausgegangen ist, sich wenigstens bei ihrer wirtschaftlichen Teilung dauernd seinen Anteil zu sichern!



Modernes Festkleid

Künstlerische Gewänder

Von

Julie Landgraf

(Hierzu sechs Abbildungen nach Entwürfen von Hella Lang-Finkbein)

Es ist in letzter Zeit mehrfach behauptet worden, in der Reformbewegung auf dem Gebiet der Frauenkleidung sei ein Stillstand eingetreten, und diejenigen, welche die Wiedergeburt natürlicher, gesunder Schönheit mit Freude begrüßten, sehen mit Bedauern, wie hier und da der Stil, oder richtiger gesagt, die Stillosigkeit des ancien régime verlorenes Gebiet zurückerobert. Aber die Autoritäten, die den Stand der Bewegung genau überblicken, sind voller Hoffnung für gedeihliche Weiterentwicklung. Sie erklären, daß die große Modewelle, die vor einigen Jahren das Reformgewand als „letzte Neuheit" emportrug, allerdings im Verebben sei, daß manche von denen, die damals „die Mode mitgemacht", heute schon wieder andern Gesetzen der launischen Herrin sich beugen, aber die Gemeinde der Ueberzeugten sei noch vollzählig beieinander und langsam, aber stetig im Wachsen begriffen. Der Ueberzeugten — das soll heißen derjenigen, denen die Augen zur Erkenntnis des so lange verloren gewesenen Schönheitsideals des menschlichen Körpers wieder aufgegangen, deren Bewußtsein von der Logik der Dinge — dem Urgrunde alles Schönheitsempfindens — so stark entwickelt ist, daß alle andern Erwägungen davor zurücktreten.

Daß die Mode plötzlich von den vorher mißachteten und ignorierten Reformbestrebungen Notiz nahm, hatte seinen Grund darin, daß mit dem Beginn des Jahrhunderts die neue Renaissance, die vordem das Haus und das Gerät nach wieder-

gewonnenen Schönheitsbegriffen umformte, nun auch des Kleides zu gedenken begann, daß Künstler, deren Namen guten Klang hatten, für die neue Tracht eintraten und man daran ging, „künstlerische" Gewänder zu schaffen.

Was vordem an Reformkleidern gesehen worden, hatte vielfach den Arzt, der gegen den Schnürpanzer polemisierte, zum geistigen Urheber, und das Nützlichkeitsprinzip stand ausschließlich im Vordergrunde. Deshalb war auch das, was von vorurteilslosen Trägerinnen des neuen Gedankens vorgeführt wurde, allerdings sehr hygienisch, aber nicht immer schön. Von den Eindrücken, die jene ersten tastenden Versuche erweckten, stammen noch manche der abfälligen Kritiken, die man zu hören bekommt. Seitdem ist die Bewegung in sich manchem Wandel unterworfen gewesen. Auch den Künstlern wollte nicht gleich der große Wurf gelingen. Ein jeder schaffte naturgemäß seiner Individualität entsprechend. Van der Velde schmückte seine Schöpfungen mit den wundervollen neuartigen Ornamenten, die für ihn charakteristisch sind. Er suchte das Schöne im Organischen, und wie an seinen Kunstmöbeln das Gefüge deutlich hervortritt, so wünschte er am Gewande das Hervorheben der Nähte als ein Erfordernis wahrer, logischer Schönheit. Er übersah dabei das wichtige Moment eines organischen Zusammenhanges zwischen dem Körper und seiner Hülle und ließ das Gewand unter der Brust lose und faltig, den Körper verhüllend, herabfallen. Das war ein Hindernis für die Popularität. Konnte man es hübschen, graziösen Frauen verdenken, daß sie solch klösterlichem Gewande nicht bedingungslos ihre Sympathien zuwandten? Alfred Mohrbutter läßt in den Gewändern, die er schafft, Farbensymphonien erglühen. Er folgt auch den Linien des Körpers, aber es ist nicht das neugewonnene Schönheitsideal, das diese Linien zeichnen, sondern seinen Gestalten haftet etwas an von dem traditionellen Schick, wie wir ihn aus Modejournalen kennen, und die Radikalen erheben Anklage wider ihn, daß er nicht gleich ihnen die Korsettfigur unbedingt verpönt. Wie viele Künstler mit mehr oder weniger Glück ihr Können an die Förderung der neuen Tracht setzen, davon geben Reformkleiderausstellungen beredtes Zeugnis.

Wie ein Wegweiser zu neuen Bahnen erschien Schultze-Naumburgs vielgelesenes Buch „Ueber die



Besuchskleid aus grünem Tuch



Rückansicht des Hauskleides

Kultur des weiblichen Körpers". Mag auch schon andern das Schönheitsideal, das er aufstellt, vorgeschwebt haben, jedenfalls gebührt ihm das Verdienst, Formeln dafür zu geben, den Grundstock, auf dem schaffende Künstler weiterzubauen vermögen.

Auf dem Wege, den er nur zeigt, da er, wie er selbst sagt, nichts Vorbildliches zu geben imstande, schreitet mit großem Erfolg eine junge Künstlerin, Yella Lang-Finkbein, deren Schöpfungen in den letzten Jahren viel bewundert wurden. Unsre Abbildungen geben einige der schönsten wieder. Der ganze Zauber schlichter, harmonischer, an Klassizität gemahnender Schönheit ist darüber ausgegossen, der Ausdruck vornehmer künstlerischer Eigenart, auch im Ornament, das nirgends zwecklos erscheint, sondern wie selbstverständlich dem Ganzen sich einfügt. Hier ist das Gewand nicht ein Organismus für sich, der entstellt oder verhüllt, was darunter ist, organisch baut es sich auf den natürlichen, unverkünstelten Linien des Körpers auf, mit diesem ein harmonisches Ganze bildend. Wie wundervoll wirkt das Festkleid in allen seinen Linien! In weicher, lilagrauer Seide fließt es herab; an das Leibchen aus lila Samt, das einen kräftigeren Ton gibt, schließen sich wieder faltig wallende Aermel vom Stoff des Kleides. Beim Entwerfen des Ornamentes hat der Künstlerin das Motiv des Vogelgefieders vorgeschwebt. Feiner gegliedert wie die kleineren Federn am Körper des Vogels erscheint es am Leibchen, während die sich verlängernden Linien an die Schwung- und Schweiffedern mahnen. Diese letzteren über den Rock laufenden Verzierungen vermitteln in glücklichster Weise den Uebergang sowohl des Materials als auch der Farben, denn während Frau Lang-Finkbein anderwärts durch



Hauskleid aus Nessel mit Tuchjäckchen

Kontraste zu wirken versteht, zeigt dieses Festkleid symphonischen Farbenreiz. Die großen Tupfen sind aus demselben lila Samt wie das Leibchen, aus grüner Gobelinwolle die geraden Linien, welche die Tupfen verbinden. Die Stickerei des oberen Teiles des Gewandes wirkt diskret und vornehm, graulila Töne, schmale Goldrandung, wenig Grün. Grün sind auch die Bänder, die spangengleich den weiten Aermel am Oberarm zusammenfassen. Der obere Teil bildet eine kleine Puffe, deren Faltenarrangement besonders in der Seitenansicht an käferartige Motive erinnert. Es ist charakteristisch für die Schöpfungen dieser Künstlerin, daß wir nirgends dem sonst so beliebten Blumenornament begegnen. Vogel, Käfer, Schmetterling geben ihr Anregung, wenn sie es nicht vorzieht, allein durch Kreis und Linie — die klassischen — zu wirken.

Dem Schmetterlingsmotiv begegnen wir bei dem Hauskleide, in der Stickerei des Tuchjäckchens, das die Brust umschließt. Hier wirken mehr Kontraste, schon im Material. Das Kleid selbst ist aus gelblich-weißem Nessel von vollendeter Schlichtheit. Die Jacke ist extra gearbeitet zum Ueberziehen. Graublaue Töne wirken hier.

Ein Brautkleid. — Poetischer Hauch, an das Königstöchterlein alter Sagen mahnend, liegt über diesem Gewand. Weiche weiße Seide ist der Grundstoff, die Garnierung aus Chiffonbändchen am Rocksaum, vor allem aber die plissierten Chiffonärmel, die Flügeln gleichen, geben Duft und Zartheit. Es ist auch so gedacht, daß für die Trauung ein gebranntes Chiffontuch den Ausschnitt des Kleides füllt. Die Passe oben am Halse, vom selben Stoffe wie das Kleid, ist mit feinen Linienornamenten aus Goldschnur benäht. Sie ist offen am Oberarm, und um die fünf Knöpfe, die sie schließen,

läuft eine weiße Seidenschnur, deren hängendes Ende mit irisierender Glaskugel beschwert ist.

Jugendlich frisch und anmutig wirkt das schlichte Tanzkleid aus Nessel, das am Halse eine Bordüre in Blau und Rot aus Kreuzstich schmückt. Eine weiche rotseidene Schärpe schmiegt sich um den Oberkörper. Ein Besuchskleid aus grünem Tuch zeigt Gittermieder und auf den Aermeln Kugel-



Tanzkleid

ornamente aus grünblau changierender Seide. Die Umrandungen dieser Kugeln sowie die Schnuren bildet starke Gobelinwolle. In den Motiven dieses Gewandes finden wir den rechten Winkel und den Kreis. —

Bewundernswert ist bei allen Schöpfungen dieser Künstlerin der wundervolle Fall der Stoffe, die erquisite Behandlung der Rückenlinie, an der schon so manches Reformkleid Schiffbruch gelitten hat.

Welche Fülle von Kunst, von Studium am Modell dazu gehört, solche vollendete Linien zu finden, das vermag wohl nur der ganz zu ermessen, der sich selbst an solche Arbeit wagte. Von ihren Ateliergeheimnissen verrät Frau Lang-Finkbein, daß sie nie Gewänder auf Futter arbeitet, mögen die Stoffe noch so leicht sein. Aber Bedingung ist, daß die Unterkleider denselben tadellosen Sitz und Fall haben wie das Obergewand. Jede Gestalt bildet ein Objekt für neue Studien, denn wo es heißt künstlerisch zu schaffen, da genügt es nicht, Schnitte zu vergrößern oder verkleinern, da heißt es jedesmal aus den gegebenen Linien heraus das harmonische Kunstwerk bilden. Jede Gestalt hat ihren eignen „Stil“, das heißt ihre eigne Harmonie, sie muß auch ihr „Eigenkleid“ haben.

Nun höre ich aber fragen: Wenn das Gewand, um künstlerisch zu wirken, aus den schönen Linien des Körpers herauszubilden ist — was tun, wo Mutter Natur nicht gnädig zuerst das Schöne geschaffen? Die ehrliche Antwort muß da lauten, daß eben eines sich nicht für alle schickt, auch nicht das künstlerische Gewand. In seiner höchsten Vollendung kann es nur auf der Schönheit sich aufbauen. Selbst berufene Priesterinnen dieses neuen Kultes sind aufrichtig genug zuzugeben, daß es sich vorläufig noch lange nur auf einen bestimmten Kreis beschränkt halten wird. Es ist eine Tracht der Jugend, die sich darin zu einem künstlerischen Geschlecht ausreifen kann, dämmert doch allenthalben schon leise das Morgenrot einer „besseren“ künstlerischen Zeit. Es sei ferne, von Hygiene zu dozieren, wo vom Schönen gesprochen wird, es ist auch schon so viel und so oft die Rede gewesen, daß es überflüssig erscheint, aber erwähnen muß man es doch, daß das lose Gewand der Schönheit in jeder Hinsicht nur förderlich sein wird.

Wir dürfen uns schon freuen, daß der Sinn für das Künstlerische auch auf diesem Gebiet wieder unter uns lebendig geworden, mag es uns auch nur vereinzelt begegnen, es wirkt doch erziehlich, auch diejenigen, die sich der Bewegung nicht anschließen, hindert es, zu weit ab in Geschmacklosigkeit sich zu verirren.

Die Forscher in der Geschichte der menschlichen Tracht haben überhaupt ihre besonderen Ansichten über das „Reformkleid“. Für sie war es nicht, als es vor etwa einem Jahrzehnt zuerst auftauchte, die völlig neue Offenbarung, als welche es der großen Menge erschien, seit Jahrhunderten haben sie es in Intervallen erscheinen und verschwinden sehen. Wenn die Unnatur der Mode besonders kraß geworden, kommt es wie aus lichten Höhen, um das Auge der Sterblichen wieder zur Natürlichkeit und Schönheit zu erziehen, als eine Erlösung von Uebeln, um dann, wenn es seine Mission



Modernes Brautgewand

erfüllt hat, vom Zeitenstrom hinweggetragen zu werden. Nüchterne Berichterstattung nennt so etwas einen Rückschlag. Die letzte Periode zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ist noch in lebendiger Erinnerung. Sie erblickte in England auf Anregung Rousseauscher Ideen das Licht des Tages, verdrängte Reifrock, Puderfrisur und Stöckelschuh, kam dann nach Frankreich, von wo das „Directoire“ oder „Empire“ seinen Triumphzug durch die Kulturwelt hielt. Auch damals haben die Freunde natürlicher Schönheit frohlockt, auch damals erhob man sich an Vorbildern der Klassizität, flossen Gewandlinien von antiker Schlichtheit um wundervolle Frauenglieder, und dann trug man fünfzig Jahre später die Krinoline.

Die vorhergehende Reformepoche fiel etwa um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Sie folgte den monströsen spanischen Reifröcken und der unnatürlich langen, durch eisengefügte Zwangsmieder erzeugten Taille. Auch damals äußerte sich die Reaktion darin, daß die Taillenlinie bis unter die Brust hinaufrückte und der Rock in fließenden Falten zu Boden wallte.

Noch früher, zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, zeigt sich eine ähnliche Wandlung.

Der ewige Kreislauf der Dinge auch hier, aber doch, wie bei Entwicklungsgängen auf andern Gebieten auch, nur scheinbar ein Kreis. Wir kommen niemals genau auf denselben Punkt zurück, spiralig nach vorwärts geneigt erscheint die Linie, der allgemeine Fortschritt drängt sie empor. Van der Velde sieht eine Garantie für Fortbestand und Weiterentwicklung der heutigen künstlerischen Bewegung in dem Umstand, daß sie eben aus dem Bewußtsein der Logik der Dinge geboren sei. Hoffen wir, daß dieses uns nicht wieder abhanden kommt, daß sich der Pfadfinder dieser neuen Kunstrichtung hier als Seher erweist und das Empfinden für reine künstlerische Schönheit sich von jetzt ab ungebrochen durch den Werdegang der Menschheit zieht.

Der Eishund

Von

Henry F. Urban-New York

Hört die Geschichte von dem kleinen häßlichen, gelben Eishund, der es auf merkwürdige Weise zu einem hervorragenden und vornehmen Hunde brachte! Den ganzen Tag war er hungrig und frierend, denn es war Winter, in New York herumgelaufen. In der fünften Avenue wichen ihm die aristokratischen Hunde der Dollarköniginnen aus und bemerkten naserümpfend: „Welch ein vulgärer Köter, welch ein Vagabund! Er wird ein Ende mit Schrecken nehmen!“ Dann war er bei Anbruch der Dunkelheit in den kahlen, düsteren Park gekommen, und dann war er plötzlich irgendwo hinuntergefallen, auf eine harte, eisige, weite Fläche. Das war wohl das Ende, dachte er. Aber es wurde Tag, ein Tag voll Sonnenlicht, und er lebte immer noch. Er befand sich auf einem gefrorenen Wasserbecken, das Trinkwasser für die New Yorker enthielt. Es bildete ein riesiges, längliches Viereck und war von steilen steinernen Böschungen eingefaßt. Nirgends konnte er heraus. An einer Stelle erblickte er zwei Menschen. Das waren Pat Flaherty und Fred Kaiser, die beiden Parkpolizisten. Sie standen an dem eisernen Geländer des Wasserbeckens, schüttelten die Köpfe und blinzelten mit den Augen, weil auf Schnee und Eis die Sonne sprühte.

„Da ist ja der kleine Köter noch immer auf dem Wasserbecken!“ sagte Flaherty. „Er war schon gestern dort.“

„Wahrscheinlich ist er die steile Böschung heruntergerutscht!“ meinte Kaiser. „Heraus kann er nicht wieder; es wird Zeit, daß wir ihn fangen. Sonst verhungert er oder ersäuft, denn es taut. Ich werde mal sehen, ob ich ihn fangen kann.“

„Gib acht, Fred!“ warnte ihn Flaherty. „Das Eis ist schon dünn an manchen Stellen.“

Aber schon war Kaiser etwas seitwärts von dem Aussichtsturm über die Einfassung geklettert. Hier ersetzten Felsen die künstliche Böschung und erlaubten ihm einen bequemen Abstieg auf das Eis. Er prüfte erst vorsichtig das Eis und versicherte sich, daß es ihn trug, denn er wog 225 Pfund. Aber es schien ihm doch klüger, die Operationen zunächst nicht so weit vom Ufer zu beginnen. Also pfiff er dem kleinen Köter, der weit drüben über das Eis trabte. Der Köter blieb stehen und wandte den Kopf nach dem Polizisten. Kaiser pfiff nur noch verlockender. Doch der Köter kam nicht. Er mißtraute den Menschen, insonderheit Polizisten. Ihre Stiefel waren schwerer und härter als andre Stiefel.

„Es nutzt nichts!“ rief ihm Flaherty lachend zu. „Du mußt auf das Eis hinaus!“

Rutschend und gleitend, prüfend die Augen auf das Eis heftend, bewegte sich Kaiser über die glatte Fläche.

„Es ist fest!“ rief er Flaherty zu und lief etwas zuversichtlicher. Als er dem Köter nahe war, pfiff er und lockte er von neuem — abermals umsonst. Der Köter ergriff die Flucht. Es war ein ausgesucht häßlicher Hund mit graugelben zottigen Haaren. Sein Kopf erinnerte Kaiser an das Bild eines deutschen Geigenvirtuosen, das er mal in einer Zeitung gesehen hatte. Nun lief Kaiser hinter dem Hunde her. Immer, wenn er ihm etwas näher kam, bog der Hund scharf zur Seite und Kaiser schlitterte geradeaus. Einmal verlor der dicke Polizist den Halt, setzte sich auf das Eis, daß es krachte, und rutschte noch ein Stück darüber hin. Vom Ufer her erscholl Gelächter. Dort hatten sich ein Dutzend neugierige Leute gesammelt und beobachteten die Jagd. Kaiser raffte sich auf, holte seinen Helm, klopfte sich die Kleidung rein und marschierte über das Eis zurück. Auf halbem Wege kam ihm Flaherty entgegen.

„Fred,“ sagte Flaherty, „einer schafft's nicht. Wir wollen's zusammen versuchen. Wir jagen ihn in eine Ecke des Beckens, und dort fangen wir ihn.“

Das leuchtete Fred ein. Von rechts und links näherten sie sich langsam dem Köter und scheuchten ihn nach der einen Ecke des Beckens. Sie glaubten schon, sie hätten ihn. Doch er sauste plötzlich in weitem Bogen um Flaherty herum und entwischte. Noch einmal versuchten die beiden ihr Glück, doch ohne Erfolg. Keuchend und pustend begaben sie sich ans Ufer. Dort hatten sich immer mehr Menschen angesammelt, um die fröhliche Hatz zu beobachten. Man bestürmte die beiden Polizisten mit Fragen, was es mit dem Hund auf sich habe, wie er auf das Eis gekommen sei. Flaherty und Kaiser meinten, sie wüßten es selber nicht. Der Köter sei zweifellos ein Vagabund. Die Damen bedauerten sein trauriges Los und fragten, ob es denn kein Mittel gäbe, das arme Tier aus seiner schrecklichen Lage zu befreien. Der eine schlug dies vor, der andre das. Inzwischen war auch Bubbles, der unvermeidliche Berichterstatter, zufällig des Weges gekommen. Er erkannte, daß die Geschichte ein gefundenes Fressen für ihn sei, und beschloß, das Weitere abzuwarten.

Ein Parkfeger hatte einen glänzenden Einfall. Man müßte einige lange Bretter holen, meinte er, und sie vom Eis auf die Felsen neben dem Aussichtsturm legen. Dann müßten ihrer mehrere den Hund auf die Bretter zutreiben. Sobald er diese erblickte, würde er zweifellos merken, daß hier ein Ausweg für ihn sei, und über die Bretter ans Ufer laufen, wo er mit Leichtigkeit gefangen werden könnte. Den beiden Polizisten schien der Vorschlag nicht übel, und sie versprachen, das Nötige für den Nachmittag zu veranlassen. Damit entfernten sie sich, und da sonst niemand etwas unternahm, zerstreute sich die Menge.

Am Nachmittag waren fast dreimal soviel Leute um das Wasserbecken versammelt als am Vor-



Die Rechenstunde
Nach dem Gemälde von N. P. Bogdanoff-Bielski

mittag. Die Kunde von dem Eishund, wie sie ihn nannten, hatte sich rasch verbreitet. Auch Bubbles, der Berichterstatter, war wieder da, samt dem Photographen seines Blattes. Sehr bald kam ein Lastwagen der Parkbehörde mit Brettern und Holzböcken angefahren. Auch Kaiser und Flaherty und noch andre Polizisten kamen, um den Feldzug gegen den Eishund zu leiten und die Menge in Ordnung zu halten.

„Das wird der reine Zirkus!“ bemerkte der dicke Flaherty lachend zu Kaiser.

„Merkwürdig,“ entgegnete Kaiser, „welche Unmasse Maulaffen es in New York gibt, sowie es etwas zu sehen gibt. Und sei es nur ein Köter auf dem Eise.“

Die Holzböcke wurden neben dem Aussichtsturm auf das Eis gestellt und dann die Bretter darüber gelegt. Dann begaben sich die vier Parkfeger auf das Eis und näherten sich dem Köter, der sie mit einem Ausdruck höchsten Argwohns herankommen sah. Bald war wieder die schönste Hetzjagd im Gange. Dreimal trieben sie ihn unter dem Jubel der Menge auf die Bretter zu, doch der Köter schoß jedesmal daran vorüber. Völlig erschöpft gaben die vier endlich die Jagd auf und stiegen wieder ans Ufer, um sich zu verschnaufen.

„So ein dummes Luder!“ knurrte Flaherty und warf dem Köter einen giftigen Blick zu. Der saß mitten auf dem Eise, ganz außer Atem, aber stolz wie ein siegreicher Toreador in der Arena. Es sah zu lächerlich aus. Das Publikum wollte sich schief lachen. Teufel — das war wirklich ein herrlicher Ulk! Und er kostete keinen Cent. Plötzlich erschienen drei Studenten auf dem Eise. Sie hatten Schlittschuhe an. Offenbar glaubten sie, daß die Schlittschuhe ihnen den Erfolg sichern müßten. Pfeilschnell sausten sie auf den Köter zu. Aber der war noch schneller. Einmal hatten sie ihn fast. Doch zwei von den Studenten liefen so heftig aufeinander, daß es knallte und sie wie der Blitz auf das Eis flogen. Unter dem wiehernden Gelächter der Zuschauer verschwanden sie. Eine Weile konnte sich der Köter verpusten. Und immer noch schwoll die Menschenmenge. Kleine Jungens begannen schon mit leeren Seifenkisten zu handeln, auf denen man warm und trocken stehen und über die Menge hinwegsehen konnte. Verkäufer von Bonbons und gerösteten Kastanien machten gute Geschäfte. Bubbles, der Berichterstatter, photographierte, daß der Gummisack am Apparat dampfte. Wer würde der nächste sein, der den Kampf mit dem wundervollen Eishund wagte?

Das war Kakadu-Bill, der ehemalige Kuhjunge aus dem Westen, der jetzt in New York Kellner war. Er behauptete, der Meisterlassowerfer von Amerika zu sein und Roosevelt in dieser schönen Kunst unterrichtet zu haben, als er noch als unbekannter Rauhreiter die Prärie durchstreifte. Kakadu-Bill habe er als Kuhjunge geheißen, weil er der einzige Kuhjunge in Arizona war, der einen Kakadu hatte. Kakadu-Bill hatte sich einen langen Strick verschafft und versprach, den Köter innerhalb fünf Minuten zu fassen. Eine Kleinigkeit sei's. Als er auf dem Eise erschien, brachten ihm die entzückten Zuschauer eine Ovation.

„Der wird's fertig bringen!“ sagten sie.

Kakadu-Bill ging vollkommen kunstgerecht zu Werke. Er trabte, immer den Lasso schwingend, im Kreise um den Eishund, der ruhig auf den Hinterbeinen saß und erstaunt Kakadu-Bill zusah. Er war sich offenbar nicht klar, was dessen sonderbares Benehmen bedeutete. Immer enger zog Kakadu-Bill den Kreis und plötzlich pfiff der Lasso durch die Luft und schlug klatschend auf die Stelle, wo der Eishund eben noch gesessen hatte, aber nicht mehr saß. Als Kakadu-Bill das Hohngelächter der Menge vernahm, stieß er einen gräßlichen Fluch aus, wickelte seinen Lasso wieder auf und jagte abermals hinter dem Eishund her. Aber er kam einer dünnen Stelle im Eise zu nahe und brach durch das Eis. Am Ufer herrschte gewaltige Aufregung. „Er ertrinkt!“ riefen einige. Die Damen kreischten und sahen sich nach hübschen jungen Herren um, denen sie ohnmächtig in die Arme fallen könnten. Zum Glück war es da nicht tief und Kakadu-Bill fiel nur bis über die Knie ins Wasser. Das kühlte sein wildwestliches Jagdfieber jedoch dermaßen ab, daß er hastig aus dem Wasser herauspatschte und samt seinem Lasso so schnell wie möglich verduftete. Nun schien keiner mehr Lust zu haben, sein Glück zu versuchen.

„Er wird wahrscheinlich von selber am Abend oder früh am nächsten Morgen über die Bretter ans Land finden!“ sagten die Polizisten und ersuchten die Menge weiterzugehen.

„Aber er verhungert unterdessen!“ meinte eine reizende junge Dame. „Oder er ertrinkt, wenn es weiter taut! Das wäre sehr unappetitlich. Es ist unser Trinkwasser!“

„Wir werfen ihm etwas Fleisch aufs Eis!“ versicherten die Polizisten. „Und ein paar Tage hält das Eis noch!“

„Die Vorstellung ist aus!“ rief ein vorwitziger Bengel. „Morgen vormittag wird sie fortgesetzt!“ Und langsam entfernten sich die Leute.

Am nächsten Morgen war die seltsame Geschichte von dem berühmten Eishund mit Abbildungen in Bubbles' Zeitung. Zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen kam halb New York, um den berühmten Eishund zu sehen. Gott sei Dank! — da war er noch. Es hatte wirklich noch mehr getaut und niemand wagte sich aufs Eis. Niemand? Ein Held, ein einziger Held scheute sich nicht, eines erbärmlichen kleinen Köters wegen sein Leben aufs Spiel zu setzen. Ein kleiner kugelrunder deutscher Bäcker aus der Avenue A, mit rosaroten Backen, war der Held. Er hatte ein ganz neues Verfahren. Er war schon am Tage vorher dagewesen, hatte das Schlachtfeld in Augenschein genommen und war mit der geheimnisvollen Bemerkung fortgegangen, das sei ein eklatanter Fall, wo Moltkesche Strategie allein Erfolg verspreche. Denn er sei Sergeant in der deutschen Armee gewesen und mit Waldersee in China. Mit dieser Strategie also war er jetzt gekommen. Ohne Frage hatte seine Strategie etwas Ungewöhnliches, Geniales. Als Hilfsmittel brachte er dreierlei Dinge mit: einen Dachshund mit fürchterlich krummen Beinen, eine lange dünne Leine und einen riesigen Schinkenknochen, der an der Leine befestigt war. Als er mit diesen drei Dingen auf dem Eise erschien, stieß Bubbles, der Berichterstatter, ein indianisches

Freudengeheul aus. Das Publikum schrie Hurra, Flaherty aber wandte sich an Kaiser und sagte:

„Kaiser, ist es wahr, daß Moltke mit Dachshunden und Schinkenknochen gearbeitet hat?"

Ein andrer fragte seinen Nachbar, wer eigentlich der Dachshund und wer der Bäcker sei. Wahrhaftig — von weitem sahen sie sich ähnlich, wegen der krummen Beine. Man war aufs äußerste gespannt, wie nun die Moltkesche Strategie sich betätigen werde. Sie betätigte sich wie folgt. Der kugelrunde Bäcker rollte sich auf den gelben Köter zu, der freundlich bellte und mit dem Schwanz wedelte, als er einen vierbeinigen Kameraden erblickte. Diese beiden, der Mann und der Dachshund, machten unzweifelhaft einen friedlichen Eindruck auf den Eishund. Nun schleuderte der Bäcker plötzlich seinen Schinkenknochen, aber nicht nach dem Köter hin, sondern seitwärts. Sofort stürzte sich der krummbeinige Dackel mit fliegenden Ohren auf den Knochen und suchte ihn seinem Herrn zu entreißen. Der jedoch hielt ihn mit der Leine fest. Das ärgerte Prinz. So hieß nämlich der Dackel. Knurrend und keifend zog er aus Leibeskräften an dem Knochen, ebenso kräftig zog der Bäcker daran. Der Eishund war eitel Entzücken. Mit lustigem Gebell sprang er unausgesetzt um den Dackel herum, dabei begehrliche Blicke auf den Knochen werfend. Himmel — war das ein Knochen! Und ein Duft ging von dem Knochen aus, daß ihm der leere Magen in dem dürren Leib vor Freude hüpfte. Wenn er diesen Knochen erwischen könnte! Er kam ein wenig näher. Aber Prinz schnarrte ihn so grimmig an, daß er furchtsam zurückwich. Nun zog der Bäcker stärker und stärker, bis er Prinz ganz nahe hatte. Dann sagte er: „Artig, Prinz!" und Prinz ließ schweren Herzens den Knochen fahren. Jetzt kugelte sich der Bäcker mit lächerlicher Geschwindigkeit davon, den Knochen immer hinter sich herschleifend. Prinz und der gelbe Köter folgten. Der Bäcker gab acht, daß sie den Knochen nicht erwischten. Eine Weile trieb er's so. Dann schleuderte er den Knochen dem gelben Köter zu, der ihn heißhungrig erschnappte. Nun begann dasselbe Spiel, das der Bäcker mit Prinz getrieben hatte. Näher und näher zog er den Knochen mit dem gelben Köter daran, während Prinz mit entrüstetem Bellen um den Nebenbuhler herumsprang. Immer näher kam der Köter und jetzt — ein Griff, er hatte ihn, samt dem Knochen. Er nahm ihn unter den Arm und verließ mit ihm, gefolgt von Prinz, unter dem brausenden Hurra der Zuschauer das Eis.

„Was hältst du von Moltke?" fragte jetzt Kaiser den dicken Flaherty.

„Es ist ein Sedan, ein vollkommenes Sedan!" gestand Flaherty voll Bewunderung. „Jetzt verstehe ich den Krieg von Siebzig!"

Der Bäcker hatte noch kaum über die Bretter das Ufer bestiegen, da war er schon von Bubbles' Gehilfen dreimal photographiert, mitsamt Prinz. Die Leute umringten ihn und beglückwünschten ihn und bewunderten den Eishund, der mit scheuen Blicken, aber immer noch seinen Schinkenknochen zwischen den Zähnen, unter des Bäckers Arm saß. Zwischendurch mußte der Bäcker Bubbles Rede und Antwort stehen, wo er herkomme und so weiter. Man erfuhr, daß er Waldersees Liebling gewesen sei. Na ja, da hatte er die Moltkesche Strategie gelernt — kein Wunder! Einer erzählte es dem andern. Der Bäcker mußte seine Wohnung angeben. Dann gestatteten ihm die Polizisten, den Eishund nach Hause zu nehmen.

Und der Eishund war nun ein gemachter Hund — sozusagen. Feine Damen kamen Tag um Tag in Kutschen zu dem tapferen Bäcker gefahren und wollten den berühmten Hund sehen. Eine alte reiche Dame erstand ihn, da ihn niemand beanspruchte, von dem Bäcker für 25 Dollars und nahm ihn in ihr Haus, wo er den Namen Teddy erhielt, dem Präsidenten Roosevelt zu Ehren, und ein Leben voller Wonne führte.

„Und das alles," spöttelten die vornehmen Hunde aus der fünften Avenue, „weil er das Glück hatte, in das Trinkwasserbecken im Park zu fallen. Zu albern!"

Das ist die Geschichte von dem Eishund.

Die alte Uhr

Von

Frida Grauel

In meinem Turm geht eine alte Uhr —
Und wie ich folge ihres Laufes Spur —
Ist mir, als eile sie mit schnellerm Schritt —
Tick tack — tick tack — ich kann mit ihr nicht mit.
Und wie ihr Zeiger vorwärts sich bewegt,
Fühl' ich die Angst, die sich im Herzen regt,
Als müßt' ich bitten: rast' in deinem Lauf
Und halte meine Jugendjahre auf,
Daß mir der Herbsthauch nicht die Blüten streift,
Eh' noch des Lebens goldne Frucht gereift.
Und lauschend steh' ich noch — tick tack — tick tack —
Es klingt so hohl ihr schicksalsschwerer Schlag —
Und unaufhaltsam geht ihr schneller Schritt
Und nimmt alle meine stillen Träume mit.



Waltershausen in Thüringen, Hauptort der Puppenindustrie

Aus dem Puppenland

Von

Rose Julien

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen der Verfasserin)

Jahraus, jahrein, besonders aber zur Weihnachtszeit zieht ein gewaltiges Puppenheer aus den grünen Waldbergen des Thüringer Landes hinaus in die Welt zu den Kindern aller Völker und Erdteile. Noch hat sich keine Statistik gefunden, die sie zählte, die großen und kleinen, die blonden und braunen, die geringen und die kostbaren, die bestimmt sind, stille Gespielen der kleinen Menschenkinder zu sein und von ihren Händen geliebkost oder gezaust zu werden. Aber die Puppenindustrie jener Gegend war schon in alten Zeiten sehr bedeutend, und ihre Bedeutung ist immer mehr gewachsen, seitdem moderner Gewerbfleiß mit stets verbesserten Hilfsmitteln arbeitet; Thüringer Puppen haben sich längst den Weltmarkt erobert. In lächelnder Schönheit prangen sie auf dem Weihnachtstisch, mit Rosenmündchen und seidigem Gelock, mit Perlenzähnen und feinen beweglichen Gliedern, von des Christbaums Strahlenglanz mit besonderer Glorie umwoben, als kämen sie geradeswegs aus dem Märchenland, als hätten die Puppenkünstler in ihrer waldigen Heimat bei Vollmondschein in stillen Gründen die Elfen belauscht und nach ihnen das Erzeugnis ihrer Hände geformt. Man hat es weit gebracht heute im Nachahmen reizvollster Natur, versteht doch ein neues Püppchen, das hoch oben im Thüringer Wald, in Finsterbergen, das Licht der Welt erblickt, ohne daß ein Uhrwerk es bewegt, beim Gehen die Füßchen zu setzen und dabei mit zierlichem Finger Kußhändchen zu werfen. Aber aus Märchenland kommen die holden Geschöpfe nicht. In kleinen ärmlichen Häuschen steht ihre Wiege, aus einer Sphäre harter, rastloser Arbeit sind sie geboren, welche die Bevölkerung ganzer Walddistrikte von früher Jugend an in ihrer Frone hält. Wenn die Rosenmündchen sprechen könnten, dann würden sie den glücklicheren Kindern erzählen von jenen andern droben auf dem Wald, deren magere Händchen so fleißig mitgeholfen haben am Schönheitsglanz der



Formen der für Amerika bestimmten Riesenpuppen

Thüringer Puppen. Dem Volkswirtschaftler, der den Gewerbfleiß des Thüringer Gebirges studiert, war's ein dankbares Thema: die Puppe als Volksernährerin. Seit Jahrhunderten ist sie's gewesen, schon damals, als der Nürnberger Kaufmann, den sein Weg die große Handelsstraße über den Thüringer Wald entlang zu den Messen und Märkten im Innern des Reiches führte, die Not, den Fleiß und die Geschicklichkeit des armen Wäldlers mit kluger Berechnung zu nützen verstand, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Erwerbsverhältnisse gegen damals merklich verbessert haben. Fast alles, was dereinst als „Nürnberger Tand“, als „Nürnberger Puppen“ landauf, landab in hoher Schätzung stand, ist Thüringens Erzeugnis gewesen, aber das Entgelt, das dafür in die Tasche des fleißigen Produzenten floß, war nur gering, ja selbst der Ruhm seiner Geschicklichkeit ging ihm verloren, den die Marke der reichen Handelsstadt verdrängte. Die Armut auf dem Walde ist damals erheblich größer gewesen als heute, wo der Zug der Zeit die Naturschönheit des Landes zu einer Goldgrube gewandelt hat, war doch der Boden kärglich, und was er hervorbrachte, verringerte Wildschaden, denn die unermeßlichen Wälder, der Hauptreichtum des Landes, dienten einzig dem Gejaide edler Herren. Da griff der Waldbauer zum Schnitzmesser und entwickelte angeborene Geschicklichkeit mit der stillen, zähen Arbeitsamkeit, die ihm eigen ist, aber schlicht einfältig in seiner Waldeinsamkeit, weltunkundig verstand er die Ware nicht zu verwerten und überließ es dem schlauen Krämer auf dem Markt, den Vorteil zu ziehen. So hat Thüringen endlos lange Jahre in Nürnbergs Lohn gearbeitet. Aber die Zeiten wandelten sich, der Stern der großen Handelsstadt erblich, und hier und da zogen wagemutige Waldbäuerlein auf eigne Faust zu Markt und Messe, in der Kiepe oder auf kleinen Wagen mit sich führend, was die „Nachbarn“ zur Winterszeit mit flinker Hand gefertigt hatten, sie lernten besser den eignen Vorteil wahren, und allmählich begann der Thüringer Wald den ihm längst gebührenden Ruhm zu ernten, eine Zentrale der Spielwarenfabrikation zu sein. Heute strahlt dieser Ruhm weit hinaus.



Präparierung des Urstoffs für die billigeren Puppen (Papiermaché)

Das Schnitzmesser, das einst die primitive „Holzdocke“ herstellte, ist jetzt in seiner Tätigkeit bedeutend eingeschränkt worden; moderne Technik hat viele Utensilien und Gerätschaften ersinnen müssen, um den immer wachsenden Ansprüchen an Vollkommenheit der Ware zu genügen und einen mehr fabrikmäßigen Betrieb zu ermöglichen, aber die gewandte Hand des Heimarbeiters ist unerläßlich geblieben, seine stille, zähe Arbeitsamkeit hat sich mit dem Wachsen der Erwerbsquellen nicht gemindert, sondern gemehrt, und der Thüringer, der schon dereinst, als noch Wildnis sein Land bedeckte, den Markt mit den Erzeugnissen seines Gewerbfleißes füllte, stellt heute einen der intelligentesten und dabei anspruchslosesten deutschen Arbeiter dar.



Trocknen der einzelnen Puppenteile



Thüringer Kinder bei der Herstellung von Puppenteilen



Riesenpuppe; daneben ein fünfjähriges Kind

Dieser Gewerbfleiß dringt nur leise als Unterton in die Sommerfreude der Städter hinein, die Erholung suchend nach den grünen Waldtälern fliehen, er verhallt dort ganz, wo die Villenviertel der kleinen Ortschaften sich zum Walde hinaufziehen; wer ihm nachgeht, der muß in die Dorfstraßen herniedersteigen, wo die letzten und schlichtesten der kleinen Häuser stehen. Da liegen bei schönem Wetter vor allen Haustüren, auf Schwellen und Stufen, auf Bänken und Zäunen große Bretter, auf denen gespenstisch graue Puppenglieder aller Größen und Formate zu Dutzenden und Hunderten an der Sonne trocknen. Das sind die Anfänge der späteren holdlächelnden Puppenschönheit, die dereinst jedes Kinderherz bezwingt. Daneben sitzen die fleißigen Leutchen, mit dem „Fertigmachen“ beschäftigt, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen, auch Kinder in großer Zahl, die wohl mit freundlichem Gruß zu dem Vorübergehenden aufschauen, aber doch keinen Augenblick die rastlose Arbeit einstellen. Und wer durch die kleinen Fenster in die niedrigen Stübchen lugt, sieht dort dasselbe Bild: um große Tische gereiht, über die Arbeit geneigt fleißige Leute, ganze Familien oder auch Arbeitsgemeinschaften, unter deren emsigen Händen sich die Puppenglieder zu grauen Hügeln türmen. In diesen engen Arbeitsräumen ist von der würzigen Waldluft draußen nicht viel zu spüren, Leimgeruch der feuchten Pappe erfüllt die Atmosphäre, aber doch fehlt der Gruß des Waldes nicht, der das niedere Gemach eines jeden Thüringer Heimarbeiters durchhallt aus der Kehle kleiner gefiederter Waldbewohner, deren winzige Käfige hier und dort an Wand und Fenster hängen. Gelehrig Vogelvolk aus den Bergen droben zu kunstvollem Gesang abzurichten ist ein lohnender kleiner Nebenverdienst, und der Thüringer begreift nicht recht, warum das Vogelfangen offiziell verboten ist. Sanglustig wie ein Waldvogel ist er selbst; während die Hand sich müht, wird mit Pfeifen und Gesang Singschule gehalten, und zufrieden lächelnd streicht er das Goldstückchen ein, das der Vogelhändler ihm dafür von seinen Reisen wiederbringt. Wie lange muß er sonst arbeiten, wie viel Dutzend graue Puppenglieder formen um so viel Geld!

Im allgemeinen bleibt der Heimarbeit ausschließlich die Roharbeit, das Herstellen der Körper, meterweises Anfertigen von Löckchen u. dgl. überlassen, während das Zusammenfügen des Ganzen in der Fabrik ausgeführt wird. Von der primitiven Holzdocke alter Zeit bis zu den engelgleichen Geschöpfen von heute ist die Puppenindustrie mannigfachem Wandel unterworfen gewesen; auch heute noch ist das Material sehr verschieden, aber längst hat die Kugelgelenkpuppe ihre Rivalinnen in bezug auf Beliebtheit und Verbreitung geschlagen.

Wie solch Zauberwesen entsteht? Nun, der Weg ist weit genug vom Stückchen grauer, präparierter Pappe, das als Urstoff angefeuchtet in die schweren Formen aus Gips und Schwefel gepreßt wird, bis zur lächelnden Schönheit auf dem Weihnachtstisch. Viele fleißige Hände müssen sich um sie bemühen. Schon das Herstellen der gut modellierten Formen bildet einen kleinen Industriezweig für sich. Wenn dann die fast schon trockenen fertigen Glieder — Rumpfe, Arme, Beine und zierlich gespreizte Händchen mit Grübchenfingern — den Formen entsteigen, hat die Pappe, die sich anfänglich so weich und biegsam in die Formen schmiegte, eine außerordentlich durable Festigkeit gewonnen, wie sie angesichts der mannigfachen Stürme, die über einem Puppenschicksal hinzubrausen pflegen, auch äußerst wünschenswert erscheint. Nun folgt das Ausbreiten an der Luft, um völlige Trockenheit und Härte des Materials zu erzielen, und die Kleinarbeit beginnt, die vielfach Kinderhänden überlassen bleibt. Da müssen die Kanten der Gliedmaßen, wo die Kugelgelenke eingesetzt werden sollen, sauber verschnitten werden und Unebenheiten der Oberfläche sind durch



Graue Pappe, das Material für die feineren Puppen, wird feucht in die Form gepreßt



Puppenfriseurin bei der Arbeit

Sandpapier zu beseitigen, damit die Lackfarbe, die den täuschend warmen rosigen Lebenshauch verleiht, sich ohne Hindernisse über eine glatte Fläche breiten kann. Neben diesen Puppen erster Qualität gibt es noch eine zweite Sorte, deren Grundstoff der Arbeiter aus den zerkleinerten Abfällen der Pappe mit Gips- und Brotmehl zusammenknetet wie der Bäcker das Brot. Der gewonnene Teig wird auf großen Brettern ausgemangelt und in derselben Weise in Formen verarbeitet wie die Pappe. Puppenlöckchen — eine goldene Flut quillt unter den fleißigen Fingern kleiner Mädchen hervor, die dicke Strähne schimmernden Mohärs in winzige Büschelchen zerkleinern und mit unglaublicher Behendigkeit um einen zwischen zwei festgeschraubten Stützen straff gespannten Faden knüpfen. Das ist die vorbereitende Arbeit für die Perückenverfertigung, die in der Fabrik vor sich geht. Unter emsigem Schaffen von groß und klein vergeht die Woche, und der Samstag, der Liefertag, kommt, wo man die leichte und schwere Ware in große Säcke verstaut und der Tragkorbtransport über die Berge zur Fabrikstadt beginnt. Von allen Seiten strömen da die Lieferanten mit hochgetürmten Kiepen aus hoch- und weitentlegenen Walddörfern zum Städtchen im Tal, wo die eigentliche Puppenschönheit erst ersteht und von wo aus sie die Reise in die Welt hinaus antritt.

So wie sich die Thüringer Puppenindustrie heute darstellt, sehen wir die Heimarbeit der Wäldler um zwei große Handelszentren gruppiert: Sonneberg auf der südlichen, Waltershausen auf der nördlichen Seite des Gebirges. Dem Sonneberger Gebiet, das, an der einstigen alten Heer- und Handelsstraße gelegen, Nürnberger Einflüssen am meisten zugänglich war, gebührt der Altersfolge nach der Vorrang, aber wenn wir hauptsächlich von der Puppe sprechen, so muß Waltershausen an erster Stelle genannt werden. Denn während Sonneberg eine vielseitige Spielwarenfabrikation entwickelte, der sich Schieferindustrie und Musik-Instrumentenfabrikation gesellen und einen Jahresumsatz von über zwanzig Millionen Mark erzielen, hat Waltershausen die Puppe als Spezialität zu hoher Vollkommenheit ausgestaltet, es ist die „Puppenstadt" par excellence geworden. Das Verdienst, hier bahnbrechend und als Förderer eines großen Industriezweiges gewirkt zu haben, der heute einem beträchtlichen Teil der Bevölkerung auf dieser Seite des Waldes Beschäftigung gibt, gebührt Johann Daniel Kestner, der um die Zeit der letzten Napoleonischen Kriege seine noch heute florierende Firma begründete. Durch geschickte Modelleure ließ er Puppenarbeiter in den umliegenden Dörfern anlernen und produzierte zunächst Holzgliederpuppen, Nußknacker, hölzerne Tierfiguren, Felltiere u. a. m. In den Fabrikräumen der Firma sehen wir den weiteren Entwicklungsgang des Lieblings der Kinderwelt, dessen ersten Anfang im Häuschen des Heimarbeiters wir schon verfolgt haben. Zarte Lackfarbe gibt den runden Gliederchen ihren Schönheitszauber, fein gedrehte Kugelgelenke werden allenthalben als deren bindendes Glied eingesetzt und durch ein klug gefädeltes Gummisehnensystem verbunden. Indessen hat die Perückenmacherin mit flinken Fingern die Löckchen auf den rosigen Skalp genäht, den die „Friseurin" dann über den Probierkopf vor sich stülpt, um die vollendende Hand anzulegen, den Fall der Löckchen zu ordnen und mit der Brennschere, wo es not tut, nachzuhelfen. Von der Gepflogenheit, Menschenhaar bei den Puppen zu verwenden, ist man schon seit langem abgekommen, das seidig schimmernde Gelock der Kleinen stammt von der Angoraziege und kommt in wundervoll präparierten Strähnen, die alle Nuancen des Menschenhaares aufweisen, über England zu uns. So ist die Bekrönung des Köpfchens fertig, das Ohrdruf geliefert hat, wo das Modellieren von Köpfen als Spezialität gepflegt wird. Noch einmal knacken nun noch die Kugelgelenke, schnipsen die Gummisehnen, und sanft lächelnd steht das vollendete Ganze vor uns. Da kommt auch schon die Garderobefrau und bringt das erste Gewand, mit Spitzen und Band geziert. Darein hüllt sie das Engelein,



Knüpfen der Löckchen für die Puppenköpfe

ehe sich der pappene Sarg über ihm schließt, in dem es die Reise ins Leben hinaus antritt und aus dem es unter dem Christbaume zu seinem oft vielbewegten Erdenwallen aufersteht. Besonders der überseeische Export hat in letzter Zeit stark zugenommen, und durch die Handelsbeziehungen mit der Neuen Welt ist ein Geschlecht von Riesenpuppen erstanden, wie man solches im alten Europa sonst nicht geschaut. Es ist interessant, dabei festzustellen, wie in Amerika, wo alles rasch ins Gewaltige, Ungeheure wächst, schon der Kindersinn nach einer Riesenpuppe verlangt.

Wenn solch schlichtes Waldbäuerlein vom Rennsteig droben, das vor Jahrhunderten in Nürnbergs Sold steife Holzdocken schnitzte, heute auferstände und den Musterraum einer modernen Fabrik durchwandelte, was würde es sagen? Wie würde ihm bei der Erscheinungen Fülle und den Wundern der Technik zumute sein?

Wenn es nachdenklich wäre — Waldleute sind es oft —, würde es sagen: „Macht es nicht gar zu schön, klügelt nicht gar zu fein, Kinder sind ein seltsames Völkchen, sie waren das schon vor Jahrhunderten und sind es heute noch, denn Kinder ändern sich nicht so schnell wie die Großen. Sie bewundern mit Jauchzen die kleinen Puppenwunder, aber zum rechten herzigen Spielen ist ihnen das einfachste Püppchen oft das liebste."

Aber wenn seine Gedanken jemals in Richtungen gegangen sind, die wir heute Volkswirtschaft nennen, und wenn es ein Herz für seine Landsleute von heute hat, dann muß es sich freuen, daß eine hochentwickelte blühende Industrie ihnen das bringt, was der karge Boden der Heimat ihnen versagt.



Am Liefertag

Die Getreue

Von

Reinhold Volker

Jung Sigurd floh wohl über den Sand
Vor Mann und Meute her,
Durch Busch und Dorn zum weißen Strand,
Todwund ans graue Meer.

„Wach auf, wach auf, mein Fischerkind!
Sie sengen mir Hof und Haus! —
Nun wehe, du wilder Norwegswind,
Uns in die Nacht hinaus!"

Kein Land im Nord, kein Land im Süd,
Ringsum das graue Meer!
Jung Sigurd stöhnte wund und müd:
„Mich dürstet gar zu sehr!"

„So trink von meinem roten Blut,
Es tut mir ja nicht weh!"
„Eh' will ich löschen Qual und Glut
Zu unterst in der See!" —

Ein Schwanenpaar empor sich schwang,
Von Blitzen bleich umloht,
Aus Tiefen scholl's wie Harfenklang,
Im Sturm . . . versank das Boot.

Graf Taps

Skizze

von

Teo von Torn

Schneeflocken wie große Wattebausche ...

Die Nußbäume an der Chaussee, unter denen der Moorwinkler Schlitten dahinglitt, waren so dicht bepackt, daß nur wenige tiefhängende Zweige aus der schweren weißen Umhüllung herauslugten. Auf der Windseite kletterte der Schnee sogar an den runzligen Stämmen empor und schlug Brücken zu den Chausseesteinen, die er in dicke Pelze gesteckt und mit grotesken Mützen versehen.

Alles weiß in weiß ... und undurchsichtig.

Das harmonisch abgestimmte Gurtgeläut der Pferde klang gedämpft und wie von fernher. Nur wenn eine Krähe mit klatschenden Flügeln jäh am Wege sich erhob oder ein Ast brach und seine feuchte Last dumpf zu Boden schlug, dann scheuten die empfindlichen Gäule beiseite, und die silbernen Glöckchen schrillten heller auf.

Gerty Somborn hielt das Gespann in ihren beiden festen kleinen Händen. Die lange Schlittenpeitsche, deren Riemen am Handgelenk hing, schleifte im Schnee.

„Hast du nun genug, Irm—?“ fragte das junge Mädchen, indem es den Kopf leicht zur Schwester neigte, ohne dabei die Pferde aus dem Auge zu lassen.

Irmgard von Dolega — die junge Witwe des vor zwei Jahren in Tibet verunglückten Weltreisenden — rührte kein Glied in ihren Pelzen, in die sie bis zur Nasenspitze eingehüllt war.

Wie das behagliche Schnurren eines Kätzchens klang es, als sie erwiderte:

„Es ist wundervoll so — —“

„All right. Dann fahren wir noch um den See und über den Pariner Weg. Ist dir's recht?“

Frau Irmgard nickte.

Gerty Somborn griff noch fester in die Zügel. Die grauen rehledernen Handschuhe spannten sich zum Bersten über den kleinen Fäusten.

Ein leichtes Schnalzen mit der Zunge — und die Moorwinkeler Jucker bogen, noch flotter ausgreifend, von der Chaussee ab in den Weg zum See.

In wenigen Sekunden war dieser erreicht. Eine Strecke weit setzten die verschneiten Weidenbüsche, die sonst das ganze Ufer umrahmten, aus und gaben den Blick frei auf die große weiße Fläche. Selbst durch das dichte Gestöber blendeten hier die Reflexe der letzten Sonne.

Gerty Somborn tauchte den Blick in das Geflimmer.

„Ja, solch eine Fahrt ist famos —“ sagte sie und brachte die straff ausgereckten Arme in eine etwas bequemere Haltung. Der burschikose Ton paßte nicht recht zu dem verträumt begeisterten Ausdruck ihres frischen Jungengesichtes. Lyrische Anwandlungen hielten jedoch bei ihr nicht lange an. Sie pfiff ein paar Takte halblaut vor sich hin. Dann brach sie unvermittelt ab:

„Trotzdem verstehe ich nicht, wie man so aus heiler Haut Ospedaletti mit Moorwinkel vertauschen kann. Ist doch eigentlich ein verdammter Unterschied! Du! Vor zehn Tagen noch mit weißem Sonnenschirm unter Palmen, und heute im nordschleswigschen Sibirien. Aus dem ewigen Frühling — — sitzt du nicht gut, Irm?“

Die junge Frau hatte die eingekuschelte Haltung verändert. Sie befreite Mund und Nase aus dem Biberkragen und lockerte den feuchten, klebenden Schleier.

„Ewiger Frühling —“ sagte sie mit nervösem Spott. „Das ist es ja eben. Ewig! Es gibt nichts Langweiligeres als das Ewige. Ewiger Frühling, ewige Sonne und ewige Liebe — last not least ...“

„Na, weißt du — Irm!“

Gerty Somborn lachte hell auf. Dennoch vertiefte sich das frische Rot ihres Gesichts um einige Nuancen.

„Es ist so,“ bestätigte Frau von Dolega einfach. Die feinen Lippen schlossen sich herb. Ein Leidenszug — als hätte sie schweigend einen körperlichen Schmerz zu überwinden. Dann lehnte sie sich müde zurück. „Schließlich mußte ich auch wieder flüchten — vor meinem Schatten ... dem ewigen Schatten. Von Nizza nach Nervi, von Nervi nach Ospedaletti, und von da nach Moorwinkel.“

„Graf Taps —“ nickte Gerty Somborn.

Sie nahm die Leine in die Linke. In die Rechte ließ sie die Peitsche gleiten und schwang sie nach unten hin zu einem scharfen Knall. Da die Pferde stark anruckten, klammerte Frau von Dolega sich mit einem leisen Schrei an ihren Sitz.

„Laß doch das!“ rief sie erregt und ungeduldig. „Die Pferde brauchen keine Hilfe!“

Es dauerte eine Weile, bis sich ihre Nerven beruhigten. Dann nahm sie das Gespräch wieder auf. Zerstreut und übellaunig.

„Es ist etwas Fürchterliches um die Unvermeidlichkeit dieses Menschen. Seit ich damals durch seine Schuld auf dem Eise gestürzt bin, ist er mein Horla. Und das ist fast noch schlimmer als Krüppel sein. Ich kann, ich mag den Taps nicht mehr sehen!“

„Er meint es gut, Irm.“

„Gut — jawohl. Wie jene unausstehlichen Schuldner, die nicht bezahlen können, dafür aber einem immerfort in den Weg laufen und um Entschuldigung bitten. Vor meiner Verheiratung die ganzen Jahre — und seit ich Witwe bin wieder. Einförmig und dauerhaft wie der Frühling an der Riviera ist diese Liebe. Dabei — ich weiß nicht,

ob du dich entsinnst — vor dem Unfalle hatte er nur Augen für dich gehabt . . ."

„Kindereien, Irm."

„Weil du reiten und pistolenschießen konntest —"

„Ganz recht. Ich war knapp fünfzehn."

„Und ich sechzehn. Anfang März sind es genau zehn Jahre."

Gerty Somborn nickte, ohne den Blick von der Kruppe der Pferde abzuwenden.

„Zehn Jahre —" wiederholte Frau Irmgard und kauerte sich tiefer in die Pelze. „In dieser langen Zeit verfolgt er mich — mit den bittenden Augen eines großen Hundes. Unentwegt. Schon meine Heirat war eine Flucht, wenn ich's recht überlege. Sie hat nichts genutzt. Tausendundeinmal habe ich ihm erklärt, daß ich nicht daran denke, wieder zu heiraten — und ihn schon gar nicht. Es hat nichts genutzt. In Ospedaletti" — ein leiser Schimmer von Rot huschte über das durchsichtig zarte Gesicht — „in Ospedaletti habe ich nach ihm geschlagen. Auf offener Promenade. Als ich beim Kasino vorfuhr, sprang er wieder hinzu, um mich aus dem Wagen zu heben, trotzdem ich ihm das xmal verboten habe. Kein Mensch würde bemerken, daß ich einen etwas kürzeren Fuß habe, wenn seine tapsigen Aufmerksamkeiten nicht wären. Ich stieß ihn beiseite und stützte mich beim Aussteigen auf den Chauffeur. Am Abend bin ich abgereist — heimlich natürlich. Der Mensch wäre sonst imstande gewesen, auch nach Hause zu fahren."

„Hat er schon gemacht."

„Was — —?!"

„Graf Taps ist seit gestern wieder auf Parin."

Frau von Tolega zuckte zusammen. Ihre Lippen öffneten sich, aber sie brachte zunächst keinen Laut hervor. Nur die starren, graublauen Augen schienen um Hilfe zu rufen. Dann packte sie mit beiden Händen den Arm der Schwester.

„Und da führst du mich diesen Weg!? Der dicht am Schlosse vorbeigeht!? Sofort umkehren, Gerty! Auf der Stelle!"

Gerty Somborn reagierte mit keiner Bewegung. Nur die kleinen Fäuste strafften sich fester um die Leinen.

„Das ist hier unmöglich, Irm", erwiderte sie trocken. „Der Weg ist zu schmal. Außerdem hast du nichts mehr zu fürchten. Ich habe ihn heute früh auf dem Anstand getroffen. Er hat mir erklärt, daß er — nach der Behandlung, die er zuletzt von dir erfahren — seine Bewerbungen endgültig aufgebe."

Einige Sekunden verharrte die schöne Frau regungslos. Dann warf sie die Decken zurück und beugte sich vor, um die Schwester besser ansehen zu können.

„Lach mal, Gerty!"

„Weshalb —"

„Das ist doch Unsinn, was du da redest, nicht wahr? Du willst ihn mir nur weniger unausstehlich machen —"

„Nein. Er hat's gesagt. Und es ist ihm ernst, denn er hat auf Papas Einladung zur Kesseljagd eine motivierte Ablehnung geschickt."

„Davon sagt mir kein Mensch ein Sterbenswort?"

„Du hast ausdrücklich gewünscht, daß Hektor Tappenbach in deiner Gegenwart überhaupt nicht genannt werde."

Pfeilschnell flog der Schlitten dahin.

Mit Anbruch der Dämmerung hatte der Schneefall nachgelassen. In der Ferne zeichneten sich bereits die massigen Konturen des Pariner Parks, erhob sich die Silhouette des Schloßturms mit seiner altmodischen Zwiebelkuppel. Trotz ihrer weißen Tarnkappe trat sie immer schärfer und größer aus der nebelfeuchten Dämmerung.

Irmgard von Tolega zerrte an ihren Handschuhen. Die Flügel der Nase und die fest aufeinandergepreßten Lippen zuckten. Dann lachte sie auf — aber es klang nicht fröhlich. Ein gereiztes, hysterisches Lachen.

„Das ist Unsinn! Alles Unsinn!" rief sie. „Du bist mit Taps im Komplott! Ich bin blind gewesen, das nicht zu merken. Und — vielleicht ist das noch nicht einmal alles! Ihr — ihr trefft euch heimlich! O, ich weiß —! Nein! Nicht dort vorbei! Ich will nicht! Du sollst umkehren —! Du sollst!"

Im Angesichte des Schlosses und des Grafen Hektor Tappenbach, dessen Hünengestalt vom Hofe her am Wege auftauchte, warf sie sich mit dem Oberkörper auf die Arme der Schwester und griff in die Zügel.

Die Pferde scheuten wild zur Seite — der Schlitten schleuderte quer über den Weg und schlug um.

Graf Tappenbach ließ die Gäule mit dem umgestürzt nachschleifenden Gefährt rasen, wohin sie wollten. Er sah nichts als Irmgard von Tolega, die mit schmerzhaft verzogenen Lippen und geschlossenen Augen im Schnee lag. Er litt es nicht einmal, daß Gerty Somborn ihm half, die Ohnmächtige in Decken zu wickeln. Das besorgte er allein und hob das schmächtige Körperchen in seine Arme. Mit langen Schritten eilte er dem Schlosse zu. Er atmete schwer und zitternd. Wie das Knurren eines gereizten Bernhardiners klang es, als er hervorstieß:

„Ich hab's Ihnen immer gesagt, Gerty . . .! Diese gottverfluchte Fahrerei . . . das mußte einmal schief gehen . . . die Falben sind kein Gespann für Puppenpfoten. Und nun ist das Unglück da . . . das Unglück —!"

Mit einem Aufächzen — zwischen Heulen und Winseln — preßte der Hüne die immer noch Regungslose an sich.

Gerty Somborn verantwortete sich nicht. Sie war es gewohnt, von ihm angeblafft zu werden. Die ganzen Jahre hindurch — seit Irm damals durch seine Schuld auf dem Eise gestürzt war und sich die Hüfte ausgerenkt hatte. Daß der Schwester diesmal auf der weichen, dicken Schneedecke nichts geschehen war, dessen war Gerty Somborn sicher. Irm war nur vor Schreck ohnmächtig geworden. Vielleicht auch aus Zorn. Bei der geringsten Erregung wurde sie ohnmächtig — gleichviel, ob eine Maus ihr über den Weg lief oder Papa eine der unsinnigen Rechnungen nicht bezahlen wollte. Da war also nichts dabei — jedenfalls nicht genug, um dem knurrenden und winselnden Taps einzugestehen, was sie vorhin über ihn zusammengelogen



Auf dem Eise. Nach einer Zeichnung von Max Tilke

hatte — — zum ersten Male in ihrem Leben regelrecht gelogen . . .

Nach wenigen Minuten schon erwies es sich, daß sie recht gehabt — mit ihrer geringen Besorgnis ebenso wie mit der Lüge. Frau Irmgard hob die dunkelbewimperten Lider. Als sie Tapsens treue, kummervolle Augen auf sich gerichtet sah, trat Farbe in ihr feines, nervöses Gesicht. Sie verzog den Mund zu einem zufriedenen Lächeln und vergrub die Finger der Rechten in sein dichtes Kraushaar.

Gerty Somborn nickte vor sich hin und schlich hinaus. Draußen aber — — draußen ist der tapferen kleinen Gerty Somborn etwas geschehen, was ihr noch nie geschehen war. Sie hat geweint . . . zum ersten Male in ihrem Leben herzbrechend geweint.



Ankylostoma hominis, der Erreger der Wurmkrankheit
Kopf und Hals mit Speiseröhre von der Bauchseite aufgenommen, rechts und links die Giftdrüsen; fünfzigfache Vergrößerung

Die Wurm- oder Bergmannskrankheit

Von

Dr. V. Kayßer-Dortmund

(Hierzu sechs Abbildungen nach mikrophotographischen Aufnahmen des Verfassers)

Durch die mehrfachen Verhandlungen in unsern gesetzgebenden Körperschaften, namentlich anläßlich des letzten großen Streiks im Ruhrrevier, ist es den weitesten Kreisen bekannt geworden, daß seit Jahren schon auf unsern Kohlenrevieren, speziell dem westfälischen, eine schwere Geißel lastet, die Wurmkrankheit (Ankylostomiasis).

Der Name Ankylostomiasis paßt, wie häufig bei solchen dem Griechischen entlehnten Bezeichnungen, eigentlich wie die Faust aufs Auge: er bedeutet in unmittelbarer Uebertragung: Schiefmäuligkeit. Der Name Ankylostoma oder Schiefmund ist dem die Krankheit verursachenden Wurm von den Zoologen statt des früher gebräuchlichen Dochmius gegeben worden, und zwar wegen des schief von oben nach unten beziehungsweise hinten abgestutzten Mundes, und die weitere Bezeichnung Duodenalis nach seinem hauptsächlichen Fundort, dem Zwölffingerdarm. Da aber der Wurm nicht allein im Duodenum, sondern auch in andern Darmpartien gefunden wird, der Mensch überdies, soweit bis jetzt bekannt, das einzige Wesen ist, das unter der Krankheit zu leiden hat, dürfte die von Dr. Goldberg gewählte Bezeichnung Ankylostoma hominis die meiste Berechtigung haben.

Das System stellt Ankylostoma in die Klasse der Rundwürmer, zur Ordnung der Fadenwürmer und zur Familie der strongylusartigen Rundwürmer. Die Ordnung der Fadenwürmer hat übrigens den zweifelhaften Ruhm, dem Menschen die meisten und gefährlichsten Eingeweidewürmer zu stellen, so auch Trichina spiralis, die, zwar erheblich kleiner wie Ankylostoma, ihre nahe Verwandtschaft mit dieser jedoch in mehrfacher Beziehung erkennen läßt.

Die Stellung im System gibt bezüglich der Gestalt schon bestimmte Andeutungen, sie bekundet, daß Ankylostoma ein schlankes, zierliches Würmchen von runder Form ist. Die äußerste Länge beträgt für das auch hier, wie bei andern der Ordnung angehörigen Arten, größere Weibchen 21 Millimeter, während das um ein Drittel kleinere Männchen 14 bis 15 Millimeter mißt. Es sind dies jedoch Ausnahmemaße, die selten erreicht werden, und nach Dr. Goldberg, der viele Tausende von Individuen untersuchte, dürften 16 Millimeter für das Weibchen und 11 Millimeter für das Männchen die durchschnittlichen Maße sein. Der Durchmesser beträgt 1 Millimeter, um ein weniges drunter und drüber schwankend. Die Farbe des Wurmes, an sich ein helles schmutziges Gelb, variiert je nach der Nahrungsaufnahme, nach Blut und Lymphe sehr und kann, wenn das Tier mit dem Lebenssaft des Wirtes angefüllt ist, eine rötliche bis rote sein.

Form und Größenverhältnisse ergeben sich am besten aus den nebenstehenden Mikrophotogrammen, die auch erkennen lassen, daß sich an den schwach asymmetrischen nach unten schiefgestellten Mund der sehr allmählich und ebenmäßig erstarkende Hals anschließt. Der gleichmäßig runde Körper, bei dem Weibchen in eine stumpfe Spitze endend, hat bei dem Männchen einen ganz eigentümlichen, sehr charakteristischen Abschluß, nämlich eine glockenförmige, aus äußerst zarten Häutchen gebildete Tasche, die sogenannte Bursa copulatrix, in der sich sieben bis acht fingerförmige stärkere Gebilde wahrnehmen lassen, und zwei äußerst feine, fadenförmige und bedeutend längere, die sogenannten spiculae. Während die stärkeren Gebilde die eigentlichen Fortpflanzungsorgane darstellen, sind letztere Taster, die dem offenbar an den Darmwandungen festhaftenden Männchen dazu dienen, das ebenfalls an einen bestimmten Ort gebundene Weibchen aufzusuchen. Die Taster entspringen aus zwei im hinteren Drittel des Körpers befindlichen Ganglienknoten und können leicht ein- und ausgezogen werden. Beiden Geschlechtern eigentümlich sind je zwei Drüsen am Hals, auf den Photographien deutlich zu erkennen. Man behauptet von diesen Drüsen, daß sie dem Wurm dazu dienen, um aus ihnen schnöderweise eine giftige Flüssigkeit abzusondern, als Lohn für die seinem Wirt entzogenen Säfte, und daß auf diese Sekrete die komplizierten und schweren Krankheitserscheinungen zum Teil zurückzuführen sind.

Dr. Goldberg, der sich um die Erforschung der Wurmkrankheit und ihres Erregers große Verdienste erworben und mehrere sehr beachtenswerte Monographien darüber geschrieben hat, nimmt auf Grund eigner sorgfältig durchgeführter Beobachtungen an, daß der Wurm bis sechs Jahre zu leben vermöge und so lange bei seinem Wirte aushalte, wenn nicht eine Kur seine Lebensdauer kürzt. Die Vermehrung des Wurmes kann unter günstigen Bedingungen eine ungeheure, unheimliche möchte man fast sagen, sein. Das Weibchen produziert zunächst Eier, die sich für ein Individuum auf viele Tausende, vielleicht Millionen belaufen.*) Auf dem mikroskopischen Nachweis der sehr charakteristisch gestalteten Eier beruht die Erkennung beziehungsweise die Bestätigung der Krankheit. Aus den Eiern entwickeln sich zunächst Larven. Bedingung hierfür ist mäßig hohe, möglichst gleichmäßige Temperatur von etwa 25° C und Feuchtigkeit. Früher nahm man an, daß Abschluß des Lichtes Erfordernis für die Entwicklung der Larven sei, man kam wohl dazu, weil vorwiegend in den Bergwerken der Parasit zur Entwicklung gelangt, übersah aber wohl, daß die sonst so selten gegebenen eigentlichen Bedingungen gerade hier in vollkommenster Weise erfüllt sind — das Temperaturoptimum und Feuchtigkeit, letztere in Form von Schlamm und feuchtem Kohlenstaub. Hat die Larve, die schon in dem reifen Ei zu erkennen ist, die Eihülle zersprengt und verlassen, so bewegt sie sich in der ersten Zeit ungemein lebhaft, bildet aber alsbald eine aus Chitin bestehende Außenhaut oder Hülle, hiermit in den sogenannten enzystierten Zustand übergehend. In diesem Chitinkleid, das den heftigen Bewegungen hinderlich ist, verharrt die Larve, bis sie auf irgendeine Weise in einen geeigneten Wirt gelangt, in dem sie sich durch mehrere Stadien zum reifen Wurm entwickelt und nun für die Dauer von sechs Jahren Kost und Logis von dem Wirt beansprucht.

Man nahm früher an, daß zum Zustandekommen der Wurmkrankheit die zweifellos in den Strecken der Bergwerke in großen Mengen

*) Inzwischen von mir vorgenommene Wägungen und Zählungen haben dargetan, daß in 100 Gramm der Fäces eines Wurmkranken 600000 bis 700000 Eier enthalten sind.





Links: Larve von Ankylostoma in fünfundachtzigfacher Vergrößerung; rechts: die feinste Nähnadel in der gleichen Vergrößerung



Weiblicher Wurm; sechsfache Vergrößerung

abgesetzten Eier, mit Schmutz, feuchtem Kohlenstaub und so weiter durch den Mund in den Magen beziehungsweise Darm des Wirtes gelangen müßten, bis erwiesen wurde, daß nur die Larven, nicht die Eier, sich bei diesem zum Wurm entwickeln können. Professor Dr. Looß in Kairo, ein hervorragender Zoologe und ausgezeichneter Kenner speziell der Entozoen, stellte zuerst die viel- und langbestrittene Behauptung auf, daß nicht durch den Mund, sondern durch die Haut die Einwanderung der Larven vor sich gehe, eine Behauptung, die neuerdings durch die vorzüglichen Arbeiten von Professor Schaudinn im Kaiserlichen Reichsgesundheitsamt ihre Bestätigung gefunden hat. Der genannte Gelehrte hat larvenhaltige Flüssigkeit verschiedenen Affen direkt auf die Haut appliziert und dann nach einigen Tagen die Larven in verschiedenen Stadien im Darm und andern Organen nachgewiesen, somit zugleich auch dargetan, daß die von Professor Dr. Looß gezeichneten sehr komplizierten Wege, welche die Larve auf ihrer Wanderung zum Darm verfolgt, die richtigen sind. Man muß sagen, leider hat sich die Behauptung von Professor Dr. Looß durch die einwandfreien und so exakten Untersuchungen von Professor Schaudinn bestätigt, denn es ist ersichtlich, daß sich auf diese Weise die Aufnahme von Larven viel leichter vollzieht wie durch den Mund. Wäre der letztere Weg der einzig mögliche, so würden dem Bergmann peinlich beobachtete Vorsichtsmaßregeln einen großen Schutz gewähren, dieser ist aber angesichts der Einwanderung durch die Haut ganz hinfällig, denn bei der Art der Beschäftigung des Bergmanns, bei der Beschaffenheit der Baue und der mangelhaften Beleuchtung in denselben läßt sich die Uebernahme lebensfähiger Larven gar nicht vermeiden. Die jetzt unzweifelhaft erwiesene Einwanderung durch die Haut erklärt es auch, wie eine Erkrankung von Familienangehörigen, die nachweislich nie in der Grube waren, möglich war; sie haben eben von den feuchten Kleidern ihrer Ernährer das Infektionsmaterial aufgenommen. Bei der außerordentlichen Kleinheit der Larve ist diese leicht zu verschleppen.

Die aus den eingewanderten Larven in den an den Magen anschließenden Darmpartien zu vollkommenen Individuen entwickelten Würmer saugen sich an den Darmwandungen fest. Dr. Goldberg beschreibt diesen Vorgang so, daß das Tier eine kleine Partie des Darmes in Form einer Falte einsaugt, mit den Zähnen durchschneidet und durch die so entstandene Oeffnung dem Wirt die in der Bildung begriffenen oder eben vollendeten Lebenssäfte entzieht. Daß der Parasit zum Saugen besonders beanlagt ist, ergibt sich schon aus der Form des Mundes, der scheibenförmig sich der Darmfläche anzulehnen vermag, und aus der Beschaffenheit der Speiseröhre, die mit ihrer starken, in dem Photo an der schraffierten Zeichnung kenntlichen Muskulatur dazu besonders geschickt ist. Bedenkt man, daß nach Dr. Goldberg ein Mann sechs- bis achthundert Würmer beherbergen kann, so bedarf es kaum besonderer Betonung, wie außerordentlich der bedauernswerte Wirt durch die Parasiten in Anspruch genommen und geschwächt wird. Ich will die Leser mit den traurigen Bildern, welche die Wurmkranken bieten, nicht belästigen und nur so viel sagen, daß die Leiden oft recht schwere und langwierige sind und daß die Kuren, die eben dieser Schwächung wegen mit ganz besonderer Vorsicht angewendet werden müssen, doch nicht immer Erfolg haben und vielfach mehrere Male wiederholt werden müssen, sofern der Zustand des Patienten eine Wiederholung gestattet.

Die Heimat der Ankylostoma sind die Tropen; das vielfältige und ausgedehnte Auftreten dortselbst widerlegt auch die früher gehegte Anschauung, der Larve müsse im Stadium der Entwicklung das Licht ferngehalten werden, denn dem sonnigsten Erdgürtel ist naturgemäß neben der höchsten Temperatur auch das meiste Licht gegeben, und Betriebe wie Bergbau oder dem ähnliche sind oder waren



Männlicher Wurm; sechsfache Vergrößerung

wenigstens früher kaum dort vorhanden. Sehr häufig soll der Wurm bei den Negern auftreten und sehr unter ihnen wüten, sei es, daß sie besonders empfänglich für den Parasiten sind oder ihm durch ihre Lebensweise Vorschub leisten.

In Aegypten ist ihm die seit den ältesten Zeiten bekannte, sogenannte ägyptische Bleichsucht oder Chlorose zur Last zu legen; daß hier wie anderweitig der Wurm die Ursache der mit verschiedenen Bezeichnungen belegten Krankheit sei, wurde erst verhältnismäßig spät nachgewiesen. Frölich soll den Wurm 1789 entdeckt, Dubini in Mailand 1838 zuerst den Zusammenhang mit den wohl charakterisierten Krankheitserscheinungen dargetan haben. Aus den Tropen kam Ankylostoma nach Italien, Spanien, Ungarn. Als unsre direkten Lieferanten haben wir die Italiener anzusehen, die bei Erdarbeiten, Tunnelbauten, Bergbau und so weiter viel bei uns beschäftigt sind. In die Erscheinung trat die Krankheit bei uns zuerst durch den Bau des Gotthardtunnels. Von Italienern dorthin gebracht, griff die Krankheit so rasch und in solchem Maße um sich, daß zuletzt fast sämtliche Arbeiter davon befallen waren und der Bau zeitweise unterbrochen werden mußte.

Heute ist der gefährliche Wurm Kosmopolit, kaum ein Land, wo er nicht schon seinen verhängnisvollen Einzug gehalten hat; Dr. Binz und Jakoby haben mit vielem Fleiß und großer Sorgfalt die bezüglichen Angaben zusammengetragen und gesichtet, danach fehlt der Wurm in keinem der fünf Erdteile.

Medizinalrat Dr. Tenhold, der sich speziell für unser westfälisches Kohlenrevier in dem Bestreben, die Ankylostomiasis zu erforschen und zu bekämpfen, große Verdienste erworben hat, hat auch im Verein mit dem durch sein segensreiches Wirken als Direktor des Krankenhauses „Bergmannsheil" rühmlichst bekannten Professor Dr. Löbker für Westfalen den Wurm zuerst nachgewiesen und war in richtiger Würdigung der dadurch drohenden Gefahr eifrigst bestrebt, der Seuche das Feld streitig zu machen. Nach seinem neuesten Bericht verspricht das Besprengen und Bestäuben der Strecken mit gebranntem Kalk großen Erfolg. Es ist leider Tatsache, daß von den zahlreichen Mitteln, die sich sonst zur Bekämpfung des Ungeziefers bieten, keines sich als wirksam gegen Ankylostoma erwies.



Hinterende eines männlichen Wurmes; fünfzigfache Vergrößerung

Aphorismen

Von

Otto Weiß

Alle Liebesbriefe lügen, entweder sofort oder später.

•

Schon mancher nahm sich das Leben, weil er diejenige nicht erlangen konnte, der er ein Jahr später untreu geworden wäre.

•

„Achtungserfolg" nennt man es, wenn das Publikum dem Autor jenen Beifall zollt, den es seinen Werken versagt.

•

Ein Maler vertraute mir: „Unter den verschiedenartigsten Kunstkennern sind mir jene am liebsten, die Bilder weniger beurteilen als kaufen."

•

Der Weise erkennt die Torheiten so gut wie wenig andre — und begeht sie so gut wie viele andre.

•

Jemand sagte: „Die Unbescheidenheit andrer beleidigt unsre eigne."

•

Dieser und jener kennt so viele Berühmte persönlich, daß er sich selbst berühmt vorkommt.

•

War dein Rat schlecht, dann hörst du Vorwürfe; war er gut, dann hörst du — nichts.

•

Ein Ehevermittler sagte: „Sobald die Mitgiftfrage erledigt ist, werden die Ehen im Himmel geschlossen."

•

Was die Höflichkeit besonders wertvoll macht: sie ersetzt oft die fehlende Achtung.

•

Ehe ein Künstler Meister werden will, tut er wohl daran, Schüler zu sein.

Das rechte Wort

Gedanken über den sprachlichen Ausdruck

von

Adele Hindermann

„Die Sache ist sehr einfach" — so erklärte einmal ein bedeutender Klavierspieler sein Können gegenüber einer etwas lästigen Verehrerin, „es kommt in der Hauptsache darauf an, immer zur rechten Zeit den Finger auf die richtige Taste zu legen."

Das scheint in der Tat sehr einfach zu sein. Nur — können muß man's. Und wenn man's kann, ist man immer noch kein Künstler, wohl aber sind die Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen, deren eine Kundgebung, welcher Art immer sie sei, nicht entraten kann.

Zur rechten Zeit die richtige Taste anschlagen — Auch unsre Sprache ist ein tönendes Instrument, ein wundervoll feingefügtes, auf dessen Tasten eine ganze Menschheit herumklimpert, Milliarden von Lebewesen, die immer einander „etwas zu sagen" haben, bis der Schlaf oder der Tod ihnen die Lippen schließt.

Ein Monsterkonzert, in dem jedweder zur Mitwirkung zugelassen ist; kein Wunder, daß da Dissonanzen zum Himmel schreien, daß falsche Noten das Ohr beleidigen, daß täppische Finger so bedenklich oft daneben greifen und Tasten zum Anschlag bringen, die besser stumm geblieben wären bis — zur rechten Zeit, bis sie mitschwingen sollten als notwendiger Bestandteil einer bestimmten Harmonie.

*

Daß wir Menschen in der Sprache die einzige Brücke von Kopf zu Kopf, von Seele zu Seele besitzen, das macht die Frage ihrer Handhabung zu einem Gegenstand, der schlechtweg jeden von uns sehr ernstlich angeht.

Nicht um ästhetischer Werte willen. Ich möchte im Gegenteil diese Seite der Sache hier durchaus unberührt lassen. Eine Betrachtung, die den Versuch macht, einem Interessengebiet ganz allgemeiner Natur behutsam nahezukommen, tut gut daran, Worte zu vermeiden, wie etwa — Aesthetik.

Es gibt Leute, die unrettbar dabei gähnen müssen, sie verbinden mit diesem Fremdwort die unklare Vorstellung von etwas Verstiegenem, das sich in scharfem Gegensatz zu ihrer „Schlichtheit" heit" stellt; sie würden — an dieser Stelle über „Aesthetik" stolpernd — mir kurzerhand den Rücken kehren und weitere Verhandlungen energisch ablehnen unter Hinweis auf ihr gutes Recht, zu sprechen, „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist".

Eine Attacke auf dieses gute Recht habe ich n i c h t vor. Ja, ich gehe noch weiter: ich nehme dies Recht für jeden von uns in Anspruch, wobei allerdings die jeweilige Beschaffenheit der Schnäbel erst die eigentliche entscheidende Frage aufwirft: sind sie imstande, den Bedarf an Ausdrucksmitteln wirklich zu decken?

Da steckt's; da spricht die handfeste Wirklichkeit ihr gewichtiges Wort. —

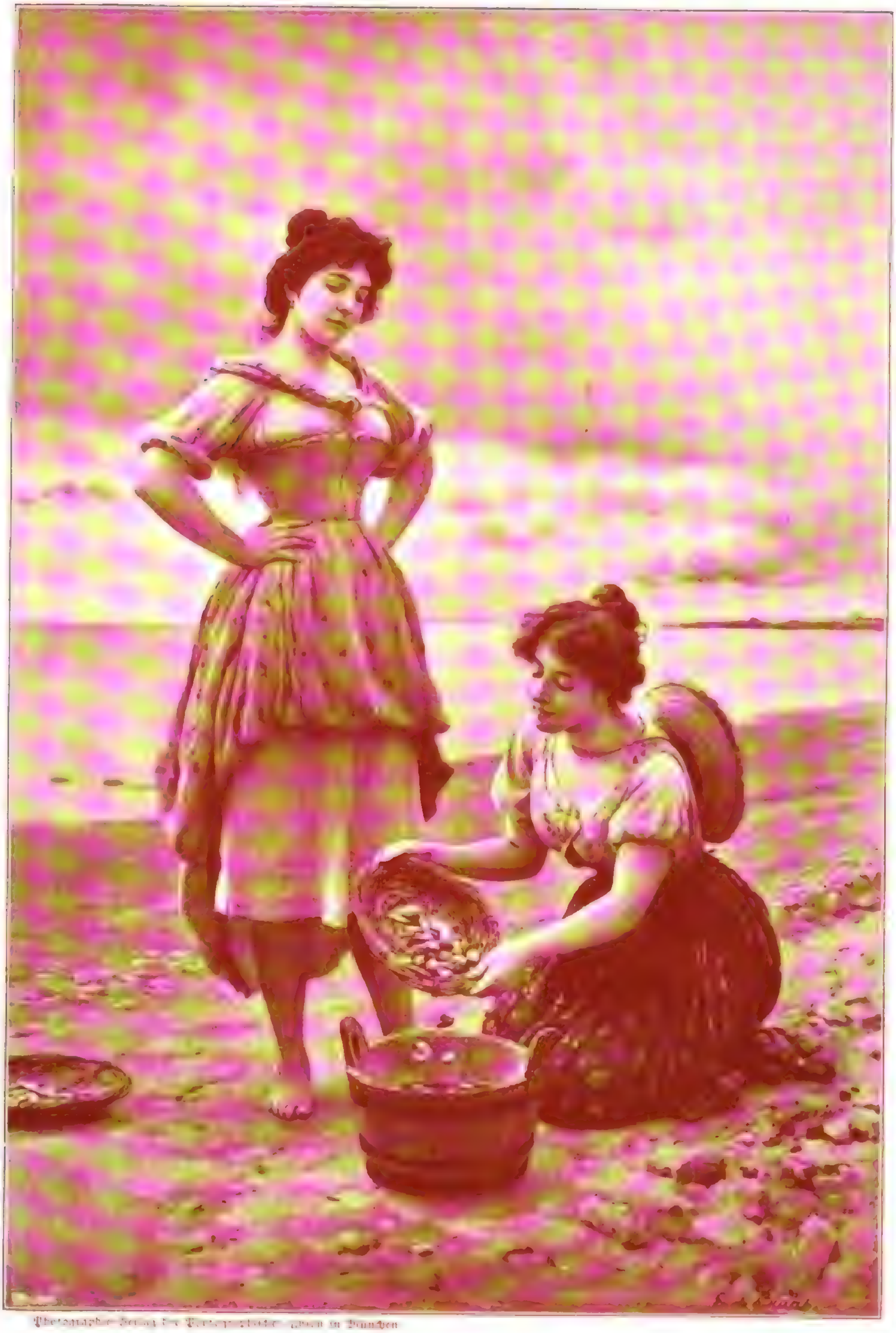
Verstanden zu werden — das ist die natürliche Absicht eines jeden, der die Lippen zum Sprechen öffnet. Mag er sich ein Beefsteak bestellen, „rasch gebraten mit Zwiebeln", mag er seine Liebe erklären, mag er „um Feuer" bitten, um „Gedankenfreiheit" oder um Gehaltszulage, mag er Segen sprechen oder Fluch über seinen Mitmenschen, mag er dem Nachbar einen Morgengruß herüberrufen oder das zündende Wort des Aufruhrs in erregte Volksmassen schleudern — verstanden will er werden in vollem Umfange.

Was die Schallwellen seiner Rede in hörbaren Lauten andern Individuen übermitteln, soll um ein Haar dem Gedankenbild hinter seiner Stirn entsprechen. Gleichgültig, ob das zu Sagende objektiv wahr oder unwahr ist, seine sprachliche Gestaltung hat sich unbeirrt dem Zwange des Wollens nach einer bestimmten Richtung hin zu unterstellen. Vollendete Nachschöpfung einer oder einer Reihe gedanklicher Vorstellungen — das ist die hohe Aufgabe unsrer Sprache.

Sie ist ihr gewachsen. Noch nie versagte sie. Unermeßlichen Geisteswerten, weltumspannenden Weisheiten hat sie lebendiges Leben, ja Unsterblichkeit verliehen. Sie hat ein flammendes Gewand für den Zorn und wird nie müde, auf weichen Schwingen das Glück zu tragen, von Seele zu Seele. Sie ist es, die des „Ich's" beengende Grenzen sprengt; ja daß wir eine Menschheit sind, und nicht Millionen n e b e n e i n a n d e r existierende Einzelwesen, unsrer Sprache danken wir es, die in unablässiger Ueberleitungsarbeit jene tausendfältigen Beziehungen der Menschen untereinander spinnt, ohne die der Begriff „Wir" überhaupt nicht denkbar wäre.

Sie stellt sich willig in eines jeden Dienst, unsre Sprache. Aus ihrem überreichen Wortschatz kann sie jedem Ergebnis eines Denkvorganges eine Hülle bieten, die sich vollendet seiner Eigenart anpaßt; was immer im menschlichen Hirn geboren wird, es findet in diesem Schatz alles, was es braucht, um genau jenen Ton lebendig zu machen, der dem bestimmenden Klange innerhalb der Gedankenwerkstatt entspricht.

Der Schatz ist da, der reiche Schatz der Worte, er braucht nur gehoben zu werden. Und das ist die Arbeit, die uns selbst zu verrichten bleibt: aus der verschwenderischen Fülle des Vorhandenen just d a s Wort herauszufischen, das seine Bestimmung,



Muschelfischerinnen

Nach dem Gemälde von Eugen von Blaas (Venedig)

Gedachtem Ausdruck zu geben, am vollkommensten zu erfüllen geeignet ist.

Daß nicht nur ein Wortbild, sondern eine ganze Anzahl Ausdrucksformen für diesen oder jenen Gedanken anwendbar sind, daß ferner ihre Anordnung zum Satzgefüge wiederum der persönlichen Wahl einen weiten Spielraum läßt — das sind Umstände, die der Treffsicherheit des Sprechenden allerorten Fallen aufstellen. Denn: nicht an der Knappheit des Wortschatzes scheitern wir im allgemeinen mit unsern Bemühungen um die Sprachkunst, sondern an seiner Vielgestaltigkeit. Davon wissen die „schreibenden Leute" ein kläglich Lied zu singen. —

Darf ich an dieser Stelle ein wenig aus der Schule schwatzen?

Wenn meine nachdenkliche Betrachtung über unser Verhältnis zur Sprache sich auch durchaus nicht auf jene wunderlichen Menschen beschränken möchte, die keinen weißen Bogen Papier sehen können, ohne ihn voll zu kritzeln, so steht der Schriftsteller immerhin, dem Wesen seiner Tätigkeit nach, im Kampf um die Ausdrucksmittel an erster Stelle.

Abgesehen davon, daß er moralisch verpflichtet ist, das feine Instrument der Sprache einigermaßen glimpflich zu behandeln: es gründet sich die ganze Art seines Schaffens auf der Umprägearbeit des Gedankens zum Wort. Sein eignes Interesse zwingt ihn, für den Betrieb hinter seiner Stirn ein Sprachgewand zu finden, das dem noch Ungreifbaren bestimmte Form verleiht, sich seinen Linien weich und doch fest anschmiegt — kurz, ein sprachliches Spiegelbild seiner geistigen Vorstellung.

Und so können Momente kommen des heißen Ringens um das rechte Wort, das — einzig rechte. Es umschwebt uns, es liegt in der Luft, aber andre umkreisen uns mit ihm, sie drängen sich vor wie lästige Fliegen, sie, die vielen „allenfalls anwendbaren" Wortgewänder von mangelhaftem Schnitt, die um meinen Gedanken, eben diesen Gedanken schlottern würden wie fertig gekaufte Kleider um manche Frauengestalt.

Wer diesen stummen Kampf einmal gekämpft hat, wer je ein bißchen Elternzärtlichkeit für sein Geisteskind besaß, das er nicht anders als adrett gekleidet in die Welt hinauszuschicken sich entschließen konnte, wer je verzagt die Feder sinken ließ und es aufgab, das rechte Wort zu erhaschen, diesen neckischen Kobold, der ihm sozusagen auf der Nasenspitze herumtänzelt — dem wird das ausgleichende Schicksal auch schon jenen Moment triumphierender Freude, aufatmender Befreiung gegönnt haben: wenn er seine Beute endlich erwischt, den Kobold am Schlafittchen hält und ihn mit wohligem Behagen an der eigens dazu bereitgehaltenen tintenfeuchten Federspitze aufspießen darf!

Eine tiefinnerliche Freude dieser Augenblick, ein kleiner Trost für jene Stunden, da uns erbarmungslose Drucklettern all unsre Sünden gegen die Ausdruckskunst höhnisch vor Augen halten. Denn Sünder sind wir allzumal — die da schriftlich und die da mündlich sprechen, und müssen unsrer Sünde Folgen tragen.

Die einen zwickt ihr künstlerisches Gewissen, wofern sie ein solches haben; die andern sehen sich allen Konsequenzen ihrer sprachlichen Mißgriffe rettungslos preisgegeben, wofern sie den Ehrgeiz besitzen, als geistig zurechnungsfähig zu gelten.

In diesem Sinne glaube ich mich mit der kleinen Indiskretion aus der Werkstatt der schreibenden Leute einer Abschweifung vom Thema überhaupt nicht schuldig gemacht zu haben; ja ich möchte behaupten, daß die Wichtigkeit eines guten sprachlichen Ausdrucks schlechtweg für jeden Menschen allstündlich durch die Praxis bewiesen wird.

Aerger, Verstimmung, ja tiefe Zerwürfnisse, unter denen die Menschheit seufzt, sind nicht immer das Ergebnis unüberbrückbarer Verschiedenheiten zwischen den Charakteren, viel öfter hingegen ist tastende Unsicherheit und täppisches Ungeschick in der Wortwahl die Ursache schmerzlicher — und so überflüssiger! — Wunden.

„Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt —"

Böse? Als Ausdruck eines haßerfüllten Gedankens wäre das „böse Wort" sprachtechnisch richtig gewählt. Und doch hat die Erfahrung gelehrt, daß so ziemlich die Hälfte sämtlicher tagtäglich umgesetzter böser Worte auf einen waschechten Haß als Ursprung nicht zurückzuführen sind. Also Mißgriffe im Ausdruck haben die andre Hälfte geschaffen, nur so — aus Versehen.

Ist das ein Trost, wo Wunden schmerzen? Wo erst am Wort, am unglücklich gewählten, der glimmende Haß sich entzündet, der vorher gar nicht da war? Wo eisige Entfremdung sich zwischen zwei Menschen schiebt, die ihrer ganzen Gesinnung nach bestimmt waren, Hand in Hand zu gehen? Wo eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit zur Verständigung ergebnislos vorüberrauschte, nur weil man einander nicht begriff, weil kein Finger die eine einzige Taste anschlug, die danach schmachtete, ihrer Stummheit ledig zu werden, sie, deren klarer Ton überzeugend das gesagt hätte, was ein ganzer Schwall von Worten vergeblich zum Ausdruck zu bringen trachtete?!

Ja, wer sie immer fände zur rechten Zeit, die richtige Taste —

Einen Talisman besäße er, der ihn sanft um des Lebens harte Ecken und Kanten herumführte, und ein Alexander-Schwert trüge er in der Hand, das mit einem Hieb jeden gordischen Knoten aus der Welt schaffte. Den schwierigsten Situationen gegenüber dürfte er lächeln in wohliger Sicherheit, er, der Herr und Meister der Sprache, der immer sagen kann, was er will.

Viel weniger braucht er zu sprechen und viel schlichter, als der Sprachstümper, dem bei der kleinsten Schwierigkeit schon der Angstschweiß auf die Stirne tritt. Der Aermste nimmt den Mund so voll als möglich, die Masse soll es bringen; der Umprägearbeit eigner Gedanken in ein eignes Wortbild fühlt er sich nicht gewachsen, verzweifelt greift er in den Schatz der Worte, die ihm „schön" erscheinen, rafft er an sich — daß es die Abgenutztheit ist, die sie blank erscheinen läßt, entgeht ihm —, auch daß eben die Flut der Worte schuld daran ist, wenn sein Gedanke rettungslos ertrinken muß. Und so gehen zwei auseinander, kopfschüttelnd, sie haben sich nicht verstanden.

Das kann ganz belanglos sein; das kann — über Schicksale entscheiden.

Stellen wir uns einen engen Kreis vor: die Familie. Noch enger: denken wir an Mann und Frau. Sie haben sich lieb, ihr Leben würden sie lassen füreinander; und dennoch — Gott hat nicht zwei Menschenhirne auf der Welt absolut gleich erschaffen — es kommen Stunden einer leisen Spannung, die Differenz zwischen dem Ich und dem Du macht sich geltend.

Verständigung tut not. Sie „sprechen sich aus".

Wem läuft da nicht ein heimlicher Schreck durch die Seele? Es gibt wohlgemeinte Aussprachen, die mit einem Schlachtfeld enden; wo in ungeschickten Händen zur schneidenden Waffe wurde, was linde zusammenzuführen berufen war: die Sprache.

Wir dürfen dabei ganz absehen von den Temperamentssünden, die etwa der Jähzorn auf dem Gewissen hat; die Unfähigkeit des einzelnen, seine seelischen Vorgänge in einem knappen, erschöpfenden Wortbild niederzulegen, sie ist in erster Linie schuld daran, wenn Geschosse durch die Luft fliegen, die keiner der beiden abzusenden gedachte. Und baß erstaunt schaut jeder auf die Wunden, die er schlug — nur weil er in seinen Ausdrucksmitteln immer so peinvoll daneben griff.

Ihnen wäre besser, sie besäßen jeder eine gut funktionierende aufklappbare Schädeldecke, durch die der andre hineinblicken und sich aus eigner Anschauung ein Bild holen könnte dessen, was da wirklich vorhanden *ist*, ohne die entstellenden Verzeichnungen ungeschickter Ausdrucksversuche.

Bis dahin stehen wir nach wie vor jeden Augenblick vor der eisernen Notwendigkeit, eine möglichst restlose Verschmelzung zwischen Gedanken und Wort aus eigner Kraft zustande zu bringen.

Es wird weiter gesprochen.

Und da wir allzumal Sünder sind, wird des Mißverstehens kein Ende sein und des schwächlichen Eingeständnisses: „*So* meinte ich es nicht."

Es ist keinen Pfifferling wert.

Das junge Jahr

Von

Alberta von Puttkamer

Es hat die frohen Augen aufgetan,
Ein Jugendwunder strahlt ihm von der Stirne;
Dort drüben liegt der neuen Tage Bahn,
Wo Sonnenröten grüßen von der Firne —

Die Mitternacht, die hinter ihm versank,
Hat zugeschlossen eine strenge Pforte;
Alle Vergangenheiten, süß und bang,
Die liegen tot an sonnenlosem Orte . . .

Es war! liegt hinter dir . . . *vor* dir: *es wird!*
Das junge Jahr führt dich auf fremde Bahnen;
Weithin in Schatten liegen sie verwirrt,
Ein Stern steht über ihnen wie ein Ahnen . . .

Du aber darfst nicht wählen, du *mußt* gehn.
Es ist durch Kampf und Weh und Sieg ein Wandern;
Du darfst nicht träumend in den Stunden stehn,
Der eine Tag reißt zwingend dich zum andern —

Und jeder, jeder Schritt, den du getan,
Wird schon Vergangenheit im Weiterschreiten;
Bald drängt hinauf und sonnenhin die Bahn,
Und bald wird sie ins Sternenlose gleiten . . .

Und alle Stunden sind wie Traum und Tanz,
Ein Reigen und ein wechselndes Entrücken,
Das dennoch leer bleibt, wenn du *selbst* den Kranz
Und Sieg nicht kannst von deinem Wege pflücken . . .

Kein Tag und keine Nacht *schenkt* dir dein Glück,
Du mußt es selbst von Höhn und Tiefen heben,
Und deine Kraft muß mühvoll Stück um Stück
Aus Weh und Lust zu einem Schicksal weben . . .

Schau hin! Der erste Tag ist hell und jung,
Doch bald verschatten deinen Weg die Lüfte,
Dann muß die Fackel der Begeisterung
Durch Nächte flammen und durch wehe Klüfte.

Sei wach! und halte Kraft und Lust geschürt,
Und du wirst nächtehin in Strahlen gehen,
Und Kranz und Sieg wird dein, weil dich geführt
Das sel'ge Heimweh zu großen Höhen! . . .



Der erste Zopf
Nach dem Gemälde von Wladimir Magidey (München)

Literatur

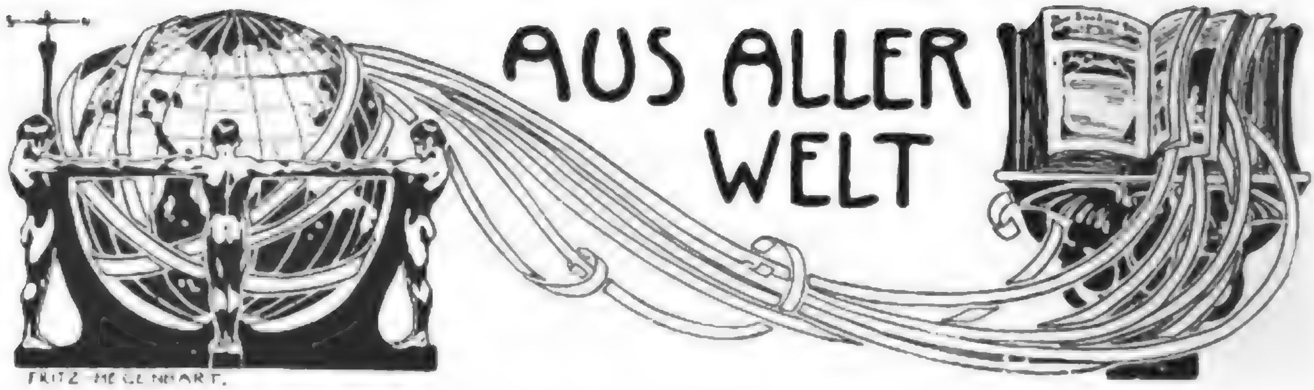
Ein neues Michelangelo-Werk.*) Seitdem Herman Grimms Buch über Michelangelo erschienen ist — ein Buch, bei allen Mängeln so voll Geist und Leben, daß es wie kein anderes geeignet war, vielen den Weg zu dem einsamen Titanen zu bahnen —, seitdem ist die kunstgeschichtliche Literatur noch um viele Werke bereichert worden, die das gleiche Thema behandeln, aber das Thema selbst hat sich vor den Augen und unter den Händen derer, die darüber schreiben, gar mannigfach gewandelt. Auch diese Wandlung liegt in der Richtung des Wegs, den das gesamte Kunstschaffen und Kunstbetrachten der letzten Jahrzehnte genommen hat: ganz kurz gesagt, den Weg vom Literarischen zum rein Künstlerischen. Für die ältere Generation war Michelangelo überwiegend der Dichter, der geniale Mensch, der in prometheischem Zürnen und Gestalten sein Inneres in einer Welt übermächtiger Gebilde offenbarte; heute gilt er uns vor allem als der Künstler, der Plastiker, der die Formensprache der bildenden Kunst um unzählige neue Formen und Möglichkeiten des Ausdrucks bereicherte; und diesen Reichtum im einzelnen festzustellen und abzuschätzen, die Wirkungen Michelangelos aus seinen Mitteln zu erklären, ist jetzt die Aufgabe, während man sich früher mehr an der Gesamtheit jener Wirkungen erhob und begeisterte. Die Gefahr, daß über der Einzelbetrachtung der Blick für die Größe der ganzen Persönlichkeit verloren gehe, ist hier geringer als irgend anderswo, denn bei Michelangelo gibt es Einzelheiten, aber keine Kleinigkeiten, er ist in allem groß und in jedem Linienzug und Meißelhieb von seiner Hand verrät sich die Handschrift seiner Seele. Diese Handschrift haben dann Unzählige nachahmen wollen, die seine Seele nicht besaßen, und dadurch, durch die Schuld der Kleinen, nicht durch seine eigne Größe ist Michelangelo der „Mann des Verhängnisses" für die italienische Kunst geworden. Und wenn uns die Tatsache, daß er das sein werde, daß sein Vorbild Verheerungen in der Künstlergeneration, die ihm folgte, angerichtet hat, an dem Mann selbst irremachen mochte, so wird gerade die Einzelbetrachtung seiner Werke ihn wieder vor uns rechtfertigen; denn sie belehrt uns, wie notwendig im künstlerischen Sinn alles bei ihm ist, wie unlösbar die äußeren Formen aus den seelischen Vorgängen, die ihn bewegen und die er ausdrücken will, sich ergeben. Solche Einzelbetrachtung hat nun bekanntlich Michelangelo selbst gerade bei seinem Hauptwerk, den Malereien der Sixtinischen Kapelle, den Menschen sehr schwer gemacht: wer die Fresken der Decke eingehend studieren will, der muß seinen Eifer bald mit Genickschmerzen und Schwindelanfällen büßen, ganz abgesehen davon, daß der Zustand der Deckenbilder sowohl wie des riesigen Wandbildes traurig ruinös und die völlige Zerstörung nur noch die Frage einer nicht mehr allzu langen Zeit ist. Und dabei nimmt die Decke der Sixtina in dem ganzen Schaffen des Künstlers eine beherrschende und zugleich eine Ausnahmestellung ein: sie ist das einzige seiner größeren Werke, das in der ganzen Großartigkeit und Monumentalität, wie er es geplant hatte, auch wirklich ausgeführt werden konnte: selbst die Mediceerkapelle, wenn sie auch als ein wahrhaft imposantes Ganzes heute vor uns steht und uns den Bildhauer Michelangelo in seiner ganzen Mächtigkeit zeigt, wie die Sixtina den Maler — selbst sie ist doch nur eine Reduktion des ursprünglichen Projekts. Darum ist es immer als ein wirkliches Bedürfnis in den Kreisen der Fachleute wie aller Kunstfreunde empfunden worden, von den Malereien der Sixtina möglichst viele Einzelreproduktionen zu besitzen, in einer Form, die doch eine bequeme Uebersicht ermöglicht. Diesem Bedürfnis kommt nun in einer nahezu idealen Weise der neueste Band der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" entgegen. Er führt uns die Werke des Meisters in 166 fast durchweg ganzseitigen Abbildungen vor; und bei der großen Zahl der Bilder kann jeder, der eine Vorstellung von dem hat, was von Michelangelo erhalten ist, sogleich schließen, daß bei der Anordnung dieses Bandes das Bestreben maßgebend war, Detailaufnahmen in reichster Fülle vorzuführen. So finden wir denn hier in der Tat nicht weniger als 70 Abbildungen nach Fresken der Decke, elf nach dem Wandbild, dem Jüngsten Gericht. Damit allein ist ein Material zum Studium und Genuß gegeben, wie es bisher in keinem, nach Anlage und Preis für weitere Kreise zugänglichen Werk über Michelangelo geboten werden konnte. Um diese Hauptmasse gruppieren sich, in annähernd gleicher Anzahl von Reproduktionen, die übrigen Werke des Meisters, von der „Madonna an der Treppe", dem vielverheißenden Frühwerk an bis zu den letzten Schöpfungen, die alle zusammenzustreben und über das Irdische hoch hinauszuwachsen scheinen in der gewaltigen Kuppel von St. Peter. Nach dem allgemein als richtig anerkannten Prinzip dieser Gesamtausgaben, vor allem den Künstler selbst durch seine Werke zum Beschauer sprechen zu lassen, ist natürlich auch bei dem Michelangelo-Band verfahren worden. Aber so wenig wie bei den andern Bänden durfte eine biographische Einleitung ganz fehlen, die in gedrängter und doch fesselnder Darstellung die äußeren Bedingungen, unter denen das Leben des Meisters sich abspielte, und die Grundzüge seiner Eigenart ausschriebe, ohne mehr sein zu wollen als gleichsam ein Vorspiel, das dem Kunstfreund Verständnis geben und Stimmung wecken, nicht aber die persönliche Auffassung und das eigne Genießen vorwegnehmen soll. Diese Aufgabe hat Fritz Knapp, der durch seine Monographien über Piero di Cosimo und Fra Bartolommeo gezeigt hat, wie er das Wesentliche einer Künstlerpersönlichkeit zu erfassen und zu gestalten versteht, in seiner Einleitung zu dem Michelangelo-Band vorzüglich gelöst. Er schildert den Lauf des fast neunzigjährigen Künstlerlebens nicht in allen Einzelheiten, aber er hebt die wichtigsten Punkte heraus und bringt uns vor allem das tragische Moment, das für die Grundstimmung dieses Lebens entscheidend ist, zu Bewußtsein. Zugleich aber deckt er in eingehenderer Analyse der einzelnen Werke den organischen und unlösbaren Zusammenhang auf, der zwischen Michelangelos innerem Erleben und der Formensprache seiner Kunst besteht, und macht uns die Entwicklung dieser Formensprache verständlich, daß wir ihre innere Notwendigkeit anerkennen müssen, auch wenn ihre letzte subjektivste Phase — im „Jüngsten Gericht" und besonders in den Fresken der Cappella Paolina — uns innerlich fern und fremd bleibt. Ein wie ergreifender Ernst liegt über dem ganzen Lebensgang und Lebenswerk Michelangelos, wie sie von diesen letzten Ausläufern aus überblickt sich darstellen! Welcher Kontrast zwischen seinen Altersjahren und denen Tizians, des andern gewaltigen Greises, der gleich ihm ein ganzes Jahrhundert der italienischen Kunstgeschichte, ihr glanz- und ruhmreichstes, miterlebt und mitgeschaffen hat! Bei Tizian alles hell, freudig, siegreich ohne Mühe, bei Michelangelo herb, glühend, voll dämonischen Ringens. Und doch, wenn wir uns beide nebeneinander denken, scheint da nicht der schwermütige Florentiner den glänzenden Venezianer noch zu überragen? Unsre Zeit zumindest mit ihrer inneren Unrast und mit ihrer Sehnsucht nach einer großen, streng gesetzmäßig schaffenden Kunst fühlt sich zu ihm im tiefsten hingezogen; und so wird ein Buch, das ihn selbst durch seine Werke zu uns sprechen läßt, heute unzählige dankbare Freunde finden.

Unter dem Titel „Die Kultur" gesellt die Verlagshandlung Bard, Marquardt & Co. ihren rühmlichst bekannten Monographiensammlungen eine neue hinzu, die sich, ihrem Titel entsprechend, mit allen Gebieten des kulturellen Lebens befassen wird. Jährlich sollen zehn Bände zum Preise von je 1.25 Mark erscheinen, als Herausgeber der Sammlung zeichnet Cornelius Gurlitt, den Buchschmuck besorgt Joseph Sattler. Die Sammlung setzt ein mit einem Essay von Houston Stewart Chamberlain: „Arische Weltanschauung", in dem der Autor der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts", der gerade jetzt auch mit einem Buche über Kant auf den Plan tritt, zur Beschäftigung mit dem echten altindischen Denken anregen und zugleich eine ernste Anleitung zu dessen Studium geben will. Chamberlain dünkt es, daß die Bekanntschaft mit dem indoarischen Denken von großem Einfluß für die endliche Befreiung aus den Banden der christlichen Dogmatik sein könne. — Für ihre sonstigen Monographienserien hat die Verlagshandlung die für regelmäßige Abnehmer sehr dankenswerte Neueinrichtung getroffen, daß jetzt monatlich von jeder Sammlung ein neuer Band erscheinen wird. So liegen jetzt aus den letzten Wochen von der „Kunst" die Bände 42: Albrecht Dürer von Franz Servaes, und 43: Der Tanz als Kunstwerk von Oskar Bie vor, von der „Literatur"-Serie Band 20: Anatole France von Georg Brandes, und Band 21: Schiller von Samuel Lublinski, und von der Sammlung „Die Musik" Band 11: Rolland, Paris als Musikstadt, und Band 12: Max Graf, Die Musik im Zeitalter der Renaissance.

*) Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 7. Band: Michelangelo. Des Meisters Werke in 166 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Fritz Knapp. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis geb. 6 Mark.



Haakon VII., König von Norwegen, mit seiner Familie



Zur Königswahl in Norwegen

Am 12. und 13. November hat in Norwegen die von Prinz Karl von Dänemark gewünschte Volksabstimmung über die Frage, ob ihm die norwegische Krone angeboten werden solle, stattgefunden und eine ansehnliche Mehrheit für den designierten König ergeben. Es wurden im ganzen 259 563 Stimmen mit „ja", 62 264 Stimmen mit „nein" abgegeben. Daraufhin hat das norwegische Storthing am 18. November den Prinzen Karl einstimmig zum König gewählt, und König Christian IX. von Dänemark hat seinem Enkel die Erlaubnis gegeben, die norwegische Krone anzunehmen. Das Resultat der Storthingwahl wurde am 20. November dem Prinzen offiziell von einer norwegischen Deputation in Kopenhagen mitgeteilt. Der neue König führt den Namen Haakon VII.



Phot. Wilse, Christiania

Ein norwegischer Königswähler



Phot. Louis Held, Weimar

Das Moltke-Standbild in Berlin
Entworfen von Joseph Uphues

Die Enthüllung des Moltke-Denkmals in Berlin

Auf dem Berliner Königsplatz, in der Nähe der Standbilder Bismarcks und Roons, ist nun auch dem dritten ruhmgekrönten Paladin Kaiser Wilhelms I., dem Grafen Moltke, von Kaiser Wilhelm II. und der Armee ein imposantes Denkmal gesetzt worden, dessen Schöpfer der bekannte Bildhauer Professor Uphues ist. Die Enthullung des Monuments, die am 26. Oktober, dem 105. Geburtstage des berühmten Strategen, stattfand, gestaltete sich zu einer großartigen Feier vorwiegend militärischen Charakters. Das Denkmal, das ebenso wie die zugehörige architektonische Anlage aus Laaser Marmor besteht, ist auf besonderen Wunsch des Kaisers in allen Teilen sehr einfach gehalten. Das fast 6 Meter hohe Standbild, das den Feldmarschall in schlichtem Interimsrock und in ungezwungener Haltung zeigt, erhebt sich auf einem hohen Sockel, auf dessen Vorderseite Moltkes Wappen und Name eingemeißelt sind. Das Ganze steht auf einem Marmorplateau von außerordentlichen Dimensionen — 55 Meter Breite und gegen 30 Meter Länge. Rund herum sind einfache Marmorwände errichtet, an denen außer Lorbeerornamenten kein Schmuck zu bemerken ist. Die Herstellung des Monuments — des größten Marmordenkmals in Berlin — hat fünf Jahre beansprucht.



Phot. Speaight, London

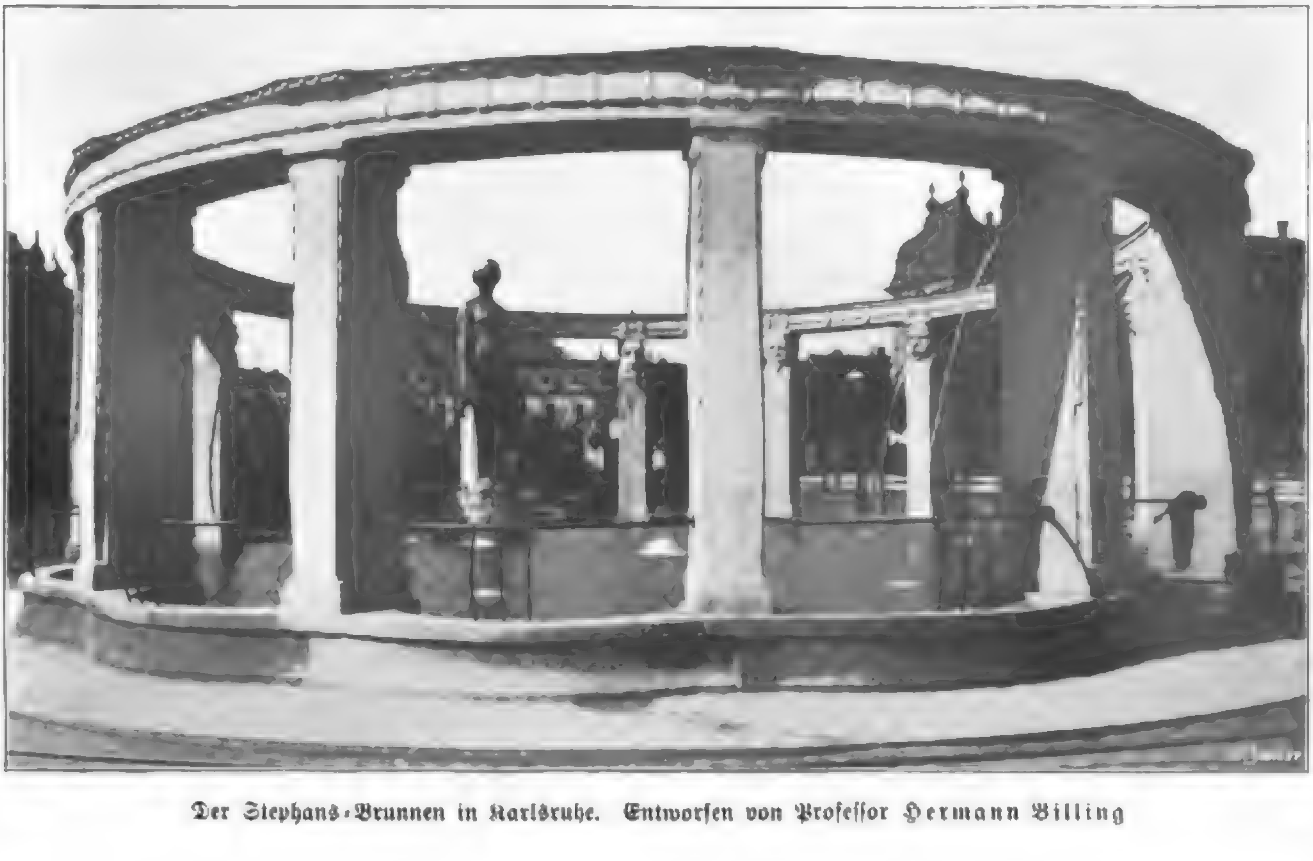
Das reichste Baby Europas, der Sohn des Herzogs von Westminster

Der reichste Säugling Europas

Außerordentlich vorsichtig in der Wahl seiner Eltern ist der kürzlich geborene erste Sohn und Erbe des Herzogs von Westminster gewesen, der als der reichste Säugling Europas gelten darf. Das Jahreseinkommen des Herzogs, der als der begütertste britische Lord gilt, beziffert man gegenwärtig auf 5 Millionen Mark, doch dürfte es sich in 35 Jahren mindestens um das Doppelte erhöhen, wenn nämlich die stets auf 99 Jahre abgeschlossenen Pachtverträge abgelaufen sein werden.

Der Stephans-Brunnen in Karlsruhe

Einen eigenartigen Brunnen, schön und lustig zugleich, hat im Auftrage der Stadtverwaltung von Karlsruhe der Architekt Professor Billing geschaffen. Inmitten einer granitenen Säulenhalle erhebt sich eine Figur aus Bronze, ein anmutiges deutsches Mädchen darstellend, das aus zwei Krügen Wasser in ein umfangreiches Becken gießt. An den Innenseiten der vierzehn Granitsäulen sind in übermütiger Karikatur, aber deutlich zu erkennen, die Köpfe stadtbekannter Persönlichkeiten



Der Stephans-Brunnen in Karlsruhe. Entworfen von Professor Hermann Billing

von Karlsruhe, darunter Oberbürgermeister Schnetzler, die Maler Professor Till, Professor Trübner, Professor Hans Thoma, Professor Fehr, Roman und Eichrodt und Professor Billing selbst, in den Stein gemeißelt.

Grossherzog Adolf von Luxemburg †

Mit dem am 17. November erfolgten Hinscheiden des Großherzogs Adolf von Luxemburg hat ein langes und bewegtes, an merkwürdigen Wechselfällen reiches Leben seinen Abschluß gefunden. Ursprünglich war der am 24. Juli 1817 geborene Fürst bekanntlich Herzog von Nassau, als welcher er seinem Vater im Jahre 1839 in der Regierung folgte. Der Anschluß Nassaus an Oesterreich kostete dem Herzog 1866 die Krone und dem Lande die selbständige Existenz. Der entthronte Fürst lebte dann in Wien, in Frankfurt a. M., später auch wieder zeitweise in seiner alten Heimat auf Schloß Königstein im Taunus. Klug und würdig enthielt er sich jeder Feindseligkeit gegen Preußen und das neue Deutsche Reich. Im Jahre 1889 wurde der ehemalige Herzog von Nassau durch die schwere Erkrankung des Königs Wilhelm III. von Holland als nächster Agnat des Hauses Nassau-Oranien zur Uebernahme der Regentschaft im Großherzogtum Luxemburg berufen und bestieg im Jahre darauf nach dem Tode des Königs als Großherzog den luxemburgischen Thron. Vor vier Jahren überließ der greise Fürst seinem Sohn, dem jetzigen Großherzog Wilhelm, die Leitung der Regierungsgeschäfte als Statthalter.



Großherzog Adolf von Luxemburg †

Der neue Leiter der deutschen Kolonialverwaltung

Als Nachfolger des zurückgetretenen Wirklichen Geheimen Legationsrats Dr. Stübel ist der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg an die Spitze der deutschen Kolonialverwaltung berufen worden. Der Prinz ist in den letzten Jahren vor allem dadurch bekannt geworden, daß er von 1900 bis zur Mitte dieses Jahres für den minderjährigen Herzog Karl Eduard die Regentschaft des Herzogtums Sachsen-Koburg-Gotha führte; die Art und Weise, in der er dieses verantwortungsvolle Amt verwaltete, hat ihm allgemeine Sympathien verschafft, und es galt seitdem als sicher, daß ihm noch weitere bedeutsame Aufgaben im Staatsdienst des Reiches gestellt werden würden. Erbprinz Ernst ist als ältester Sohn des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, des kaiserlichen Statthalters in Elsaß-Lothringen, am 13. September 1863 zu Langenburg geboren. Die Aufgabe, die der Prinz jetzt übernimmt, ist schwierig, denn er wird das von Fürst Bülow im vorigen Jahre entwickelte Programm für die Umgestaltung der Kolonialverwaltung durchzuführen haben. Seine Amtseinsetzung ist zunächst nur provisorisch, da einerseits die Stellung eines Kolonialdirektors dem Range des Prinzen nicht ganz entspricht und ihm anderseits Zeit gelassen werden soll, sich in sein neues Ressort völlig einzuarbeiten. Später wird dann die Kolonialabteilung in ein selbständiges Reichsamt umgewandelt werden und der Prinz definitiv als Staatssekretär an dessen Spitze treten.



Phot. Prof. Uhlenhuth, Koburg

Ernst Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg

Der neue preussische Handelsminister

Nachdem der „lange Möller", schneller als er selber geahnt, von dem allgemeinen Schicksal der Minister ereilt worden, hat das Vertrauen des Monarchen wiederum einen echten, rechten Beamten in das verantwortungsvolle Amt des preußischen Handelsministers berufen.

Dr. Klemens Delbrück, der am 19. Januar 1856 geboren wurde, ist ein Mitglied der bekannten Familie Delbrück, welcher der preußische Staat schon eine ganze Anzahl hervorragend tüchtiger Männer verdankt. Das Schwergewicht seiner Tätigkeit lag bisher im Osten; den altpreußischen Provinzen, die durch die überraschend schnelle Entwicklung des industriellen Westen weit überflügelt wurden, widmete er seine Arbeitskraft und er ist einer der ersten gewesen, der für die Wiederaufnahme des Kampfes gegen die Polengefahr eintrat. Als junger Landrat des Tucheler Kreises gewann er zuerst seinen Einblick in die Verhältnisse jener Grenzbezirke, wo die beiden Rassen miteinander im Streit liegen. Bald wurde er als Regierungsrat nach Danzig berufen, und im Anfang des Jahres 1896 wählte ihn die Stadt Danzig zum Oberbürgermeister. In dieser Würde kam er häufiger mit dem Kaiser zusammen, der ihn bald darauf in das Herrenhaus berief. Für die Industrialisierung des Ostens ist Delbrück besonders eingetreten; dieser Tätigkeit zumeist verdankt er wohl seine Ernennung zum Minister. Politisch gehört er zur freikonservativen Partei.



Dr. Klemens Delbrück



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Prinz August Wilhelm von Preußen



Phot. B. Gribayédoff, Paris

Von der Revolution in Rußland: Studenten und Arbeiter durchziehen mit roten Fahnen die Straßen von St. Petersburg

Prinz August Wilhelm

Nach dem Kronprinzen Wilhelm, dem Prinzen Eitel Fritz und dem Prinzen Adalbert beginnt nun auch der vierte Sohn des Kaiserpaares, Prinz August Wilhelm, allmählich in der Oeffentlichkeit hervorzutreten. Er ist am 29. Januar 1887 geboren, wird also in zwei Monaten sein neunzehntes Lebensjahr vollenden. Nach dem im preußischen Königshause geltenden Herkommen ist er dieses Jahr großjährig geworden; aus diesem Anlaß wurde der Prinz am letzten Geburtstage des Kaisers nach dem Festgottesdienst in der königlichen Schloßkapelle in feierlicher Weise vereidigt. Seine militärische und wissenschaftliche Vorbildung hat der Prinz wie seine Brüder hauptsächlich in der Prinzenschule zu Plön erhalten; gegenwärtig steht er als Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuß.

Von der Revolution in Russland

Die russische Autokratie hat vor der gewaltigen Volksbewegung, die seit Wochen das ganze Land durchbebte, kapitulieren müssen: am Abend des 30. Oktober ist die kaiserliche



Phot. A. Krenn, Zürich

Eine dem Untergang geweihte Naturschönheit: Die Stromschnellen des Rheins bei Laufenburg

Kundgebung veröffentlicht worden, die dem russischen Volk die lang ersehnte und erstrebte politische Freiheit zusichert. Mit unbeschreiblichem Jubel ist das kaiserliche Manifest im ganzen Reiche aufgenommen worden; besonders in St. Petersburg war die Begeisterung groß und stieg, was schließlich nicht wundernehmen kann, dem so lange unterdrückten Volk so sehr zu Kopf, daß sie in eine Art von Taumel ausartete und vielfach zu Ausschreitungen führte. Auch die folgenden Wochen haben dem Lande noch keineswegs die ihm so nötige Ruhe gebracht, obwohl der Zar durch die Ernennung des Grafen Witte zum Ministerpräsidenten, die Umgestaltung des Ministerrats, die Entlassung Trepows und Pobjedonoszeffs, den Erlaß einer Amnestie und andre liberale Maßregeln gezeigt hat, daß er ernstlich gewillt ist, die gegebenen Versprechungen einzulösen.



Das Kaiser-Franz-Joseph- und Kaiserin-Elisabeth-Denkmal in Tetschen
Modelliert von Karl Schaffer

Die Laufenburger Stromschnellen

Die unaufhaltsame wirtschaftliche Expansion unsrer Zeit droht leider wieder eines der schönsten Landschaftsbilder Deutschlands für immer zu zerstören. Die berühmten Stromschnellen des Oberrheins bei dem alten schweizerischen Städtchen Laufenburg sollen einem dort projektierten Kraftübertragungswerk zum Opfer fallen, vermittelst dessen die Naturkraft des Stromes industriellen Zwecken dienstbar gemacht werden soll. Trotz des einmütigen Protestes, den zahllose Naturfreunde gegen den Plan erhoben haben, mit dem die Anlage einer die Stromschnellen unterbindenden Staumauer verbunden ist, hat die badische Regierung das Projekt genehmigt, zum Glück wenigstens mit dem Vorbehalt, daß die Konzession aus Gründen des öffentlichen Interesses zurückgenommen werden kann.



Das neue Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Nürnberg. Entworfen von W. von Ruemann

Das Franz-Joseph- und Elisabeth-Denkmal in Tetschen

Anläßlich des fünfundsiebzigsten Geburtstages Kaiser Franz Josephs wurde in der böhmischen Bezirkshauptstadt Tetschen ein Denkmal eingeweiht, in dem die Verehrung der Stadt für den Monarchen und seine edle, ihm vor sieben Jahren durch einen jähen Tod entrissene Gemahlin in sinniger Weise zum Ausdruck kommt. Das Denkmal, das von der Sparkasse errichtet worden ist, erhebt sich im elegantesten Viertel der Stadt, auf dem Jubiläumsplatze. Es ist ein aus Allgersdorfer Trachyt errichteter Obelisk, den eine Ruhebank umgibt. An der Vorderseite des Denkmals befinden sich die beiden überlebensgroßen Porträts des Kaisers und der verstorbenen Kaiserin, umgeben von einem ovalen Eichenkranz mit Bändern, alles in Hochrelief modelliert, in mattem Bronzeguß ausgeführt. Die Spitze bildet die auf einem Polster ruhende österreichische Kaiserkrone in Bronze.



Phot. Heinrich Schuhmann, Wien

Das Denkmal für den Maler Canon in Wien
Modelliert von Rudolf Weyr

Das Denkmal Kaiser Wilhelms I. in Nürnberg

Die alte Reichsstadt Nürnberg ist die erste Stadt des Königreichs Bayern, die dem glorreichen Begründer der deutschen Einheit, Kaiser Wilhelm I., ein Denkmal gesetzt hat. Es ist von Professor Wilh. von Ruemann geschaffen und steht auf dem altehrwürdigen Egidienplatz, im Angesicht der Egidienkirche. Der Enthüllung des imposanten Monuments, die am 14. November stattfand, wohnten der greise Landesherr, Prinz-Regent Luitpold, und auf dessen Einladung das Kaiserpaar, der Kronprinz und Großherzog Friedrich von Baden mit seiner Gemahlin bei, so daß der feierliche Akt sich zugleich zu einem neuen, vor aller Welt abgelegten unzweideutigen Zeugnis für die Eintracht und das feste Zusammenhalten der deutschen Bundesfürsten gestaltete. — Das Standbild Kaiser Wilhelms I. ist aus Bronze; es stellt den Herrscher mit einem Lorbeerkranz auf dem entblößten Haupt, den Feldherrnstab in der rechten Hand, dar.

Das Canon-Denkmal in Wien

Einem vor zwanzig Jahren verstorbenen Wiener Künstler, dem Maler Hans Canon, der sich mit seiner starken Individualität aus dem Kreise seiner künstlerisch schaffenden Zeitgenossen in markigen Umrissen abhebt, aber trotzdem bei der Nachwelt im weiteren Sinne bereits halbvergessen war, ist von seinen Mitbürgern an der Ringstraße in Wien ein Denkmal errichtet worden, das am 27. Oktober enthüllt wurde. Schöpfer des Denkmals ist Professor Rudolf Weyr. Canon, der, ehe er Maler wurde, den Namen Alfred von Straschiripka führte und lange Zeit als Offizier in der österreichischen Armee diente, war eine Kraftnatur, die von dem ganzen ungezügelten Lebensdrang der Renaissance erfüllt war und aus einer tiefen inneren Verwandtschaft mit dem Malerfürsten Rubens heraus besonders in dessen Persönlichkeit und Kunst ihr Ideal erblickte. Berühmt wurde Canon hauptsächlich durch sein „Fischermädchen“, das seinerzeit in Wien großes Aufsehen machte. Unter seinen historischen Gemälden ist noch „Cromwell vor der Leiche Karls I.“ bekannt geworden. Ein andres bekanntes und bedeutendes Werk von ihm ist das große Deckengemälde im Treppenhause des Wiener naturhistorischen Museums, „Der Kreislauf des Lebens“.

Der Calgéer-Brunnen in Kempten

Ein neuer Zierbrunnen, nach dem Stifter Calgéer-Brunnen genannt, ist in Kempten unter materieller Beihilfe des bayrischen Staates errichtet worden. Der Schöpfer des hervorragenden Kunstwerkes ist der Münchner Bildhauer Professor Georg Wrba, ein junger, außerordentlich talentvoller Meister, dessen origineller Erfindungsgabe und bewundernswerter Tatkraft schon eine Reihe bedeutender Monumente entsprossen sind, so zum Beispiel der prächtige Brunnen in Nördlingen und die Plastiken des Rathauses in Leipzig. Zurzeit arbeitet der Künstler an einem Denkmal für Otto von Wittelsbach, das der Hauptschmuck der neuen Münchner Wittelsbacher-Brücke werden soll. Der Calgéer-Brunnen ist in Kempten an jenen Ort gestellt, von dem durch den St. Galler Mönch Magnus die christliche Lehre im achten Jahrhundert ins östliche Allgäu hinausgetragen wurde. Im Tempelbau des Brunnens, auf dem Schafte der beiden Sammelbecken, ist der Prediger Magnus dargestellt. Auf den vorspringenden Pfeilern deuten die Erzfiguren Einhorn, Hirsch, Steinbock und Hirschkuh mit reitenden Knaben die Wildnis an, in die der neue Glaubensbote seine Lehre hinaustragen will. Glücklich wie die Komposition des schönen Werkes ist auch die Platzwahl, die der Künstler allem Widerstand zum Trotz durchsetzte. In der nächsten Nähe der massigen St. Mangkirche mit dem hochaufstrebenden breiten Kirchturm löst der in großen Verhältnissen angelegte Monumentalbrunnen trotz seiner kräftigen, energischen Formen den Eindruck der Gefälligkeit aus. Die Kemptener haben allen Grund, auf diese eigenartige Zierde ihrer Stadt stolz zu sein.

A. B.



Phot. Rehle & Co., München

Der neue Zierbrunnen in Kempten. Entworfen von Georg Wrba

Der König von Portugal in Frankreich

In Paris löst seit einiger Zeit ein Monarchenbesuch den andern ab. Auf den König von Spanien, der auf seiner Rückkehr von Berlin und Wien sich wieder zwei Tage in der französischen Hauptstadt aufhielt, ist unmittelbar König Carlos von Portugal gefolgt, der seine schon längere Zeit geplante Reise verschoben hatte und erst am 22. November in Paris eintraf. Der König, der im Ministerium des Auswärtigen abstieg, blieb drei Tage in der Stadt. Am ersten Abend wurde ihm zu Ehren im Elysee ein Festmahl veranstaltet, an dem auch der Fürst von Monaco teilnahm. Am folgenden Tage jagten der Präsident und der König zusammen im Staatsforst von Rambouillet; abends fand eine Galavorstellung in der Oper statt. Den letzten Tag seines Aufenthaltes benutzte der König, der bekanntlich den Künsten und Wissenschaften ein lebhaftes Interesse entgegenbringt, zu einem Besuch des Naturwissenschaftlichen Museums und hörte mit dem Präsidenten Loubet einen Vortrag des berühmten Physikers Professor Becquerel und der nicht minder berühmten Mitentdeckerin des Radiums, Frau Curie. Abends reiste Dom Carlos nach Creuzot ab.



König Carlos Präsident Loubet

Ankunft des Königs von Portugal in Paris

Zur Vermählung des Grossfürsten Kyrill

Der seit einiger Zeit vielbesprochene Liebesroman des russischen Großfürsten Kyrill und der vormaligen Großherzogin von Hessen, Prinzessin Melitta, hat durch die kürzlich in Tegernsee erfolgte Vermählung der beiden Liebenden eine überraschende Wendung genommen. Großfürst Kyrill, geboren 30. September 1876, ist der älteste Sohn des Großfürsten Wladimir, Prinzessin Viktoria Melitta (geboren 25. November 1876) eine Tochter des verstorbenen Herzogs Alfred von Koburg-Gotha und der Großfürstin Maria von Rußland, einer Schwester des Großfürsten Wladimir, beide sind also Geschwisterkinder und hätten als solche nach den Bestimmungen der griechisch-orthodoxen Kirche einander nicht heiraten dürfen; überdies wünschte der Zar auch persönlich ihre Verbindung nicht. Die Liebenden haben sich über diese Hindernisse hinweggesetzt, und erst nachträglich hat Großfürst Kyrill um die Zustimmung des Zaren zu seiner Heirat nachgesucht, doch ist es ihm nicht gelungen, seinen Widerstand zu besiegen, vielmehr hat der Zar seinem Vetter nach dessen Vermählung seine Ungnade unzweideutig zu erkennen gegeben, indem er ihn durch Tagesbefehl vom 15. Oktober aus dem russischen Militärdienst ausschloß. Die Neuvermählten gedenken sich nun in Deutschland niederzulassen und haben bereits ein Gut in der Nähe von Koburg erworben, um dort ihren Wohnsitz zu nehmen.



Phot. Prof. Uhlenhuth, Koburg

Großfürst Kyrill und seine Gemahlin Melitta

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe II

Von Dr. F. Binder in Weimar
(Neu)
Schwarz (7 Steine)



Weiß (9 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe III

W. 1. Ta2—a5
S. 1. Kf5—f4
W. 2. Lb5—e2
S. 2. beliebig
W. 3. Da1×e5 matt.

A.

S. 1. Sg2—f4
W. 2. Da1—d4!
S. 2. e5×d4, —e4, Sf4 beliebig, Kf5×g5
W. 3. Lb5—d3, Dd4—f6, g4, ×e5 matt.

B.

S. 1. Sg2—e1
W. 2. Da1—e1
S. 2. e5—e4 oder beliebig anders
W. 3. Lb5—d7, (×) d3 matt.

C.

S. 1. Kf5—g5
W. 2. Da1×e5 matt.

Weihnachts-Wechselrätsel

Benzin, Rucksack, Stachel, Allee, Blattgold, Vorrecht, Lager, Thora, Baumschlag, Robbe, Karzer, Welle, Basis, Ammer, Anton, Birma, Nerol, Wachtel, Mitra, Oper, Scherge, Galen, Paris, Tölpel, Mailand, Commis, Lage, Schwester, Bergen.

In jedem der obigen Wörter ist die Anfangssilbe durch eine andre zu ersetzen, so, daß neue Bedeutungen entstehen. Nach richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter einen zeitgemäßen Wunsch.

Anagramm

Trotz meiner weichen Tatzen
Kann ich empfindlich kratzen.
Ein Zeichen mehr: mit Grauen
Würdest du in mich schauen. J. F.

Dreisilbige Scharade

Mitleidig kann die Erste hier,
Grausam sich dort bewähren,
Denn oft gönnt sie Vergessen dir,
Oft wird den Gram sie mehren.

Wer heiß ersehnt das andre Paar,
Tat ihm die Welt so wehe,
O, daß er's tröstlich immerdar,
Für sich erreichbar sähe!

Und bietet's ihm ein treues Herz,
Bereit, sein Leid zu teilen,
So fühlt allmählich er den Schmerz
Der tiefen Wunden heilen.

Darf auch der Dichtung zu dem Licht
Der Schatten oft nicht fehlen,
Wir möchten doch so düster nicht
Ihn wie beim Ganzen wählen. M. Sch.

Homonym

Der Handelsherren große Zahl
Verursacht es im Börsensaal;
Schon manchem hat's geschienen,
Er sei im Schwarm von Bienen.

Die Börse kennt man als den Ort,
Wo man gewinnt das gleiche Wort,
Zumal durch Spekulieren —
Man kann es auch verlieren. Dr. F. B.

Buchstabenrätsel

Nimmst von einem schlesischen Ort
Du das erste Zeichen fort,
Nennt das Wort einen schlesischen Mann,
Der manch trefflichen Vers ersann. F. M.-S.

Worträtsel

Die Schlacht, an die ich eben denke,
Und die du raten sollst, war wo?
Der Name ist gar leicht zu finden,
Sein Ende bildet er in o. E. S.

Magisches Buchstabenquadrat

a	a	a	a	b	d	d
d	e	e	e	e	e	e
e	h	h	i	i	i	l
l	l	l	m	m	n	n
n	n	o	ö	ö	r	r
r	r	s	s	s	s	s
s	t	t	t	t	t	v

Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die mittlere Reihe und die entsprechende senkrechte Reihe einen russischen General nennen.

Die andern wagerechten Reihen bezeichnen:

1. ein Tier;
2. eine Stadt an der Oder;
3. eine militärische Uebung;
5. eine Stadt in Sachsen;
6. eine Stadt in Afrika;
7. ein europäisches Königreich.

F. B.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 4:

Der Auszähl-Aufgabe: Man beginnt bei dem vierten Buchstaben, in diesem Falle also bei einem D, und erhält, wenn die vorgeschriebene Regel richtig innegehalten worden ist, folgenden Text: „Der gerade Weg ist der beste."

Des Sprichworträtsels: Die Alten zum Rat, die Jungen zur Tat.

Des Worträtsels: Der Ball.

Des Silbenrätsels: Blödsinn.

Der dreisilbigen Scharade: Helgoland.

Des Rätsels: V—erna—u, P—ilse—n, R—eva—l.

Des Sprichworträtsels: Jugend vergeht, Tugend besteht.

Des Worträtsels: Sturm, Turm.



Zerstreut

„Denken Sie, Herr Kollege, unser lieber Dr. Schmitt ist gestorben."
„Ach, was Sie sagen! — Nun, er wird sich doch dadurch nicht vom Besuch unsers Gelehrtenkongresses abhalten lassen?!"

Briefmappe

Franziska St. in Rhm. Ob der Fall sich tatsächlich so abgespielt hat, wie ihn Ihr Gewährsmann schildert, können wir natürlich nicht sagen, aber unglaubhaft ist er keineswegs. Es ist in Italien, besonders im Süden, wo das Lotto am meisten blüht, gar nicht selten, daß verzweifelte Spieler Leute, die beim Volk als Wundermänner gelten, denen die Geister die gewinnbringenden Lottonummern offenbaren, mit List oder Gewalt in ihre Hände bringen und gefangen halten, um von ihnen die Glücksnummern zu erfahren. Ein derartiger Fall hat sich erst unlängst in einem Städtchen bei Catania ereignet. Eine höchst anschauliche und charakteristische Schilderung eines solchen Wundermannes, dem gleichfalls derartiges widerfährt, gibt die italienische Schriftstellerin Matilde Serao in ihrem großartigen neapolitanischen Sittenroman „Schlaraffenland“ (deutsch von K. Manfred, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), der überhaupt einen höchst interessanten Einblick in das Leben und Treiben des süditalienischen Volkes gewährt.

Luise W. in B. Devrients Gustav-Adolf-Festspiel wird im November und Dezember dieses Jahres im Neuen Königlichen Operntheater zu Berlin durch den Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele zur Aufführung gebracht. An der Spitze des Arbeitsausschusses steht Generalsuperintendent Propst D. Faber, die Regie führt Direktor Friedrich Moest. Die Hauptrolle spielt Adolf Klein vom Lessing-Theater; zur weiteren

Mitwirkung werden 600 Dilettanten herangezogen. Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle des Vereins Berlin SW, Lindenstraße 89/II.

R. Sch. in L. Der Urheber des Ausdrucks „Racker von Staat“ ist ein Bauer aus dem Regierungsbezirk Merseburg, der dem König Friedrich Wilhelm IV. mündlich ein Anliegen vorbrachte und, als der König es mit dem Hinweis auf den Staat und dessen Ordnung ablehnte, erwiderte: „O, ich wußte wohl, daß nicht mein geliebter König mir entgegensteht, sondern der Racker von Staat.“

E. Falke in T. Unter Wanderbibliotheken versteht man Büchersammlungen, die ganz oder in einzelnen Abteilungen nach einem bestimmten Turnus von Ort zu Ort geschickt werden und an jedem Ort eine gewisse Zeit bleiben, um von den Einwohnern benutzt zu werden. Die Wanderbibliotheken, die vor allem den von den großen Bildungszentren abgelegenen Landbezirken zugute kommen, haben besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika weite Verbreitung gefunden und sich aufs beste bewährt. So besitzt der Staat Minnesota Wanderbibliotheken mit insgesamt etwa 15000 Bänden. Jede Stadt oder auch eine Anzahl von Privatleuten kann unter der Bürgschaft von zehn steuerpflichtigen Bürgern, die verantwortlich sind, Bücher aus diesen Bibliotheken erhalten. Für 50 Bücher zahlt man einen, für 25 einen halben Dollar, um die Versandkosten zu bestreiten. Die einzelnen Bücher dürfen sechs Monate lang behalten werden, dann gehen sie aufs neue auf die Wanderschaft.

Dilettant in P. Leider nicht verwendbar. Das Manuskript steht zu Ihrer Verfügung.

Dr. med. G. T. in B. Das Epigramm:
„Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus;
Quod vespillo facit, fecerat et medicus“
ist von dem römischen Satiriker Martial; von den vielen Uebersetzungen, die davon existieren, geben wir hier die neueste wieder, die sich in Karl Ettlingers jüngst erschienenem Büchlein „Der neue Martial“ (Berlin, Egon Fleischel & Co.) findet. Sie ist, wie auch die andern darin enthaltenen, frei, nicht wortgetreu:

„Scharfrichter wurde Diaulus,
Der früher als Arzt in Verruf.
Er wechselt zwar seinen Titel,
Doch bleibt er bei seinem Beruf.“

C. F. in St. Die Thronfolge in Holland ist bis jetzt noch nicht definitiv geregelt. Wenn die jetzige Königin kinderlos bleiben sollte, so kommt zunächst das Haus Sachsen-Weimar-Eisenach für die Thronfolge in Betracht, das heißt der jetzt regierende Großherzog Wilhelm Ernst, dessen Großmutter väterlicherseits, die verstorbene Großherzogin Sophie, eine Schwester des Königs Wilhelm III. von Holland (des Vaters der jetzt regierenden Königin) war. Da aber der Großherzog selbst als deutscher Bundesfürst nicht König eines fremden Landes werden kann, so würde, wenn nicht ein Nachkomme von ihm vorhanden ist, der den holländischen Thron besteigen könnte, voraussichtlich das in zweiter Linie thronberechtigte fürstliche Haus Wied die Nachfolge antreten. Die Fürstin Wied ist eine Tochter des Prinzen Friedrich der Niederlande; ihre drei Söhne sind nach dem Großherzog von Sachsen-Weimar die nächsten männlichen Verwandten der Königin Wilhelmine.

Musen-Stammtisch in Magdeburg. Der treffliche Mann, der das kürzlich auf Abbruch versteigerte alte Pfarrhaus in Niederrödern, das Geburtshaus Friederike Brions, gekauft hat, um es vor dem Untergang zu retten, indem er es in seinem Garten, nur wenige Meter von dem jetzigen Standort entfernt, wieder aufrichten läßt, ist der dortige Schlossermeister Strohecker. Lassen Sie es nicht bei dem „Hochachtungsschluck“ bewenden, sondern geben Sie dem opferfreudigen Freunde der Musen auch Kenntnis davon und tragen Sie außerdem nach Kräften dazu bei, daß sein Beispiel bekannt werde und Nachahmung finde.



Phot. Curt Kubica, Nürnberg

Der Schachwettkampf um die Weltmeisterschaft zwischen F. Marshall (links) und Dr. S. Tarrasch (rechts) in Nürnberg

Der Schachmeister-Wettkampf in Nürnberg

Der amerikanische Vorkämpfer Frank J. Marshall hatte, nachdem er den französischen Champion Janowsky in aufregendem Wettkampf anfangs dieses Jahres glänzend geschlagen, auch den deutschen Großmeister Dr. med. S. Tarrasch herausgefordert. Dieser nahm an, und man sah dem Ringen der beiden Meister mit begreiflicher Spannung entgegen. Der Einsatz der Meister betrug je 2000 Mark; Sieger sollte sein, wer zuerst acht Partien gewann, wobei Remisen nicht zählen sollten. Das Match wurde unter der Aegide des Deutschen Schachbundes, geleitet durch den Schachklub Nürnberg — Tarraschklub —, in den Tagen vom 18. September bis 14. Oktober 1905 im Parkrestaurant Rosenau zu Nürnberg ausgefochten. Lautlose Stille herrschte in dem Saale, in dem die beiden Meister, jeder von einem Ehrenzeugen sekundiert, um die Palme rangen. Am 14. Oktober — nach vierwöchiger Dauer — konnte der Vorsitzende der Spielleitung, Herr Schenzel, den Kampf für beendet erklären und den deutschen Großmeister als Sieger verkünden. Dr. Tarrasch gewann acht Partien und verlor nur eine, während acht Partien remis wurden.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

In Genf, Brest, Niort, Antwerpen, Brüssel und so weiter sind in den letzten Jahren eigne Schulzahnärzte bestimmt worden, die berufen sind, die Zähne der Kinder auf ihre Gesundheit zu prüfen. Die Ursache dieser wichtigen Einführung liegt in der Erkenntnis, daß eine rationelle Pflege der Zähne und des Mundes für das allgemeine Wohlbefinden von größter Wichtigkeit ist. Erkrankungen des Magens, der Respirationsorgane und so weiter wurden wiederholt auf eine mangelhafte Reinigung der Zähne zurückgeführt. Ein allen Anforderungen der Neuzeit entsprechendes Zahnputzmittel, wie es zum Beispiel Sargs „Kalodont", eine Zahncreme in Tuben, darstellt, kann daher nicht oft genug zur mechanischen Reinigung der Zähne empfohlen werden.

Ein Panzerautomobil

Im Hofe des preußischen Kriegsministeriums in Berlin ist kürzlich ein gepanzertes Kriegsautomobil militärischen Persönlichkeiten vorgeführt worden. Diese Tatsache ist durch eine Indiskretion in die Oeffentlichkeit gedrungen, doch sind weitere Details bisher nicht bekannt geworden. Während man also im Deutschen Reich über diesen ersten Versuch, das Automobil zur kombattanten Verwendung heranzuziehen, den Schleier des Geheimnisses breitet, operiert man in Oesterreich schon seit einigen Wochen vor aller Oeffentlichkeit mit einem Panzerautomobil, von dem wir heute eine interessante Abbildung bringen. Die Schwierigkeit, das Automobil zum Geschütztransport heranzuziehen, besteht hauptsächlich darin, daß der selbstbewegliche Wagen in erster Linie an gebahnte Straßen gebunden ist. Er kann nicht überall dort fahren, wohin ein mittels Pferden gezogenes Geschütz noch gelangen kann. Bei der österreichischen Konstruktion ist dieser Uebelstand dadurch vermieden, daß das Automobil mit einem Vierräderantrieb ausgestattet ist, das heißt nicht nur die Hinterräder dienen zur Fortbewegung, sondern alle vier Räder sind, ähnlich wie bei der Lokomot.ve, Antriebsräder. Das Automobil kann tatsächlich durch sumpfiges Terrain, über Wiesen, Felder, Aecker, über die Böschungen der Straßengräben genau so sicher fahren wie ein von Pferden gezogenes Geschütz. Dies erst macht das Panzerautomobil für militärische Zwecke verwendbar. Wie unsre Abbildung zeigt, ist das Automobil in allen seinen Teilen gepanzert, sogar der Kühlapparat ist verdeckt. Der Sitz des Lenkers ist versenkbar, so daß sich die Bedienungsmannschaft völlig den Blicken entziehen kann. Der Lenker vermag durch die beiden kleinen Gucklöcher an der Frontseite des Wagens Auslug zu halten, und wenn das Fahrzeug mit gesenktem Führersitz im Tempo von 50 Kilometern die Stunde dahinsaust, macht es fast den Eindruck einer jener unheimlichen Maschinen, mit denen nach den phantastischen Schilderungen des englischen Schriftstellers Wells die Marsmänner zu uns kommen werden. Der hintere Teil wird von einem kuppelartigen Bau eingenommen. Im Mittelpunkt befindet sich das Schnellfeuergeschütz, das nach allen Seiten hin drehbar ist. Das Automobil kann also gegen feindliche Stellungen anfahren, und der Lenker hat nicht erst nötig, durch komplizierte Manöver den Wagen in irgendeine Stellung zu bringen, sondern das Feuer kann sofort begonnen werden. Das Fahrzeug stammt aus den Wiener-Neustädter Daimler-Werken. Der Motor entwickelt 40 Pferdekräfte, sonst zeigt die maschinelle Anordnung keine Besonderheiten.



Gepanzertes Automobil auf einer Hindernisfahrt

Literatur.

— Speziell für historisch interessierte Kunstfreunde wird ein Buch aus dem Verlag von F. Enke (Stuttgart) viel Interesse haben: „Die Darstellung des ersten Menschenpaares in der bildenden Kunst" von Joseph Kirschner. Das Thema „Adam und Eva" war für die ganze Entwicklung der nachantiken Kunst von so eminenter Bedeutung, weil es den nackten menschlichen Körper, die Krone der sichtbaren Schöpfung, auch in den Zeiten strengster Askese als Aufgabe für den Künstler nicht verloren gehen ließ. Es ist also eines der wichtigsten Kapitel der ganzen Kunstgeschichte überhaupt, dessen Ablauf durch die Jahrhunderte wir hier überblicken, geführt von einem Autor, der es in seiner frischen, klaren Denk- und Schreibweise versteht, das reiche Illustrationsmaterial, das er zusammengebracht hat, zu beleben, es in den großen Zusammenhang zu bringen und zugleich in den Details, besonders auch denen anatomischer Natur, mit treffender Kritik zu analysieren.

— Einen enzyklopädischen Ueberblick über alle Gebiete der Kunst gibt das „Kunstlexikon. Ein Handbuch für Künstler und Kunstfreunde" von Wilhelm Spemann (Berlin und Stuttgart, W. Spemann). In diesem starken und doch handlichen Band findet der Benutzer Antwort auf sachliche und persönliche Fragen aus dem Bereich der Kunst wie des Kunstgewerbes, dabei sind die Grenzen besonders nach der Seite der Praxis und Technik ziemlich weit gezogen, was natürlich den Brauchbarkeitswert dieses Nachschlagewerkes sehr erhöht. Es ist eine gedrängte Zusammenfassung der älteren Werke von Bruno Bücher und Herm. Alex. Müller, von anerkannten Fachmännern auf den Stand der heutigen Forschung gebracht. Zahlreiche Textabbildungen und 128 Tafeln, deren jede wieder eine größere Anzahl kleiner, aber scharf und klar ausgeführter Zinkotypien enthält, bieten ein reiches, gerade in Sachen der Kunst so unentbehrliches Anschauungsmaterial.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.





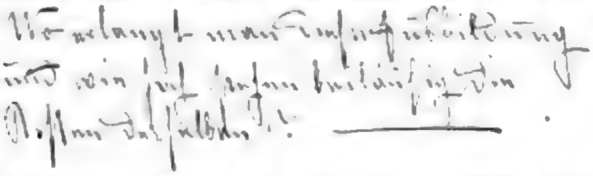
Immer protzig

„Was haben Herr Kommerzienrat Ihrem Söhnchen denn zur Konfirmation geschenkt?"
„Eine Kleinigkeit, ein Rittergütchen."

Handschriften-Beurteilung

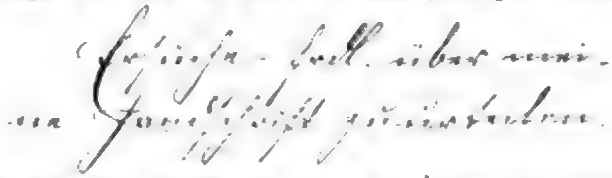
Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Therapie. Die oft mühsam und ungleich rückwärts gestellten Buchstaben im Innern eines Wortes bestätigen den Gesamteindruck Ihrer Schrift, nämlich daß die Verstellung eine gewollte ist und Sie sich Zwang antun, kühler und reservierter zu erscheinen, als Sie wirklich sind. Sie wären eigentlich impulsiv und lebhaft (lebhafte Schrift), streben aber sichtlich nach Selbstbeherrschung und haben oft Mühe, richtig Maß zu halten (siehe die Kopfe



in „diese" und so weiter). Sie sind überhaupt innerlich unruhig und erregbar und nicht harmonisch ausgeglichen. Ihr Wille ist sehr energisch und bestimmt (Keulenendungen, scharfe Kanten am Fuße der Minuskeln). Sie machen wenig Konzessionen und kümmern sich nicht stark um andre (siehe Querstrichbildung im A bei „Ausbildung"). Sich fremdem Willen zu fügen, fällt Ihnen schwer, da Sie selbst gern dominieren wollen (unten abgebrochene Endschleife im g und h, siehe „stehen", „beiläufig"). Es ist aber auch eine gewisse Effekthascherei und Gesuchtheit in der ganzen Art der Schrift leicht erkenntlich.

Sofie M. Besondere geistige Gewandtheit und starke Eigenart sind Ihnen nicht eigen (wenig individuelle Schrift), wohl aber Festigkeit des Charakters und des Willens (feste, gerade Linie).



Sie sind korrekt, pünktlich und genau, machen jedes Ding zu seiner Zeit mit Sorgfalt und sogar einer gewissen Umständlichkeit (genau geformte, bis in die Einzelheiten korrekt durchgeführte Buchstaben). Sie sind selbstgefällig und eitel (siehe Schleife im E des Wortes „Ersuche").

L. Meyer, Malenfeld b. Ragaz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.